4° Esh. Col.
41. - 7

Digitized by Google

<36635337370013

<36635337370013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1823.

Januar-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die Jesuiten und ihr Missionswesen im heutigen Frankreich.	1 – 52.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und des evangelischen Kirchenrathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1823.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Jesuiten und ihr Missionenwesen im heutigen Frankreich.

Es ist leichter, Partei zu nehmen, als gerecht zu sein. Es genügt zum Parteinehmen schon, daß man sein Vorurtheil oder seine Leidenschaft ins Spiel gesetzt finde; aber um gerecht zu sein, muß man den Krieg erst mit sich selber abgemacht, Vorliebe und Vorhaß überwunden und das stille Gleichgewicht hergestellt haben, welches nur in der religiösen Erhabenheit des Geistes über Geschrei und Staub der kämpfenden Gegenwart, und in der Würdigung des allseitigen Bösen und Guten gefunden wird. — Wider die heutigen Unruhen der Welt streiten vergebens die Maasnahmen derer an, welche ihre Einsicht höher als die göttliche Weltordnung, und ihre Gewalt oder Schlauheit höher als das eherne Gesetz der Nothwendigkeit setzen, die menschliche Vernunft zu etwas Anderm als Vernunft, die Religion zu etwas Anderm als Religion, und die Menschheit zu etwas Anderm als zu einer Menschheit machen wollen. Die Staatsumwälzung Spaniens findet ihre Rechtfertigung in den unverantwortlichen Fehlgriffen seines Hofes; die Verzweiflung Griechenlands findet sie in der Bestialität seiner asiatischen Herren, und die Gährung geht naturnothwendig aus dem Mißbrauch der Gewalt hervor, die in den Händen der jetzt daselbst siegreichen Gewalt liegt.

Als Zeugniß von Letzterm möge den Lesern der Ueberlieferungen nachfolgende Darstellung vom Wesen oder Unwesen der heutigen Missionen in Frankreich dienen, die man wohl im übrigen Europa aus Zeitungen auch als eins der zahlreichen Gährungsmittel, doch nur sehr unvollkommen, erkannte. Was aber bisher nur in verkleinernder und vernebelnder Ferne wahrgenommen ist, steht hier nun durch den kenntnißvollen und geistreichen Erzähler nahe und groß und deutlich vor unsern Blick hingezogen. Der Darsteller selbst ist im südlichen Frankreich, wir in Paris, Augenzeuge der meisten Ereignisse gewesen, und schöpfte aus dem Berichte der Augenzeugen von verschiedenen Parteien das Uebrige.

Doch was hier gegeben wird, ist nur Bruchstück aus einem größern Gemälde, auf welches wir Staatsmänner, Gelehrte und jeden Beobachter jetziger Welthändel aufmerksam machen möchten. Das Ganze wird unter dem Titel: „Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Beiträge zur neuern Kirchengeschichte", bis Ostern dieses Jahrs als ein eigenes Werk im Drucke erscheinen.

D. H.

Ein Beschluß der vereinigten Kammern des Parlaments von Paris erklärte am 6 August 1762 den Orden der Jesuiten für „seiner Natur nach unzulässig in jedem wohlgeordneten Staate", und befahl ihre Verbannung aus dem Königreiche, „unwiderruflich und ohne irgend eine Wiederkehr, unter welchem Vorwande, unter welcher Benennung oder Gestalt es auch sein möge." Ein königliches Edikt vom Jahr 1761 verlieh dem Beschlusse des Parlaments Bestätigung und Allgemeinheit.

Mit seltener Eintracht — der gemeinschaftliche Verdacht gab diesmal einen Vereinigungspunkt — handelten alle katholischen Regierungen in dem nämlichen Sinne. Ueberall wurden die Jesuiten verjagt, und Klemens XIV, wären die Tugenden irgend eines Menschen jemals einer übermenschlichen Autorität gewachsen, der Einzige vielleicht unter allen seinen damaligen

Digitized by Google

Glaubensgenossen, dem sie ohne Gefahr anvertraut werden konnte *) — Klemens XIV unterzeichnete im fünften Jahre seines Pontifikats, am einundzwanzigsten Juli eintausend siebenhundert und dreiundsiebenzig, zu Santa Maria-Maggiore die Bulle, die den Orden aufhob. Eine Märtirerthat, denn er konnte wissen, daß er sein Todesurtheil unterschrieb.

Groß war in Frankreich der Jubel der Jansenisten über den Sturz ihrer Widersacher. So hohe Wichtigkeit erkannten sie in diesem Ereignisse, daß ihnen mit demselben eine neue Aera in der Kirchengeschichte zu beginnen schien; eine neue Zeitrechnung, die sie bald auch in allen andern katholischen Ländern eingeführt zu sehen hofften **). Ihre Freude konnte leicht Etwas vorbedeuten. Von der Hegyra der Jesuiten, wie von der Hegyra Mahomeds, mag einmal die Epoche des Triumphes der Partei gezählt werden, deren Flucht sie bezeichnet.

Schon in dem Unglücke, welchem der Orden unterlag, fanden zahlreiche Anhänger desselben Gelegenheit, wenn auch nicht ihre Kräfte, doch ihr Wohlwollen an den Tag zu legen. Die Prälaten besonders gehörten zu sehr dem Hofadel an, um nicht die Besorgnisse des hellersehenden Theils der Aristokratie vielmehr, als die Freude der gallikanischen Kirche zu theilen. Christoph von Beaumont, des Verfolger Rousseau's, erklärte sich laut zum Beschützer der Jesuiten. Einige Bischöfe in den Provinzen folgten dem Beispiele des Erzbischofs von Paris. Mehrere andere, die den Aufenthalt in der Hauptstadt und am Hofe dem bei ihren Heerden vorzogen, waren im Begriffe das Nämliche zu thun, da machte das Parlament Miene, die alten, strengen Verordnungen über Anwesenheit der Bischofe in ihren Sprengeln zu erneuern und gegen sie in Ausführung zu bringen. Der Eifer erstarb auf ihren Lippen, aber nach kurzem Besinnen fielen sie über die Philosophen her, in welchen sie die Urheber dieser lästerlichen Freidenkerei der Parlamentsräthe zu erkennen glaubten. Dem Unglücklichen ähnlich, meint d'Alembert, der, als von dem Dache eines Hauses, das eben ausgebessert wurde, einiger Schutt auf ihn herabfiel, Steine in die Fenster des ersten Stockes zurückschleuderte, sich entschuldigend: „er könne nicht höher reichen."

Sogar in den Maasregeln der verschiedenen Tribunale wider den Orden herrschte nichts weniger als Gleichförmigkeit, die Bedingung ihres Erfolges. Das Parlament von Paris verlangte von allen Jesuiten, Professen oder Nicht-Professen, die im Königreiche bleiben wollten, eidliche Verzichtleistung auf ihre bisherige Ordensverbindung. Fast alle zogen das Exil dem Eide vor. Ihre Verbannung wurde befohlen, und der Befehl mit Strenge ausgeführt. Andere Parlamenter begnügten sich, die Gesellschaft aufzulösen, und liessen deren Mitglieder im ungestörten Genusse ihrer bürgerlichen Verhältnisse und Rechte. Noch andere thaten endlich nicht

*) Washington lebte und Franklin; sonst würde es heißen dürfen: „unter allen seinen Zeitgenossen."

**) Cet événement (de l'expulsion des Jésuites) fera non seulement une époque, mais selon bien de gens une vraie ère chronologique dans l'histoire de la religion. — — Les Jansénistes espèrent que ce nouveau comput ne tardera pas à être admis dans les autres pays catholiques.

d'Alembert *de la destruction des Jésuites en France.*

Digitized by Google

einmal so viel, und beunruhigten den Orden so wenig, als jene die Mitglieder desselben. Daher kam es, daß Jahre lang in einem Theile Frankreichs kein einziger Jesuit zu finden, in einem andern nur die Gesellschaft aufgehoben war, und in einem dritten der Orden selbst in allen seinen Verbindungen und Einrichtungen fortbestand. Das Edikt des Königs vom J. 1764 setzte freilich eine gleichförmige Regel an die Stelle dieser willkührlich verschiedenen Bestimmungen, indem es der Aufhebung des Ordens im ganzen Lande Gültigkeit verlieh; aber es entschied zu gleicher Zeit rücksichtlich des Verfahrens gegen die einzelnen Jesuiten für den gelindern Grundsatz, der ihnen, ohne Bürgschaft für das Aufhören einer geheimern Ordensverbindung, unter Schutz und Aufsicht der Gesetze im Königreiche zu bleiben gestattete.

Der Geschichtschreiber dieser Vorgänge, d'Alembert, überließ der Zeit die Beantwortung der Fragen, ob jene, die eine solche Bürgschaft verlangten, sich übermäßiger Strenge schuldig machten; ob nicht, indem sie diesen Abweg vermieden, die Andern in einen entgegengesetzten und schlimmern geriethen, und anstatt es zu löschen, das Feuer, das sie in der Asche vergruben, aufbewahrten. Die Zeit hat geantwortet.

Auch bei größerer Vorsicht konnte vielleicht das Verdammungsurtheil wider eine Gesellschaft, zu deren verfassungsmäßigen Lehren der Grundsatz gelegentlicher Verlarvungen gehört, kaum etwas mehr zur Folge haben, als eine Exekution in Effigie. Der Jesuitenorden war aufgehoben, aber die Jesuiten hörten darum nicht auf; sie nannten sich nur nicht mehr. Sie traten mit ältern und neuern Gesellschaften, mit der Verbrüderung des Kreuzes z. B., mit der zum Herzen Jesu, mit den Rittern zur Andacht des heiligen Grabes und mehrern andern in Verbindung *). Sie verbreiteten, besonders von Polozk aus, die Lehre der Schwärmerin Alacoque von der Andacht zum Herzen Jesu, die in St. Petersburg Eingang fand, und zu Tollheiten Veranlassung gab, welchen die Verjagung der Jesuiten ein Ende machte, und die erst vor Kurzem in dem Gefängnisse Ludwigs XVI, im Tempel, einen klösterlichen Damenverein entstehen ließ, der unter dem Schutze betrübender Erinnerungen nicht erfreulichern Hoffnungen des Ordens eine mächtige Stütze gewährt. Sie erschienen endlich als „Väter des Glaubens (pères de la foi)", und der Aufwand in den Einrichtungen, mit welchen sie, unter dieser Benennung, der ältern Form und dem alten Zwecke der Gesellschaft näher traten, läßt sich schwerlich anders als durch die Voraussetzung erklären, daß sie, zumal in Frankreich, sich ihren frühern Einfluß und Reichthum ohne Unterbrechung zu erhalten gewußt. So ist es unter andern bekannt, daß sie Nachrichten auch von geringerer Wichtigkeit, besonders von und nach St. Acheul bei Amiens, dem Hauptorte ihrer neuern Besitzungen, sich nicht auf dem

*) Mehr darüber findet sich in dem Werke: „Vorläufige Darstellung des heutigen Jesuitismus, der Rosenkreuzerei, Proselytenmacherei und Religionsvereinigung. Deutschland 1786", das merkwürdige Thatsachen erzählt, und dem die Umstände von neuem die Bedeutung einer Gelegenheitsschrift verleihen.

Digitized by Google

gewöhnlichen Wege der öffentlichen Postanstalten, sondern durch Eilboten mittheilen, Schnelligkeit bezweckend, die ihnen nützlich ist, nicht Ersparungen, deren sie nicht bedürfen. Die nähern Umstände ihrer geheimern Wirksamkeit sind übrigens lange nicht so bekannt, als das Dasein derselben. Sie selbst bringen vielleicht dereinst, nach entschiedenem Siege, die verborgene Geschichte des Ordens zur öffentlichen Kenntniß, wie glückliche Feldherren nach geendigtem Kampfe wohl von den Kriegslisten erzählen, die ein Geheimniß bleiben mußten, so lange man sich ihrer noch bediente.

So viel ist gewiß: schon während Napoleons Herrschaft hatten die Jesuiten nicht allein vor seinem Oheim, dem Kardinal Fäsch, und vor seiner Mutter Lätitia, sondern auch vor ihm selbst Gnade gefunden. Wohlunterrichtete Zeitgenossen schreiben ihm die Absicht zu, ihnen die Erziehung der Jugend anzuvertrauen; und sie ist begreiflich in ihm, der sich aus dem Schutte aller Jahrhunderte mühselig einen Thron aufthürmte, um auf der Höhe desselben zu versinken. Bald nach dem Abschlusse seines ersten Konkordats fanden sich bereits Missionäre in Frankreich; aber ihnen mangelte noch das rechte Lebensprinzip, ihrer Beredsamkeit der eigentliche Stoff, die Politik. Sie predigten in Versailles, wo ein Pater Guillou an ihrer Spitze stand, und legten den alten Weibern, die ihnen zuhörten, die Sündlichkeit der sonntäglichen Tänze in den Schenken an's Herz, und warnten den der Lektüre sehr ergebenen Pöbel, der die neue Erscheinung angaffte, vor der Leidenschaft des Romanlesens. Die Zeiten eines Selbstherrschers waren unmöglich die übrigen. Als Werkzeug mochte Napoleon sie wohl verbrauchen, wie Alles; aber Selbstständigkeit duldete er in ihnen so wenig als anderswo. Von der Heftigkeit, mit welcher er um die nämliche Zeit, wo er dem Gedanken einer jesuitischen Volkserziehung Raum gab und Missionäre predigen ließ, den wachsenden Einfluß der Priester bei dem geringsten Argwohn zu unterdrücken pflegte, liefert der Mont-Valérien in der Nähe von Paris, damals wieder zu einer Schädelstätte (calvaire) eingerichtet, ein bleibendes Denkmal. In einer Nacht ließ er Kapellen und Kreuze niederreissen und den Platz ebnen, um das den Töchtern der Ehrenlegionäre bestimmte große Gebäude aufzuführen, das noch zu sehen ist.

Als endlich der allzumächtige Schutzherr, zum Theil wohl auch, weil ihm die Schützlinge zu mächtig waren, das Ziel seiner Laufbahn erreichte, besaßen die Jesuiten bereits vier Häuser nur in Paris. Die Bourbons brauchten sie nicht mitzubringen, man fand sie vor; und auch diese Plage folgte auf Napoleon, weil sie zu seinem Nachlasse gehörte. Nur in freierer Thätigkeit entwickelten sich die Plane des Ordens, nachdem sich die Regierung, bis dahin seine argwöhnische Nebenbuhlerin, ihm in eine vertrauende Bundesgenossin verwandelt hatte, und ein Stück der Verkleidung nach dem andern warf er ab, wie ein rückkehrender Verbannter, der die Seinigen überraschen will, um immer unverkennbarer dazustehen, der Alte! in seiner alten Herrlichkeit! Darin allein entfernte er sich, nicht von den Grundsätzen, aber den Verhaltungsregeln der frühern Gesellschaft, daß er die Nebensache derselben, und die ihren mittelmäßigen

Digitized by Google

Köpfen Beschäftigung gewährte *), nunmehr zur hauptsächlichen Angelegenheit seiner bessern machte, das Missionswerk. Einst war es, in Europa wenigstens, nur der Vorwand seiner Macht gewesen; für die Zukunft soll es wahrscheinlich auch in diesem Welttheile ihren Grund legen.

Wem übrigens ungeachtet der entschiedenen Familienähnlichkeit zwischen Jesuiten, Missionären, Vätern des Glaubens noch der geringste Zweifel an ihre genaue Verwandtschaft bleiben sollte, dem würden die unverwerflichsten Zeugnisse ihn benehmen müssen, die Erklärungen des Oberhauptes der römischen Kirche selbst: die Bulle Pius VII an seinen vielgeliebten Sohn Taddäus Barzozowsky, den General des Jesuitenordens; diejenige, welche die von Klemens XIV widerrufene Stiftungsbulle Pauls III neuerdings in Kraft setzt, und zugleich den Orden — seine Rückkehr nicht sowohl, als nur das Aufhören seines Inkognito der Welt verkündigend — ausdrücklich auf die in ihr bestätigte Regel verweiset, und seine Mitglieder sich überall und immer als treue Nachfolger ihrer Väter zu bewähren ermahnt; die Antwort endlich, die der nämliche Papst den Luzernern auf ihre Bitte um Jesuiten ertheilte. „Ihr habt sie schon," antwortete er ihnen, die selber nicht wußten, wie reich sie waren, „Ihr habt sie schon, nur unter einem andern Namen; sie heißen Väter des Glaubens."

Bedeutende Fortschritte hat die Gesellschaft bereits auf der ihr zum zweitenmale geöffneten Laufbahn gemacht, und bedeutendere noch darf sie sich versprechen. Die Umstände sind ihr günstig; sie haben ihr mit neuen Freunden neue Kräfte verliehen, und ältere Gegner, wenn nicht versöhnt, doch für den Augenblick beschwichtigt. Eine gemeinschaftliche Furcht hatte, vor etwa sechszig Jahren, alle katholischen Regierungen wider den Orden vereinigt; eine andere Furcht, und eine nicht weniger allgemeine, vor andern Feinden, hat sie alle in eben so einmüthige Beschützer desselben verwandelt. Ihre Widersacher von heute waren von jeher die seinigen — und zuversichtlich übergeben sie ihm ihre Vertheidigung, da er gegen die nämlichen Angriffe seine eigene Sache zu vertheidigen hat. Drohten aber auch Gefahren von Seiten der Gesellschaft, so sind es doch die entferntern, und weniger zu fürchten scheint ihnen der Feind, welchen sie schon einmal besiegten, als der, mit welchem sie noch im ersten Kampfe begriffen sind.

Ein dauernderes Interesse verbürgte den Jesuiten des römischen Hofes Gunst oder Nachsicht. Sie blieben, welcher Sünden sie auch schuldig oder fähig sein mochten, die tauglichsten Werkzeuge seiner nicht aus den Bedürfnissen des Augenblicks hervorgehenden Politik. Daher, von allen Oberhäuptern der römischen Kirche seit Paul dem Dritten, hat nur Einer in dem Orden das Interesse der Kurie einem höhern zum Opfer gebracht; die andern alle haben ihn geliebt oder gefürchtet, bereichert oder geschont. Jene Politik war seit mehr als einem Jahrtausend

*) Personne n'est inutile chez eux; ceux dont ils attendent le moins, ils en font selon leur propre expression des missionnaires pour les villages, ou des martyrs pour les Indes.

d'Alembert a. a. O.

Digitized by Google

unveränderlich die nämliche. Sie benutzte die falschen Dekretale, um durch eine angebliche Gleichstellung aller Bischöfe — mit einziger Ausnahme des Bischofs von Rom, versteht sich — die Verwaltungsrechte der Metropoliten zu untergraben. Mit gleichem Erfolge arbeitete sie durch Exemtionen und Reservationen gegen die der Bischöfe, durch apostolische Vikariate und Nunziaturen für das fortschreitende Eingreifen eines unmittelbaren Kirchenregiments der Kurie. Ueberall ging sie, oft stillstehend, nie zurückweichend, mit besonnener Stetigkeit ihrem Ziele in einem Zustande der katholischen Kirchenverfassung entgegen, demjenigen ähnlich, in welchem sich die von apostolischen Vikaren verwaltete Kirche Irlands, durch die Entfremdung der eigenen Regierung einer auswärtigen zugewandt, schon lange befunden, und dem sich die deutsche, seit Auflösung des Reichs und endlich des Rheinbundes mit jedem Tage mehr, nicht ungeachtet aller Konkordate, sondern eben mit ihnen, genähert hat *).

Weltliche Politiker haben ihre Bewunderung der päpstlichen Kirchenregierung nicht selten bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selbst getrieben, und eine verborgene Wissenschaft in Grundsätzen zu erkennen gemeint, deren mächtige Wirkungen doch nur aus der Beharrlichkeit, mit der sie befolgt wurden, hervorgingen, und die so wenig ein Geheimniß waren, daß sie, wie der Kurie in Angelegenheiten der Kirche, so jenen Bewunderern selbst in der Verwaltung der Staaten als Richtschnur gedient haben. Sie lassen sich alle zurückführen auf jene Lehre von der Einförmigkeit, die für Ordnung gilt, weil sie das Befehlen erleichtert; die jeder eigenthümlichen Form der Verwaltung, jedem selbstständigen Ansehen örtlicher Autoritäten feind ist, und alle Zweige des öffentlichen Lebens zu umfassen meint, indem sie dieselben vereinigt; auf jene Regierungskunst, die erst in unsern Tagen durch Napoleon zur Vollendung gebracht wurde und von der er — der Zukunft vielleicht ein warnendes Beispiel, seinen Zeitgenossen aber ein Muster hinterließ; mit Einem Worte, auf das System des Centralisirens. Dem Orden, der eine Pflanzschule von Missionären abgibt, muß ein System wie dieses die Gunst der Kurie versichern; denn Missionäre wie Nunzien arbeiteten von jeher in dem nämlichen Sinne, wenn gleich unter andern Verhältnissen, für die Ausbreitung und Anwendung desselben. Die Nunzien waren in der That nie viel mehr als Hofmissionäre, und man kann die Missionäre ganz füglich als Dorfnunzien betrachten.

Der Aristokratie — eine Benennung, welche in diesem und fast in jedem Zusammenhange den vornehmern Geburtsadel bezeichnet, der seine gegenwärtige Stellung einnahm, als mit der Verwandlung der Hoflager in Höfe aus den Feudalmagnaten Höflinge wurden — der Aristokratie letzte Zwecke und des Ordens nächste sind dieselben, Finsterniß und Willkühr. Ob auch

*) Als Zeuge der Gefahren dieser Annäherung darf Joh. Ludwig Koch, in seinem nicht allein ausführlichen, sondern auch vortrefflichen „Rechtsgutachten über das Verfahren des römischen Hofes in der Angelegenheit der Konstanzer Bisthumsverwaltung des Kapitular-Vikars, Freiherrn von Wessenberg; Frankfurt a. M. 1819“ genannt werden, ohne daß man ihm gerade darum auch jene Meinung in Ansehung der Konkordate zuschreiben müßte.

Digitized by Google

der Orden letzte Zwecke habe? — die Frage iſt ſchwerlich nur aufgeworfen; und iſt ſie es, ſo überläßt man die Aufgabe der Vorſicht zu löſen auch diesesmal der Zeit.

Zu vermuthen iſt, daß auſſer der Gleichheit ihrer Abſichten auch eine gewiſſe Sympathie die Bande knüpfen mag, durch welche beide Theile mit einander vereinigt werden; ſo zahlreich ſind die Berührungspunkte, die ſich zwiſchen ihrer beiderſeitigen Meinung von ſich ſelbſt und ihrem Verhältniſſe zu den übrigen Mitgliedern der Geſellſchaft finden. Wie der Hofadel eigentlich nirgendswo den Völkern, die er beherrſcht, ſondern zunächſt ſeinem Stande angehört, und eine Abtheilung nicht in jenen, ſondern in dem menſchlichen Geſchlechte bildet: ſo bilden Jeſuiten, in höherm Grade noch als andere Ordensgeiſtliche es thun, eine Abtheilung, nicht in dem National-Klerus dieſes oder jenes Landes, ſondern in der ganzen chriſtlichen Kirche. Eine Art geiſtlicher Hoffähigkeit ſcheint dem Jeſuiten unter allen ſeinen übrigen Fähigkeiten ſo theuer zu ſein, als ſie dem Höflinge nur immer in Ermanglung aller andern ſein kann. „Von der Geſellſchaft Jeſu“ nennt er ſich mit dem nämlichen Selbſtgefühle, mit dem ſich dieſer bewußt iſt, zu der des Fürſten zu gehören; und wenn der Adel, wie es auf der Ständeverſammlung von 1614 ausdrücklich und durch ſein Betragen zu jeder Zeit geſchah, mit Abſcheu der Zumuthung auswich, die Mitglieder des dritten Standes nur als jüngere Brüder anzuſehen, ſo rühmte ſich der Orden hingegen Vorzüge zu beſitzen, auf die ohnehin kein anderer Geiſtlicher die entfernteſten Anſprüche machen konnte. Man kennt aus der berüchtigten Imago primi seculi das Verzeichniß ſeiner geiſtlichen Privilegien, unter deren weniger bedeutenden ſich auch eine unfehlbare Anwartſchaft auf die ewige Seligkeit für jeden Jeſuiten befindet, und die Art, wie von dem Stifter dieſes Kirchenadels geſprochen wird. „In neuern Zeiten aber“, rief einer ſeiner Lobredner, „ſprach Gott zu uns durch ſeinen Sohn Ignatius, den er zum Erben aller Dinge eingeſetzt“ *); ein Lob, dem, nach der Bemerkung der Schüler dieſes Erben ſelbſt, zur Vollſtändigkeit nur die paar Worte fehlen: „und durch den er die Welt geſchaffen.“ **) Wie jener Adel, die unanſtändige Mühe des Erwerbs und ſogar das eigentliche Verwaltungsgeſchäft, eben weil es ein Geſchäft iſt, verſchmähend, ſich vorzugsweiſe dem Regieren widmet, als hätte Virgils Aufruf an die Römer zur Beherrſchung der Welt ***) ihm gegolten, obgleich man eben in keinem Sinne von ihm behaupten kann, daß er jemals die Eroberung derſelben gemacht hätte: ſo findet auch der Orden, durch päpſtliche Gnade von den mechaniſchen Prieſterverrichtungen des Brevierleſens, des Beobachtens der kanoniſchen Horen u. dgl. entbunden, und der gemeinen Seelſorge überhoben, in dem Beichtſtuhle, auf der Kanzel und auf dem Lehrſtuhle ſeine Beſtimmung in den höhern Künſten der Seelenregierung. Und wenn Jener endlich

*) Novissime autem diebus istis locutus est (Deus) nobis in filio suo Ignatio, quem constituit heredem universorum.

**) Per quem fecit et secula. So äuſſerte ſich der Dominikaner Dega in einer im J. 1610 am Feſttage des heil. Ignatius gehaltenen Predigt.

***) Tu regere imperio populos, Romane, memento: etc.

Digitized by Google

als dem Höchsten menschlicher Weisheit einer Politik huldigt, bei deren Anwendung die Moral, im besten Falle, unnütz erscheint, so ist in dieser Hinsicht dem Orden das Größere gelungen, indem er seiner Politik, durch eine geschickte Kasuistik, die Moral dienstbar machte. Dem Staatskünstler mag die Gewissenhaftigkeit störend in seinen Weg treten; der Wissende des Ordens weiß sich ihrer zu bedienen. Mit Wohlgefallen sieht er auf den Kapuziner herab, der es redlich meint, mit dem wohlgefälligen Bewußtsein des eigenen Standpunktes auf einer Höhe, von der er sogar die Ehrlichkeit übersieht.

Eben das eigenthümliche Wesen des Ordens aber, das ihn den vornehmsten Ständen angenehm und ähnlich macht, entfremdet ihn seinem eigenen Stande, der Geistlichkeit. Die Regierungen, die Päpste, der hohe Adel waren ihm geneigt und sind es wieder; den heftigsten Widerstand setzten ihm von jeher die Universitäten, die andern religiösen Orden und ganz vorzüglich die Weltgeistlichen entgegen, und diesen Widerstand hat die entschiedene Herrschaft des heutigen Ultramontanismus nur bedeutend vermindert, aber keineswegs ganz beseitigt. Heute noch zählt der Orden seine erklärtesten Gegner unter den Pfarrern, die insbesondere den Missionsgeschäften desselben abhold sind, weil diese am unmittelbarsten in den Kreis ihrer eigenen Autorität und Wirksamkeit eingreifen. Sogar unter den Prälaten finden sich, aus dem nämlichen Grunde, Spuren eines ähnlichen Widerwillens, wenn gleich seltenere. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Mission von sechszig Kapuzinern Zwietracht und Unordnungen aller Art über Marseille gebracht hatte, that der damalige Erzbischof du Belloy einen Eid, keine Mission, von welchem Orden sie auch sein möge, ferner in seinem Sprengel zu dulden. Man erinnerte sich seiner, als im Jahr 1820 der gegenwärtige Inhaber des erzbischöflichen Stuhles nur dem überflüssigen Lärm der neuern Missionäre Schranken zu setzen vergebens bemüht war. Die Prozession vom zweiten Februar, an welchem Tage die Jungfrau de la Garde von einem Tages zuvor in der Stadt abgelegten Besuche nach ihrer Kapelle zurückgebracht zu werden pflegt, ging ungeachtet seines erklärten Widerspruches mit allem fanatisirenden Theaterprunke vor sich, durch den die Missionäre ihre Gegenwart zu verkündigen entschlossen waren, und der Prälat begab sich unterdessen nach Aix, um dem Unwesen auszuweichen, dem er nicht zu steuern vermochte. Montpellier blieb in demselben Jahre von Missionären verschont, so einladend auch für sie die Nähe und Wichtigkeit des Ortes und die Aussicht, ihre Triumphe in der Mitte einer zahlreichen protestantischen Bevölkerung zu feiern, sein mußten. Erst im nächsten fanden sie sich ein. Die Bewohner schrieben das Ausbleiben der Jesuiten im Jahre 1820 der Festigkeit des allgemein geachteten Bischofs Herrn Fournier zu, der ihnen den Eintritt in seine Diözese verweigerte; ihre Ankunft im Jahre 1821 einem Winke von hoher Hand, der den Prälaten zur Nachgiebigkeit bewog.

Des Hasses der kleinen Kirche wider die Missionäre ist bereits gedacht worden. Einem Partei-Interesse des Augenblicks mag er seinen Ursprung verdanken; aber die Opposition der Weltgeistlichen, hauptsächlich die der Pfarrer, ist eine nothwendige Folge dauernder Verhältnisse,

Digitized by Google

und scheitern auch diesmal die Eroberungsplane der Kurie, so dürften sie auch diesmal, nicht in dem Widerstande der Angegriffenen, die dem Joche blind entgegenkriechen, sondern in der Ungelehrigkeit ihrer eigenen Diener ihre Klippe gefunden haben. Von jeher brachte die Zwietracht der Priester unserm Geschlechte mehr Segen, als die vereinigte Macht aller ihrer Widersacher.

Die Missionäre ihrerseits, weit entfernt, die Mißgunst der Weltgeistlichen sich oder ihren Zuhörern zu verheimlichen, weit entfernt, jene durch Schonung zu versöhnen, scheinen vielmehr, gestützt auf die mächtigere Gunst vornehmer Gönner, ihre Uebermacht gern zur Schau zu tragen, als wäre sie ein Sieg. Unmittelbare Gesandte des h. Peters, dünken sie sich unstreitig hoch erhaben über die armen Pfarrer, die doch im besten Falle nichts weiter sind, als Beauftragte der Nachfolger aller übrigen untergeordneten Apostel; und geben sie nicht undeutlich zu verstehen, daß ihnen in ihrem Wirkungskreise, jener höhern Sendung gemäß, auch eine unmittelbare göttliche Leitung zu Theil werde *). „Sehet den Fall," sprach einer ihrer Verehrer **) von der Kanzel der Kirche Notre Dame du Mont in Marseille zu seinen Zuhörern, „sehet den Fall, ein Missionär lasse mitten in der Rede sein Heft fallen, und das Gedächtniß versage ihm den Dienst. Was thut er? Er hebt plötzlich die Augen gen Himmel; Gott begeistert ihn; er sagt erhabene Dinge, von welchen weder er noch sonst Jemand ein Wort versteht, und eben das ist es, was Effekt macht und was die verirrten Schafe zurückführt."

In dem nämlichen Sinne wissen sie nicht beredsam genug die Wirksamkeit ihrer Missionsübungen, ihrer Beichten, Bußen, Reden und Absolutionen, in Vergleichung mit andern, den gewöhnlichen Seelsorgern zu Gebote stehenden Trost- und Hilfsmitteln der Religion, anzurühmen. In der St. Martinskirche zu Marseille war ein Missionär in seiner Predigt begriffen, als mit einer Klingel das übliche Zeichen des Anfangs der Messe gegeben wurde. Er gebot dem Küster, mit dem Klingeln einzuhalten; da trat eben der Priester zur Verrichtung seines Amtes aus der Sakristei, und mehrere der Zuhörer standen auf, um ihm zu folgen. „Bleibt!" rief der Missionsprediger ihnen befehlshaberisch zu: „Bleibt! Was ich Euch sage, ist nothwendiger als die Messe. Von der Messe verstehet Ihr doch nichts, und was ich Euch verkündige, das verstehet Ihr." ***)

Jeder gute Katholik mag wohl befugt sein, ein Aergerniß an der unanständigen Leichtfertigkeit zu nehmen, mit der sich dieser Missionär über die heiligste Handlung des römischen

---

*) In diesem Sinne verkündigte sie, unter andern bei ihrer Ankunft in Montpellier verbreiteten Flugschriften, eine unter dem Titel: „Qu'est-ce que la Mission? erschienene.

**) S. den Phocéen No. 1 vom 5 Januar 1820. Der Verfasser beruft sich auf diese Zeitung, von der während der Mission zweiundzwanzig Blätter in Marseille erschienen, und deren Inhalt und Schicksale für die Geschichte des Missionswesens von Wichtigkeit sind, weil ihm Augen- und Ohrenzeugen die Wahrheit der darin enthaltenen Nachrichten bestätigten.

***) S. No. 4 und No. 6 des Phocéen vom 15 und 22 Januar 1820.

Digitized by Google

Gottesdienstes, die Messe, ausließ, zumal da von einer sonntäglichen die Rede war; aber es entschlüpfte ihm in seinem Uebermuthe doch nur eine betrübende Wahrheit. Er bezeichnete den Geist einer Religion, wie Seinesgleichen sie zu verkündigen pflegt, in der das Heiligthum ein Geheimniß bleibt und der Fanatismus verständlich zu Allen spricht.

So etwa mögen Hoffnungen und Besorgnisse der Regierungen und der Kurie, des Adels und der Geistlichkeit, den Missionären gegenüber beschaffen sein, aller Mächte und Stände der Gesellschaft, durch ihre Stellung in derselben auf ein Glück angewiesen, dessen sie nur auf Kosten Anderer theilhaftig und froh werden können. Bedarf es noch der Untersuchung, in welchem Verhältnisse die neue Regierungsmaschine zu den Fürsten steht? — Die Schmeichelei des Verraths mag ihnen ein anderes Glück versprechen, als das ihrer Völker. Betrachten wir, welchen Einfluß dieselbe auf das Wohl der Menschen verspricht, und mit der Frage wird auch jene beantwortet sein.

Zu ihrer Beantwortung aber führt kein geraderer Weg, als der, sich Rechenschaft zu geben, nicht zunächst über die Absichten, sondern über die Eigenthümlichkeiten dieser neuen Volkslehrer. Ihr eigener geistiger und sittlicher Standpunkt liefert am sichersten das Maas derjenigen Höhe oder Tiefe, zu der sie ihre Zeitgenossen erheben oder herabreissen wollen. Die Betrachtung desselben mag uns zur Warnung, vielleicht auch zur Besserung dienen. Sie lehrt uns Demuth, und daß wir nicht glauben sollen, es sei Licht, weil Einigen die Dunkelheit zu lange dauert.

Dem Karneval pflegt unmittelbar die Mission zu folgen. Früher angekündigt, war sie schon lange der Schrecken der Friedfertigen, der Zeitvertreib der Müßigen, der Triumph der Eiferer. Endlich erscheinen die Missionäre; an ihrer Spitze Herr von Forbin-Janson, aus einem alt-adelichen Geschlechte, der seiner Geburt und seinem Range gemäß wahrscheinlich in einem eigenen Reisewagen anfahren mag. Seine Gehilfen bedienen sich herablassend der Erfindung eines Kommunikationsmittels der leidigen Zivilisation, und füllen einige Diligencen. Unterdessen verliert die Gesellschaft des Postwagens dadurch, daß sie nur aus Missionären besteht, nichts an ihrer Eigenthümlichkeit; sie bleibt die gemischteste von der Welt. Wir finden hier einen Exkaplan Napoleons, Herrn von Rauzan, einen ehemaligen Advokaten, Herrn Fayet, einen ehemaligen Dragoner-Kapitän mit dem Kreuze der Ehrenlegion in dem Pater Guyon, der erst im Spätjahre 1821 die allgemeine Missionsgesellschaft, zu der er gehörte, verlassen hat, um sich ausschließlich der französischen zu widmen *). Hier finden sich gewandte glatte junge Herren, deren eindringlicher Beredsamkeit das weibliche Herz nicht zu widerstehen vermag, und Schreibäfse (des aboyeurs) für den Pöbel **). Sogar einige bankerotte Kaufleute sollen in dieser Gesellschaft dem Hafen des Heils zusteuern, nachdem sie vor dem des Glückes Schiff-

*) S. den Constitutionnel und das Journal des débats vom 3 Nov. 1821.

**) So war die Mission von Riom im J. 1818 zusammengesetzt. S. Bibliothèque historique, T. V. p. 116, und ebenso ungefähr die von Marseille im J. 1820.

Digitized by Google

bruch gelitten *). Lauter fromme, kluge Leute, die unter allem Wechsel der Umstände ihr Heil niemals aus dem Gesichte verloren.

Das Missionswerk beginnt mit Prozessionen. Sie folgen dem Karneval; aber wer es nicht wüßte, könnte leicht dafür halten, daß sie ihn beschließen, und in den Irrthum jenes Kindes gerathen, das auf den Armen seiner Wärterin einen solchen Zug in Montpellier ansah, und in die kleinen Hände klatschend ihm ein fröhliches „Ah, der Karneval, der Karneval!“ entgegenrief; so sehr erinnern an den eben erlebten Fastnachtsspektakel diese bunten Gewänder, diese Fahnen und Bilder, diese Mummereien der büßenden Brüderschaften, der weltliche Lärm der Janitscharen-Musik, der Trommeln und Pfeifen, der Geschwindschritt, in dem das Ganze dahinfliegt, und die wohlbekannte lustige Melodie des Gesangs. Erst der Anblick der unverlaubten obrigkeitlichen Personen erinnert wieder an den Ernst des grotesken Auftritts, und das Kreuz, dem sie folgen, an das Heiligthum, das dieser entweiht.

Die Prozession, die am 2 Februar 1820 in Marseille veranstaltet wurde, war eine der größten und glänzendsten, deren man sich zu erinnern wußte. Der Felsen, auf dem das Schloß und die Kapelle der Jungfrau de la Garde stehen, war mit Zuschauern bedeckt. Die verschiedenen Gemeinden mit ihren Fahnen, Priester und Missionäre an ihrer Spitze, lange Reihen weißgekleideter Jungfrauen und die zahlreichen Brüderschaften der Büßenden folgten sich in dem unabsehbaren Zuge, der unter Anführung des Pater Guyon die Mutter Gottes in ihre Wohnung zurückgeleitete. Der Missionär sprach, und Zehntausende stürzten nieder auf ihre Knie, und die Weihrauchwolken erhoben sich, und die heiligen Hymnen ertönten in lustigen Melodien. Unermüdet sangen Männer und Weiber in abwechselnden Chören, von neun Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends. Dann trennte sich die Versammlung, und man sah auf den Landstraßen um Marseille die Büßenden aus den benachbarten Dörfern — denn auch die Dorfgemeinden schliessen sich bei solchen Gelegenheiten, geführt von ihren Pfarrern, den Städtern an — mit aufgeschürztem Bußgewande und zurückgeschlagener Kapuze, die kurze Pfeife (brûle-gueule) im Munde, nach verrichtetem Religions-Tagwerke in ihre Heimath ziehen.

Es ist nicht leicht, ein treues Bild von dem Missionswesen zu entwerfen. Sie mißbrauchen mit diesem das Vorrecht, das die Wirklichkeit besitzt, wahr zu sein ohne Wahrscheinlichkeit.

Die vollständigste Aufzählung aller Buß- und Andachtübungen, zu welchen eine Mission Veranlassung gibt, würde, in wie wunderlichen Formen immer, doch nur das Aeussere derselben darstellen. Der Geist, der jene Formen belebt, die Eigenthümlichkeit des Missionswerks möchte sich am bestimmtesten in seiner steten Berechnung auf den Effekt erkennen lassen. Dem Effekte jagen diese Afterapostel nach, wie beifallsüchtige Dramendichter, und „Effekt machen“ ist in ihrer Kunstsprache eine so stehende Phrase, als in der eines Theaterprinzipals.

---

*) Sollen. Der Verfasser erfuhr die Nachricht in Lyon durch Personen aus dem Handelsstande, die jene Missionäre in ihren frühern Verhältnissen gekannt zu haben versicherten.

Digitized by Google

Der gewöhnliche Pfarrgottesdienſt pflegt zu einer ſchicklichen Tageszeit und zur Erbauung aller Chriſten, welches Geſchlechtes ſie auch ſein mögen, gefeiert zu werden. Die Einrichtungen der Miſſionäre verleihen dem übrigen einen Reiz der Neuheit. Zweimal täglich halten ſie ihre Andachtübungen, und zwar mit Tagesanbruch und bei ſinkender Nacht. Der Anfang derſelben iſt in der Regel um fünf Uhr Morgens und um ſechs Uhr Abends, und nicht ſelten werden dabei die Geſchlechter von einander getrennt, ſo daß man ſich zu einer gewiſſen Stunde oder in einer gewiſſen Kirche nur mit der Bekehrung des weiblichen, in einer andern nur mit der des männlichen Geſchlechts abgibt und immer nur einem allein den Zutritt verſtattet. Reden und Geſänge wechſeln mit einander, und oft löſen ſich die Redner auf der Kanzel ab. In größern Orten geſchehen dieſe Miſſionswerke in allen oder doch wenigſtens in mehrern Kirchen zu gleicher Zeit. In ſolchen Fällen pflegte wohl, damit die Vorliebe der Gläubigen für einen Lieblingsredner dem Geſchäfte der übrigen keinen Eintrag thue, die Sage verbreitet zu werden, daß erſt in dem Augenblicke des Beginnens der Andachtübungen das Loos den verſchiedenen Kirchen ihre jedesmaligen Prediger zutheile *).

Zu Zeiten auch laſſen ſie an die Stelle der ermüdenden Eintönigkeit einer Homilie die lebhaftere Form des Geſprächs treten. Von ihren Konferenzen würde ſich eine ganz gute Vorſtellung machen können, wer ſich noch der ältern Kontroverspredigten erinnerte, wie ſie beſonders in den Jeſuiterſchulen, und auch nach dem Aufhören derſelben, zumal in der Nachbarſchaft proteſtantiſcher Gemeinden, in Straßburg z. B. und in mehrern Gegenden Süddeutſchlands, üblich waren. Der Verfechter des römiſch-katholiſchen Glaubens betrat die gewöhnliche Kanzel, ihm gegenüber der Advocatus Diaboli eine niedrigere, für dieſen Zweck errichtete, um unluſtig und mattherzig, wie ein ſchmollender Schulknabe die wider Willen auswendig gelernte Lektion, eine Menge alberner Dinge herzuſagen, die für das große Wort der Ketzer galten. Mit dem Lächeln des Erbarmens, wie es dem großmüthigen Bewußtſein der Uebermacht eigen iſt, hörte ihm jener zu, freute ſich, ſammt den zuhorchenden Schafen, in aller dem Feinde geliehenen Ohnmacht der eigenen Stärke, und erdrückte ihn endlich mit dem ganzen Gewichte ſeines Eifers und ſeiner Argumente. So etwa ſind auch die Dialogen der neuern Jeſuiten beſchaffen; nur ſollen dieſe, wie man ſagt, in einigen Fällen den dramatiſchen Effekt zu erhöhen wiſſen, indem ſie in den Rollen wirklicher, hiſtoriſcher Perſonen ihre theologiſchen Turniere halten. Einer von ihnen ſtellt z. B. den Herzog von Bourgogne vor, während der andere den Fürſten von Condé ſpielt. Ein Kunſtgriff, der ihnen, zur größern Erbauung der Zuſchauer, auch die Politik in den Kreis ihres dramatiſchen Gottesdienſtes zu ziehen Gelegenheit gibt.

Dieſe Künſte erinnern nicht an die Jeſuiten allein, ſondern auch an die Revolutionsmänner des achtzehnten Jahrhunderts, was durch die Miſſionäre ohnehin nur zu oft geſchieht. Die Zeitgenoſſen der Revolution gedenken bei ihrem Anblicke jener Volksredner, die auf den Straßen

*) So geſchah es wenigſtens in Marſeille. S. No. 2 des Phocéen vom 8 Jan. 1820.

Digitized by Google

von Paris, wenn sie eine Gruppe um sich versammelt hatten, Stühle, die in einiger Entfernung von einander hingestellt waren, bestiegen, um ebenfalls in einer verabredeten Zwiesprache die Ereignisse des Tages zu verhandeln. Daß die schwächere Partei auch jedesmal die dummere war, dafür sorgten sie so gewissenhaft als Jesuiten und Missionäre, und die Leidenschaften der Menge verstanden sie so gut aufzuregen, als diese.

Den Effekt hervorzubringen, wird in jenen Darstellungen mit der Form des Schauspiels jeder Kunstgriff des Schauspielers, und gerade des schlechten, zu Hilfe gerufen Des schlechten, denn der gute würde dem Publikum, auf das zunächst gewirkt werden soll, viel zu natürlich vorkommen. So ist das Schnupftuch z. B. in einigen Missionsreden ein so unentbehrliches Stück, als es nur in einer rührenden Mutter-Rolle sein kann. Es trocknet die Thränen des Missionärs, um die seiner Zuhörerinnen fliessen zu machen. Es wird entfaltet, es wird zusammengedrückt, es wird emporgeschwungen, es wird weggeworfen, und das Letztere besonders macht gewöhnlich einen großen Effekt. Jeden Erfolg vollendet, jede Schwierigkeit bedeckt — das Schnupftuch. Es ist die Fahne, die ihre Beredsamkeit zum Siege führt; es ist die Nothflagge der scheiternden Kunst *).

Mögen einige Thatsachen beweisen, daß sie sich förmlicher Theaterstreiche bedienen; zum Theil vorher überlegter und verabredeter.

Bei Gelegenheit der Buße, zu welcher die Missionäre am 21 Januar 1820 ihre Zuhörer in Marseille aufforderten, schleuderten sie alle, in allen Kirchen, in dem nämlichen Augenblicke und wie von der nämlichen Eingebung getrieben, ihre weißen Chorhemden weit hinweg, sich unwürdig bekennend, zu erscheinen in der Farbe der Unschuld **).

An demselben Tage hob der Pater Guyon seine Hand auf der Kanzel empor, und schwur — Vergebung seinen Feinden! und fünfzehnhundert Arme erhoben sich mit dem seinigen, und die Gewölbe des Tempels hallten den Eid zurück, den fünfzehnhundert Stimmen ihm nachsprachen. Daß man dem Fanatismus doch nur eine menschliche Aufwallung zutrauen dürfte! Aber in seinen Thaten widerspricht er sich nicht, und nicht einmal in solchen Worten. Die Feinde Gottes, das versteht sich, bleiben von seinem Frieden ausgeschlossen; und die Rubrik ist weitschichtig genug, um jeder Leidenschaft ihr Plätzchen offen zu lassen.

Bei einer andern Gelegenheit predigte der nämliche Pater Guyon über die Wunden des Heilandes. Er hatte ein ungeheures kolorirtes Kruzifix mit sich auf die Kanzel gebracht, und beschrieb und zeigte jedesmal mit anatomischer Genauigkeit die blutfarbigen Wundenmäler, von welchen eben die Rede war ***).

---

*) Die Szene mit dem Schnupftuche wird in der Bibliothèque historique, in einer Anmerkung zu dem Berichte über die Mission von Salies, T. V p. 114, eine in jeder Mission wieder vorkommende genannt.

**) S. Phocéen No 7 vom 26 Januar 1820.

***) S. ebendaselbst.

Digitized by Google

Ueber die Mission von Angers Nachrichten mittheilend, schreibt der Superior der französischen Missionen, Herr R..., unter dem 7 März 1816 *): „Bei der Kirche angelangt, fanden wir, unserer Anordnung gemäß, drei verschiedene Kanzeln, in einer sehr großen Entfernung von einander und auf solche Art errichtet, daß die drei zu gleicher Zeit predigenden Missionäre sich sehen und nach verabredeten Signalen in demselben Sinne agiren konnten." **) Er beschreibt dann, wie die Signale gegeben wurden, und welche große Wirkung sie hervorbrachten. „Unser Abschied", heißt es am Schlusse, „hat einen großen Effekt gemacht."

Zu ihren stehenden Theaterstreichen gehören endlich Proselytenmachereien; alle ungefähr in derselben Aufsehen erregenden Art, wie ihrer ein Missionär, der Abbé Duiardin, in seinem, über die Mission von Salies, an einen Freund geschriebenen Briefe Erwähnung thut ***). „Alle Welt", sagt er, „lauft zu unsern Konferenzen, sogar die Protestanten. — — Auch diese theilen den Eindruck, den wir allgemein hervorbringen. Es haben sich ihrer wenigstens vierundzwanzig oder fünfundzwanzig bekehrt. — — An diesem Abend noch (wo der Unterricht geendigt wurde) kamen fünf Protestanten, und Einer von ihnen, ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren, warf sich zu meinen Füßen und rief: Mein Vater, ich bin ein Protestant; erbarmt Euch meiner, nehmt mich zum Katholiken an!" — Der Mittheiler des Briefes bemerkt dabei: dieser Auftritt sei so verbraucht, als der mit dem Schnupftuche; man finde ihn in allen Missionen wieder. Und zu verwundern wäre es nicht, wenn sie den Burschen, der seine Rolle so gut spielt, mit sich nähmen, um ihn bei anderer Gelegenheit wieder „agiren" zu lassen.

Selbst ihre Wohlthätigkeit muß in dem Prunke der Almosenspenden und der Hospitälerbesuche dem Effekte dienen; doch läßt sich bezweifeln, daß derjenige, den sie auf die Gegenstände ihres Mitleids hervorbringen, gerade zu den großen gehöre. Drei Missionäre begaben sich in das Gefängniß von Marseille, um den unglücklichen Bewohnern desselben geistlichen Trost und irdische Hilfe auszutheilen. Jener, sagt der Berichterstatter, war natürlich gar nicht zu schätzen; diese war auf das genaueste zu berechnen. Sie belief sich auf zwanzig Sous.

Die Art des Vortrages und der Inhalt ihrer Reden verkündigt in ihnen so unverkennbar, als jede ihrer andern Eigenthümlichkeiten, die treuen Jünger Loyola's. Da findet sich der nämliche Witz, der den Jesuiten Cornelius a Lapide in der Jungfrau Maria „die Großmutter der Kirche" erkennen ließ, weil sie den Vater derselben geboren; die nämliche Ueberzeugungsgabe, mit der ein anderer Jesuit, Scherer, die Zahl der sieben Sakramente aus dem Umstande bewies, daß ja kein Landsknecht bei weniger als sieben Sakramenten zu fluchen pflege.

---

*) Wahrscheinlich Hr Rauzan. Der Brief findet sich in der Bibliothèque historique, T. IV p. 371.

**) Agir dans le même sens, heißt es im Französischen, d'après les signaux convenus.

***) Bibliothèque historique, T. V p. 114.

Digitized by Google

Der Pater Bonnefon predigte in Sens, und sprach: „Ihr werdet mir sagen, es sei nicht Gebrauch, seine Schulden zu bezahlen, und Gott werde allein in seinem Paradiese bleiben müssen, wenn er nicht, er möge nun wollen oder nicht (de gré ou de force), auch schlechte Zahler aufnähme.“ Der Pater Maimbourg begann eine Predigt über das Evangelium vom guten Hirten, in dem Collegio von Clermont, mit den Worten: „Wir wissen Alle, daß es vier Arten von Hunden gibt, nämlich: englische Doggen, Spitze, Windhunde und Pudel. Dies sind die vier Theile meiner Rede.“ Man glaubt Missionäre zu hören. Inzwischen darf man keineswegs die Pöbelhaftigkeit der Ausdrücke, die Geschmacklosigkeit der Bilder, deren sie sich bedienen, jedesmal ihrem Mangel an Fähigkeit oder besserer Einsicht zuschreiben wollen. Wenn sie, anstatt, wie mancher andere Kanzelredner, Papierblumen auf das Grab des gesunden Menschenverstandes ihrer empfindelnden Zuhörerinnen zu streuen, oder mit einem und dem andern Denker in die Tiefen der Natur hinabzusteigen, sich mit der Menge, die sie umgibt, nicht vertraut, sondern gemein machen: so mag das beweisen, daß sie die Bestimmung des geistlichen Standes, die, auf das Volk zu wirken, mißbrauchen und herabwürdigen; es beweiset aber auch, sie haben sie erkannt. Sie mögen nicht selten weniger Kenntnisse zeigen, als andere Prediger, um desto mehr Einfluß zu erhalten; und nur jene ächte Popularität, die der edlern Bildung Genüge leistet, während sie der geringern verständlich bleibt, und die sich zu der Menge herabläßt, um sie zu erheben, mag sich einer größern Wirkung rühmen, wie eines höhern Werthes. Mittlerweile, und bis diese allgemeiner wird, beurkunden sie durch ihr Beispiel jenes böse Geschick, vermöge dessen, die es nur mit sich selbst gut meinen, noch immer verständlicher zu dem Volke zu sprechen wissen, als die es gut meinen auch mit ihm.

Die Prediger der Jesuiten dürfen keine fremden Arbeiten benutzen, oder Predigten ausschreiben, noch viel weniger Kanzelreden vom Papiere herlesen. Durch Uebung müssen sie sich Dreistigkeit, Lebhaftigkeit des Vortrages und Fertigkeit des Gedächtnisses erwerben *). Diese Regel, eine wahre Klugheitsregel, befolgen die Missionäre. Wie vielerlei sie auch im Allgemeinen von dem, was sie thun und sagen wollen, vorher verabreden mögen, die Ausführung überlassen sie der Laune des Augenblicks. Sie gewinnen dadurch das Ansehen höherer Gaben bei dem größern Theile des Publikums, das dem Redner aus dem Stegereife mit Bewunderung zuzuhören pflegt, über die Leichtigkeit des Ablesens hingegen die Mühe des Niederschreibens gern vergißt; sie gewinnen den Vortheil, jede Gelegenheit, die der Moment herbeiführt, benutzen zu können, und an Lebendigkeit der Rede, was ihr an Ordnung abgehen mag.

Die Fälle, die es erweisen, daß sie sich jener Freiheit bedienen, liefern zum Theil merkwürdige Proben ihrer Beredsamkeit.

Zu einem Missions-Gottesdienste in Marseille kamen mehrere Frauen zu spät, um noch auf der ihrem Geschlechte bestimmten Seite der Kirche Platz zu finden. Sie waren genöthigt, ihn

*) So wollen es ihre Instructiones ad provinciales in den §§ 1, 2 und 3.

auf der andern unter den Männern zu ſuchen. Der Miſſionär widerſetzte ſich aus allen Kräften dem ordnungswidrigen Beginnen; aber ſeine Mühe war vergebens: die Noth hatte kein Gebot. Glühend vor Zorn beſtieg er die Kanzel und rief: „Meine Brüder, ich werde über den Eigenſinn der Weiber predigen.“ Und in der That, dieſer Stoff, der doch ſo wenig ein reicher zu nennen ſein möchte, als er ein evangeliſcher iſt, war der ſeiner ganzen Rede *).

Ein anderer, der ebendaſelbſt in dem großentheils von Hafenarbeitern und Schiffleuten bewohnten Kirchſpiele St. Viktor vor einer zahlreichen Verſammlung von Weibern im provençaliſchen Dialekte predigte, hatte ſich lange umſonſt bemüht, dem ſtörenden Geſchwätze ſeiner redſeligen Zuhörerinnen Einhalt zu thun. Endlich nimmt er zu dem letzten Mittel ſeine Zuflucht. Er beugt ſich auf das Pult nieder, ſtützt den Kopf in beide Hände, und bleibt eine Zeit lang ſchweigend und unbeweglich in dieſer Stellung. Plötzlich herrſcht eine allgemeine Stille; alle Schläfer erwachen, alle Schwätzerinnen verſtummen, die Gevatterinnen ſehen ſich fragend an, man fürchtet eine Ohnmacht, und zuletzt erkundigen ſich mehrere der guten Frauen, ob ſich der Herr Pater nicht wohl befinde. „Nein,“ antwortet er ihnen mit einer Stentorſtimme, „nein, ich war nur eingeſchlafen, und ich habe bei der Gelegenheit einen Traum gehabt, den ich Euch erzählen muß. In meiner kurzen Viſion, liebe Schweſtern, habe ich geſehen, was in der Hölle vorgeht. Ich habe ſie geſehen, alle die Löwen, die Schlangen, die Vipern, die Tiger, von welchen die Verdammten zerfleiſcht werden, und die hinterher die zuckenden Glieder in verzehrende Flammen ſchleudern. Aber, was mich mehr als Alles mit Entſetzen erfüllte, das waren — die Pforten der Hölle. Ja, ich habe ſie geſehen, dieſe Pforten, ich habe ſie geſehen, ganz bedeckt mit Weiberzungen. Die nichts in dieſer Welt aufhalten und zum Stillſtehen bringen kann, dieſe Zungen werden in der andern an eiſerne Pforten genagelt, mit einer Gewalt, wie ſie ungefähr Eure Männer anwenden, wenn ſie unſere Schiffe mit Kupfer beſchlagen **).

In einer ähnlichen Noth half ſich ein Miſſionär in Montpellier durch die bloße Heftigkeit ſeines Eifers. „Viperzungen!“ fuhr er die unter der Kanzel ſchwatzenden Nachbarinnen an; und nachdem er in dieſem Tone einige Zeit gedonnert und ſeinen Zweck erreicht hatte, wandte er ſich ſehr freundlich auf die andere Seite: „Meine Brüder,“ verſicherte er, „ich habe ſo eben ein Mirakel gethan. Ein Mirakel, ja, ja. Ich habe Weiberzungen zum Schweigen gebracht.“

So wenig verachten ſie überhaupt die Künſte der Mimik, daß ihnen auch mit dem komiſchen Effekte derſelben ganz wohl gedient iſt. Ebenfalls in Montpellier unterbrach ſich ein Miſſionär in ſeiner Rede, um ein treffendes Bild von der Erſcheinung einiger jungen Leute zu entwerfen, die eben in die Kirche traten. „Seht“, ſprach er, „einen jungen Herrn unſerer Tage, wie er das Haus Gottes betritt. In der linken Hand trägt er den Hut; und was thut er mit der rechten? Nimmt er vielleicht Weihwaſſer, ſchlägt er das Kreuz? Nicht doch! Er fährt ſich mit ihr in die Haare.“

*) S. No. 4 des Phocéen vom 15 Januar. **) S. No. 16 des Phocéen vom 26 Februar.

Digitized by Google

Erniedrigen die Missionäre sich zu dem Pöbel, so suchen sie hingegen auch diesem eine desto höhere Meinung von seiner eigenen Würde beizubringen. In einer Versammlung von etwa vierzig alten Weibern und eben so viel Arbeitsleuten sprach ein Missionär in Paris: „Oeffnet, ich bitte Euch, die Werke aller Eurer Philosophen. In allen findet Ihr diesen Stolz, und nichts als diesen Stolz, der Euch auf Eure Vorstellungen zur Antwort gibt: Ich will aber nicht gehorchen, ich will es nicht, und ich will nicht glauben, und das aus dem Grunde, weil ich nicht will. Urtheilt nun selbst, meine Freunde!“ Und die geschmeichelten Zuhörer ermangeln schwerlich, das zu thun und vollkommen der Meinung des Herrn Paters zu sein.

Ein anderer Kunstgriff ihrer Beredsamkeit ist der, daß sie eine Anzahl unzusammenhängender Sätze aneinanderreihen, als wären sie eine Kette von Schlußfolgen, und endlich mit einem gehörig betonten „Folglich!“ den Satz einprägen, auf welchen es ihnen eigentlich ankam. Ein Mittel, das nicht leicht seinen Zweck verfehlt. Von einem Schlußsatze nimmt der arglose Zuhörer im Zweifel schon an, daß er aus dem Vorhergehenden geschlossen wurde, und das Wörtchen „folglich“ ist hinter einer langen Reihe von Worten der Gedankenlosigkeit so überzeugend, als dem Nachdenken hinter einer langen Reihe von Gründen.

Einen wunderlichen Eindruck machen die plötzlichen Uebergänge dieser Redner aus einem Tone zu dem andern, von der heftigsten Leidenschaftlichkeit zur kaltblütigsten Ruhe, und umgekehrt. „Bekehrt Euch!“ schrie einer derselben in der Kirche St. Etienne zu Paris: „Was bleibt Euch denn von allen Euern Lüsten, als die Schande, der Tod, die Hölle!“ — Ein kalter Luftzug weht durch die Kirche; der Eiferer unterbricht sich, winkt einem Gendarme, trägt ihm sehr freundlich auf, die Thür zuzumachen, wartet einen Augenblick, bis es geschehen ist, und wirft sich dann gelassen in seine vorige Wuth, und fährt fort, wo er aufhörte: „die Hölle!“ u. s. w.“

Die Beispiele, die man sich in Paris von der Darstellungsart der Missionäre, von der an den Aberwitz der Gotteslästerung grenzenden Anstößigkeit ihrer Gleichnisse und Wendungen erzählt, würden unglaublich sein, erzählte man sie nicht von Missionären.

„Nicht wahr, meine lieben Brüder,“ sprach einer von ihnen, „wenn eine fleischliche Liebe (un amour charnel) sich Eurer bemeistert, so wißt Ihr jede Schwierigkeit zu übersteigen, jedes Hinderniß zu bekämpfen. Ihr verfolgt den Gegenstand Eurer verliebten Begierden, bis Eure Wünsche erfüllt sind. So nun soll auch Eure Liebe zu unserm Herrn Jesu Christo beschaffen sein.“

„Man will nicht, daß wir predigen,“ meinte ein Anderer, „und doch ist das Verderbniß in allen Ständen. Höret nur, wenn ein Frommer einen seiner Verwandten oder Freunde, zur Beichte zu gehen, sich dem Richterstuhle der Buße zu nähern, auffordert, wie man ihm gleich zur Antwort gibt: „Geht, geht; Ihr wollt mich zum Narren halten.“ Aber wie wird es sein, wenn diese Elenden sich einmal vor dem Richterstuhle des Ewigen, vor dem Richter-

Digitized by Google

fuhle Gottes einfinden, wenn sie diesen um Vergebung ihrer Sünden bitten werden! Er wird ihnen auch antworten: „Geht, geht; Ihr wollt mich — — —“ *).

Einem deutschen Leser werden alle diese Dinge lächerlich vorkommen. In Frankreich sind sie noch etwas Anderes und Schlimmeres: sie sind gefährlich. Unter einem unwissenden Volke ist die Abgeschmacktheit populär.

Zu den hauptsächlichsten Mitteln, deren sich die Missionäre, um Eindruck hervorzubringen, bedienen, gehört der Gesang. Sie kennen ihn wohl, den Zauber der menschlichen Stimme, der jeder Leidenschaft dient und jede zu wecken versteht, und sie wissen ihn zu benutzen. Lange Reihen weißgekleideter Mädchen wandeln in ihren Prozessionen. Die Wirkungen eines solchen Anblickes vollendet der Gesang, der, in Wechselchören von den Lippen der Jungfrauen ertönend, ihre Formen belebt, und die Gluth der Andacht auf ihren Stirnen erhöht. Schmeichelnde Zwischenträger, diese Töne, zwischen der kleinen Eitelkeit des einen und der großen Begehrlichkeit des andern Geschlechts. Auch in dem Gottesdienste der Missionäre ist, nächst der Konferenz oder Predigt, Gesang die Hauptsache; und ein Chor junger Mädchen ist es, das ihn anstimmt, während er von der übrigen Gemeinde nur, so gut es geht, wiederholt wird. Sie lassen sich keine Mühe verdrießen, um diesem Theile ihrer Darstellungen einige Vollkommenheit zu geben. In Marseille beschäftigten sich ihrer zwölf in dem Hause der Sœurs grises mit dem Unterrichte von etwa zweihundert jungen Frauenzimmern.

Es ist am Ende nur die alte Klugheit der Jesuiten, die auch von ihren Feinden zu lernen selten verschmähen. Im Gesange großentheils triumphirte die Reformation, als in der lebenden Sprache und in ergreifenden Weisen die Stimme der Wahrheit unter den Völkern erschallte; singend schlugen der Freiheit Kämpfer die Kriegsknechte des Feudalismus, und singend rennen die Gesellschafter Jesu dem Zeitalter nach, das ihnen den Vorsprung abgewonnen hat, als wollten sie einen muthwilligen Schulbuben zurücklocken, der ihrer Zuchtruthe entrann. Aber es ist das Schicksal der Jesuiten, die Klugheit immer zu travestiren; den Adler, der sich im Lichte gefällt, und den sie gern wie einen gemeinen Habicht mit Schellen und Kappen behängen möchten, um ihn auf Beute auszuschicken. Eben dieses Mißgeschick bezeichnet auch ihren Gesang.

Führte man Jemand, während des Gesangs, mit verbundenen Augen in eine Versammlung

---

*) Vous voulez m'embêter. Der französische Ausdruck ist noch stärker als der in der Uebersetzung gewählte deutsche; doch kommt ihm dieser in unserer Sprache vielleicht am nächsten. Der Verfasser hat übrigens unter den verschiedenen Erzählungsarten, deren man sich bei Gelegenheit dieses Beispiels der neuern Jesuiten-Eloquenz bediente, die mildere wiedergegeben. Mehrere Personen behaupteten, der Missionär habe nicht im Allgemeinen, sondern von einem besondern, wirklichen Falle gesprochen; von dem eines jungen Menschen in Toulouse, der seinen ihn zum Besuche des Missionsunterrichts auffordernden Verwandten jene Antwort ertheilt habe, darauf gestorben und in die Hölle gekommen sei, wo er über die Qualen, die ihm zu Theil geworden, einen so höllischen Lärm vollführt, daß Gott den h. Petrus abgesandt, um sich nach der Ursache desselben zu erkundigen; worauf, als der Heilige über diese und des Gequälten Reue und Leid Bericht erstattet, dem Sünder seine eigenen Worte zur Antwort zurückgeschickt sein sollten.

Digitized by Google

von Miſſionsſängern, er würde, unter dieſen bald kriegeriſchen, bald luſtigen Tönen, überall eher zu ſein glauben, als in einer Kirche; und die Stimme des dirigirenden Miſſionärs, der, den Takt ſchlagend, jetzt, um einzuhelfen, mitſingt, und dann wieder den Sängern, die es recht machen, aufmunternde Worte, ein „Gut, ſo iſt es recht, meine Brüder!“ oder ein „Bravo, bravo, nur ſo fortgefahren!“ zuruft, dürfte keineswegs ihm ſeinen Irrthum zu benehmen geeignet ſein.

In Marſeille wurden geiſtliche Lieder geſungen zu den bekannten Melodien:

Au blanc panache, aux fleurs de lis
L'encens des fleurs embaume cet asile, u dgl.

Auch einen Languedocſchen Volksgeſang: l'agnel qui m'as baillat, benutzte man zu dieſem Zwecke.

In Paris wurde die Melodie des: il fait, il fait, le furet, oft gehört, und mehrere Perſonen behaupteten ſogar, die Töne eines alten Trinkliedes wieder erkannt zu haben, das im Revolutionskriege zu den Lieblingsgeſängen der Soldaten gehörte, und deſſen Strophen mit dem Refrain ſchlieſſen:

Versez donc, mes amis, versez!
Je n'en puis jamais boire assez.

Ganz beſonders gern aber ſchieben ſie ihre geiſtlichen Geſänge den Melodien unter, die in den Stürmen der Revolution berühmt geworden ſind; dem champ du départ, dem réveil du peuple, dem bekannten la république nous appelle und andern. Ein Beginnen, das faſt noch gewagter erſcheinen könnte, als es unſchicklich iſt. Sogar an die Marſeiller Hymne haben ſie ſich gemacht, obgleich in dieſen Tönen ein Geiſt der Erinnerung lebt, den ſelbſt ein Jeſuitentext ſchwerlich zu bannen vermag.

Der Inhalt der Geſänge iſt in Vergleichung mit ihren Formen weniger auffallend, obgleich noch immer merkwürdig genug. Ein Recueil de Cantique, à l'usage des Missions de France. Nouvelle édition, corrigée, augmentée et mise dans un meilleur ordre. Avignon, chez L. Aubanel, imprimaire-libraire, 1821, enthält ſiebenundfünfzig Lieder. Einige Auszüge aus denſelben mögen von ihrem Geiſte Zeugniß ablegen.

Nr. 12 iſt ein Geſpräch zwiſchen Gott und dem Sünder, in welchem natürlich der Miſſionär die göttliche Stimme ſingt. Dieſe läßt ſich unter andern vernehmen:

Le ciel doit-il te combler de délices
Dans le moment qui suivra ton trépas;
Ou bien l'enfer t'accabler de supplices?
C'est l'un de deux, et tu n'y penses pas.

Nr. 21 handelt von der Hölle, der überhaupt die Miſſionäre den größern Theil ihrer Beredſamkeit und ihres Erfolges zu verdanken haben. Da heißt es denn:

Digitized by Google

O brasiers de l'enfer, ô flammes décomptes!
Qu'un *Dieu dans son courroux ne cesse d'allumer*,
Vous brûlez le pécheur dans ces prisons ardentes,
Hélas! mais sans le consumer. — —

— — Éternels hurlemens, tortures éternelles,
Feux, brasiers éternels, éternelle fureur,
O peines de l'enfer, que vous êtes cruelles!
Je le crois, et je suis pécheur!

Und ähnliche Ausrufungen und Beschreibungen werden fünfzehn Strophen hindurch, nach einer leidlich zärtlichen Melodie, fortgesetzt.

Nr. 26, von „der Beichte" betitelt, sollte vielmehr von der „Allmacht der Priester" benannt sein, über die es sich mit unerschöpflichem Lobe verbreitet.

Voulez-vous désarmer le ciel,
Briser les traits de sa justice?
Voulez-vous fléchir l'Éternel,
Et vous le rendre plus propice?
Venez avouer humblement
Au ministre de sa clémence
Vos fautes, votre égarement,
Et recevoir la pénitence. — —
Dès que vous aurez fait l'aveu
De vos péchés, de vos offenses,
Vont s'échapper des mains de Dieu
Les traits de ses justes vengeances. — —

Ne voyez dans le *Confesseur*
Que le *ministre de Dieu même* etc.

Nr. 40, triomphe de la croix, und Nr. 57, ein cantique pour le roi, sprechen sich offenbar in dem Sinne eines politischen Eifers vielmehr, als eines religiösen, aus. In jenem beginnt jedes Couplet mit dem Ausrufe:

Vive Jésus, vive sa croix!

in diesem schließt ein jedes mit dem Refrain:

Vive la France!
Vive le roi!
Toujours en France
Les Bourbons et la foi!

Das merkwürdigste Stück endlich in der ganzen Sammlung möchte Nr. 42 sein, „Triumph der Kirche" betitelt. Es ist nicht allein der Melodie des „la république nous appelle": unge-

paßt, ſondern auch eine fortdauernde Parodie dieſer patriotiſchen Hymne, und die von ihr entlehnte kühnere Bewegung verleiht ihm ein gewiſſes fremdartiges Anſehen unter der übrigen leidenlahmen Poeſie der Miſſionäre. Es beginnt:

Pourquoi ces vains complots, ô princes de la terre!
Pourquoi tant d'armemens divers?
Vous vous réunissez, pour déclarer la guerre
A l'arbitre de l'univers.

Tremblez, ennemis de sa gloire,
Tremblez, audacieux mortels;
Il tient en ses mains la victoire;
Tombez aux pieds de ses autels.

La religion vous rappelle,
Sachez vaincre, sachez périr.
Un chrétien doit vivre pour elle,
Pour elle un chrétien doit mourir. } bis.

Und auf daß Jedermann wiſſen möge, wo jener arbitre de l'univers zu finden ſei, und zu welcher Altäre Füßen die widerſpenſtigen Fürſten der Erde ſich zitternd in den Staub zu werfen haben, heißt es bald darauf:

O reine des cités, toi dont la destinée
Est de règner sur l'univers,
De ce joug si nouveau, si tu fus étonnée,
Tu t'enorgueillis de tes fers;

La religion triomphante,
Sur le trône de tes Césars,
Veut que les peuples qu'elle enfante
Combattent sous ses étendarts.

La religion vous rappelle etc.

Eine Moral, wie ſie aus dieſem Geſange ſich ergibt, möchte ſogar in der Politik einen Platz finden dürfen, ſo ſehr bietet ſie Gelegenheit zu einer ganz eigentlichen Nutzanwendung.

Der Beichtſtuhl war von jeher eine der Werkſtätten, in welchen die Jeſuiten mit beſonderm Fleiße und mit ausgezeichnetem Erfolge an der Größe ihrer Geſellſchaft arbeiteten. Hatten ſie als Erzieher und Prediger die Gemüther unterjocht, ſo regierten ſie dieſelben als Beichtväter. Die Miſſionäre ſind auch in dieſer Hinſicht den Grundſätzen des Ordens treu geblieben. Sie ſind unerſchöpflich in ihrem Lobe der unbegrenzten Vollmachten des Richterſtuhls der Buße, in ihren Anpreiſungen der Beichte, deren Verdienſtlichkeit ſie weit über die aller andern gottesdienſtlichen Verrichtungen erheben. Beiſpiel und Lehre werden angewandt, um das Löſemittel in Aufnahme zu bringen, bei dem das Bindemittel ſich nun ſelbſt verſteht. In Marſeille ließen

sie überall neue Beichtstühle bauen, als reichten die alten nicht mehr hin für die Menge der hinzuströmenden Gläubigen, und sie selbst verbreiteten, nur wenige Wochen nach ihrer Ankunft, das Gerücht: es hätten sich schon viertausend Personen zur Beichte gemeldet. In Paris predigten sie mit vorzüglicher Salbung über das Sakrament der Buße, und machten ihre Zuhörer besonders auf das fortdauernde Mirakel der Beichte aufmerksam, darin bestehend, daß, wie sie sagen, von den Millionen und Millionen Geheimnissen, die man schon beichtehörenden Priestern anvertraut habe, noch nie auch nur das Geringste, nicht einmal im Irrereden des Fiebers, im Wahnsinne oder in andern Fällen unterbrochener Willensfreiheit, durch dieselben verrathen sei. In Riom, als der Tag der allgemeinen Kommunion herannahte, und gewisse Personen von Bedeutung eben nicht Miene machten, der Feierlichkeit beizuwohnen, schrieben sie ihnen förmliche Einladungen, die im Angesicht einer fanatisirten Menge ihren Zweck schwerlich verfehlen konnten *).

Auch bei dieser Gelegenheit aber entgehen sie ihrem Schicksale nicht, mit dem Gifte das Gegengift zu bieten, und so lächerlich zu sein, als sie bösartig sind.

Mit aller der zudringlichen Geschäftigkeit, mit der nur immer die Knechte eines verrufenen Wirthshauses auf Kundschaft ausgehen können, die ihrige suchend, mag es ihnen wohl öfters ungefähr so gehen, wie Einem von ihnen in Marseille, dem, als er einen Mann aus dem Volke halb mit Gewalt zum Beichtstuhle nöthigte, dieser kaltblütig die Frage aufwarf: „Und was gebt Ihr mir denn, wenn ich mich absolviren lasse?“ **)

In Meun an der Loire nahm ein Missionär einen dasigen Einwohner förmlich beim Kragen, um ihn zur Beichte zu schleppen; und der Ergriffene hatte alle Mühe von der Welt, sich von dem hitzigen Beichtvater und dessen Zumuthungen loszumachen. Zwei Jahre später kam dieser wieder nach Meun, und erfuhr, sein unbußfertiger Bekannter sei mittlerweile an einem Fieber gestorben. „Eine Strafe Gottes für jene Widerspenstigkeit,“ wie er auf der Kanzel erklärte; und nun beschrieb er, des Verstorbenen Gebehrden und Stimme nachäffend, die unbequeme Lage desselben im höllischen Feuer, und wie er jetzt, aber zu spät, sich nach dem „armen, kleinen Missionär“ sehne, um ihm seine Beichte herzusagen ***).

Ein anderer, in Paris, gedachte des Erfolges, der seiner Beredsamkeit in einer Provinzialstadt zu Theil geworden. „Ich hatte vor einigen alten Kriegern über das Sakrament der Buße gepredigt. Am andern Tage — was erblicke ich! Eine Abtheilung dieser Braven, im Sturmschritte (au pas de charge) auf den Beichtstuhl anrückend. Ich, in der Freude meines Herzens, eile ihnen im Geschwindschritte (au pas redoublé) entgegen.“

Am Schlusse einer Missionspredigt in Marseille wandte sich der Redner an den weiblichen

*) S. Bibliothèque historique den Bericht über die Mission von Riom, T. V p. 116.

**) S. No. 6 des Phocéen vom 22 Januar 1820.

***) S. Bibliothèque historique, T. III p. 390.

Digitized by Google

Theil seiner Gemeinde. „Meine Damen," sprach er, „sollten einige von Ihnen ein Bedürfniß fühlen, „so belieben Sie nur zu sprechen. Ich habe den Schlüssel in der Tasche." Und dabei deutete er schalkhaft auf den — Beichtstuhl.

Zu allen Missionen gehören in der Regel gewisse, denselben eigenthümliche Szenen, bei welchen alle kleinen Künste dieser geistlichen Dramaturgen aufgeboten werden, um einen großen, und wo möglich einen bleibenden Effekt hervorzubringen. Der große gelingt ihnen auch, aber an dem bleibenden möchte zu zweifeln sein. Solche Szenen sind: die Erneuerung der Taufgelübde (renouvellement des vœux du baptême) und das öffentliche Sündenbekenntniß (amende honorable). Sie gehen in den Kirchen vor sich, die zu diesen Zwecken das einemal allen Flitterstaat der Bühne und alle gewählte Zierlichkeit eines Boudoirs, und dann wieder den düstern Prunk eines Leichenzimmers zur Schau stellen. Alle Sinne werden bearbeitet, um durch sie die Einbildungskraft zu bewegen, zu erschüttern, zu foltern Blumendüfte, Weihrauchdämpfe und der Qualm unzähliger Kerzen, die schon vorher in die Häuser herumgeschickt worden, und deren Jeder von den Anwesenden eine brennende in der Hand hat, vereinigen sich mit den Ausdünstungen einer zusammengedrängten und aufgeregten Menge zu einem mit Giften durchräucherten Dunstkreise, in dem fünf Stunden lang *) Reden, Gesänge und wunderliche Zeremonien mit einander abwechseln. Fünf Stunden lang dauern solche Seelen-Parforcejagden, in welchen der Fanatismus die Beute, die er nicht zu fassen vermag, wenigstens ermüdet. Wer sich der Zerknirschung erwehren kann, den überwältigt unfehlbar die Erschöpfung.

Bei den Erneuerungen des Taufgelübdes wird das Versprechen gegeben, in Zukunft weder Ball noch Schauspiel zu besuchen. Zu Zeiten geschieht es einzeln von Jedem der Anwesenden. Ein Versprechen, das auch in der That um so geringern Schwierigkeiten unterliegt, da bei dem gnadenreichen Richterstuhle der Beichte zu jeder Zeit mit der leidlichen Buße die Bedingung seiner Nichtbeobachtung zu finden ist.

Für das öffentliche Sündenbekenntniß wählen sie vorzugsweise gern diejenigen Tage, an die irgend eine große politische Erinnerung geknüpft ist. In Marseille z. B. wurde der Todestag Ludwigs XVI dazu ausersehen. Wie sehr überhaupt diese Zeremonie reinpolitischen Priesterzwecken dient, ergibt sich aus den darüber im Druck erschienenen Formularen. In einem derselben heißt es: „Tief zerknirscht und vernichtet, bitten wir dich, o Herr! vergib uns die Ausschweifungen und Verbrechen, die überall in diesem unglücklichen Königreiche — — — gegen Deine Häuser und Tempel begangen wurden, die man ihrer Zierden und Reichthümer beraubte: — — gegen die Klöster und religiösen Stiftungen, aus welchen man Deine Diener und Dienerinnen verjagte; — — gegen Deine Kirche, da man wider alle ihre Dogmen sich frecherweise zu erheben — — ihre Gewalt zu bekämpfen und umzustürzen, sich ihres Ansehens anzumaßen oder es zu erniedrigen und zu vernichten wagte; — — gegen die Hirten,

*) So lange dauerte in Marseille die Feierlichkeit der Erneuerung des Taufgelübdes.

Digitized by Google

die der heilige Geiſt Deinen Schafen gegeben hatte, und die man erwürgte und zerſtreute, um unwürdige Miethlinge, ehrſüchtige Heuchler und räuberiſche Wölfe an ihre Stelle zu ſetzen; gegen Alles, was Du an treueſten Schülern in den geiſtlichen Orden des Chriſtenthums beſaßeſt. ———— Erhebe Dich, o Herr! erhebe Dich —— ſtelle Deine Kirche wieder her, —— erbarme Dich dieſes Volkes, — gib ihm endlich einmal jene wahre Freiheit Deiner Kinder, die es verlaſſen hat, um dem betrügeriſchen Geſpenſte einer eingebildeten Freiheit, oder vielmehr einer zügelloſen Frechheit zu folgen, der Mutter aller Miſſethaten.“

Die auſſerordentlichſte aber von allen ihren ungewöhnlichen Feierlichkeiten, und diejenige, auf welche ſie den meiſten Werth zu ſetzen und die gröſſte Mühe zu verwenden ſcheinen, iſt die Aufrichtung des Kreuzes (la plantation de la croix). Unter freiem Himmel geſchehend, bietet ſie Gelegenheit zu allem Pompe der Prozeſſionen, und trägt ſie alle geheimnißvolle Sinnlichkeit des römiſchen Rituals öffentlich zur Schau. Sie iſt auch das letzte der Miſſionswerke, die Kuppele gleichſam, die alle vorhergehenden krönt und vollendet, ein Sieges- und Erinnerungszeichen der Miſſionäre.

Mit Vorliebe pflegen dieſe zur Errichtung deſſelben, wo es angeht und wie z. B. in Rom geſchah, ſolche Plätze zu wählen, auf welchen in frühern Zeiten Freiheitsbäume geſtanden haben.

Wer keine andern als die ältern Kruzifixe auf Plätzen und Heerſtraßen in katholiſchen Ländern kennt, der wird ſich nicht wohl eine richtige Vorſtellung von einem Miſſionskreuze machen können. Dieſe ungeheure Holzmaſſe, an der, in rieſenmäßigen Verhältniſſen gezimmert vielmehr als geſchnitzt, ein nackter menſchlicher Körper, leichenfarbig angeſtrichen, mit klaffenden Wunden und breiten Blutſpuren dahängt, — dieſes widerwärtige „Bild einer Gottheit“, die kaum nur ihrem irdiſchen Ebenbilde entfernt ähnlich ſieht, — dieſe Darſtellung des Todes vielmehr als ſeines Ueberwinders verhält ſich zu jenen einfachen Zeichen, mit Hilfe deren ein beſchränkter Sinn ſich zu dem, der im Geiſte und in der Wahrheit angebetet ſein will, zu erheben meinte, wie die Zwiebel zur Thräne; wie zu dem Ausdrucke der Empfindung das Reizmittel, ein Bedürfniß, nicht zu befriedigen, ſondern zu erkünſteln beſtimmt.

Lange vor dem Erſcheinen des denkwürdigen Tages betreibt man den Bau eines Calvaire. Ein ziemlich weitläufiges und koſtſpieliges Werk, das, wie der Berichterſtatter in Marſeille ſich darüber treffend ausdrückte, durch die Freigebigkeit der Miſſionäre auf Koſten des Publikums errichtet zu werden pflegt. Gewöhnlich müſſen freiwillige Beiſteuern, bei welchen der freie Wille ungefähr eine Rolle ſpielt, wie bei den gezwungenen Anleihen, den Aufwand decken. In Marſeille berief Herr von Forbin-Janſon — ohne weitere, vorhergängige Bewilligung der Obrigkeit, denn eine höhere Autorität gibt es nicht, als die göttliche, und dieſe ruht, überall wo Miſſionäre ſind, in ihren Händen — etwa hundert Perſonen, die er als Notable bezeichnete, um zu berathſchlagen, durch welche Mittel der brennende Eifer der Gläubigen, vor

der Hand, am füglichſten in einen zahlenden zu verwandeln ſei. Ein Verwaltungscomité wurde ernannt, mit einem Präſidenten, Vicepräſidenten und Sekretär. Unter der Vorhalle des Juſtiz-Pallaſtes, in der Nähe des Baues, befand ſich ein Abgeordneter, das Verzeichniß in der Hand, um Unterſchriften zu ſammeln. Andere gingen von Haus zu Haus, freiwillige Gaben einzufordern, und fertige Formulare wurden zu dieſem Zwecke herumgetragen, die folgendergeſtalt lauteten:

„Auf die Einladung des Herrn von Forbin-Janſon, Obern der Miſſion, verpflichte ich mich freiwillig und ungezwungen, den Herrn Pons oder Bauſſenour, Notarien und Schatzmeiſtern, die Summe von . . . zu entrichten; zahlbar binnen einem Monate in zwei Friſten von vierzehn zu vierzehn Tagen, und beſtimmt zu dem beabſichtigten Denkmale eines Calvaire. So geſchehen in Marſeille, den .. Februar 1820.“

Ja, die Sorge für des Publikums Bequemlichkeit wurde ſo weit getrieben, daß man in ſolchen Quittungen wohl gleich die Summen benannte, um dem Zahlenden die Mühe des Beſtimmens und Ausfüllens derſelben zu erſparen. Alles Maasregeln, die den beſten Effekt hatten, und an die unter ähnlichen Umſtänden bemerkte Freudigkeit und Ergiebigkeit der patriotiſchen Beiſteuern vom Jahr 1793 erinnerten.

Iſt einmal die wichtigſte aller Vorkehrungen, die finanzielle, getroffen, ſo folgen andere, die aber nur in Vergleichung mit ihr zu den minderbedeutenden gehören. Es iſt keine Kleinigkeit, ein Werk, wie das beſchriebene, zu formen und in Bewegung zu ſetzen. In Montpellier wurde das Miſſionskreuz in dem Hofe des großen Hoſpitals gezimmert, zur Erbauung vielleicht, aber ſchwerlich zur Erquickung der armen ruhebedürftigen Kranken. Als es fertig war, fand ſich, daß man im Eifer ſogar alles körperliche Maas auſſer Acht gelaſſen hatte. Das Thor war zu klein, um das Werk durchzulaſſen, und ein Theil der Mauer mußte niedergeriſſen werden, über deren Trümmer daſſelbe, wie einſt das trojaniſche Pferd über die der Ringmauer von Ilium, ſeinen Einzug in die Stadt hielt. Glücklich dieſe, hätte nur der Umſtand einen Punkt der Vergleichung mit jenem unheilbringenden Geſchenke abgegeben! Die Kräfte von hundert und zwanzig bis hundert und fünfzig Menſchen werden verlangt, um eine ſolche Laſt zu heben und zu tragen. Auch ſo viele ſind ihr indeſſen auf lange Zeit nicht gewachſen, und müſſen daher, nach kurzer Anſtrengung, immer wieder durch andere erſetzt werden. In Montpellier waren fünfzehnhundert Perſonen, in zehn Abtheilungen, zu hundert und fünfzig Mann jede, dazu beſtimmt. Eine dieſer Abtheilungen beſtand aus Studierenden. Der Pater Guyon ſelbſt war einige Tage zuvor in dem Hörſaale der mediziniſchen Fakultät erſchienen, um die jungen Leute zu dieſem frommen Werke aufzufordern. Dergleichen Einladungen der Miſſionäre ſind, es darf ein- für allemal bemerkt werden, Befehle, welchen zu widerſtehen auch in den unabhängigſten Verhältniſſen ein ſeltener Muth erfordert wird. Die übrigen Abtheilungen waren meiſtens aus benachbarten Landleuten zuſammengeſetzt; dann die Bauern auf den Dörfern um Montpellier ſtrömten in großen Haufen mit ihren Fahnen und Heiligenbildern hinzu, um der

Digitized by Google

Feierlichkeit beizuwohnen, und ihnen, welche die andern Miſſionsübungen ſo regelmäßig mitzumachen nicht im Stande geweſen, gaben die Miſſionäre bei Gelegenheit dieſes Geſchäftes den Vorzug, um durch die größere Verdienſtlichkeit deſſelben ihr Saldo an guten Werken mit dem der Städter einigermaßen gleichzuſtellen.

Nicht aber Kraft allein, auch ein durch Uebung nur zu erlangendes Gleichmaas der Bewegung iſt nothwendig, um das eigens erbaute und wahrſcheinlich auch eigens erfundene mächtige Gerüſt, auf das die Miſſionstrophäe geladen wird, leicht und gefahrlos aus der Stelle zu bringen. Strengten nicht alle Träger in dem nämlichen Augenblicke alle ihre Kräfte an, um es zu erheben, und entzögen ſie, bei dem Niederſetzen derſelben, ſich ihm nicht eben ſo in einem Tempo, es würde, aus dem Gleichgewichte gerathend, über einige von ihnen hinſtürzen und dieſe unfehlbar mit ſeiner Laſt erdrücken. Daher werden immer einige Tage vor der Prozeſſion, wie man will, Exerzierſtunden oder Proben gehalten, deren Leitung der Pater Guyon, aus früherer Zeit mit den Künſten weltlicher Gymnaſtik bekannt, zu übernehmen pflegt. In Marſeille ſah man ihn auf der Ebene von St. Michael, das lange ſchwarze Kleid hoch aufgeſchürzt, an der Spitze ſeiner Kreuzträger wacker einherſchreiten, und ihnen, das Tempo bezeichnend, mit ſo martialiſcher Haltung und Stimme ein portez — croix! und reposez — vous! und à bas — croix! nach dem andern zuſchreien, — die Staatsaktion einer Parade hätte nicht anſtändiger durchgeführt, die Jeſuiter-Armeen in Paraguay haben unmöglich beſſer kommandirt werden können.

Endlich iſt der Tag erſchienen, den alle dieſe Veranſtaltungen und Uebungen vorbereiteten. Wo in den Straßen ein Halt gemacht werden muß, damit die Träger ſich ablöſen, da ſind Lauben und Triumphbogen errichtet; auf irgend einem größern Platze, in Marſeille z. B der Ebene von St. Michael, Altäre und Bühnen, von welchen Volk und Kreuz eingeſegnet, und zu jenem, wo möglich durch mehrere in einiger Entfernung von einander befindliche Miſſionäre, zu gleicher Zeit geſprochen werden kann. Ein unabſehbarer Zug von Menſchen mit Kreuzen und brennenden Kerzen in den Händen, die weißgekleideten Jungfrauen mit ihren Geſängen und die vielfarbige Mummerei der büßenden Brüderſchaften nicht zu vergeſſen, folgt den voranſchreitenden Prieſtern. Dann, auf einer Art von Katafalk, von Reiterei und Fußvolk, Gendarmerie und Nationalgarden umgeben, unter Trommelwirbeln, unter dem Schalle jener wilden Melodien der Revolutions-Hymnen, wird im Sturmſchritte das Bild einer nackten, blutigen Leiche dahingetragen. So mag der fanatiſirte Pöbel von Jeruſalem ſein ſchuldloſes Opfer umtobt haben; aber die Darſtellung blieb mangelhaft: an die der ſtillen Größe des Erlöſers wagten ſich die kopirenden Phariſäer des neunzehnten Jahrhunderts nicht.

Solche Prozeſſionen dauern, wenn nicht, wie am 27 Februar in Marſeille der Fall war, ein ungelegener Regenguß ſie unterbricht und abkürzt, eine ganz geraume Zeit. In Montpellier gingen ſieben volle Stunden, von zehn Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends, darüber hin. Auch pflegen daher wohl, wie ebenfalls hier geſchah, bei der Ankündigung der Feierlichkeit die Damen

Digitized by Google

von der Kanzel eingeladen zu werden, „tüchtig zu frühstücken, weil das Ding etwas lange währen möchte."

Zuletzt wird das Kreuz aufgerichtet, — wenn es nicht etwa auf dem Transporte schadhaft geworden und noch einiger vorhergängigen Ausbesserungen bedürftig ist. So in Montpellier, wo es erst drei Tage später aufgerichtet wurde, und man mittlerweile die Arbeiter mit ihren Pfeifenstummeln im Munde und mit den Hüten auf den Köpfen darauf herumsteigen und rutschen sah, um hie und da zu pinseln und zu schnitzen, während schon große Haufen alter Weiber auf den Knien dalagen, die das Bild anbeteten, noch ehe es fertig war.

Jetzt endlich sollte man glauben, sei Alles zu Ende. Aber nein; in Frankreich, wie es scheint, weiß man bei keiner Gelegenheit das Nachspiel (la petite pièce) zu entbehren. Den Schluß macht eine Art von Andacht des Herzens, die, wie wir schon zu bemerken Veranlassung gehabt, den Jesuiten ohnehin sehr an dem übrigen zu liegen scheint. Es wird, auch wohl von der Kanzel, den Gläubigen verkündigt, daß sie sich nur in die Sakristei zu bemühen haben, um ihre Namen aufzugeben und sich mit Herzen — metallenen nämlich, und für baare Zahlung, versteht sich — zu versehen; welche Herzen alsdann, mit den aufgegebenen Namen bezeichnet, an das Kreuz genagelt werden. Man hüte sich indessen, zu glauben, daß hier wenigstens, obschon eben auf die Herzen gesehen wird, von Gleichheit die Rede sein darf. Der Himmel weiß, welche Vorstellung sie sich von dem Wesen machen, dem sie diese bei dem Blechner verfertigten Opfer darbringen; aber es scheint, sie trauen ihm zu, daß es, wie das Kind vor einem Haufen dragantner Herzen aus dem Zuckerladen, zuerst nach dem größern greifen werde. Es gibt, zu verschiedenen Preisen, große Herzen und mittelmäßige Herzen und kleine; und so erblickt man denn auf dem Missionsdenkmale oben an, ihrem lieben Gotte am nächsten, die geräumigen Herzen der vornehmern Damen, und dann eine nach Stand und Würden in Größe und Folge herabsteigende Reihe derselben, bis auf das Herz der kleinen Nähterin, auf dem sich kaum für einen Namen ein Plätzchen findet.

Jedem unanständigen Herzensverkehr zu begegnen, sind die weiblichen Herzen auf der einen Seite der Kreuzesbalken befestigt, die männlichen auf der andern.

Zu den stehenden Szenen in dem Drama der Mission, die überall wiederholt und jedesmal von allen der herrschenden Partei ergebenen Zeitungsschreibern mit großem Jubel angekündigt werden, gehören die Selbstanklagen und die Wiedererstattungen geraubten Gutes von Seiten bekehrter Diebe (les restitutions); und leichter mag es freilich sein, die Zeugnisse für dergleichen Sinnesänderungen herbeizuschaffen, als diese hervorzubringen. Es ist nicht gerade unmöglich, daß eine Reihe von erschütternden Eindrücken, berechnet, jede Gemüthsbewegung bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit zu steigern, auch Einmal das Gewissen aufrege, wie sie in hundert Fällen die Glaubenswuth entflammt; daß vor der Stimme, die den Parteigeist wecken soll, in einer zaghaftern Seele die Reue wach werde: aber diese Leute spielen so oft Komödie, daß es einem sehr nahe liegt, auch bei dieser Gelegenheit an Theaterstreiche zu denken, an vorgeb-

Digitized by Google

lichen Diebſtahl oder bezahlten Erſatz, beſtritten durch einen geheimen Ausgaben-Artikel in dem Budget der Geſellſchaft, gerechtfertigt mit ihrer Lehre von der Heiligung der Mittel durch den Zweck; und es hat Fälle des Mißglückens ähnlicher Szenen gegeben, die jener Vermuthung einen Grad von Wahrſcheinlichkeit mittheilten, die ganz dazu geeignet iſt, ſie bei jedem Unbefangenen in eine moraliſche Gewißheit zu verwandeln. Die gewöhnliche Lüge ſetzt nur ein gutes Gedächtniß zu ihrem Gelingen voraus, aber die falſche Selbſtanklage in Anſehung eines fremden Verbrechens auſſerdem noch eben ſo gute Nachrichten.

Bei Herrn Gallula, einem hebräiſchen Kaufmanne in Marſeille, meldete ſich, während der Anweſenheit der Miſſionäre daſelbſt, ein Mann, der, ſich ſehr demüthig gebehrdend, ihm erzählte: er ſei Befehlshaber eines vor einiger Zeit durch Herrn Gallula nach der afrikaniſchen Küſte verſandten Schiffes geweſen. Er habe auf dieſer Fahrt das Unglück gehabt, ſich von einem Korſaren aufbringen zu laſſen, und ſei bei der Gelegenheit — verleitet durch die Betrachtung, daß es unter ſolchen Umſtänden dem Eigenthümer doch nicht weiter darauf ankomme — gewiſſenlos genug geweſen, eine demſelben gehörige Kiſte mit vergoldeten Sachen zu entwenden und auf die Seite zu ſchaffen. Jetzt aber, bekehrt durch die Ermahnungen der Miſſionäre und von Reue gequält, ſei er gekommen, Herrn Gallula ſeinen Fehltritt zu geſtehen, ihn um Verzeihung zu bitten und ihm den Erſatz des veruntreuten Gutes mit beigehenden achthundert Franken zu überreichen.

Die angebliche Art des Diebſtahls war höchſt unwahrſcheinlich. Es iſt kaum denkbar, daß ein Schiffskapitän in dem Tumulte und bei der Allgemeinheit des Unglücks, das Schiff und Ladung und ihn und die Mannſchaft dazu ſeinem Ueberwinder unterwirft, eine Kiſte mit Waaren zu entwenden Zeit und Gelegenheit finden werde. Die Art des Erſatzes war nicht weniger ungeſchickt erſonnen. Nicht etwa dem durch ſeine Verſicherer entſchädigten Ablader, ſondern jenen, oder gar dem Seeräuber ſelbſt, würde derſelbe gebührt haben. Zu allen Unwahrſcheinlichkeiten aber kam, den Verdacht einer Betrügerei zum Beweiſe zu erheben, die völlige Unwahrheit desjenigen Umſtandes, unter deſſen Vorausſetzung allein Diebſtahl und Erſatz nur möglich waren. Herr Gallula wußte ſich nicht das Geringſte von einer Unternehmung, wie die bezeichnete, zu erinnern; er ſchlug ſeine Handlungsbücher auf; in ihnen fand ſich eben ſo wenig etwas von ihr, als in ſeinem Gedächtniſſe, und er weigerte ſich natürlich, das Sündengeld anzunehmen, und überließ es dem vorgeblichen Diebe, die achthundert Franken, falls er ſich eines unrechtmäßigen Beſitzes derſelben bewußt ſei, zu beliebigen frommen Zwecken anzuwenden.

Es iſt nicht wohl zu vermuthen, daß ein wirklicher Seemann ein ſo unzuſammenhängendes Schiffergeſchichtchen erdacht, es iſt noch weniger zu glauben, daß ein alltäglicher Betrüger das Mährchen erzählt haben werde, um damit eine beträchtliche Summe — nicht zu gewinnen, ſondern loszuwerden; und nichts bleibt zur Erklärung des räthſelhaften Vorfalls übrig, als anzunehmen, daß ein Miethling, der den bußfertigen Sünder ſpielte, ſeine Rolle vergeſſen oder fehlerhafte Verhaltungsbefehle empfangen hatte.

Digitized by Google

Mißlang in Marſeille die rührende Szene bei der Aufführung, ſo ſcheint ſie bei einer andern Gelegenheit zu Valence in den Vorbereitungen verunglückt zu ſein. Herrn Devis, dem Direktor des daſigen Seminars, wurden, hieß es, fünfzehnhundert Franken, ihm zur Beſtreitung der Miſſionskoſten anvertraut, durch Einbruch geraubt worden. Der Vorwand machte großes Aufſehen, ein zu großes, denn man ſchritt auf der Stelle zur Unterſuchung, und es fanden ſich Umſtände, welche das Behaupten darüber bei nicht Wenigen in die entſchiedenſte Unglaubigkeit verwandelten. So lagen z. B. die Scherben des Fenſters, durch das der Dieb ſeinen Weg genommen haben ſollte, nicht etwa im Zimmer, ſondern draußen im Hofe, was eher ein Ausſchlagen der Scheiben als einen Einbruch durch dieſelben vermuthen ließ. Von dem Thäter wurde nichts weiter gehört; vielleicht eine Folge ſeiner unzeitigen Forſchungen der neugierigen Obrigkeit. Daß man es ſo genau mit der Frage nahm, ob auch das Verbrechen begangen ſei, verleidete ihm vielleicht den Vorſatz, es wieder gut zu machen.

Eine Gerechtigkeit aber muß man den Miſſionären laſſen. Wenn ſie das Verbrechen erdichten, um es wieder gut zu machen, ſo iſt das ein unſchuldiger Spaß, verglichen mit jenem namenloſen Gräuel, der es begehen heißt, um es zu beſtrafen.

In ſo außerordentlichen Zeiten, wie dieſe, iſt es gar kein Wunder, daß die Miſſionäre auch Wunder thun; gewöhnliche Mirakel nämlich, die bloß ein oder das andere Geſetz der Natur verändern, und eigentlich erſt, wenn ſie wieder erzählt werden, das größere Wunder der allermerkwürdigſten Sinnesänderungen hervorbringen.

So erzählte Pater Guyon ſeinen Zuhörern in einer Kirche von Marſeille, was vor Kurzem erſt einem jungen Menſchen begegnet ſei, deſſen bisheriges Leben aus einer ununterbrochenen Reihe von Ausſchweifungen beſtanden hatte, und der, auf beſſere Gedanken gebracht, ſeine Bekehrung mit einer Beichte begann. Der Prieſter, dem er ſich anvertraut, entſetzt über alle Abſcheulichkeiten, die er zu hören bekam, wagte es nicht, ihm ſogleich die Abſolution zu geben, ſondern rieth ihm, ſich an den lieben Gott ſelbſt zu wenden, d. h. — denn ohne die Erklärung möchte der Rath ein ziemlich ketzeriſches Anſehen gehabt haben — den Abend ein Kruzifix zu nehmen und dieſem ſeinen Gewiſſensfall vorzutragen. Der junge Menſch, ſich nichts Arges vermuthend, befolgte den Rath buchſtäblich. Er nahm ein kleines Kruzifix, das ſich in ſeinem Zimmer fand, und fragte es: ob er ohne Schuld ſei vor Gott? Da ertönte aus der Höhlung des Bildchens ein klares und vernehmliches „Nein.“ Man denke ſich den Schrecken des Sünders, dem ſo etwas widerfuhr, und die Erbauung der Gemeinde, der es wieder erzählt wurde!

Sonderbare Leute, die Metall und Steine ſprechen hören, und kein Ohr haben für die Stimme ihres Gewiſſens!

Bei Autun behaupteten die Miſſionäre eine ſeit langer Zeit verlorne Quelle wiedergefunden zu haben. Sie ließen ſie von neuem faſſen, zum Andenken an das gemeinnützige Wunder ein Kreuz aufrichten und eine Almoſenbüchſe daran befeſtigen. Das Zeichen gilt in der ganzen

Digitized by Google

Nachbarſchaft für voll, wenn auch nicht in dem Orte ſelbſt, bei dem es geſchah. Man weiß ſich in Autun noch recht gut zu erinnern, daß jene Quelle vor etwa dreißig Jahren keineswegs verloren ging, ſondern auf Befehl der Obrigkeit mit guter Abſicht verſchüttet wurde. Sie hatte nämlich bis dahin nicht, wie die Quelle von St. Evrault, wunderthätigen Prieſtern zur Heilung beſeſſener Seiltänzerinnen, ſondern gewiſſenloſen Bauerweibern zur Verfälſchung der Milch gedient, die ſie an ihr vorbei zum Verkauf in die Stadt zu bringen pflegten. Die Einwohner von Autun wollten gute Milch, und die Väter der Stadt fanden das Begehren ganz billig, und legten oder erſchwerten wenigſtens durch jene Maasregel den Verfälſcherinnen der Waare das Handwerk. Bekommen die guten Leute in Zukunft wieder ein dünneres Frühſtück, ſo wird es damit, Dank ſei es dem Wunder der Miſſionäre, ganz natürlich zugehen.

Aber eine reichere Wunderquelle, als die von Autun, haben die Miſſionäre in dem Glauben an beſondere Strafgerichte der Vorſehung wiedergefunden, wie ſie ihn bei jedem Unglücke, das die Theilnahme der Menſchlichkeit in Anſpruch nehmen würde, aber dem Eifer Gelegenheit zu einem Triumphe bietet, ſorgfältig einzuprägen ſuchen.

Ein Beiſpiel, das man ſich in Paris erzählt hat, erläutere die Sache. In einem ungefähr zehn Stunden von da gelegenen Dorfe galt die Frau eines wohlhabenden Landmanns nicht eben für ein Muſter ehelicher Treue, und es diente keineswegs zur Widerlegung ihres zweideutigen Rufes, daß ſie bei der Wahl eines Beichtvaters einen fremden Prieſter, der ſich als Miſſionär in der Gegend aufhielt, dem Pfarrer des Ortes vorzog. Jener bewilligte der Sünderin die Abſolution, jedoch nur unter der Bedingung eines von ihr der Kirche zu weihenden Geſchenkes. Die Frau verſprach es, und fand kurz darauf Gelegenheit, in die Stadt zu fahren, um für die Erfüllung ihres Gelübdes zu ſorgen. Bei ihrer Zurückkunft bemerkte der Mann, daß ſie etwas mitgebracht hatte, was ſie vor ihm zu verbergen ſuchte. Er fragte, griff endlich zu, entdeckte einen ſilbernen Kelch, erfuhr bei fernerm Forſchen die Beſtimmung deſſelben, und nahm ihn weg, nachdem er ſeine Frau nicht eben ſäuberlich zurechtgewieſen. In nicht geringerer Angſt vor dem Zorn ihres Mannes, wie vor dem des Himmels, war dieſe genöthigt, die Ausführung des guten Werkes vor der Hand aufzuſchieben. Aber ihr Mißgeſchick ſollte zu einem warnenden Strafgerichte Veranlaſſung geben. Der bis dahin kerngeſunde Mann erkrankte von Stund' an, verfiel in ein zehrendes Uebel und war in ſechs Monaten todt Ein Zeichen, in den Augen Aller, die in jener frühern Bethätigung des Hausrechts einen kirchenräuberiſchen Frevel erblickt hatten.

Wenn ſolche Zufälle aufhören ſollten für bloße Zufälle zu gelten, ſo werden die Miſſionäre alle Gehäſſigkeit wie allen Vortheil anderweitiger Auslegungen ſich zuzuſchreiben haben, da ſie ſelbſt jedes einer ihnen verhaßten Perſon begegnende Unglück als ein Strafgericht Gottes zu verkündigen gewohnt ſind. Auch ſollen ſie wirklich, vermöge dieſes Kunſtgriffes, unter dem Landvolke einiger Gegenden, das zwiſchen weißer und ſchwarzer Kunſt nicht eben unterſcheidet,

Digitized by Google

und bei dem die Wirkung der einen wie der andern auf die nämliche Furcht hinauslauft, für eine Art, wenn auch nicht von Wunderthätern, doch von Hexenmeistern gehalten werden, und diesem Rufe ihr größeres Ansehen zu verdanken haben.

Die Jesuiten waren von jeher große Handelsleute. Ihr Schleichhandel in und nach dem spanischen Amerika, ihre betrügerischen Bankerotte in Frankreich und den westindischen Kolonien machten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht geringes Aufsehen, und trugen mächtig dazu bei, sie den Regierungen und den Völkern verhaßt zu machen. In ihren kaufmännischen Verbindungen, ihren ausgebreiteten Bankgeschäften insbesondere, in welchen sie eine Zeit lang der Lombarden des Mittelalters Nachfolger zu werden schienen, um später den Juden das Feld zu räumen, dürften sie Mittel gefunden haben, ihr in allen Theilen der Welt beträchtliches Vermögen zu retten, und es ist nicht zu glauben, daß sie diese gewinnvolle Betriebsamkeit jemals ganz aufgegeben. Wenigstens vermuthet man, daß sie dieselbe wieder begonnen haben, und schreibt ihnen in Frankreich zumal einen nicht unbedeutenden Weinhandel zu. Aber ein Zweig ihres Handels, der gar keiner Ungewißheit unterliegt, und nicht erst vermuthet zu werden braucht, weil er offenkundig vor den Augen aller Welt betrieben wird, ist der den Missionären zugetheilte geistliche Kleinhandel mit allen Freuden und Leiden der künftigen, und allem Hoffen und Bangen dieser Welt.

Die Mission und der Markt gehen Hand in Hand, und Buden und Beichtstühle werden zu gleicher Zeit in und an den Kirchen aufgeschlagen; und wie einst vor Jahrtausenden in den Steppen und Wüsten des alten Festlandes der Welthandel, unter dem Schutze der Priester, von Tempel zu Tempel zog, so haben wir in unsern Tagen und mitten in Europa, Dank sei es den Missionären, den Schacher sich eines ähnlichen Schutzes erfreuen gesehen.

Ein reicher Vorrath von Gesangbüchern und andern Missions-Schriften und Flugblättern, Rosenkränzen, Kruzifixen, Denkmünzen, Agnus Dei, Herzen, Ringen, Todtenköpfen, Skapulieren, Bildern u. s. w. zu allen Preisen und Größen, und mit jeder beliebigen Wohlfeilheit ausgestattet, wird in mehreren von Brettern aufgeführten Schoppen an den Haupteingängen der Kirchen, in welchen eben Missionäre ihr Wesen treiben, den kauflustigen Gläubigen mit wahrer Auktionator-Beredsamkeit angeboten und angepriesen. Um sich von dem Fanatismus ein Bild in niederländischem Geschmacke entwerfen zu können, muß man diesen Markt gesehen haben. Alte Weiber standen in Paris an einigen Kirchenthüren neben dem zum Empfange frommer Gaben ausgestellten Becken, und luden die Vorübergehenden ein, doch etwas beizusteuern „für die abgeschiedenen Seelen, pour les âmes trépassées.“ Alte Weiber, von Eifer, zu Zeiten auch wohl von Branntewein glühend, spielten eben so als Käuferinnen und Verkäuferinnen die Hauptrollen, und haderten um zwei Sous mehr oder weniger für die ewige Seligkeit. „He, Nachbarin!“ hörte Jemand eine dieser Missionsagentinnen einer andern, die mit einem Armvoll Waaren, aus dem ihr irgend ein Artikel entfallen war, dahin taumelte, nachrufen: „Nachbarin“

Digitized by Google

— aber die deutsche Sprache sträubt sich gegen den Aberwitz — „Eh, eh, voisine," kreischte sie ihr nach, „ne laisse donc pas traîner ton bon Dieu dans la boue!"

Welche Priester und welche Gläubigen! Welche Menschen und welche Gottheiten!

Das Vermiethen der Stühle ist freilich zu allen Zeiten in allen französischen Kirchen üblich; aber zur Zeit einer Mission gewinnt dieser Handelszweig, dessen Ertrag alsdann zur Bestreitung ihrer Kosten bestimmt ist, eine ganz ungewöhnliche Ausdehnung. Dem Hirtenbriefe des Bischofs von Bayonne vom 22 Mai 1819, der von überschwenglichem Lobe der dasigen Missionäre überfließt, war eine Berechnung ihrer Ausgabe und ihrer Einnahme hinzugefügt. Jene belief sich auf 9086 Franken 20 Centimen, diese auf nur 8952 Franken 35 Centimen, und folglich 133 Franken 85 Centimen weniger als die Einnahme. Die letztere aber bestand, nach Abzug von 245 Franken, die bei der zum Behufe der Kreuzesaufrichtung angestellten Sammlung eingegangen waren, gänzlich aus dem Ertrage von Miethgeldern für die Stühle in den verschiedenen Kirchen.

Die Uneigennützigkeit der Missionäre hatte mit dieser Aufgabe dargethan werden sollen; sie bewies wenigstens, daß jener einzige Artikel der Einnahme fast hinreicht, um alle Kosten einer Mission zu bestreiten. Des Gewinns in den Buden (und wie manches andern ausserdem!) war begreiflicherweise nicht gedacht, und es darf daher mit dem angeblichen Deficit nicht eben so genau genommen werden. Wohl mancher Finanzminister dürfte sich freuen, wenn es nicht ernsthafter mit dem seinigen gemeint wäre; und es gibt schwerlich in den Städten, die von Missionären besucht wurden, nur einen Einzigen, der nicht, gegen Empfang ihrer Einnahmen, sich sehr bereitwillig zu Bestreitung ihres Aufwandes verstehen würde. In Montpellier schätzte man ihren reinen Gewinn auf sechszigtausend Franken. Die Schätzung mag übertrieben sein; aber man tritt ihnen schwerlich zu nahe, wenn man annimmt, daß auch sie bei keiner Gelegenheit sich selbst zu nahe treten.

Uebrigens wird jener Kramhandel von ihnen mit aller Unbefangenheit, die nur zu einem Berufsgeschäfte, mit allem Geklimper, das nur zu einem Handwerke sich schicken mag, betrieben. Der geschickteste Probenreiter würde nicht eifriger als sie die eigene Waare herausstreichen und der Konkurrenz jeder fremden entgegenarbeiten können.

In Marseille überreichte eine Frau, nachdem sie ihre Beichte hergesagt, dem Missionär, an den sie sich deshalb gewandt hatte, ihren Rosenkranz, mit der Bitte, ihn zu segnen. Er könne ihn wohl segnen, meinte Jener, aber wolle sie eines vollständigen Ablasses theilhaftig werden, so müsse sie sich einen Rosenkranz von Korallen und das neue Gesangbuch anschaffen; und er gab ihr menschenfreundlich die Adresse des Krämers, an den sie sich deshalb ausschließlich wenden müsse.

In Bayonne druckte und vertheilte man 1819 einen förmlichen Preis-Courant „der seit der Ankunft der ehrwürdigen Väter Missionäre, in den an der Domkirche zur Seite der Haupteingänge und an der St. Andreaskirche neu aufgerichteten Buden zum Verkaufe stehenden

Digitized by Google

Waaren.“ Es finden sich in diesem seltenen Aktenstücke zur Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts die verschiedenen Preise von Gesangbüchern und andern Schriften, Rosenkränzen für gemeine Leute (pour les gens du commun) und für Honoratioren (pour les gens comme il faut) aus Buxbaum, Rosenholz, Korallen u. s. w. zu fünfundzwanzig Centimen und bis zu einem Franken und sechszig Centimen, von Kruzifixen, Medaillen, Agnus Dei, Todtenköpfen, Bildern aller Art und dergleichen mehr. Zuletzt heißt es:

„Man findet in diesen Buden noch andere sehr kuriöse und erbauliche Vorräthe, von welchen sich die Andacht aller frommen Seelen die größte Genugthuung versprechen darf.

„Gute Christen und gute Christinnen können nichts Besseres thun, als von ihrem Gelde in diesen Buden Gebrauch machen und es daselbst niederlegen, da das Geld die Quelle aller Verbrechen ist, und aus diesem Grunde furchtsamen Seelen darum zu thun sein sollte, sich des schnöden Metalls zu entledigen.

„Wichtige Bemerkung. Die Rosenkränze aus Glasperlen, die in andern Gegenden der Stadt verkauft werden, können zwar auch geweiht sein, genieſſen aber die Indulgenzen nicht, die S. H. der Papst den andern Rosenkränzen bewilligt. — Laus Deo!“

Der Leser wird eine Ironie vor sich zu haben glauben, und es ist doch nur die Uebersetzung eines bittern Ernstes. Aber es gibt Dinge, die nach einiger Zeit zu ihrer eigenen Satire werden, wie ernsthaft es immer mit ihnen gemeint sei.

Wir haben der Mittel gedacht, durch welche die Missionäre den Effekt hervorzubringen bemüht sind; versuchen wir, uns auch von diesem ein deutliches Bild zu entwerfen. Es sind freilich nur die nächsten Wirkungen dieser neuen Maschinerie in der Politik unserer Tage, die wir für jetzt wahrzunehmen im Stande sind; aber auch diese, in allen Verzweigungen der Zwietracht und des Schreckens, von der unwiderruflichen Störung des Hausfriedens bis zu den ersten Spuren des Bürgerkrieges, von der Heuchelei, welcher der Fanatismus dient, bis zu dem Wahnsinne, der sich unter seiner Geiſsel krümmt, bedecken einen so weiten Raum auf dem noch immer unabsehlichen Felde menschlichen Elendes, daß uns nur Andeutungen möglich sein werden. Die entferntern Folgen dieser Erscheinungen eignen sich nur kaum zu Vermuthungen. Sie gehören der Zukunft, die in dem Untergang oder dem Fortschreiten der Zivilisation zeigen wird, ob der Fluch der Missionäre, je nachdem Schrecken oder Abscheu, den sie einflößten, der stärkere war, die Völker traf, über die er gesprochen wurde, oder sich, wie einst in dem Munde des moabitischen Beschwörers, in Segen verwandelte.

Auch den Missionären sind die Pflichten der Religion die höchsten. Aber nicht wie eine Glorie, krönend und schirmend, schwebt die ihrige über den häuslichen und bürgerlichen Tugenden der Menschheit: erstickend lastet sie auf ihnen, wie ein drückendes Gewicht.

Das häusliche Glück ist das erste, das vor dem verderblichen Einflusse der Mission dahinschwindet; denn die Weiber, es zu schaffen und zu erhalten bestimmt, pflegen die ersten zu sein, die der Taumel ergreift, den jene um sich verbreitet. Wir erziehen und behandeln das

Digitized by Google

weibliche Geschlecht wie ein unmündiges, und haben das unfehlbarste Mittel gewählt, es zu einem unmündigen zu machen.

Kaum graut der Tag an einem Orte, der von Missionären heimgesucht wurde, so verläßt eine große Anzahl Frauen aus allen Ständen das Haus, um den Missionsübungen beizuwohnen, die schon um fünf Uhr Morgens beginnen, und bei welchen man sich, wie bei einem neuen Spektakelstücke, wohl einige Stunden früher nach guten Plätzen umsehen muß. Die Sorge für Wirthschaft und Kinder, oder, verbietet ihnen ihr Geschäft, dieselbe zu übernehmen, der Schmerz, beides verwahrloset zu sehen, wird unterdessen den Männern überlassen. Ein fast ununterbrochener Wechsel von Prozessionen und Andachtübungen füllt die übrigen Stunden des Tages aus, in dem die Eifrigsten dieser Beaten den Ihrigen kaum auf einige flüchtige Augenblicke sichtbar werden, die auch nicht etwa den Pflichten der Häuslichkeit, sondern weniger leicht zu beschwichtigenden Ansprüchen des Magens gewidmet sind. Eine Pflichtvergessenheit, die im Süden um so auffallendere und nachtheiligere Folgen hat, da hier, nach einer alten, dem Himmelsstriche zusagenden Sitte, fast jedes geringere Gewerbe unter freiem Himmel getrieben wird, und somit ein Hauswesen, ohne weibliche Aufsicht, einer jeden zu ermangeln pflegt.

In Marseille sperrte eine Frau ihre beiden zwei- bis fünfjährigen Kinder ein, um ungestört zu den Missionären wandern zu können. Das jüngste der armen Kleinen stürzte in die Flammen des Kamins, wo es ein jämmerliches Ende fand, während vielleicht die gewissenhafte Mutter sich vor ihrem Beichtvater der Todsünde eines an einem Fasttage genossenen Eies für schuldig bekannte. Solche gräßliche Beispiele der Folgen einer verkehrten Frömmigkeit mögen zum Glücke die seltenern sein; desto häufiger hatte man Gelegenheit, Kinder zu bemerken, die erfroren und vielleicht hungernd in den Straßen oder vor den Hausthüren umherirrten, und weinend nach der Mutter riefen. „Die Mutter? Und wo ist die Mutter?“ — „In der Mission! In der Mission!“ schluchzten die armen Verlassenen.

Hätte sich, bei ähnlicher Gelegenheit, die Entartung der Kinder nur als Folge derjenigen ihrer Mütter gezeigt, so sehr verstände sie sich von selbst, daß sie kaum des Bemerkens werth sein würde; aber es gab Fälle, die zu beweisen scheinen, daß die Widersinnigkeit der Lehre, um auch auf jüngere Gemüther ihre Wirkungen zu äussern, des Beispiels nicht bedürfte. „Die Ungeheuer!“ klagten zwei junge Mädchen in Marseille — sie gehörten dem Mittelstande an, und es ist folglich anzunehmen, daß sie weder schlecht noch vornehm, sondern gut erzogen waren — „die Ungeheuer! Sie wollen uns unsere Mission nicht machen lassen“ Die Ungeheuer aber, von welchen sie sprachen, waren — ihre Aeltern. Ein Vater, dessen ganze Thatigkeit seine Handlungsgeschäfte in Anspruch nahmen; eine Mutter, die durch fortdauernde Kränklichkeit fast immer das Zimmer, oft das Bett zu hüten gezwungen war; Aeltern, die ihnen im Anfang, unter Begleitung eines ältern Bruders, die Andachtübungen der Missionäre zu besuchen erlaubt, späterhin aber, als für jedes Geschlecht ein besonderer Gottesdienst gehalten wurde, ihre erwachsenen Töchter, in einer großen Stadt und bei nächtlicher Weile, ohne Aufsicht dahin zu senden gerechtes Bedenken getragen hatten.

Digitized by Google

Eines dahin gehörigen Beispiels ist bereits, wo von den Mirakeln der Missionäre die Rede war, gedacht worden. Ein anderes erzählt Cauchois-Lemaire in der Einleitung zu seiner neuen Ausgabe des d'Alembertschen Werkes über die Jesuiten. Einem armen Schreiner in einer Stadt der Normandie war es endlich durch angestrengten Fleiß und lange Sparsamkeit gelungen, ein kleines Kapital von mehrern Hundert Franken zurückzulegen, als eben eine Abtheilung von Missionären sich seines Wohnortes bemächtigte. Die Frau des guten Mannes, erschreckt durch eine Rede, in welcher einer derselben mit den grellsten Farben die Qualen der Hölle geschildert hatte, eilte zu dem Prediger, um beichtend und büßend Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Dieser erklärte ihr, sie befände sich in dem Fall einer Todsünde, und könne nicht anders als gegen ein ihm anzuvertrauendes Almosen von sechshundert Franken der Absolution gewärtig sein. Entsetzt, wie die Sünderin über Alles, was sie gehört und gesehen hatte, war, nahm sie keinen Augenblick Anstand, die Ersparnisse des Mannes ihrem Seelenheil aufzuopfern. Sie zahl die verlangte Summe, um sich von der Hölle loszukaufen. Wenige Tage später veranlassen einige dringende Ausgaben unsern Schreiner, zu dem Nothpfennige seine Zuflucht zu nehmen; aber der ist, ohne irgend eine Spur von Einbruch oder von Gewaltthätigkeit, verschwunden. Umstände, welche, verbunden mit dem seit Kurzem so auffallend veränderten Betragen seiner Frau, den Verdacht auf diese lenken, die auch bei ernstlichem Nachforschen ihm sehr bald eine zweite Beichte über die Folgen ihrer ersten ablegt. Er, ohne ein Wort weiter über die Sache zu verlieren, bewaffnet sich mit einem Paar Pistolen und begibt sich in die Wohnung des Absolutionsverkäufers, dem er etwas beichten, oder vielmehr zur Erleichterung seines Gewissens ein wichtiges Geheimniß anvertrauen zu müssen erklärt. Unter diesem Vorwande mit jenem zu dem entlegensten Zimmer gelangt, hält er demselben eins seiner Gewehre vor, und gedenkt mit kurzen Worten der gestohlenen sechshundert Franken. Er erhält von dem Bestürzten, was er verlangte, sein Eigenthum, entfernt sich, ohne ihn aus dem Auge zu verlieren, in der nämlichen drohenden Stellung, verschließt die Thür des Zimmers hinter sich und geht ruhig nach Hause.

Auch eine Restitution, aber der sich zu rühmen die Missionäre weislich unterlassen.

In Montpellier wurden achtbare und bis dahin glückliche protestantische Familien durch den Uebertritt ihrer Töchter zu dem Glauben der Missionäre in den tiefsten Jammer gestürzt. Sie verloren die Ihrigen, unwiderruflich wie durch den Tod, aber schmerzlicher; denn dieser trennt nur, sie aber wurden verlassen. Dergleichen Fälle, wie das Eigenlob der Missionäre selbst bezeugt, sind auch anderswo nicht selten, und ein Missionär sogar wird gestehen müssen, daß sie wenigstens zu kleinen häuslichen Unbequemlichkeiten führen. Ein Christ hat das Recht und die Pflicht, diesen Religionswechsel, bei welchem ein Fluch über Erzieher, Angehörige und Aeltern ausgesprochen, das erste Zeugniß von der Sinnesänderung des Neubekehrten abgibt, für eine der schauderhaftesten Entartungen anzusehen, deren die arme menschliche Natur unter dem betäubenden oder vergiftenden Einflusse der Glaubenswuth fähig ist.

Wenn diese Unordnungen und Greuel fast niemals einige Hindernisse finden, wenn die

Digitized by Google

Opfer derſelben kaum eine ſchüchterne Klage zu erheben wagen, ſo wird dieſes Mißverhältniß zwiſchen der Wehrthat und ihren Folgen erklärlich durch die Furcht, welche die Agenten der Miſſion, wie einſt die des Schreckens, um ſich her verbreiten. Wie dieſe machen ſie verſtummen, die ſie nicht zu gewinnen vermögen, und wie gegen dieſe hat man wohl hin und wieder die Gewalt im offenen Aufruhr, aber nirgends einen ordnungsmäßigen, geregelten Widerſtand ſich erheben geſehen.

In Montpellier gingen Tagelöhner von ihrem Geſchäft, um den Miſſionären zu folgen, ohne daß man darum gewagt hätte, ihnen das Geringſte von ihrem vollen Taglohn abzuziehen. Das Geſinde verließ die Herrſchaft, und dieſe verſah, ohne ſich eine Bemerkung zu erlauben, ſeine Stelle in Haus und Küche, und wartete ruhig, bis es ihm beliebte, ihr wieder zu dienen. Hier mochte in ſolchen Fällen der Umſtand, daß viele von den Wohlhabendern Proteſtanten ſind, die geringere Volksklaſſe aber und das Geſinde, mit wenigen Ausnahmen, katholiſch iſt, und mit dieſem Religionsunterſchiede das Andenken an die mordſüchtige Andacht vom Jahr 1815, das jenen in friſchem Gedächtniſſe war, ſeine Wirkungen äuſſern; allein auch anderswo, auch unter ihren Glaubensgenoſſen, wo immer ſie ſich für die ſtärkern halten, geben die Miſſionäre und ihre Gehilfen in Anſtand, Benehmen und Rede nur zu deutlich zu erkennen, daß ſie von keinem Beweggrunde ſich ſo viel verſprechen, als von dem der Furcht; daß ſie keinen Eindruck ſo gern hervorzubringen bemüht ſind, als den des Schreckens. Die Leidenſchaftlichkeit ihres Betragens grenzt nicht ſelten an Brutalität. Unter allen guten Gründen, die ſie bei Gelegenheit für ihren Zweck anzuführen wiſſen, ſcheinen Hinweiſungen auf die Uebermacht ihrer Anhänger ihre beſten, unter allen Redefiguren Drohungen ihnen die liebſten zu ſein.

An einem Sonntage erſchienen in einer Kirche zu Marſeille zwei Hebammen, Neugeborne auf den Armen, und in Begleitung der Mütter, um, der Landesſitte gemäß, den Dankgebeten beizuwohnen, die einige Zeit nach den Niederkünften gehalten zu werden pflegen. Sie mußten lange warten, und hatten ſich, ermüdet wie ſie waren, endlich niedergeſetzt, als ein Miſſionär die Gebete begann. Mochten ſie dies nicht wahrgenommen, oder nicht einmal gewußt haben, daß man ſtehend zuhören müſſe, genug, ſie blieben ſitzen. Der Miſſionär bemerkt es, unterbricht ſich, gießt mit lauter Stimme einen Strom von Flüchen, wie ſie Seinesgleichen ſo geläufig ſind, über ſie aus, mit welchen er die Erſchrockenen in die Flucht jagt, verläßt den Altar um ſie bis in die Kirche zu verfolgen, und ſchreit dem Volke mit allen Gebehrden eines Wüthenden zu: „Seht ſie Euch recht an! Merkt ſie Euch, merkt ſie Euch wohl!“

Ein Mann, der ebendaſelbſt einem Miſſionär einige Vorſtellungen zu machen gewagt hatte, wurde von dieſem auf der Stelle, zu den Füßen des Hochaltars Buße zu thun, verurtheilt, und entkam nur mit genauer Noth der Wuth des Volkes.

Als man in Marſeille von Haus zu Haus herumging, um auf die ſchon beſchriebene Weiſe Geldbeiträge zur Errichtung eines Calvaire zu ſammeln, antwortete Herr B—, ein ſehr verdienſtvoller Offizier der daſigen Nationalgarde, demjenigen, der ſich an ihn gewandt hatte:

Digitized by Google

„wenn von freiwilligen Steuern die Rede sei, so gebe er nur den Armen.“ — „Danach,“ erwiederte jener, „ist es klar, welche Gesinnungen Sie hegen. Wir werden uns Ihre Antwort merken.“

Herr von Forbin-Janson schlug eines Tages in einer Predigt seinen Zuhörern die Anbetung des Kreuzes vor; eine Zeremonie, die darin besteht, daß man die Füße des Christusbildes an einem Kruzifixe küßt, und in katholischen Ländern gewöhnlich nur am Charfreitage Statt zu haben pflegt. Sein Vorschlag wurde mit lautem Jubel aufgenommen, besonders nachdem er gerufen hatte: „Mögen diejenigen, welche die Füße des Heilandes küssen wollen, aufstehen; diejenigen aber, die es nicht wollen, sitzen bleiben: so werden wir doch die Feinde Christi kennen lernen!“ Man kann sich denken, daß Niemand sitzen blieb.

Zu den merkwürdigsten Zeichen des Schreckens, der vor den Missionären herzugehen pflegt, dürfte die Ausübung einer gewissen richterlichen Gewalt gehören, von der man sich besonders im Languedoc zu erzählen wußte. Einer richterlichen Gewalt, denn, wie sehr sie sich auch hinter dem Vorgeben eines christlichen Versöhnungswerkes verstecken mag, das ist jede, die, ohne vom Staate angeordnet oder durch einen freien Vertrag der streitenden Theile entstanden zu sein, in Rechtshändeln so wirksam, nicht etwa nur ermahnt, sondern entscheidet, als wäre sie eins von beiden. Aufgefordert, sei es auch nur durch einen der Interessenten, der, wie man sich vorstellen kann, in diesem Beweise frommen Zutrauens auch das beste Zeugniß für die Gerechtigkeit seiner Sache liefert, eröffnen die Missionäre die Sitzungen ihres Tribunals. Der andere Theil wird eingeladen, zu erscheinen, und es mag sich schwerlich ein Fall ereignen, in dem er nicht Folge leistet. Auch die gewöhnlichen Richter werden erbeten, den Verhandlungen beizuwohnen, aber nur als Berichterstatter über den bisherigen Gang der Sachen, als Rathgeber stehen sie jenen ausserordentlichen zur Seite, und diese sprechen das Urtheil So üben sie schon jetzt eine Rolle, die sie einmal in einem größern Kreise zu spielen hoffen dürfen, die jener königlichen Boten, auch Missionäre, die unter den Karolingern richtend, verwaltend, regierend in den Provinzen erschienen. Daß ihren Sprüchen Gehorsam geleistet werde, ist nicht zu bezweifeln; desto mehr, daß es dem etwa verletzten Theile, nachdem die Mission den Ort verlassen, durch Wiedereinsetzung in den vorigen Stand und Ansuchungen bei den ordnungsmäßigen Richterstühlen sich seines Schadens zu erholen, verstattet sein möge. Wie gerecht auch die Besorgnisse waren, die seine frühere Unterwerfung erzwangen, das Gesetz weiß von ihrer Gerechtigkeit so wenig als von Missionären, und dürfte sie schwerlich anerkennen.

Um aber ganz zu begreifen, wie gerecht der Schrecken ist, den die Missionäre Allen, die nicht ihre Leidenschaften theilen, einzujagen pflegen, muß man die Lehre der Gesellschaft, zu der sie gehören, und ihre Anhänger kennen. Jene, die dem Jesuiten Carnedi Veranlassung gab, mit dürren Worten zu erklären: „Es wird Erwählte geben, zu welchen Jesus Christus am Tage des Gerichts sprechen wird: Kommet in mein Reich, das Euch bestimmt ist, weil Ihr geraubt, weil Ihr gemordet, weil Ihr Gott gelästert habt, einem unwiderstehlichen Glauben

Digitized by Google

Folge leiſtend, der Euch darin Eure Pflicht zu erkennen gebot.“ Dieſe, unter der Leitung einiger kaltblütig berechnenden Parteihäupter, eine Menge Wüthender, die, wie in Clermont geſchah, mit den Fingern auf diejenigen wieſen, die nicht, wie man ſich auszudrücken pflegte, „ihre Miſſion verdienten“, oder, wie in Marſeille bei Gelegenheit der Prozeſſion am Tage der Kreuzesaufrichtung, unter dem wilden Geſchrei: „Es lebe das Kreuz!“ auch den Ruf: „Es lebe der Galgen für die Liberalen!“ hören lieſſen. Ein Ruf, der im Angeſicht einer Miſſion faſt einem Jeden gilt, der ihn nicht hören läßt.

Ueberhaupt kann die Miſſion treffender wohl nicht bezeichnet werden, als indem man ſie eine Parodie der Revolution nennt. Eine Parodie, in der die Jeſuitenkappe die Stelle der rothen Mütze vertritt, die Demagogen Kanzeln beſteigen ſtatt der Rednerbühnen, der Fanatismus die Rolle der Begeiſterung ſpielt, und die Gierigkeit einer Partei ſich abmüht, jene großen Bewegungen hervorzubringen, zu welchen einſt ein allgemeines Bedürfniß unwiderſtehlich hinriß. Nur die Unordnungen im Gefolge der Miſſion ſind völlig ſo original, als es die der Revolution waren, denn *auch ſie iſt eine* — die Contrerevolution; und ſtehen die übrigen den der erſten im Umfange nach, ſo haben ſie dagegen die größere Planmäßigkeit vor ihnen voraus.

Marſeille in den erſten Monaten des Jahres 1820 befand ſich während der Anweſenheit der Miſſionäre in einem Zuſtande der Gährung, der jeden Unbefangenen mit den lebhafteſten Beſorgniſſen erfüllte, und an die Szenen von 1793 erinnerte, deren blutiges Andenken nur vor Kurzem erſt durch das im Jahr 1815 vergoſſene Blut in dieſen Mauern erneuert war. Die Verfolgungen, die Gewaltthätigkeiten, welchen ſich der Herausgeber des Blattes, dem wir ſo viele bedeutende Züge in der Schilderung des Miſſionsweſens verdanken, in jenen Tagen des wiederbeginnenden Schreckens preisgegeben erblickte, bilden eine merkwürdige Gruppe in dem Gemälde derſelben, und dürften, verſtändlicher als jede allgemeinere Darſtellung, den Geiſt bezeichnen, der in ihnen der herrſchende war.

Mit den erſten Tagen des Jahres und gleichzeitig mit den Miſſionären erſchien zu Marſeille ein neues Journal, der *Phocäer* genannt. Ihr Herausgeber, Herr *Alphons Rabbe*, ein junger Mann aus einer achtbaren Familie in Aix und ſchon bekannt durch ausgezeichnete Talente, die ihm — ſie waren immer nur ſeiner Ueberzeugung dienſtbar geweſen — einige erprobte Freunde erworben und eine Menge unverſöhnlicher Feinde gemacht hatten, kündigte ſein Blatt als ein nichtpolitiſches an, dem Handel, dem Gewerbfleiße, den Künſten, der Literatur und gelegenheitlich auch den Werken der eben erſchienenen Miſſionäre geweiht. Aber der Inhalt der folgenden Blätter und die Schickſale dieſer Zeitung beſtätigten, was ein einleitender Aufſatz in der erſten Nummer und des Herausgebers Geſinnungen vermuthen lieſſen. Der Phocäer war keineswegs zufällig mit den Miſſionären zuſammengetroffen, er hatte nicht bloß gelegenheitliche Widerſacher in ihnen gefunden: er hatte ſie aufgeſucht, um ſie hauptſächlich zu bekämpfen. Mit ihnen verſchwand er auch aus dieſen Gegenden; die zweiundzwanzigſte Nummer, vom 22 März 1820, war die letzte. Er fiel, nachdem er ſeinen Gegnern ſchmerzliche Wunden geſchlagen,

Digitized by Google

und vielleicht noch größern Schaden durch das Unglück, deſſen Opfer er wurde, als durch ſeine Angriffe zugefügt hatte.

Täglich wurde ihm in anonymen Briefen der Tod geſchworen, der Mord verkündigt. An öffentlichen Orten hörte man die nämlichen Drohungen und den Ausruf: „ob denn der Tag noch nicht erſchienen ſei, einen Schlag auszuführen!“ und mit jedem Tage ward es gewiſſer, daß ſolche Aeuſſerungen buchſtäblich zu verſtehen, daß in dieſen Drohungen Abſichten ausgedrückt waren. Seine Freunde, ſo weit war es gekommen, umgaben ihn bewaffnet in ſeiner Wohnung, von der ſie mehr als einmal verdächtige Menſchen, die ſich bei nächtlicher Weile zu ihm drängten, abzuwehren hatten; ſie löſeten ſich ab, um den Schlafenden zu bewachen; und ſo wenig mochten dieſe Vorſichtsmaasregeln den Uebertreibungen der Furcht zugeſchrieben werden, daß obrigkeitliche Perſonen ſelbſt Vorkehrungen zu ſeinem Schutze trafen, daß ſie ihm erklärten: „er habe gar keinen Begriff von dem Umfange der Gefahr, die ihm drohe“; daß der Maire von Marſeille, als der Herausgeber des Phocäers, eines unverzögerlichen Geſchäftes wegen, noch Abends nach zehn Uhr zu ihm gekommen war, denſelben durchaus nicht wieder allein gehen laſſen wollte. Durch zahlreiche Berichte, die er eben an dieſem Tage empfangen hatte, mit der überhandnehmenden Gährung unter dem Volke, mit den Gefahren, die insbeſondere Herrn Rabbe drohten, bekannt, ließ er ſich durch keine Vorſtellungen abhalten, denſelben auf allen Gängen, welche das Geſchäft noch erforderte, und bis ſpät in die Nacht zu begleiten, um jeder möglichen Störung der öffentlichen Ruhe durch ſein Anſehen vorzubeugen oder zu begegnen.

Das Theater, in Frankreich, wenn nicht Veranlaſſung, doch Kampfplatz aller öffentlichen Händel, wurde auch in dieſen dazu gemacht. Mehr als einmal kam es in demſelben zu Thätlichkeiten. Tartuffe wurde bellatſcht oder ausgepfiffen, je nachdem die Miſſionäre Mißfallen erregt oder Beifall gefunden hatten, und des Phocäers Schuld büßten die Tänzerinnen. Sands Name ſogar wurde Parteizeichen und Mittel der Verfolgung. Einem Manne von Einfluß und Anſehen fiel es ein, ihn einem jungen Deutſchen zu geben, der ſich unter den unerſchrockenſten Freunden des Phocäers auszeichnete, und zwiſchen dem und jenem Unglücklichen der Witz eine bedeutende Aehnlichkeit entdeckt zu haben meinte. Sein Einfall gefiel ihm ſo wohl, daß er nicht müde werden konnte, ihn zu wiederholen, und bald wieſen ſich die Jungen auf der Straße den neuen Sand, der unter dieſem Namen in Marſeille bekannter zu werden anfing, als unter ſeinem eigenen. In Zeiten und unter Menſchen, wie dieſe, iſt ein ſolcher Spaß nicht bloß ein unangenehmer. Der junge Mann, der in Gefahr ſtand, ein Opfer deſſelben zu werden, verfügte ſich zu dem Urheber dieſer wunderlichen Verfolgungsart, um ihm eben ſo beſcheidene als vernünftige Vorſtellungen zu machen. Er ſchien indeſſen die Sache ſo leicht als möglich zu nehmen und den Scherz, für den er ſie hielt, vielmehr fortzuſetzen als gutzumachen geneigt, bis endlich der Andere, unwillig über eine ſo herzloſe Luſtigkeit bei dem Bewußtſein eines gethanen Unrechts, an die Selbſtliebe deſſen appellirte, zu deſſen Gefühl er umſonſt geſprochen hatte. „Und Sie, mein Herr,“ rief er ihm zu, „Sie, der Sie mich dem unglücklichen Sand

Digitized by Google

ſo ähnlich finden, wie würde es Ihnen gefallen, wenn es mir nun einfiele, eine nicht geringere Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und dem Herrn von Kotzebue zu entdecken?“ Das wirkte. Die Unklugheit eines Benehmens, für deſſen Ungerechtigkeit ihm der Sinn gemangelt hatte, leuchtete dem Herrn ein. Er verſprach, ſein Betragen zu ändern, und er hielt Wort.

In der letzten Hälfte des Februars wurden die Vorzeichen herannahender Unordnungen in Marſeille immer beunruhigender. Unter andern ward ein ſchon oft benutzter, aber leider noch immer nicht abgenutzter Kunſtgriff aller Volksaufwiegler in Anwendung gebracht, jene politiſche Heuchelei, die den Angriff zu fürchten ſcheint, den der Parteigeiſt unternimmt; die vor den Opfern zu zittern vorgibt, deren Untergang dieſer vorbereitet; die um Hilfe ſchreit, während er über dieſelben herfällt. Durch ſie allein dürften ſich die zahlreichen aufrühreriſchen Anſchläge und Zettel genügend erklären laſſen, die um dieſe Zeit, ungeachtet aller Wachſamkeit der Polizei, des Morgens häufig an den Mauern und in mehrern der an den Hausthüren der Kaufleute befeſtigten Briefladen gefunden wurden. Der Phocäer, ſeinen Abſcheu gegen ſolche Mittel zu erkennen gebend, warnte vor ihnen. Form, Inhalt und Zweck derſelben gehörten unverkennbar dem böſen Geiſte, der mit den Miſſionären über die unglückliche Stadt gekommen war, und ſie konnten offenbar die Beſorgniſſe aller derer nur vermehren, die, weil ſie dem Schwindel des Volkes fremd geblieben, von jeder Volksbewegung das Aergſte zu fürchten hatten. „Der Maire, der Präfekt und alle Gönner der Miſſion müſſen gehangen werden!“ hieß es in einem dieſer Brandbriefe. In einem andern vom 17 Februar: „Der Fanatismus, der in Marſeille herrſcht, wird am Tage der Prozeſſion ein ſehr tragiſches Ende nehmen.“ In einem dritten, der am 20 Februar gefunden wurde: „Die Gährung und der Fanatismus ſind auf's Höchſte geſtiegen. Die Prozeſſion, die am Sonntage mit großem Pompe Statt haben ſoll, wird auf eine blutige und tragiſche Weiſe endigen.“ Mehrern war eine Einladung an die „rechtlichen Leute“ hinzugefügt, ihre Häuſer nicht zu verlaſſen. Die Autoritäten, der drohenden Gefahren eingedenk, verdoppelten ihre Wachſamkeit und die bereits ergriffenen Vorſichtsmaasregeln. Auch zur Sicherheit des Phocäers trafen ſie dergleichen. Sie wußten wohl, und waren durch traurige Erfahrungen belehrt, wie in ſolchen Fällen das erſte Opfer ſelten das einzige bleibt, und daß es, wenn auch anfangs der Zweck der Bewegung, doch bald zum bloßen Signale des eigentlichen Aufruhrs wird. Achthundert Mann ſtanden einige Tage unter den Waffen, und zahlreiche Patrouillen durchſtreiften die Stadt. Marſeille, und des Phocäers Umgebungen zumal, boten immer unverhüllter den Anblick jenes Zuſtandes der Gewalt, den einige überſichtige Philoſophen im Naturſtande ſuchten, während er heimlich oder offenbar das Weſen der Geſellſchaft ausmacht, in deren Mitte ſie lebten.

Der Herausgeber des Phocäers wurde von dem königlichen Anwalde, wegen einer Uebertretung des Strafgeſetzes vom 9 Juli 1819, vor das Polizeigericht von Marſeille geſtellt Sie betraf — und dieſer Umſtand, der ein Zeugniß für die Wahrheit der über das Miſſionsweſen in jener Zeitung enthaltenen Thatſachen abgibt, darf nicht überſehen werden — ſie betraf eine

Digitized by Google

behauptete Aufnahme politischer Artikel in das nichtpolitische Blatt, stand aber auch nicht entfernt in einiger Beziehung zu den Berichten und Betrachtungen über die Missionäre, den eigentlichen Verbrechen des Angeklagten in den Augen der wider ihn aufgereizten Menge. Dennoch war ihm bestimmt, für diese zu büßen, wenn nicht vor dem Richterstuhle, doch im Pallaste der Gerechtigkeit. In dem Pallaste der Gerechtigkeit sollte ihn die Rache überwältigen, vor welcher ihn der Obrigkeit und seiner Freunde Wachsamkeit bisher in seiner Wohnung geschützt hatten.

Zwei Personen, die nach ihren äussern Verhältnissen überall zu den gebildetern und folglich ruhigern Bürgern gezählt sein würden, stellten sich an die Spitze eines fanatischen Pöbels, um den Ueberfall zu entwerfen und zu leiten, der, den Abscheu ihres Feindes rechtfertigend, die Mission an ihm rächen sollte. Schon als er am zweiten März, in Begleitung mehrerer seiner Freunde, zum erstenmal die Sitzung des Instruktionsrichters verließ, rief einer jener Aufwiegler unter dem zahlreich versammelten Volke: „Es ist ein Räuber, und die ihn begleiten, sind nicht besser als er!“ und, sich an den Gefängnißwärter wendend — „es ist eine und die nämliche Bande; behaltet sie nur Alle zusammen! — Was mich betrifft,“ hörte man ihn an demselben Tage, in einer Gruppe wüthender Gegner des Angeklagten, sich rühmen, „fehlt es an Jemand, ihn zu hängen, so bin ich da!“

Das Hängen mochte ihm anstehen: aber die Gefahr, die es ihm gekostet haben würde, sich seines Opfers zu bemächtigen, war seine Sache nicht. Die zahlreiche Begleitung desselben ließ es an diesem Tage zu keinem ernsthaftern Angriffen kommen. Die nach Blut dürsten, wollen es umsonst, wenigstens nicht mit dem ihrigen es kaufen. Am folgenden Tage, während sich Herr Rabbe wieder bei dem Instruktionsrichter befand, sah man beide Aufseher lange mit einander in einem der Vorsäle; und als er, nur von einem Huissier geführt, den Richter verließ, der ihn eben in Freiheit gesetzt hatte, und sich der großen Stiege im Justizpallaste näherte, um hinabzusteigen, stürzten sie an der Spitze eines Pöbelhaufens und unter dem rasenden Geschrei: „Ans Kreuz, ans Kreuz mit ihm!“ über ihn her. „Ja, ja,“ wiederholte die Menge, die sich um sie drängte, „sie haben Recht. Der Schurke, der Bösewicht! Ans Kreuz muß man ihn schleppen!“ — „Ihr Feigen!“ erwiderte ihnen Jener, mehr empört als erschreckt durch die ihn umgebende Gefahr, „Ihr beschimpft mich, ihr mißhandelt mich, und ich bin ein Angeklagter, und ich bin wehrlos! Elende, warum kamet ihr nicht, als meine Thür dem Kühnsten unter euch offen stand? Zwei Monate habe ich den Drohungen eurer Meuchelmörder getrotzt; aber ich gestehe es, im Pallaste der Gerechtigkeit von euch überfallen zu werden, darauf war ich nicht gefaßt.“ Der Huissier, voll Entsetzen über das was um ihn her vorging, ergriff den Bedrohten, um ihn schneller die Stiege hinabzuziehen. Eine Bewegung, die natürlichste, aber auch die unbesonnenste von der Welt. In dem nämlichen Augenblicke drangen auch seine Verfolger in Masse auf ihn ein. Noch ein Schritt weiter zur Flucht, und er war von ihnen niedergeworfen und zertreten und zerrissen, und seine Ermordung würde für ein Unglück ausgegeben, veranlaßt durch ein zufälliges Gedränge. In diesem Augenblicke rettete ihn seine Geistesgegenwart oder sein Un-

Digitized by Google

wille über den feigen Angriff, der jede Furcht vor demselben überwog. Er riß sich von dem Huissier los, wandte sich gegen seine Verfolger und stieg, ihre Schmähungen mit Vorwürfen beantwortend, und ihnen immer die Stirn bietend, langsam die Treppe hinunter. Auf der Mitte derselben gelang es einem Gendarme, sich bis zu ihm durchzudrängen. Der Gefängnißwärter eilte ihnen von unten entgegen, und die drei Männer, die ihn jetzt umgaben, konnten ihn bis an den Gang bringen, der zu den Gefängnissen führt. Sie warfen sich mit ihm hinein, und schlossen augenblicklich die Thür.

Kaum aber in Sicherheit, verlangte Herr Rabbe hinausgelassen zu werden, um der Behörde das Vergehen anzuzeigen, das eben erst begangen war. Wider sein Begehren fand an sich keine Einwendung Statt, und der entschlossene Ton, mit dem es geschah, kam jeder Weigerung zuvor. An der Spitze seiner vorigen Begleiter schritt er, ohne Widerstand zu finden, durch die Menge, die sich auf der Treppe und in den Gängen des Gebäudes versammelt hatte, und die schon vielmehr aus Neugierigen als Aufwieglern und Aufgewiegelten bestand. Er fand den Anwald des Königs, den wahrscheinlich der Lärm herbeigezogen hatte, auf der Schwelle seines Geschäftszimmers, trug dem nicht wenig erstaunten und durch den Vorgang empörten Wächter der öffentlichen Ruhe seine Klage vor, und redete sodann und nicht ohne Wirkung zu dem Volke. „Nein," sprach er, „ihr seid nicht Meuchelmörder, ihr seid nur Irregeleitete. Nicht ihr habt einen Menschen tödten wollen, der sich in den Händen der Gerechtigkeit befindet, einen Wehrlosen und der euch niemals etwas Böses gethan. Unmöglich habt ihr das Blut eines Christen am Kreuze desjenigen vergiessen wollen, der auf die Erde kam, um den Dienst der Götzen zu zerstören, welchen man Menschenopfer brachte. Mit Verachtung nennen sie euch „das Volk", „die Kittel" *) nennen sie euch. Ich aber weiß, daß unter diesem groben Gewande sich Redlichkeit und Großmuth finden, und nicht euch beschuldige ich; jene Elenden klage ich an, die sich aus eurer Unwissenheit ein Werkzeug machen, und die ich bereits nicht mehr unter euch erblicke." Ein Gemurmel des Erstaunens und Unwillens erhob sich. Man sah sich fragend an, man suchte die Aufwiegler. Die aber waren verschwunden, sobald sie sich von dem Mißlingen ihres Streiches überzeugt hatten. Auch der Anwald des Königs redete zu dem Volke ermahnende und verweisende Worte, wie sie Pflicht und Menschlichkeit ihm eingaben. In tiefer Stille und mit allen Zeichen der Ehrerbietung hörte man ihm zu und ging dann ruhig auseinander.

Die Leidenschaften von 1793 schienen wieder erwacht, die Stimmen von 1815 hatten sich vernehmen lassen. Das mörderische Vorhaben war gemißglückt, aber nur gemißglückt, und mit Schrecken sahen alle rechtlichen Leute die Vorzeichen einer Pöbelgewalt, die, unter welcher Fahne sie auch gewüthet, noch immer auf blutige Abwege, und noch nie zu einem belohnenden Ziele geführt hat.

---

*) Les vestes. Eine Anspielung auf das Arbeitskostüm des geringern Volkes.

Digitized by Google

Wie ohnmächtig diese Art von Schrecken, der Unwille der ehrlichen Leute in solchen Fällen sei, bewiesen diejenigen, die den schändlichen Auftritt veranlaßt hatten, und von dem Phocäer, in seinem Berichte darüber, schonend nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnet waren. Sie selber nannten sich, die Herren Reimonet und Jourdan, unter einem Artikel im Journal von Marseille, der ihre That rechtfertigen sollte. „Die Heiligkeit des Priesterthums," hieß es in demselben, „das Ansehen der Obrigkeit, den Verein aller moralischen und militärischen Tugenden (sollte sich das auf den Vater Dragonerkapitän beziehen?) habe Jener nicht ehren wollen; den katholischen Glauben, die von der Charte anerkannte Staatsreligion habe er angegriffen. Er selbst sei der Aufwiegler gewesen — durch die stolze und drohende Haltung, die er, bei ihnen vorbeigehend, angenommen." Das Gebrülle: Aus Kreuz mit ihm, aus Kreuz! nannten sie eine heilsame Einladung, und was ihnen etwa bei derselben Heftiges entfahren mögen, eine ganz natürliche Folge seiner eigenen Herausforderung. „Das Kreuz ist gelästert worden," versicherten sie, „und wir sind seine Rächer."

Als es bekannt wurde, daß ein bloßes Polizeivergehen des Angeklagten kurze Haft veranlaßt habe, drohten seine Feinde laut und öffentlich, sie würden kommen, um der Verhandlung beizuwohnen und um, falls nicht wenigstens das Maximum der Strafen ihn träfe, ihrerseits schnelle Justiz zu üben.

Die Gerechtigkeit selbst, ausser Stand, ihn zu schützen, beurkundete ihre Macht, indem sie das Gewicht einer neuen und schwerern Anklage über den Verfolgten hinwälzte. Vierzehn Tage lang hatte der öffentliche Ankläger die Blätter des Phocäers in Händen, in welchen er das leichtere Vergehen aufspürte, als ihm plötzlich in den nämlichen Blättern zwei grobe Verbrechen ins Auge sprangen, die aus der vergleichungsweise unbedeutenden Anklagesache einen ganz eigentlichen Kriminalfall machten. Förmliche Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze — denn nur von einer solchen spricht das Gesetz vom 9 Juni 1819 —, weil der Phocäer behauptet: „Die Befugniß, aller Arten von Gesetzen, sogar unvernünftige und ungerechte, z. B. Hexenverbrennungen, Kinderverstümmelungen u. dgl. gebietende zu geben, könne Niemand übertragen werden; die ganze Gesellschaft sogar könne unmöglich verleihen, was ihr selbst nicht zustehe." Beleidigungen der öffentlichen und religiösen Moral, weil er bei Gelegenheit der Prozession zu Aufrichtung des Missionskreuzes geäussert: „Dieses von Reiterei und Fußvolk begleitete, unter Trommelschlag und wildem Geschrei und dem Schalle revolutionärer Melodien im Sturmschritte von hundert und dreißig Menschen dahingetragene, große blutrothe Gerüste, auf dem das riesenhafte, leichenfarbige Bild eines Sterbenden gelegen, habe vielmehr die Vorstellung einer militärischen Exekution, als die einer religiösen Feierlichkeit erweckt, und sei auf den nämlichen Plätzen, zumal auf welchen in den Jahren 1793 und 1815 Bürgerblut vergossen worden, ein Entsetzen erregender Anblick gewesen."

Und auf daß in diesen Augenblicken seiner dringendsten Gefahr, wo seiner Feinde Wuth in der That keines Reizmittels weiter bedurfte, um jedes Gräuels fähig zu werden, wo er nur

Digitized by Google

kaum erſt ſein Leben gerettet, und ſich allein die Rettung deſſelben zu verdanken hatte; damit, während alle irdiſchen Gewalten zu ſeinem Untergange verſchworen ſchienen, auch die Diener des Himmels dem rühmlichen Verfolgungswerke nicht fremd blieben, wurde jetzt eben von der Kanzel einer der Hauptkirchen des Ortes ein förmliches Anathem gegen ihn geſchleudert.

Der Herausgeber des Phocäers verließ Marſeille, wo ſein Aufenthalt, ohne der Sache, deren Vertheidigung er übernommen, zu nützen, oder ihm Sicherheit zu bieten, fernerhin auch ſeinen Freunden hätte gefährlich werden können, und ging nach Grenoble. Ein Verhaftbefehl des königlichen Anwalds zu Marſeille verfolgte ihn dahin. Sein Signalement, wie das eines neuen Louvel, erſchien im Drucke und wurde auf allen Landſtraßen vertheilt. Seine Mutter, eine ehrwürdige Frau, die unter der Schreckensregierung von 1793 mehr als einem Geächteten der Partei, die jetzt ihren Sohn verfolgte, mit Gefahr ihres Lebens eine Freiſtätte gewährt, unterlag der Angſt über ſein Schickſal, und ſtarb, nach den Miſſethaten forſchend, die ſolches Unglück über ihn gebracht, als er eben zum zweitenmal in den Kerker geworfen war, um — gegen die in den Geſetzen vorgeſchriebene Geldbürgſchaft wieder in Freiheit geſetzt zu werden.

Die Anklage, die noch vor ſeiner Verurtheilung ſo ſchwere Folgen für den Beſchuldigten haben konnte, muß wohl eine ſehr ernſthafte geweſen ſein; wenigſtens hatte man es doch wohl ernſthaft mit ihr gemeint!

Hören wir ihn ſelbſt darüber zu ſeinen Richtern, zu den Geſchwornen der Aſſiſen von Aix, ſprechen. Der Ausgang ſeiner Sache, das Schweigen der obrigkeitlichen Perſonen, die er nannte, verbürgen die Wahrheit ſeiner Erzählung auch demjenigen, der ihm eine ſo unbegreiflich zweckloſe Unverſchämtheit zutrauen wollte, als dazu gehören würde, um dergleichen zu erfinden.

Er hat des Ueberfalls vom 3 März, der ſpätern Drohungen des aufgewiegelten Pöbels erwähnt, und fährt fort: „Die Beamten zitterten für die Ehre des Richterſtuhls, für die öffentliche Ruhe und, wenn man will, auch für mich; und ſo waren die Gründe beſchaffen, die den Zuſatz zur Klage und die in ihm enthaltenen Beſchuldigungen entſtehen ließen. Ja, meine Herren, nichts iſt gewiſſer: dieſe Verbrechen, dieſe Anſchuldigungen, ſie wurden erſonnen, um mich auſſer dem Bereiche der Polizeigerichtsbarkeit zu verſetzen. Das bezeugte mir der Herr Anwald des Königs, das beſtätigte mir der Inſtruktionsrichter, Herr Gandin, als ich, in dem Augenblicke meiner Befreiung von den neuen Anklagen unterrichtet, dem erſtern mein ſchmerzliches Erſtaunen über dieſelben zu erkennen gab. „Sie ſehen,“ ſprach er zu mir, „die Leute ſind wüthend; ſie würden unfehlbar, wie ſie ſchon drohen, ſich bei der Verhandlung einfinden. Und da es nun einmal doch nicht entſchieden iſt“ — ich wiederhole ſeine eigenen Ausdrücke — „daß Sie ſich wirklich in dem Falle einer Uebertretung des Geſetzes befinden, da Sie ſehr wohl freigeſprochen werden konnten, ſo würden Sie alsdann, aller von uns ergriffenen Maasregeln ungeachtet, nicht mehr in Sicherheit ſein, und wir ſelbſt würden uns in Gefahr befinden. Es iſt alſo beſſer für Sie und für uns, daß Sie in Aix gerichtet werden; aber wir hatten nur dieſes Mittel, um Sie dahin zu ſchicken. Die Beſchuldigungen, über die Sie ſich

Digitized by Google

beklagen, entziehen Sie unserer Gerichtsbarkeit.“ — Diese Worte wurden mir in Gegenwart des Herrn Instruktionsrichters gesagt, eines achtungswerthen Beamten, der mir die Wahrheit dessen, was ich eben gehört hatte, bestätigen zu müssen glaubte. „Was sollen wir thun?“ fügte er hinzu: „Ohnehin hat Ihre Sache uns nur zu viel Sorgen und Kummer verursacht. Wir wollen und müssen uns von ihr losmachen.““

Der Herausgeber des Phocäers wurde von allen Punkten der Anklage freigesprochen.

„Ich kann freigesprochen werden,“ hatte er in seinen Vertheidigungsmitteln zu den Geschwornen gesagt; „aber, meine Herren, weder das Urtheil, das Ihre Gerechtigkeit aussprechen wird, noch die Macht aller Behörden der Welt, noch die Reue meiner Verfolger selbst, werden mir nur auf eine Stunde die Mutter wiedergeben, die ich verloren habe, und deren Leben das letzte und einzige Interesse des meinigen ausmachte.“

Die Leiden *eines* Unglücklichen, der ein Opfer des Fanatismus wurde, mögen unbedeutend erscheinen, neben dem größern Anblicke ganzer Völker, die dem nämlichen Fluche unterliegen; aber *ein* Zug aus jenem Bilde schildert auch die Zeit, *eine* Thatsache aus den Schicksalen des Phocäers gehört der Geschichte an, denn sie zeigt, welche Macht die Missionäre, wo sie schalten dürfen, zu erlangen, welche sie den Gesetzen zu lassen pflegen. Im Jahr eintausend achthundert und zwanzig mußte in einer der größten und reichsten Städte des Königreichs Frankreich, einer der ersten Wächter der öffentlichen Ordnung, einer der Ausspender an der königlichen Quelle der Gerechtigkeit, sich und sein Amt wissentlich durch eine falsche Anklage beschimpfen, weil diese Gerechtigkeit sich weder Unabhängigkeit genug, um einen Unschuldigen freizusprechen, noch Ansehen genug, um ihn und sich selbst in ihrem eigenen Pallaste zu schützen, zutraute.

Welcher Gräuel einer fanatischen Wuth das Missionswesen die Leidenschaftlichern und Kräftigern unter seinen Anhängern fähig zu machen im Stande ist, wird erst recht begreiflich, sieht man, wie es die schwächern Gemüther durch alle Abstufungen einer abergläubischen Furcht bis zum vollendeten Wahnsinne zu ängstigen versteht.

Kaum war das Missionskreuz in Montpellier aufgerichtet, so erblickte man auch schon eine Menge von Leuten, unter welchen sich durch ihre größere Anzahl und heftigern Gebehrden die Weiber bemerkbar machten, Tage lang und Nächte hindurch vor demselben im Staube liegen und sich die Brust schlagen, und ächzen und Gebete plaudern. Das Wesen dauerte mehrere Wochen, und artete zuletzt so sehr in einen aller öffentlichen Ordnung und Ruhe zuwiderlaufenden Unfug aus, daß selbst ein Missionär, der nach dem Schlusse der Mission in Montpellier zurückgeblieben war, demselben so gut er konnte zu steuern Veranlassung fand. Man sah einen Menschen, in der Stellung eines Gekreuzigten, mit ausgebreiteten Armen, vor dem Kreuze stehen und es anstieren. Eine Buße ohne Zweifel, und von der es ganz möglich war, daß er nicht selbst sie erfunden und sich aufgelegt hatte. Ein Anderer stand wie in einer Verzückung auf der nämlichen Stelle. Die Nacht brach ein; er blieb stehen. Ein starker Platzregen strömte

Digitized by Google

vom Himmel herab; er rührte ſich nicht. Die Schildwache bei der nahen Kaſerne, die ſich vor dem Wetter in ihr Schilderhaus zurückgezogen hatte, fühlte Mitleid mit dem Unglücklichen, und erinnerte ihn, nach Hauſe zu gehen. Er hörte nicht, oder that, als hörte er nicht. Der Soldat wiederholte von Zeit zu Zeit ſeine Bemerkungen, und lud ihn ein, ſich wenigſtens unter die Vorhalle der Kaſerne zu begeben, wo er im Trocknen ſein werde. Jener entfernte ſich endlich, ohne weiter zu antworten, und, wie es ſchien, beläſtigt durch die Erinnerungen ſeines Nachbars. Am folgenden Tage in aller Frühe läßt er ſich bei dem die Diviſion kommandirenden General melden, dem er etwas mittheilen zu müſſen behauptet. Dieſer tritt zu ihm ins Vorzimmer. Sie ſind der General? fragt ihn der Mann. — Ja. — Und ſo ſchlecht gekleidet! — Nun, meinte der Andere, der zu merken anfing, mit wem er es zu thun habe, — ich bin zu Hauſe, und eben erſt aufgeſtanden. Uebrigens thut das nichts zur Sache. Was haben Sie mir zu ſagen? — Ich komme, mich über den Soldaten zu beklagen, der geſtern Abend bei der Kaſerne Schildwache geſtanden hat. — So? Und was hat Ihnen der Soldat gethan? — Er hat mich in meiner Unterhaltung mit dem lieben Gott geſtört. — Das war grob. Er ſoll dafür beſtraft werden. Und iſt das Alles, was Sie zu mir gebracht hat? — Nein. Ich habe noch einen Auftrag vom lieben Gott. Sie ſollen — und hier zog er ein welkes Blumenſträuschen hervor — dieſe Blumen, begleitet von allen Zivil- und Militärbehörden und unter den größten Feierlichkeiten, die noch jemals hier ſtatt gefunden, in Prozeſſion durch die Stadt tragen. — Der General nahm den Strauß, verſprach, um nur abzubrechen, was jener wollte, und war froh, den Verrückten los zu werden, von dem man nicht weiter gehört hat, was aus ihm geworden iſt.

Demoiſelle S...y, die Tochter eines Leinwandhändlers am Hafen zu Marſeille, war bei einem Miſſionär zur Beichte geweſen, und kehrte ſehr niedergeſchlagen aus derſelben zurück. Die Gefahren einer ewigen Verdammniß, mit welchen ſie, nach der Verſicherung ihres Beichtvaters, bedroht war, hatten einen tiefen, zerſtörenden Eindruck auf ihre Seele hervorgebracht. Mit jedem Tage nahm ihre Schwermuth zu. Der Vater, beunruhigt durch den Zuſtand ſeines Kindes, bat ſie, doch nicht mehr ſo eifrig den Miſſionaren zu folgen. „Du biſt der Satan," antwortete ſie ihm, „hebe dich weg von mir!" Es zeigten ſich an ihr die deutlichſten Spuren einer völligen Geiſtesabweſenheit Man mußte ſie einſperren und einer Irrenanſtalt übergeben. Einige Tage ſpäter fand ſie in dieſer, während eines unbewachten Augenblicks, Gelegenheit, ſich aus einem dritten Stockwerke hinabzuſtürzen. Mit zerſchmetterten Gliedern ſtarb ſie nach wenigen Stunden, dreiundzwanzig Jahre alt.

Schneller noch erlag ebendaſelbſt eine junge Dame, der Stolz ihrer Angehörigen, das ganze Glück eines Mannes, der ſie anbetete, dieſer betäubenden Seelenangſt. Fromm und häuslich, noch ehe man von Miſſionären wußte, glaubte ſie mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit auch in den neuen Andachtübungen Religionspflichten erkennen zu müſſen. Sie hatte der Feierlichkeit des Erneuerns der Taufgelübde in der Kirche de la Major beigewohnt; einer der

Digitized by Google

ältesten in Marseille, in der Nähe des Meeres und sehr tief gelegen. Man hat zwanzig Stufen zu ihr hinabzusteigen. Fünf Stunden brachte die Unglückliche unter diesen dumpfen Gewölben, auf dem feuchten Boden in einem Gedränge von Tausenden ihres Geschlechtes zu, welchen ein Bote des Himmels den allmächtigen Zorn eines rachedürstenden Gottes verkündigte. Geistig und körperlich erschöpft verläßt sie den glühenden Dunstkreis der Kirche, in dem sie fünf Stunden lang nur kaum geathmet hatte, um dicht am Gestade des Meeres und unter dem Wehen eines schneidenden Mistrals den Rückweg anzutreten. Kaum ist sie nach Hause gelangt, und kalte Schauer, die Vorboten des Grabes, fliegen durch ihre erstarrten Glieder, und jede Redefigur des Missionärs ist in ihrer zerrütteten Seele zum Fieberbilde geworden. „Komm, nimm diese Ohrgehänge!“ ruft sie ihrem Kammermädchen zu: „Weg mit diesem Schmucke! Er gebührt der Aermsten nicht, die eben vor dem fürchterlichen Gott erscheinen soll, der sie richten wird.“ Umgeben von den Geschöpfen einer fiebernden Einbildungskraft, erkennt sie schon keinen der Ihrigen. Taub für die Klagen und Bitten derselben, gefühllos für den Jammer eines verzweifelnden Gatten, hält sie krampfhaft die Kerze, die sie von der letzten Missionsfeierlichkeit zurückbrachte, in ihren sinkenden Händen, und schickt noch selbst zur nahen Kirche, um das Todtengeläute für sich zu bestellen. Sie stirbt, die reiner war, als Alle, welche der Hölle Schrecken über sie herbeiriefen; sie vergeht in den Qualen der Todesangst und eines wahnsinnigen Gewissens.

Könnte das Entsetzen über ein so erbarmungsloses Spiel mit Menschenwürde und Menschenwohl durch irgend etwas noch erhöht werden: die Betrachtung würde dahin führen, daß es eben nur ein Spiel ist; daß dieses ganze, mächtige Gerüste von Himmel und Hölle der keifenden Begehrlichkeit einer kleinen Partei auf einem kleinen Theile unserer armen Erde zum Fußgestell dient. Es ist nicht mehr diese oder jene Spitzfindigkeit scholastischer Theologie, die den Jesuitismus unserer Tage auch nur zufällig bezeichnet, es ist eine politische Priesterlehre. Die Missionäre sind weder Thomisten noch Molinisten, sie sind Jesuiten; wie die Sophisten des alten Griechenlands keiner der Philosophenschulen ihres Volkes angehörten, und in ihrem Geschwätze keiner Lehre treu blieben, als der ihres Vortheils. Der verschiedensten Meinungen über Gegenstände, die zu ihrem eigentlichen Fache gehören, sind sie mit sich und unter einander vollkommen einig, so oft sie der Politik gedenken, und ihre Predigten sind nichts als Rahmen, in welchen sie nach ihrer Art entworfenen Gemälden der Zeitereignisse und staatsrechtlichen Darstellungen, mehr oder weniger geschickt, einen Platz anweisen. Mit gleichem Eifer läßt sich diese geistliche Demagogie die Belehrung der Völker, die Berathung der Regierungen angelegen sein. Jenen rühmt sie die unbegrenzte Gewalt der Souveraine, der weder Bedingungen noch Schranken irgend ein Maas und Ziel zu setzen vermögen; den leidenden Gehorsam der Beherrschten und ihre blinde Unterwürfigkeit, auch der Ungerechtigkeit, auch der Tirannei gegenüber; die Nichtigkeit aller Verträge und Vereinbarungen zwischen Fürsten und Völkern. Den Regierungen führen sie zu Gemüthe, wie alle Obrigkeit Gott verantwortlich sei „für die Stärke der von ihr ergriffenen Maasregeln.“ Sie zeigen ihnen „die Nothwendigkeit, sich

Digitized by Google

mit Energie auszusprechen," und alle Gefahren des entgegengesetzten Fehlers, der, mit dem Namen Klugheit sich schmückend, Alles zu Grunde zu richten droht, und leicht einen andern Namen verdienen möchte.

Welchen Sinn aber die Missionäre mit solcher Lehre verbinden, welches die Energie sei, zu der sie die Regierungen aufrufen, läßt sich am füglichsten aus der ihrer Anhänger entnehmen. So hatten in Clermont gerade diejenigen von beiden Geschlechtern, die für die Unregelmäßigkeit ihrer Sitten und die rohesten Ausbrüche von Leidenschaftlichkeit schon bekannt waren, mit dem glühendsten Eifer zur Fahne der Mission geschworen, ohne daß weder damals noch späterhin in ihrem Lebenswandel etwas von der Aenderung zu spüren gewesen wäre, die in ihren Gesinnungen vorgegangen sein sollte. In Marseille fanden sich unter den heftigsten Anhängern derselben, unter den reinsten Vertheidigern des Throns und des Altars von 1820, Menschen, die sich 1793 unter den Jakobinern der Departemente Vaucluse und Rhonemündungen ausgezeichnet hatten; Offiziere der freiwilligen Bataillone, die damals den Schrecken in dieser Gegend verbreiteten; Häupter oder einflußreiche Mitglieder der berüchtigten Sektion Nr. 11. Das verworfenste Gesindel des Landes drängte sich in Avignon an der Spitze der Prozessionen; die Missethäter, die sich 1815 mit Blut und Raub gemästet hatten, die Mörder des Marschalls Brune, die falschen Zeugen, die das lügenhafte Protokoll unterzeichneten, das den Ermordeten für einen Selbstmörder halten zu lassen bestimmt war. Die Hände solcher Menschen umwanden mit Blumenkränzen die in Eile aufgerichteten Altäre, und nur drei Tage später wurde ein Bürger von Avignon, Herr Ladévèze, von einem der Eifrigsten derselben mit Messerstichen überfallen. Eine große Anzahl wohldenkender Personen, hieß es, warf sich dem Pater Guyon zu Füßen und bat ihn, sich bei der Wittwe des Marschalls Brune um Unterdrückung der Klagesache zu verwenden, die sie eben gegen die Mörder ihres Gemahls anhängig zu machen die Absicht hatte. Neben einer Menschenklasse, die in jedem Zustande der Gesellschaft die niedrigste ist, erblickt man endlich überall unter den Jüngern der Missionäre Personen, die es nicht vergessen können, daß sie in der ehemaligen zu einer bevorrechteten gehört haben würden. In Valence, nachdem ihr Geschäft beendigt war, sah man die Väter der Mission an der Spitze einiger berittenen Nationalgarden aus jenem vormals privilegirten Stande, und ebenfalls zu Pferde, durch die Stadt ziehen. Sie hielten bei dem von ihnen aufgerichteten Kreuze, und nahmen, des gehabten Erfolges froh und größern von der Zukunft hoffend, unter dem Geschrei: „Es lebe Jesus! Es lebe der König! Es leben der Herzog und die Herzogin von Angoulême!" zärtlichen Abschied von einander.

Von den Missionären und ihren Umgebungen, wie sie besonders unter den fast noch unwissendern als leidenschaftlichen Bewohnern des Südens erscheinen, ist in dem folgenden Auszuge aus einem Artikel des Isère-Journals eine treffende Schilderung enthalten. „Das Ende der Mission hat eine weit tragischere Wendung genommen, als ihr Anfang. Personen, die sich im Jahr 1793 in der Bretagne befanden, haben in den Feierlichkeiten dieser irrenden Priester

die nämlichen Gebehrden, die nämlichen Zeichen wiedererkannt, die um jene Zeit, als Geistliche an der Spitze der Vendéer ſtanden, in den weſtlichen Departements gebräuchlich waren. Dieſer Ausdruck von Wildheit in dem Geſchrei: Es lebe Jeſus! Es lebe das Kreuz! Es leben die Bourbons! Es lebe der König! — der Anblick dieſer bewaffneten Scharen, die, in der einen Hand eine Kerze und in der andern ein rothes Kreuz, vielmehr Blut als Vergebung ihrer Sünden zu verlangen ſcheinen; die wahren oder erheuchelten Thränen eines betäubten Volkes; die ſtolze und drohende Haltung der triumphirenden Jeſuiten; die Nachgiebigkeit, die Mitſchuldigkeit vielmehr der Autoritäten; die Liebkoſungen, mit welchen man die Helden der Landſtraße überhäuft; die Poſtwagenräuber, die ſtraſloſen Meuchelmörder — alles das hat die Friedlichen und Wohlgeſinnten mit Beſtürzung erfüllt.

Die Miſſionäre ſind in Arles, Clermont, Angers, Rheims, Mans, im Gers, in Riom, Valence, Avignon, Autun, Breſt, Meaux, Bayonne, Aix, Marſeille, Montpellier, Toulouſe, Paris — und wo ſind ſie nicht geweſen! Sie ſind in wenigen Jahren faſt auf allen Punkten des Königreichs erſchienen, und haben in jeder Stadt, in jedem Dorfe den Samen der Zwietracht ausgeſtreut, und überall die Gemüther auf eine Kriſis vorbereitet, deren Ausgang vielleicht zu ihrem Vortheile zu lenken, deren Gewaltſamkeit aber, auch eben deswegen, um ſo ſchwerer zu vermeiden ſeyn möchte.

In dieſem Zeitraume ſind, nach einer zwiefachen Art von Wirkſamkeit der Staatsgewalt und ihrer Diener, zwei verſchiedene Perioden bemerkbar. In der erſten zeigten jene ſich mehr einräumend als zuvorkommend, mehr der geahneten Uebermacht irgend einer verborgenen Gewalt, als ausdrücklichen Vorſchriften ihrer Obern Folge leiſtend. Sie wohnten meiſtens allen Feierlichkeiten und Prozeſſionen der Miſſion bei, aber ſie entzogen ſich ihnen doch noch zuweilen. Sie gaben auch, wie der Maire von Chauny dem Befehlshaber der dortigen Nationalgarde, förmliche Befehle zur Aufrechthaltung der von den Miſſionären getroffenen Anordnungen; aber ſie zogen es vor, ſich bloßer Einladungen zu bedienen, und hatte man einem ungefälligern Untergebenen ſchriftliche Befehle zu ſolchen Zwecken ertheilen müſſen, ſo forderte man ſie wohl ſpäter von ihm zurück, um ihr Bekanntwerden zu verhüten. Es war, als ſchämte man ſich, zu thun, was man zu laſſen ſich fürchtete. Jeder mochte in ſeinem Innern der Verſuchung zu widerſtreben ungefähr mit einer Frage begegnen, wie ſie, heißt es, Herr von Forbin-Janſon an den Unterpräfekten von Rheims richtete, als dieſer einige Beſorgniſſe für die Sicherheit der Leute, die das ungeheure Kreuz tragen ſollten, zu äuſſern und ein anderes Transportmittel in Vorſchlag zu bringen wagte: „Mein Herr Unterpräfekt, ſind Sie es müde, Unterpräfekt zu ſein?“ Und wenn endlich die Autoritäten, für die öffentliche Ruhe und ihr eigenes Schickſal gleich ſehr beſorgt, ſich an die höhern Beamten der Regierung wandten und um Verhaltungsbefehle baten, wie es im Dezember 1819, nachdem ſich eben die ſtürmiſchen Auftritte zu Breſt ereignet hatten, von Seiten der Behörden in Meaux geſchah, ſo ließ jene dergleichen errathen, und ſchwieg.

Digitized by Google

Seitdem aber die Partei, welche bis dahin der Regierung Schweigen aufgelegt, statt ihrer das Wort genommen, haben sich alle Autoritäten, die höchsten wie die niedrigsten, zu Gunsten der nämlichen Sache laut ausgesprochen, und mit einer ganz andern Bestimmtheit und Selbstentäusserung für dieselbe gehandelt. Das Missionswesen hat eine Festigkeit gewonnen, die es bis dahin in diesem Grade nicht besaß. Einige der ausgezeichnetsten Theilnehmer derselben, die bisher nur gelegenheitlich in diesem Fache zu arbeiten schienen, und sich die Rückkehr zu einer anderweitigen Laufbahn offen hielten, wie die Herren Guyon und Rauzan, haben sich nunmehr ganz und ausschließlich demselben gewidmet. Der letzte fand den Beruf eines Missionärs wichtig genug, um ihm die Stelle eines königlichen Kapellans aufzuopfern. Neue Begünstigungen und Ansiedelungen, bedeutend an sich, bedeutender noch durch das, was sie verheißen, wurden der Gesellschaft zu Theil. Während man in Paris das Pantheon unter ihren Auspizien seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergab, erneuerte der Erzbischof von Toulouse die Weihe der in dieser Stadt von dem h. Dominikus, dem Stifter der Inquisition, dem ersten und eifrigsten Prediger der Mord- und Kreuzzüge wider die Albigenser, gegründeten Missionskirche. Nach der Messe betrat der Superior der neuern Missionen, der Abbé Thièze, die Kanzel, um der Geschichte dieses merkwürdigen Baues zu gedenken. „Noch sieht man", sprach er, „mit ehrerbietiger Bewunderung die Zelle, die jener berühmteste der Missionäre des dreizehnten Jahrhunderts bewohnte, und die in dem Gewölbe des Tempels befindlichen Darstellungen seiner Thaten gewähren der Frömmigkeit aller Gläubigen eine köstliche Nahrung." Derselbe Monat beinahe, der die Hoffnungen der Missionäre so deutlich offenbart, so glänzend gerechtfertigt hatte, sah auch deren erste schon in Erfüllung gehen. In aller lange ersehnten Kraft offenbarte sich zu Gunsten ihrer die Klugheit der Regierung, die ihnen jetzt nicht mehr einen „andern Namen" verdienen mochte. Unter dem Schutze der gewaffneten Macht traten sie in der Hauptstadt auf; die Eindringlichkeit der Bajonette bewährte die ihrer Beredsamkeit, und jener politischen Verhaltungsregel getreu, die den Wunsch nach Ruhe eben mit den furchtbarsten Rüstungen zu unterstützen anräth, verkündigten sie die Botschaft ihres Friedens mit allem Gepränge und unter allen Vorzeichen des Bürgerkrieges.

Die Schilderung dieser Auftritte gehört indessen zu einem Gemälde unserer Zeit vielmehr, als zu dem der Missionäre.

Digitized by Google

Die Wirren des Jahrhunderts und des Jahres.

Vom Herausgeber.

Es gibt ein doppeltes Recht. Das eine fließt aus dem Vertrage der Todten, das andere aus dem Bedarf der Lebendigen. Ueber beide geht, beide zermalmend, die eherne Nothwendigkeit ihren ewigen Weg. Die solches verachten, wissen nicht, mit welchem Jahrhundert sie zu thun haben.

Der Verfasser.

1. Parteien des Zeitalters und Faktionen. Ihr Herkommen und Ziel.

Es mag immerhin geschehen, daß man den Verfasser der nachfolgenden Betrachtungen über die gegenwärtigen Unruhen unsers Welttheils zur Zahl der Verblendeten zähle. Aber sein Gewissen gibt ihm Zeugniß, daß er wenigstens nicht zu einer Faktion gehöre, welche Feindin der öffentlichen Ordnung und bestehenden Verfassungen geheißen wird; auch daß er nicht zu den Vergiftern der öffentlichen Meinung gerechnet werden könne. Obgleich selbst Republikaner, hat er die menschen- und volksfreundlichen Könige und Fürsten jedes Zeitalters mit Begeisterung geehrt und geliebt; warum nicht auch die guten Monarchen unserer Zeit? Böse Könige und Fürsten hochschätzen wird doch Niemand wollen? — Er erklärt seine Ehrfurcht für jede Staatsverfassung, sie sei monarchischer oder republikanischer Natur, welche bisher die Völker beglückte; doch werde ihm verziehen, wenn er nicht preisen kann, was christlicher Glaube, Natur und Vernunft von sich abstoßen. Er erklärt seinen Abscheu gegen alle gewaltthätige Empörungen der Unterthanen; doch verzeihe man das Mitleiden, welches er Verzweifelnden nicht versagen mag.

Schon ein schlimmes Zeichen unserer Zeit wird es für die Nachwelt, daß ein Schriftsteller mit Verwahrungen beginnen muß, wenn er einem Theil der Zeitgenossen über die Regungen des Jahrhunderts und des jetzigen Augenblicks Ansichten und Ueberzeugungen, aus der Geschichte und Welterfahrung geschöpft, zur Warnung und Beruhigung mittheilen will. Aber wir wissen, daß es leider nicht ganz ohne Gefahr ist, in unsern Tagen Unbefangenheit zu bewahren. Wir kennen das traurige Feldgeschrei: Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns!

Wenn aber der Verfasser sich auch noch so feierlich von allen Parteien lossagt, die heute inner und ausser Zions Mauern sündigen, darf er sich doch von dem nie lossagen, was Religion, Weltschicksale und gesunder Menschenverstand wahr und gerecht nennen, welche für Thron und Altar dieselbe Ehrfurcht, wie für Bedürfniß und Recht der Nationen, und für die

Digitized by Google

von der Natur gegebenen Gesetze und Ordnungen wenigstens nicht geringere Achtung, als für positive und zufällige gebieten.

Eben das aber ist's, was vielen Fürsten und vielen Völkern heutiges Tages die Unruhe gebracht hat, daß eine Partei zu wenig Ehrfurcht für Thron und Altar, und eine andere zu wenig Ehrfurcht für Bedürfniß und Recht der Nationen bezeugt. Die Parteien aber sind nicht die Höfe, sondern an den Höfen; und sind nicht die Völker, sondern in den Völkern. Es sind die leidenschaftlich-überspannten Rath- und Tongeber am Thron und im Volk, welche links und rechts der Mittellinie der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Mäßigung, an den Aussenenden, als Ultra und Citra, wider einander ihr vergiftetes Geschoß schleudern, aber damit weniger sich, als ohne Unterschied den Frieden der Fürsten und Völker blindlings verwunden.

Die Könige wissen sehr wohl, wie sie es, bis auf Wenige, die es zu eigenem Schaden vergessen konnten, allezeit gewußt haben, daß sie ihres Volkes und dessen Glückes nicht entbehren konnen. Aber sie verstehen unter Volk nicht die kleine Zahl lärmender und schwärmender Weltreformatoren, die ihre eigenen Wünsche Stimmen des Volkes nennen, Thronen und Altären den Vertilgungskrieg machen und die ganze Welt umgestalten möchten, weil sie eben nicht nach ihrem Eigensinne oder ganz zu ihrem Vortheil gebaut ist.

Die Völker hinwieder wissen sehr wohl, daß sie des Thrones und des Altars nicht entbehren können. Nur verstehen sie unter Thron und Altar nicht Mitunterthanen in solchem Uebermaße begünstigt, daß dieselben den Staat, gleich gebornen Mitherrschern, wie eine Art Gemein-Domäne benutzen, das Volk und oft den Fürsten selbst in abhängiger Unmündigkeit bevogten und durch erblichen Vortheil zum erblichen Nachtheil der Millionen werden können.

Während aber Fürsten und Völker im Gefühle gegenseitigen Bedürfnisses fest an einander hängen möchten, werfen sich jene erbitterten Parteien zwischen beide, und trachten nach Zerreissung der heiligsten Bande. Während die Einen, von helldunkeln Idealen, ich will nicht sagen von Schlimmerm, erfüllt, den Nationen das Grundwesen aller Monarchie verdächtigen wollen, als wohne darin ausschließlich das Ungeheuer der Willkühr und Tirannei, welche aus Staatsbürgern willenlose Leib- und Geist-Eigene machen müsse, um deren Gewerbsfleiß zur Füllung der Staatskassen und deren Leiber zum mörderischen Spiel der Schlachten zu haben, — erregen hinwieder die Andern den Argwohn der Könige und Fürsten gegen die Nationen, als wäre schon die Mehrheit derselben vom Fieber der Umwälzungssucht ergriffen, nur günstigen Anlasses zum Aufstande gewärtig; oder als wäre jeder freisinnige Lehrer oder Schriftsteller ein Volksverführer, ein Revolutionär, jede ehemals unschuldig geachtete Gesellschaft und Verbindung eine Verschwörungsanstalt, und der Aufstand hinter den Pyrenäen, wie in der Türkei, das Werk einer im Finstern wirkenden, aber mächtigen Faktion.

Was die Parteien der Ultra und Citra sündigen, das müssen die Völker und ihre Fürsten

Digitized by Google

büßen. Daher das Verderben, daher die Unruhen vieler Staaten; daher die allgemeine, peinliche Spannung der europäischen Menschheit.

Jene Parteien sind in der That nichts mehr als Parteien, nichts als Wirkungen der Zeit und der in ihr sich bestreitenden Meinungen und Bedürfnisse. Darum finden wir sie in den verschiedensten Ländern und Welttheilen wieder, und einander in allen leidenschaftlichen Zügen ähnlich. Sie sind nicht Faktionen, nicht Machwerk einzelner Personen, die sich Anhang suchen. Es gibt keine Faktionen der Menschheit Churschid Pascha und der berüchtigte spanische Trappist handelten, wie anderseits Quiroga und Ypsilanti, ohne von einander zu wissen, ohne von geheimen Obern geworben und geleitet zu sein. Jede Faktion stirbt mit ihrem Urheber. Parteien leben, so lange die Meinung und das Bedürfniß, welches sie hervorbrachte.

Nachdem Napoleons Gewaltherrschaft gebrochen war, welcher den Europäern, wie Keiner vor ihm, eben so sehr alle Revolution als alle herrscherische Willkühr verhaßt gemacht hatte, kam der Augenblick, in welchem Gerechtigkeit und Mäßigung allen Uebeln, an denen Europa kränkelt, vorgebeugt haben würde. Von sämmtlichen Völkern waren, in rührender Begeisterung und mit ungeheuern Opfern, den Königen die unverwerflichsten Beweise treuer Anhänglichkeit und Liebe dargebracht. Von der andern Seite waren die Fürsten Europens aus eigenem Antriebe geneigt, die Treue ihrer Unterthanen fürstlich-groß zu lohnen. Dafür zeugten die Grundsätze des heiligen Bundes, dafür die edelherzigen Verheißungen des preußischen Monarchen, dafür die ersten Aeusserungen Ferdinands VII in Spanien, die Charte Ludwigs XVIII, die von den Königen Baierns, Würtembergs und andern deutschen Souverainen gegebenen Verfassungen, in denen sie alle ihre Völker ehrten.

Da warf sich zwischen beide der Parteien Groll.

Denn jene frühern Gräuel der Staatsumwälzer hatten Argwohn und rückwirkenden Grimm der leidenschaftlichen Gegner gereizt, und erlittene Ungerechtigkeit begehrte Rache, oder Sicherheit gegen neue Unbill. Die triumphirende Partei zitterte vor dem allzugroßen Wohlwollen der Könige gegen die Völker. Erschrocken vor der bloßen Möglichkeit einer Wiederkehr des besiegten Unwesens, wollte man nun Alles vertilgt sehen, was Frucht der Revolutionen gewesen, statt bloß das zu vertilgen, wovon die Revolutionen eine Frucht gewesen waren. Auch das Vortreffliche, was aus der Gährung vergangener Zeiten hervorgegangen, sollte ungültig werden; aber das Verderben, aus welchem sich einst jene schrecklichen Gährungen entwickelt hatten, sollte wiederhergestellt sein. Man gedenke Portugalls, Spaniens, Frankreichs und Italiens!

Erfahrung und Unglück hatten indessen, wie immer, auch Erkenntniß und Urtheil der Nationen geschärft und geläutert; — das mußte jetzt revolutionär heißen. Man lähmte die Preßfreiheit, pries den blinden Glauben, rief Missionarien, Jesuiten, Inquisitionen und Wunderthäter zur Herstellung eines längstvergangenen Lebensalters der Welt zu Hilfe. Die

Digitized by Google

Gebildetern des Volks, welche als Schriftsteller oder Lehrer oder Beamte dem neu anbrechenden wahrhaft revolutionären Treiben der Gegenrevolutionairs entgegenarbeiten wollten, wurden wegen ihres Muthes und Scharfblicks verdächtig erklärt; hingegen Mystiker, welche Schwärmerei, Zeloten, welche Fanatismus, Finsterlinge, welche Aberglauben, Schriftsteller, welche das Lob der Leibeigenschaft und des Despotismus predigten, wurden ermuntert oder doch geduldet. Oder war es in Spanien, in vielen italienischen Staaten, zum Theil selbst in Frankreich, anders? — Selbst wenn die Könige großherzig handeln wollten, was sie ihrer Natur nach ohne alle Gefahr konnten, warnten und wehrten die, denen die Könige nicht königlich genug dachten.

Das Treiben der sieghaften Partei reizte aber das Treiben der besiegten auf; die Verweigerung des Schutzes gebar den Gedanken der Selbsthilfe; die Unterdrückung der Oeffentlichkeit den Hang zu geheimen Verbindungen; die Unterdrückung der Preßfreiheit Liebhaberei zu verbotenen Schriften; die Zensur der Zeitungen Lust an boshaften Gerüchten; die Verbannung und Einkerkerung der Liberalen mörderischen Haß wider die Servilen; genug, jeder Druck seinen Gegendruck. Das alles war der naturnothwendige Lauf der Dinge, wie ihn der Unbefangene vorhersehen konnte, ohne alle Gabe der Weissagung.

---

2. Was die Monarchen wollen.

Während beide Parteien sich schon gegenseitig in Vertilgungsplanen steigerten und überboten, blieben noch die Könige und ihre Unterthanen lange vertrauensvoll neben einander. Mochte die eine Partei, welche weiter hinaus lag, als der Thron, die Sprache und Sache des reinen Despotismus, oder die andere, welche weiter hinaus lag, als das Volk, die Sprache und Sache der Revolutionairs führen, — die Könige wollten keinen Despotismus, und die Völker verabscheuten jede Revolution. Ludwig XVIII zeigte seinen Unwillen gegen die Ultra und ihr gefährliches Quand même; er hob die Deputirtenkammer von 1815 auf. Das spanische Volk ließ sich durch die Wagstücke der Lacy und Porlier keineswegs bewegen.

Aber doch schreckte natürlich die neu geführte Sprache der Freiheitsschwärmerei, oder der Fanatismus, welche den Dolch der Sand und Louvel führten, den ruhigen Sinn der Monarchen, und um so mehr, je näher ihnen noch das Zeitalter revolutionärer Gräuel lag. Die Ultra nannten ihre gewaltthätigen Grundsätze durch vermessene oder verbrecherische Handlungen einzelner ihrer Gegenfüßler gerechtfertigt; und die Fürsten fanden zur Sicherung öffentlicher Ordnung nothwendig, den trotzigen Geist einer demokratischen Partei durch Maasregeln zu dämmen, welche mit Wünschen und Ansichten der Ultra zusammenstimmender wurden.

Im Verhältnisse, wie sich die Fürsten den Ansichten derer näherten, die sich Vorfechter des Throns und Altars hießen, neigten sich die Völker den Ansichten derer zu, die ihre Fürsprecher zu sein schienen. So traten, in mehr als einem Reiche Europens, Unterthanen und Regenten mißtrauisch auseinander, und zwischen beide in den kriegerworbenen Raum die Parteien der

Digitized by Google

Ultra und Citra, also, daß das Volk zuletzt nicht mehr den Thron und den Fürsten, sondern nur die davor stehende Schaar der sogenannten Serviles, und der Fürst nicht mehr sein Volk, sondern die vor demselben stehende Schaar der sogenannten Liberalen sah. Die Verwechselung des Volkes mit Revolutionslustigen, oder des Regenten mit Despotismusfreunden, ward unvermeidlich; der Krieg der Parteien stille Fehde zwischen Thron und Volk. Das war's, was Spanien und Portugall, was Neapel und Piemont ins Verderben brachte; das ist's, was Frankreichs Ruhe bedräut.

Jeder von den Monarchen, weil er sein eigenes Glück will, liebt das Glück seiner Unterthanen. In allen bis jetzt noch vom Parteigeiste unerschüttert gebliebenen Staaten Europens ist die Erhaltung des Bestehenden der ausgesprochene Wille der Souveraine und ihrer weisern Staatsdiener. Die Leidenschaft aber derjenigen Partei, welche fürstlicher gesinnt sein will, als ihr Fürst, fordert nicht Erhaltung des Bestehenden, sondern Wiederherstellung des Gewesenen und Untergegangenen.

Die ersten Stifter des heiligen Bundes, die Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preussen, scheinen keineswegs dawider, daß die öffentlichen Ordnungen den Bedürfnissen des Jahrhunderts angemessener dastehen. Aber ihr ausgesprochener Wille ist, daß alle Verbesserungen von denen ertheilt werden, die den Staatsorganismus in der Wirklichkeit kannten und handhabten, nicht von revolutionären Versammlungen; daß die Verbesserung rechtlich, und dahet als freie Gabe der erblichen Landesherren, dem Volke ertheilt, nicht aber mit aufrührerischer Hand gewaltthätig, daher rechtlos, eingeführt werden. Die Partei hingegen, die landesherrlicher als der Landesherr sein möchte, will absolute Monarchie und über dem Gesetze erhabene Willkühr. Ihr genügt nicht die Heiligkeit und Verantwortungslosigkeit des Souverains, nein, sie selbst will für sich unter Aegide des Souverains Antheil an dieser Heiligkeit und Unverantwortlichkeit.

---

8. Was die Völker wollen.

Man hat sich bisher bereden wollen, die Völker hätten eigentlich gar keinen Willen. Inzwischen hat die Erfahrung anders gelehrt. Wir wissen, das Volk hat seine Meinung, und aus Meinung geht Wille. Wir wissen auch, daß die Macht des Mächtigsten zuletzt bricht, wie selbst die des Napoleon brach, wenn sich der Wille der Nation von ihm trennt (denn erzwungene Werke sind nur halbe Werke); und hinwieder, daß ein klein geachteter Fürst furchtbar wird, wenn der Wille seiner Nation für ihn entscheidet. Preussen erhob sich aus seiner Ohnmacht mit zermalmender Riesenkraft zur Befreiung des vaterländischen Thrones. (Die freien Werke des ganzen Willens werden immer ganze Werke.)

In allen größern Reichen Europens begehrt die Mehrheit der Bewohner keine Republik. Selbst die Spanier und Portugiesen, Neapolitaner und Piemontesen hielten treu an ihren Königen, und sogar die Franzosen kehrten zur Monarchie zurück. Das Volk will den König,

Digitized by Google

dessen Hof und den Glanz von dessen Thron; aber nicht Herrschaft der Willkühr, sondern des Gesetzes; nicht Beschränkung des Monarchen, sondern der Beamten; und möchte, was das Wohl und Weh aller Haushaltungen beschlägt, nicht dem trüglichen Gutdünken einiger Wenigen, sondern lieber der Berathung der Einsichtvollern des ganzen Landes überlassen, wie es in England, in Norwegen, in Schweden, in Frankreich, Baiern, Würtemberg, Baden u. s. w. besteht. Es will diese Ehren und Rechte nicht in gewaltsamen Staatsumwälzungen erstürmen, in denen zuletzt alle Ehren und Rechte zu Grunde gehen, sondern sie gern aus der Huld des Landesherrn empfangen, wenn es sie denn endlich nur empfängt.

Verhältnißmäßig unendlich klein ist gewiß neben der Masse der Nationen die Partei der Freiheitsschwindler, in deren Gemüth sich noch nicht die Ideale mit den Verhältnissen der gebieterischen Wirklichkeit versöhnt haben, und die über sich nur Tirannen, unter sich nur Sklaven erblicken, und das Königthum hassen, eben weil es Königthum ist. Ihre Zahl ist so klein und ohnmächtig, daß sie selbst in keiner einzigen der neuern Staatsumwälzungen zum Wort kommen konnten; aber sie sind hin und wieder doch nicht ganz ohne Einfluß geblieben, weil ihr Warnen: „man dürfe von der Gnade und freien Entschliessung der Könige kein besseres Loos erwarten," durch die Höfe bestätigt zu werden schien. Dadurch strömte ihr Ungestüm in das unzufriedene Volk über, und in Portugall und Spanien, in Neapel und Piemont ward die Gewalt zur Tagesordnung gebracht.

Noch nie ist Umsturz und Revolution das Werk einer einzigen Partei gewesen; immer sah man deren wenigstens zwei thätig, und jede von beiden mit gleicher Leidenschaftlichkeit nicht das Gerechte, das Zweckmäßige, sondern das Zuviel begehren. Wo sich Fürst und Volk in Gerechtigkeit und Mäßigung die Hand boten, gingen noch immer alle Parteien kraftlos unter. Wo sich aber der Hof mit einer, das Volk mit der andern Partei verbanden, stürzten zuletzt Fürst und Nation ins unfehlbare Verderben.

Sobald Hof und Volk nicht sich, sondern den Parteien die Hand bieten, beginnt heimlicher Krieg des Landesherrn mit seinen Unterthanen. Vom Hofe aus gehen Verhaftsbefehle, Einkerkerungen, Verbannungen, Zensuren, Inquisitionen; vom Volke aus gehen Spottlieder, Karrikaturen, schnöde Gerüchte, Verschwörungen, Apotheosen der sogenannten Märtirer. Wehe dem Lande, wo sich diese Symptôme, statt zu vermindern, vervielfältigen! Wir sahen sie in Frankreich, wir sahen sie in Spanien, in Neapel, wir sahen sie überall als Vorboten der Umwälzung erscheinen, in neuen wie in alten Zeiten. Es geht solchen Staaten, wie Schwindsüchtigen, welche, während Jedermann das Nahen ihres Todes sieht, am wenigsten daran glauben. Nicht Ludwig XVI, nicht Ferdinand von Spanien, nicht Ferdinand von Neapel u. a. dachten sich dergleichen Katastrophen auch nur möglich.

Digitized by Google

4. Was der Veroneſiſche Kongreß nicht wollte.

Es läßt ſich nicht bezweifeln, wir leben am Vorabend großer Verwandlungen unſers Welttheils, oder vielmehr, wir ſtehen ſchon mitten darin. Sie ſind nicht die Wirkung des Jahres, ſondern der Jahrhunderte, und ihre Wirkungen werden ſich auf Jahrhunderte, nicht auf Jahre erſtrecken. Sie ſind nicht das Machwerk der Parteien oder Faktionen, ſondern dieſe ſind vergängliche Geburten jener.

Die pyrenäiſche Halbinſel an der einen, Griechenland auf der andern Seite, ſtehen in hellen Flammen ihrer Revolution. Zwiſchen innen glimmen Frankreich und Italien Die altgefürchtete Macht der Osmanen wankt unter den Streichen der Griechen und Perſer und unter innern Zerrüttungen. Stürzt der Koloß, wird der Welttheil dröhnen. — Die franzöſiſche Revolution war nur die Revolution eines einzigen Volkes; jetzt ſehen wir das Schauſpiel verdoppelt. Aber es iſt bekannt, welchen Umſchwung der Begriffe ſchon jene einzige unter den Völkern der Erde hervorgebracht hat.

Alle Kriegszüge, alle Umgeſtaltungen, welche der mächtige Geiſt Napoleons bewirkte, waren doch neben dem nur gering, deſſen Zeugen wir jetzt ſind. Denn Er war doch nur ein Sterblicher, und als er ſchwand, verſchwanden ſeine Schöpfungen faſt am nämlichen Tage, gleichwie einſt mit dem mazedoniſchen Alexander, mit Dſchengis-Khan, mit Karl dem Großen und allen andern Eroberern und Weltſtürmern ihre Werke zertrümmerten. Aber Völker ſind unſterblich. Dem Zeitalter, den Begriffen, den Bedürfniſſen der europäiſchen Menſchheit gebieten, in das Ehemalige zurückzukehren, iſt wohl nicht viel leichter, als den Erdball zu zwingen, ſich von Morgen gegen Abend um ſeine Achſe zu drehen.

Die mächtigſten Monarchen des Feſtlandes, die berühmteſten Staatsmänner Europens ſtanden zur Berathung der Weltangelegenheiten in Verona verſammelt. Es lag wohl nicht in ihrer Abſicht, Schiedsrichter des Welttheils zu ſein, ſondern nur, ſich und ihre Nationen durch Eintracht gegen die Stürme zu verwahren, die einen großen Theil Europens erſchüttern. Ihr Blick war einzig auf rein ſtaatsthümliche Verhältniſſe der Völkerfamilien gerichtet, und ihre Sorge, daß die gewaltthätige Zerriſſenheit nicht größer werde. Weiter hinaus erſtreckt ſich auch die Wirkung keines Staatsmannes und die Macht des gewaltigſten Zepters nicht. Alles Uebrige bleibt einem göttlichen Verhängniſſe anheimgeſtellt, in welchem, ſo wie im unſichtbaren, unaufhaltbaren Strome geiſtigen Lebens, Alles, ohne es zu fühlen und zu wiſſen, fortgezogen wird.

Daß es zu Verona nur um bloß ſtaatsthümliche Verhältniſſe des Welttheils, und zwar nur um die Wirren des Jahres, nicht des Jahrhunderts, zu thun geweſen ſei, offenbart ſich aus dem bekannten Kreisſchreiben an die Geſandten, vom 14 Dezember, welches zugleich als Manifeſt der drei Monarchen von Rußland, Preuſſen und Oeſterreich gegolten zu haben ſcheint. Indem ſie es mit dem Stand der Dinge am Ende des Jahrs 1822 zu thun hatten, und erklärten, ſich nicht in die Unruhen Griechenlands miſchen zu wollen, Spanien in ſeinen

Digitized by Google

jetzigen Gährungen nicht völkerrechtlich anerkennen zu dürfen, weil sie in diesem Augenblick für Pflicht halten, keinen gewaltsam ertrotzten Staatsverbesserungen Hand zu bieten — waren sie weit davon entfernt, einen Bund zur Umkehrung der Bedürfnisse und Begriffe des Jahrhunderts zu schliessen, oder das Fortschreiten des menschlichen Geschlechtes zu hemmen. Denn sie wollten nicht das Unmögliche; ja, sie fahren selber fort, in ihren eigenen Staaten mit allen Kräften auf das hinzuarbeiten, was den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft veredelt, und mithin bei ihnen selbst die Verwandlung der Staatseinrichtungen zur unausbleiblichen Folge haben muß.

Zu allen Zeiten ist die Form der bürgerlichen Gesellschaft ein naturnothwendiges Ergebniß der gleichen oder ungleichen Vertheilung des Vermögens und der Geistesbildung. Wo, wie in den Steppen der Tartaren oder in den Wüsten der Araber, Einer dem Andern im Besitze von Gut und Einsicht gleichsteht, ist auch Einer dem Andern an Rechten gleich, und eine republikanische Form bildet sich von selbst aus. Oder durch größern Besitz und größere Lebenserfahrung des Familienvaters entwickelt sich eine patriarchalische Einrichtung des Stammes; oder durch überlegenen Reichthum an Mannschaft, Eigenthum und moralischen Kräften wird der Stamm oberherrlich über Andere, und das Haupt desselben Fürst.

In den frühesten Zeiten hatten die Völkerschaften deutschen Stammes, wie wir aus dem Sittengemälde des Tacitus wissen, mehr eine republikanische als monarchische Einrichtung. Denn sie waren ungefähr Alle gleich roh, gleich tapfer und gleich vermögend. Als sie nachher in ihren Kriegsfahrten während der Völkerwanderungen Eroberer wurden, bezahlten die Stammhäupter, oder Könige, ihren Feldherren und Mitstreitern den Sold nicht in klingender Münze, sondern in Grundstücken und Liegenschaften. Die Sieger waren Freie, die Besiegten Leibeigene. So entstand Ungleichheit des Vermögens; daher absolute Herrschaft der freien Eigenthümer über die Leibeigenen, neben beschränkter Monarchie. Denn die Freien, auf ihren Allodien, oder auf Lehengütern, die sie ursprünglich zum Sold für ihre Beamtungen hatten, standen in Rücksicht des Eigenthums einander ziemlich gleich; und der gesunde Menschenverstand sagte ihnen, daß ein König von ihrem Eigenthum nichts, als was sie ihm zu öffentlichen Angelegenheiten bewilligen wollten, das Recht habe zu nehmen. Der König, und noch Karl der Große, lebte nicht auf öffentliche Kosten, sondern aus seinem Privatvermögen. So brachte das Allodial- und Feudalwesen die landständische Verfassung.

Neben den Königen und vielen freien Oberherren, welche zwar Inhaber des meisten Grundeigenthums, aber nicht der meisten Kenntnisse waren, entfaltete sich bald hinwieder, durch Uebermacht geistigen Vermögens, die Hierarchie, und in Kurzem ward die Kirche Nebenbuhlerin des Thrones. Aber die Kreuzzüge, von den Päpsten und Mönchen selbst auf's eifrigste betrieben, veranlaßten zuerst, daß sowohl die Uebermacht der Kirche als das Ansehen der kleinen, weltlichen Oberherren brach, und daß mithin in Europa die Formen der bürgerlichen Gesellschaft durchaus änderten. Die bisherige ungleiche Vertheilung des Eigenthums und

Digitized by Google

der Kenntniſſe ward durch die Kreuzzüge ſehr vermindert. Denn während eine zahlloſe Menge von Eigenthümern durch den Aufwand ihrer Andacht verarmte, erhoben ſich die Städte durch Handelsverkehr; das Loos der Leibeigenen und Hörigen milderte ſich in Zeiten ewiger Kriege und Fehden, da man ſtreitbarer Männer bedürftig ward. Viel zinsbares Gut ward Eigenthum der Zinsleute, viele Leihpacht zur Erbpacht, ſo wie anderſeits Fürſten und Grafen ihre Lehen in Erbgut verwandelten und an der ehemaligen Abhängigkeit von den Königen nichts als Namen und leere Formeln beſtehen ließen. Mit dieſer Zerſtreuung des Eigenthums an mehrere Theilhaber verband ſich auch die Verbreitung der Kenntniſſe unter den Laien, wozu die ungeheuern Reiſen der Kreuzfahrer, der Verkehr zu Waſſer und zu Lande mit dem Orient, und der Reichthum der Städte nothwendig wirken mußten.

Was die Kreuzzüge begonnen hatten, vollendete die Erfindung des Schießpulvers, welches den Ritterſtand für die Fürſten entbehrlicher machte; vollendete die Erfindung der Buchdruckerpreſſe, welche die Wiſſenſchaft zum Gemeingut der Nationen machte; vollendete die Entdeckung Amerika's, ſo wie der Waſſerſtraße nach Indien, wodurch alle Handelsverhältniſſe der europäiſchen Staaten neue Stellung empfingen. Der ehemals oberherrliche Adelſtand ſank unaufhaltſam, indem die Fürſten deſſen Rechte, die Unterthanen deſſen Grundſtücke an ſich zogen. Die ehemalige Gewalt des geiſtlichen Standes ſank, weil höhere Einſicht und Kenntniß zu den Laien übergegangen war. Die Hälfte Europens riß ſich darauf von der römiſchen Hierarchie auf ewig los.

Mit der Zerſtückelung und gleichern Vertheilung des Grundeigenthums und Vermögens, und mit der ſteigenden Geiſtesbildung der Volksmenge, geſtaltete ſich abermals nun die Form der bürgerlichen Geſellſchaft anders. Durch die Entkräftung, in welche Adel und Geiſtlichkeit, die ehemaligen Mitherrſcher im Staat, verfielen, ſtieg die Selbherrlichkeit der Könige und bildete ſich die abſolute Monarchie, ſtatt der vormals beſchränkten, aus. Doch hinderte ſowohl ſorgfältigere Erziehung der Fürſten, als Reichthum, Aufklärung und das dadurch wachſende Selbſtgefühl der Unterthanen, Verartung der abſoluten Königsmacht in Deſpotismus, und Verartung der Unterthänigkeit in orientaliſche Sklaverei. Man ließ noch Städten, Provinzen, Gemeinden und Zünften ihre kleinen, die monarchiſche Gewalt nicht lähmenden Rechtſame, und den Adelichen ihre der Krone unſchädlichen Vorrechte, dem Throne zunächſt zu ſtehen, oder die höhern Staats- und Kriegsämter zu bekleiden.

Es zeigte ſich aber bald, daß auch dieſe Form der bürgerlichen Geſellſchaft nichts weniger als geeignet war, ſich durch inneres Gleichgewicht lange dauerhaft zu halten. Denn ſobald die größte Maſſe von Kenntniß und die größte Maſſe von Eigenthum nicht mehr in den Händen einer kleinen, bevorrechteten Zahl, ſondern der ganzen Nation lag, konnte den Eigenthümern unmöglich gleichgültig bleiben, daß jene kleine Zahl, die wohl gar nichts zu den Staatsbedürfniſſen gab, über das Vermögen aller Eigenthümer berathen und verfügen ſollte. Dieſe glaubten, daß ſie von Rechtswegen eine Stimme über ihr Eigenthum hätten, und daß, weil Stärke und

Digitized by Google

Gedeihen des Staats auf ihrem Wohlstand, und hinwieder ihr Wohlstand auf Stärke und Gedeihen des Staats beruhe, sie ein natürlicheres und größeres Interesse am Gang der Verwaltung und der öffentlichen Angelegenheiten hätten, als Personen, die weder im Kriege wegen ihrer geringen Zahl, noch im Frieden wegen ihres verhältnißmäßig geringen Eigenthums dem Staate Entscheidendes leisten könnten.

Diese aus der Natur der Gesellschaftsverhältnisse hervorgegangenen Ueberzeugungen bewirkten in England, Schweden, Norwegen u. s. w. die Theilnahme des Volkes in den Kammern an der Gesetzgebung; veranlaßte nachmals die Revolution und der Abfall Nordamerika's vom Mutterlande, das ihm Theilnahme an der Gesetzgebung verweigerte; veranlaßte das Emporgehen des dritten Standes und die Revolution in Frankreich.

In diesem Zeitpunkte befinden wir uns noch. Alle europäische Monarchen haben dahin gearbeitet, ihre Völker zu diesem Punkte vorzuführen. Sie selbst waren es, welche bei ihren Unterthanen gleichere Vertheilung des Eigenthums, der Einsicht und Gesittung beförderten; ja die meisten Klostergüter wurden für diesen Zweck aufgelöset. Mit Reichthum, Kenntniß und Kraft der Nationen, nicht des Adels, nicht des Klerus, wuchsen Glanz und Stärke der Monarchen.

Der Veronesische Kongreß hat nicht von Allem wieder das Gegentheil begehrt. Die Fürsten und Staatsmänner wollten ihre Nationen und Thronen *nicht* schwächen. Sie wollten nicht das Weltalter umkehren, oder es müßte in ihrer Macht liegen, Einsicht und Eigenthum gesammter Nation in eine einzige Klasse von wenigen Begünstigten und deren Nachkommen zu konzentriren.

Sie wollen daher auch nicht, wo mit dem *innern Zustande* der bürgerlichen Gesellschaft die *äussere Form* in unerträglichem Widerspruch steht, die der Natur gemäßen Verbesserungen hindern. Denn alles Unnatürliche würde sich ja von selbst zerschlagen. Es hat von jeher Erfahrung gelehrt, daß es eben so vergeblich und gefährlich sei, Völker von höhern Gesittungsstufen abwärts zu drücken, als sie von niedern Stufen gewaltsam in die Höhe zu zerren. König *Ferdinand* VII von Spanien versuchte unglücklich genug das erste; und weil Kaiser *Joseph* II einst das zweite versuchte, starb er, bei allen guten Absichten, von seinen Unterthanen verkannt, unter deren Verwünschungen und Aufständen.

Nicht mit den Wirren des *Jahrhunderts*, sondern mit den Wirren des *Jahres* nahm es der Kongreß auf, denn jene liegen ausser seinem Machtkreise. Er wollte nur, daß die den Bedürfnissen der Völker angemessenen Veredlungen der Staatsform einzig vom Souverain, als dem durch positives Recht allein dazu *Berechtigten*, ausgehen sollten. In bestehenden Demokratien ist das *Volk* der Souverain, und werden daher die Verbesserungen der Staatsform von diesem ertheilt. Wenn in einer Monarchie das Volk sich gewaltthätig die Souverainetät anmaßt und die Landesordnung umschafft, ist es eben so verbrecherisch, als wenn in der Republik ein

Digitized by Google

der Nation unterthäniger Beamteter die Selbherrlichkeit des Volkes zertritt und wider den Willen deſſelben deſſen Souverain ausübt.

Daher, um folgerecht zu handeln, wollten die Monarchen weder die ſpaniſche Staatsumwälzung billigen, noch den Aufſtand der Griechen begünſtigen. Indem ſie ſelbſt nur ſich enger an einander ſchloſſen, ſuchten ſie durch feſt verbundene Maſſe ihrer Macht dem ſchwer erſchütterten Staatenverhältniſſe Europens wieder eine Feſtigkeit und Haltung zu geben, deren es nie bedürftiger geweſen zu ſein ſchien.

---

5. Das politiſche Gleichgewicht, das Chriſtenthum und das Staatsintereſſe.

Zur Zeit des Veroneſiſchen Kongreſſes war von jenem alten politiſchen Gleichgewicht Europens, worauf ſich die alten Staatsmeiſter, Staatsdiener und Staatsrechtslehrer ſo gern und viel zu gut gethan haben, kein Schatten mehr vorhanden. Ob die Menſchheit durch dieſen Verluſt wirklich verloren, oder ob ſie dabei gewonnen habe, könnte heutiges Tages allenfalls zu einer akademiſchen Preisfrage gemacht werden. Soviel wiſſen wir aus Erfahrung, daß es den Politikern mit dem europäiſchen Gleichgewicht erging, wie den Philoſophen und Medizinern mit ihren Syſtemen, die ſie aus Liebe zur Wahrheit oder zum Beſten der Kranken erfanden. Sie pflegten damit zu enden, daß ſie, des Syſtems wegen, die Wahrheit und den Kranken methodiſch ſterben lieſſen.

Das Gleichgewicht der Staaten war nie weniger zu finden geweſen, als ſeitdem man es erfunden hatte. Denn immer blieb am Gang der Uhr zu rücken, weil ſie nie ging, wie ſie ſollte. Man berechnete von da an die Staatskräfte nach Geviertmeilen und Einwohnern, als wenn nicht ein einziges Geſetz, ein einziger Mann am Thron oder an der Spitze des Heeres jenes Gleichgewicht verſchieben könnte! Aus Liebe zum dauerhaften Friedensſtande ward das Schwert ſtets geſchliffen und ununterbrochen gekriegt. So ward Polen ein Opfer des politiſchen Gravitationsgeſetzes und auf's völkerrechtswidrigſte getheilt. Dieſe That übte einen furchtbaren moraliſchen Einfluß auf das Gemüth der Nationen; und deſſen Folgen dauern noch heillos fort in den Wirren unſerer Zeit.

Gegenwärtig ſollen an die Stelle des Gleichgewichts die ewigen Grundſätze der Religion treten, kraft des heiligen Bundes, dem die meiſten europäiſchen Monarchen beipflichteten. Es iſt ein edler Gedanke, wohl eines beſſern Jahrhunderts würdig, daß die Religion, ſo lange Zeit die Magd der Politik, nun die leitende Gebieterin der Staatsklugheit werde. Aber die Völker, ſelbſt manche Höfe, ſcheinen unter den Erinnerungen an eine Vergangenheit, in welcher, Namens der Religion, bei ihrer Vieldeutigkeit, die ſchauderhafteſten Ungerechtigkeiten geltend gemacht wurden, auch von dieſem frommen Geiſte wenig Heil zu erwarten. Denn wer will verbürgen, denken ſie, daß der religiöſe Sinn, welcher die Monarchen dieſer Zeit beſeelt, auf gleiche Weiſe in den Thronfolgern fortlebe; oder daß im Streite der Tugendpflichten, der Klugheit und Leidenſchaft, allezeit das Heilige obſiegen werde; oder ob jemals ein Staats-

Digitized by Google

mann, aus Begeiſterung für das Göttliche, den Vortheil ſeines eigenen Landes opfern, ja zum Beſten der Menſchheit willig ſeines Staates Nachtheil tragen werde? Und doch iſt auch eins der heiligſten Gebote des Chriſtenthums, ſich für das Wohl ſeiner Brüder hinzugeben in den eigenen Untergang. Kann ſich ein Volk zum Beſten anderer dem Tode weihen? — Eine Religion aber, welche nur diejenigen Pflichten gebietet, die ſich mit dem eigenen Nutzen des Menſchen oder des Staates wohl vertragen mögen, und auf die übrigen weniger Werth legt, iſt offenbar keine chriſtliche.

Nicht ganz ohne Grund ſcheinen Viele zu beſorgen, daß über das Verhältniß der Religion zur Staatsklugheit noch gefährliche Unklarheit der Begriffe walten könne, ſo wie über Anwendung der Grundſätze des Völkerrechts in einer Welt, wo leider oft die Gewalt an der Stelle alles Rechts ſteht. Wenn eine Nation verzweiflungsvoll unter den Grauſamkeiten ſeines Beherrſchers um Hilfe ſchreit, erlauben Religion und Völkerrecht, den Unglücklichen in gleichem Maaſe zu helfen, wie wenn ein Monarch gegen ſein empörtes Volk um Hilfe ſchreit? Haben im wahren Geiſte des Chriſtenthums auch die Völker eine Stimme, oder allein nur ihre Beherrſcher? Stehen nicht Religion und Völkerrecht oft in demſelben unverſöhnbaren Widerſpruche mit einander, wie die Geſetze der geiſtigen und ſinnlichen Natur im einzelnen Menſchen, da jene in gewiſſen Fällen Selbſtaufopferung, und dieſe nur Selbſterhaltung gebietet?

Wie dem auch ſei, unerwartete Begebenheiten brachten die Grundſätze des heiligen Bundes neben den Grundſätzen des ſtaatsthümlichen Intereſſe bald zur ſchweren Prüfung. Die Völker von Spanien und Portugall gaben ſich eigenmächtig andere Verfaſſungen; Neapel und Piemont machten Verſuche zur Nachfolge; Griechenland empörte ſich gegen den ruchloſen Deſpotismus der Osmanen.

---

6. Die politiſchen Staaten-Gruppen des Welttheils.

Damit zerfielen plötzlich die verſchiedenen Reiche des Welttheils, die vorher erſt durch den allgemeinen Unterjocher, dann durch den Haß und Kampf gegen ihn, verbunden geweſen waren, in mehrere Staaten-Gruppen.

Auf der einen Seite ſtanden Rußland, Preuſſen und Oeſterreich, die Stifter des heiligen Bundes, beiſammen, vereint durch deſſen Grundſätze, durch die perſönliche Freundſchaft der Monarchen und durch deren Beſorgniſſe vor der Selbſtthätigkeit der Nationen und dem Allgemeinerwerden verfaſſungsmäßiger Regierungen.

Auf der andern Seite ſtanden Portugall, Spanien und Frankreich, ſämmtlich einander verwandt als konſtitutionelle Monarchien. Und obwohl ſich die Regierung Frankreichs lieber dem Syſtem der zuerſt genannten Mächte angeſchloſſen hätte, ſträubte ſich doch der Geiſt der Nation, an der empfangenen Charte haltend. Spanien und Portugall, wenn gleich noch voll innerer Entzweiungen, ſind darum nicht minder furchtbar. Man kennt die Wirkungen einer Begeiſterung, welche durch politiſche Ideen erweckt wird, und die beim Angriff von auſſen

Digitized by Google

leicht in Raserei verwildert. Zudem läßt sich nicht verhehlen, daß die Völker der pyrenäischen Halbinsel einen mächtigen Bundesgenossen an der öffentlichen Meinung bei andern Nationen haben, denen die Ursachen nicht fremd geblieben sind, derer willen sie den verzweiflungsvollen Schritt gethan.

Zwischen jenen beiden, jetzt noch allein als handelnd erscheinenden Staatengruppen lagert sich eine lange Reihe größerer und kleinerer Staaten, welche, ohne Partei zu nehmen, von den Gährungen der südlichen Völker fast weniger, als von Gewaltschritten der drei Mächte im Norden und Osten, zu fürchten scheint. Die meisten und wichtigsten dieser Staaten, mit Ausnahme von Dänemark, bestehen in fest geordneten, die Volksrechte sichernden Verfassungen. So Schweden und Norwegen, denen die Nähe Rußlands, so Niederland, dem die Nähe Frankreichs imponirt. So das konstitutionelle Deutschland, Baiern, Würtemberg, Baden, Großherzogthum Hessen, Weimar, Koburg, Hildburghausen, Nassau, Köthen, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck, Lippe-Schaumburg und Lippe-Detmold, — eine Masse von acht Millionen Seelen. So noch die schweizerische Eidsgenossenschaft in althergebrachter oder verfassungsmäßig erweiterter Freiheit ihrer Gebirgsvölker.

Von allen Reichen des Festlandes aber durch den Ozean und durch Handelspolitik gesondert, durch Nationalgeist, Volksbildung und Reichthum, also durch innere Stärke den stärksten gewachsen, auf dem Meere allen überlegen, steht Großbritannien beobachtend allen gegenüber. Es trägt in sich das Gefühl, beim Zwiespalt des Festlandes den Ausschlag geben zu können Verfassungsmäßige Freiheit und Zivilisation des Volkes, so wie dessen Handelsinteressen, machen es den Spaniern und Portugiesen hold, selbst den Griechen mit ihrem Aufstande nicht abgeneigt. England mochte sich nicht in den Zwist der italienischen Völker und ihrer Fürsten mischen, und sendet weder an Spanien noch Portugall den Absagebrief.

So stehen heute die europäischen Mächte getheilt, und weniger durch künstliche Theorie, als durch die Natur der Umstände, im Gleichgewicht unter sich ungeachtet ihrer widerlichen Stimmungen.

Die Spannung der Staaten von entgegengesetzten politischen Systemen war bisher groß; der Veronesische Kongreß hat sie vergrößert. Dennoch scheint der Frieden des Welttheils bewahrt zu bleiben, weil jeder Theil vielleicht mehr ins Spiel zu wagen hätte, als er daraus gewinnen könnte. Denn einerseits fühlen sich Frankreich, Spanien und Portugall noch zu unfest in ihren frischen Organisationen, daher von innern Zerwürfnissen gelähmt; anderseits hat Rußland die Bewegungen des anarchischen und stolzen Divans zu bewachen, Oesterreich fort und fort Italien zu hüten. Noch sind wohl selbst manche neuerworbene Theile der drei großen Monarchien nicht vollkommen dem Ganzen angewachsen, zu dem sie gehören; wie Polen zu Rußland, oder Sachsen und Rheinpreussen zum Hause Brandenburg, oder Venedig und die Lombardei zum Hause Habsburg. Auch hat ja Polen, zur Zeit der Napoleonischen Invasion, nur zu sehr daran erin-

Digitized by Google

nert, daß in künftigen Kriegen nicht mehr, wie sonst, die Kabinete allein, sondern auch die Völker ihre Rollen mitspielen dürften.

So hält denn ein Schwert das andere in der Scheide, weil Gefahr ist, daß der erste Krieg zum allesumwälzenden Weltkrieg werden könnte. Auch Niemand wird, allem Anschein nach, es wagen, unbehutsam die leise schlummernde Kriegesfurie zu wecken, wenn es nicht der plumpe Trotz eines Janitscharen-Divans oder der stolze Parteigrimm französischer Ultra frevelmüthig unternimmt.

---

7. Die heutige Selbstthätigkeit der Nationen.

Man weiht nur demjenigen, *von dessen Ueberlegenheit man sich abhängig fühlt*, unterwerfungsvolle Ehrfurcht. Wo noch heutiges Tages die Kraft des Staats, Eigenthum und höhere Geistesbildung, ausschließlich in der Hand des Adels und der Priesterschaft ruht, ist das Volk nothwendig von denselben noch ganz abhängig, und weiht es ihnen freiwillig seine knechtische oder kindliche Huldigung. Dies hört auf, sobald Jeder im Lande seinen eigenen Antheil am Eigenthum, so wie an der geistigen Bildung des Zeitalters hat. Dann fühlen alle Einzelnen ihre Selbstständigkeit, und wollen die Würde gelten machen, die sie als Menschen gegen Menschen haben. Hier noch ehemalige Unterwürfigkeit gegen Priesterthum und Adel verlangen wollen, wo die vorige Abhängigkeit aufgehört hat, — hier jene abergläubige Ehrfurcht erzwingen wollen, welche der reifere Verstand untersagt, heißt Widernatürlichkeiten fordern.

Der Landesfürst bleibt jederzeit der reichste Eigenthümer. Seine Hand spendet allein die öffentlichen Ehren, Wohlthaten und Genüsse jeder Art. Darum wird ihm freiwillig und zu allen Zeiten Unterwürfigkeit und natürliche Ehrfurcht gezollt. Seine Krone ist der Schlußstein im Gebäude *des Staates*, von dessen Dasein Alles, auch das Eigenthum des Einzelnen, abhängt; darum kommt ihm freiwillig, auch in den gebildetsten Nationen, die Treue Aller entgegen.

Diese Wahrheiten sind so natürlich und einfach, daß man über die ungeheure Selbstverblendung nur erstaunen kann, in der noch *das* übersehen wird, was schon alle Weltalter durch ihre Schicksale bezeugt hatten.

Sobald ein Volk in sich zu der Ueberzeugung und Klarheit gelangt ist, nur vom Thron und Staat, nicht mehr von Vermögen und Einsicht einiger Stände abhängig zu sein, vermischen sich die Stände. Das Volk, als Inhaber der wahren Kraft des Staates, spricht diejenige Achtung an, welche es vorzeiten den Wenigen gezollt hatte. Es geht von selbst aus dem passiven Zustande zur Selbstthätigkeit über.

Die heutige Regsamkeit der gebildetern abendländischen Nationen ist also, bei dem in Grund und Wesen verwandelten Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, nicht wunderbar; aber sie aus dem Dasein einer finstern Partei von Demagogen und Unruhstiftern erklären wollen, ist allerdings wunderbar.

Digitized by Google

An der Selbſtthätigkeit der Nationen, die ſich groß genug äuſſert, wird Niemand Zweifel nähren. Während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges ließ das Volk hinter den Pyrenäen noch die großen Mächte walten, wer die Kronen Kaſtiliens und beider Indien tragen ſollte. Aber hundert Jahre ſpäter, zu unſerer Zeit, nahm das Volk über den gleichen Gegenſtand ſelbſt das Wort, und ohne Scheu ſogar gegen den Mann, dem die Hälfte des Welttheils gehorchte. Die Polen ſchloſſen ſich eigenwillig an Napoleons Heer gegen Rußland; die Preuſſen hinwieder, unaufgefordert, an die Ruſſen gegen Napoleon. — Wenn in künftigen Kriegen die Nationen ſelbſthandelnd einſchreiten, oder wenn nicht leicht Kriege mehr unternommen werden wider die Neigung der Nation, darf das nicht unerwartet ſein.

Dieſe unabhängige Selbſtthätigkeit der Völker bewirkt heutiges Tages ſchnellere und größere Weltverwandlungen, als die ehemalige Thätigkeit der Geiſtlichkeit oder des Adels. Man denke an die Wirkungen der Miſſionen frommer Bekehrer, die, von Privatgeſellſchaften in die entfernteſten Weltgegenden verſandt, unter die Wilden den Keim europäiſcher Geſittung ſtreuen! — Man denke an die durch Europa verbreiteten Bibelgeſellſchaften, welche die Urkunden des Chriſtenthums in allen bekannten Sprachen vertheilen. Wie gering auch in religiöſer Rückſicht bei barbariſchen Nationen oft das Leſen der Bibel wirken möge, — dieſe Nationen aber lernen leſen, und die Kenntniß ihrer Schriftſprache wird bei ihnen ein Rieſenſchritt zur Geſittung. Sie wird das ſelbſt unter bisher verſäumten Völkerſchaften Europens. Nur allein der ruhmwerthe Doktor Leander van Eß zu Darmſtadt verbreitete, laut ſeiner letzten Rechnungsablage, binnen wenigen Jahren (bis zum April 1822) beinahe eine halbe Million neuer Teſtamente und vollſtändiger Bibeln. Es iſt bekannt, daß zur Zeit der Kirchentrennung nichts ſo ſehr die Grundſätze derſelben bei den Nationen beförderte, als das Leſen der heiligen Schrift in der Mutterſprache. Wir haben nun zwar keine neuen Reformationszeiten weder in der griechiſchen, noch armeniſchen, noch katholiſchen Kirche zu beſorgen, wohl aber allmälige Annäherung und Ausſöhnung der Kirchparteien unter ſich zu erwarten.

Nicht minder zur Verbreitung oder Erhöhung der Ziviliſation wirkt die mehr durch Privatgeſellſchaften als Behörden veranſtaltete Einführung des gegenſeitigen Unterrichts in Volksſchulen. Während ſelbſt die eigenthumloſen Glieder der Nation dadurch den Schlüſſel zum allgemeinen Schatze der vorhandenen Kenntniſſe empfangen und ihren Antheil davon nehmen, gewinnt zugleich die europäiſche Geſittung feſten Fuß am Senegal, Ganges, Oronoko und Ohio.

Ich könnte, um die Selbſtthätigkeit der heutigen Nationen zu zeigen, noch die lange Reihe gemeinnütziger Vereine, zu den verſchiedenſten Zwecken geſtiftet, herzählen. Alle ſind mehr oder minder, von Land zu Land, unter einander verbunden, und wirken, ohne es zu beabſichtigen, offenbar dahin, die verſchiedenen ziviliſirten Nationen Europens in eine Familie aufzulöſen und die Scheidelinien zu mildern, welche bisher Staat oder Kirche zwiſchen ihnen gezogen hatten. Umſonſt preiſen einige deutſche Poeten und Myſtiker die Herrlichkeiten des zehnten

Digitized by Google

Jahrhunderts, in welchem sie doch selbst nur arme Leibeigene von Klöstern oder Burgen gewesen sein würden; umsonst rufen Jesuiten und Ignorantins das Volk zur Glückseligkeit des blinden Glaubens zurück: der helle Geist der Nationen hat die Pforten des Mittelalters auf ewig hinter sich geschlossen. Man muß den Völkern die Erfindung der Boussole, der Buchdruckerpresse, des Schießpulvers und öffentlichen Unterrichts, man muß ihnen den Besitz von Eigenthum, Handel, Gottes Wort und Klassikern nehmen, mit einem Wort, das fortflammende Licht und Leben des vergangenen halben Jahrtausends auslöschen: sonst wird es nicht wieder dunkel. Die düstern Gestaltungen des Mittelalters in unserer Zeit herstellen, heißt Nachtgespenster am hellen Tage wandeln lassen, wo man sie nicht fürchtet. Der Geisterbeschwörer wird nur lächerlich.

In keiner großen Angelegenheit des Welttheils hat sich das Selbsturtheil und die Selbstthätigkeit der Nationen allgemeiner, zusammenstimmender, freier und entschiedener offenbart, als in der Angelegenheit Griechenlandes. Die Stimme der gesammten europäischen Menschheit drang für sie zu den Thronen, und von den Küsten Amerika's scholl der Wiederhall über die Meere. Man vernahm hier nicht das Geschrei einer einzelnen Meinungspartei, sondern aller Parteien; selbst die Pariser Ultra schwangen dafür ihre weiße Fahne. Es waren nicht bloß begeisterte Jünglinge, welche Schutzredner der griechischen Sache wurden, nein, Greise wurden es; nicht die Hefen des Volkes, nein, die Weisesten der Nationen; nicht die Schulgelehrten, nein, auch die ehrbaren Handwerker der Städte, ja die friedlichen Landleute. Es ward tiefer Unwille in allen Ländern empfunden, als in wenigen öffentlichen Blättern die Siege der Griechen verhöhnt, die Vorsteher und Helden derselben verlästert wurden. Zwar jede Opposition ist an sich ehrwürdig; aber es gibt Dinge, wider welche unter vernünftigen Wesen keine Opposition statt finden kann; sie erregt Entsetzen, wenn sie sich gegen die Gesetze der sittlichen Natur, gegen das Göttliche und Heilige in der Menschheit empört.

Als nun den Hellenen keine Rettung, kein Beistand gegen die Mördereien ihrer Unterdrücker ward; als man, um ihnen jede Hilfe zu entziehen, Grenzen sperrte, Pässe verweigerte, nahe gelegene Seehafen schloß, ja selbst vom Auslande heimkehrenden Griechen den Rückweg in ihr nothleidendes Vaterland erschwerte: versuchte das Mitleiden der Nationen auf ungeheuern Umwegen, über Marseille, über Amsterdam und England, Trost zu senden.

Es traten Vereine der Bürger zur Unterstützung der Griechen zusammen. Eine Kette von Gesellschaften bildete sich aus dem Innern Deutschlands durch die schweizerische Eidsgenossenschaft und Frankreich. Jeder steuerte zur Hilfe bei. Auch der Landmann, auch die Waise und Wittwe brachten ihr Scherflein. Man half den Griechen in ihre Heimath zurück; man sandte ihnen Munition aller Art, Flinten, schweres Geschütz, Uniformen u. s. w. Man sandte ihnen freiwillige Mannschaft, meistens Offiziere aller Waffengattungen, versehen mit dem Nothwendigsten, auch mehrere tüchtige Aerzte und Wundärzte mit Feldapotheken. Nur in der Schweiz allein erhoben sich bei zwanzig solcher Hilfsvereine, im südlichen Deutschland deren ungefähr zehn.

Digitized by Google

Binnen kaum zwei Jahren wurden von dieſen Privatgeſellſchaften acht Expeditionen nach Griechenland veranſtaltet. Die letzte oder achte ging am 22 Nov. 1822 mit der Brick Scipio, unter dem Befehlshaber Kephallas ab. Nur dieſe allein koſtete weit über fünfzigtauſend Schweizerfranken bis zum Tage ihrer Einſchiffung; und doch iſt dabei nicht Alles in Anſchlag gebracht, was die Vereine für dieſelbe unterwegs geleiſtet hatten.

---

8. Die Hof- oder Staatspartei und die Menſchheit.

Daß die Nationen die Sache Griechenlands als ihre eigene, als eine Sache des menſchlichen Geſchlechtes betrachten, während die Staatsklugheit der Höfe entgegengeſetzte Richtung zu nehmen ſcheint, befremdet nicht. Indeß die Thatſache beſteht, als Zeugniß der National-Mündigkeit, in welthiſtoriſcher Bedeutſamkeit. Sie hinwegzuläugnen gegen Welt und Nachwelt, ſie für Geſchrei von Fanatikern, Demagogen, Carbonari auszugeben, iſt vergebliche Mühe. Die Menſchheit glaubt nur der Menſchheit, und keinem Andern. Sie mit ihren edelſten Ueberzeugungen und Gefühlen zu einer der Hofklugheit entgegenſtehenden Partei machen wollen, deren Widerſpruch ſtrafbar und mit Zwangsmitteln zu zähmen ſei, gehört zu den unglaublichen Ereigniſſen unſerer Zeit.

Die Uebereinſtimmung der Völker in dieſer großen Angelegenheit iſt kein Räthſel, zu welchem man den Schlüſſel in den Taſchen demagogiſcher Umtreiber ſuchen muß. Natur, Schule und Kirche haben alle Nationen, ſelbſt die, welche ſchweigen müſſen, zu dem Punkte geführt. Die heutige Geſittung des Welttheils verbindet ſämmtliche Bewohner deſſelben zu einer geiſtigen Verwandtſchaft; nur die Aſſaten auf dem Boden Europa's, die der europäiſchen Geſittung fremd und feindlich gebliebenen Türken, ſtehen vom Familienkreiſe unſerer Völker ausgeſchloſſen; nicht alſo die uns durch Wiſſenſchaft und Glauben verwandten Hellenen, unter denen man jetzt mordet! Und wären uns dieſe nicht verwandt, wäre ihr Vaterland nicht die ewig verehrte Heimath unſerer eigenen Ziviliſation, wäre ihr Glaube an Jeſum Chriſtum nicht unſer heiliger Glaube, hätten ſie den Glanz der Thermopylen auch nicht in den Thermopylen und den Ruhm von Salamis nicht vor Scio wunderbar verjüngt: ſo würde die feige Brutalität des osmaniſchen Stolzes in Hinmordung von tauſend Unſchuldigen, ſo würden die Niedermetzelungen aller wehrloſen Prieſter, Frauen, Jungfrauen und Kinder, die Einkerkerungen, Erſäufungen, Wegſchleppung von Tauſenden in ewige Sklaverei den göttlichen Abſcheu und Zorn in der Bruſt aller geſitteten Europäer hervorgerufen haben.

Zwar ſcheinen die Höfe nur eine unparteiſame Stellung annehmen zu wollen; ihre Sprache trägt die äuſſere Würde der Beſonnenheit und nüchternen Klugheit. Aber ſie ſtehen nicht deſto minder im Widerſpruch mit dem Urtheil der geſitteten Welt. Dieſes Urtheil iſt um ſo bedeutſamer, da es im geſammten Europa und Amerika daſſelbe iſt; da es ſich in verſchiedenen Ländern den dortigen religiöſen Parteien anſchließt und denſelben neue Stärke verleiht; da es auf ſolche Weiſe mehr, denn jeder andere Meinungszwiſt, früh oder ſpät in die Ordnungen des

Digitized by Google

bürgerlichen Lebens eingreifen kann, und mehr oder minder hie und da Liebe und Vertrauen zu den Thronen oder deren nächsten Umgebungen schwächen dürfte.

Ich möchte nicht dieses Widerspruches willen die Höfe oder die verkennen, welche die Kabinete leiten. Selbst dieser Widerspruch ist nothwendige Folge entgegengesetzter Verhältnisse. Denn Nationen entscheiden mit großem, weltbürgerlichem Sinn nach Eingebungen des reinmenschlichen, religiösen Gefühls und nach ewigen Gesetzen der Vernunft; — Höfe hingegen mit Hinblick auf Bedürfniß und Kraft ihrer eigenen Staaten, auf Stellung der Nachbarreiche, auf deren zu begünstigende oder zu vereitelnde Plane. — Nationen sehen in ihre tausendjährige Vergangenheit zurück, in eine hundertjährige Zukunft hinaus, um ihr Urtheil zu begründen; — Höfe hingegen fordern nur von der Gegenwart das Wort, und berechnen ihren Schritt nach Erlaubniß des eben gebietenden Augenblicks. — Nationen, gleichsam unsterbliche Genossenschaften, sprechen im Namen der unsterblichen Menschheit, deren großer Theil sie sind; — Männer des Hofes hingegen im Namen des einzelnen Staates und der flüchtigen Stunde und des Interesse, dem sie angehören.

Es erhellt von selbst, auf wessen Seite der Irrthum zuletzt möglicher sei. Die Einstimmigkeit der Nationen, aus dem unwandelbaren Tugend- und Rechtgesetze der Menschheit, aus dem unabweislichen Bedürfnisse des Jahrhunderts hervorgegangen, hat für sich die Erfahrung der Weltgeschichte. — Der Staatsmann am Hofe hat es mit dem Reize der Gegenwart, dem Spiel der Umstände, mit positiven Verträgen, mit Alles störenden Zufällen zu thun, ungerechnet den Einfluß, welchen Erziehung, Gemüthsart, Geistesfähigkeit, persönliche Neigung und Laune des Tages auf ihn üben.

Glücklich der Hof, der sich rühmen darf, sein Interesse nicht vom allgemeinen Interesse der gesitteten Welt getrennt zu haben! Es liegt im Beifall der Menschheit und nachkommender Zeitalter die süßeste Belohnung fürstlicher Tugenden. Und gern zollt sie das Jahrhundert jenen muthigen und edeln Bekennern menschlich-großen Sinnes für die Hellenen, wie in Deutschland dem König Wilhelm von Würtemberg, oder dem Großherzog Ludwig von Hessen, oder dem Großherzog von Baden, eben so in Amerika dem Präsidenten der vereinigten Staaten.

---

9. Die Abgeordneten der Griechen vor dem Kongresse von Verona.

Die Gesandten des mit Untergang bedrohten Hellenenvolkes nahten sich, als Hilfeflehende, dem zu Verona versammelten Kongresse. Es ward ihnen nicht erlaubt, sich der Stadt zu nähern. Sie wurden nicht angehört. Sie kehrten traurig um, und konnten mit Lord Byron *) singen: „Schönes Land der Hellenen, Getrümmer alter Herrlichkeit, nichts mehr bist du; aber unsterblich bist du; tief gesunken, aber noch groß. Wer wird deine zerstreuten Söhne

*) Childe Harold, 2 Buch, 73.

Digitized by Google

führen? Wer die Fesseln lösen, die dich schon lange drücken? — O ihr, die ihr zum Erbe nur Ketten empfinget, wisset ihr nicht, wer frei sein will, muß sie selber brechen? Hoffet nicht, der Gallier, oder der Moskowit werde euch die Freiheit bringen. Sie können eure Tirannen wohl demüthigtn, euch aber nicht erheben. O Griechenland, sollst du nur den Herrn ändern, nicht dein Elend?"

Wären die hellenischen Gesandten des Anhörens gewürdigt worden, wer möchte nicht glauben, die Gewalt der Natur und Wahrheit aus ihrem Munde würde obgesiegt haben? — Welch ein Schauspiel, die Gesandten des griechischen Volkes zu den Füßen der größten Monarchen des zivilisirten, christlichen Europa's um Schutz für Zivilisation und Christenthum flehend! Schutz für dasselbe Volk, durch welches Europa sein Christenthum, seine Zivilisation, seine weltherrliche Stärke einst empfangen hatte. Ich sehe diese Männer in ihren Thränen, und höre sie rufen: „Also kann weder unser namenloses Elend Euer Erbarmen mit den Unglücklichen auf Hellas, noch unser verzweiflungsvoller Heldenmuth Eure Bewunderung rühren? Wir wandten uns zu den gebornen Schirmherren europäischer Gesittung, und werden von ihnen an die Barbarei der Asiaten zurückgewiesen?"

„Ihr saget: das Völkerrecht verbiete Eure Einmischung in fremde Händel, in auswärtige Bürgerkriege und Aufruhren. — Sind wir Euch fremd, wir, die wir Eure Nachbarn, Eure Miteuropäer, Eure Mitchristen sind? Wir, deren Sprachen, deren Schriften Ihr auf Euern Hochschulen studiert? Wir, die Ihr in Euern Kriegen mit der Pforte jedesmal bereit zur Hilfe fandet, von den Tagen Iskanderbergs an bis zu den Tagen Lambro Canzini's und Riga's in den Jahren 1789 und 1790? — Wir Euch fremd? — Und das Völkerrecht selbst verbeut Euch, das ewige Recht der Menschheit auf europäischer Erde geltend zu machen? Wir haben von unsern Vätern gelernt, daß das Recht der Völker im Recht der Menschheit begründet stehe, und mit Verletzung von diesem jenes verschwinde. Auch der Wilde wird, wenn er in der Wüste einen wehrlosen Unbekannten an die Grausamkeit eines Kanibalen preisgegeben sieht, mit Gefühl des ewigen Rechts und der Menschlichkeit dem Unterliegenden zur Rettung eilen. Euch verbietet das Völkerrecht, dem Recht der Menschheit zu folgen, und Nationenmord zu hindern?"

„Ja, vom Nationenmord ist die Rede! Nicht von Aufständen, nicht von gemeinem Bürgerkriege, nicht von ersten Ausbrüchen einer rohen Wuth, nein, vom Ausrottungskrieg ist die Rede, der wider die griechische Nation verhängt ist! Das ganze Volk der Hellenen soll von der Erde vertilgt werden. Unsere bloße Wiederunterjochung beruhigt die argwöhnische Staatsklugheit des asiatischen Despotismus nicht mehr. Griechenland war ja vorher schon genug unterjocht, hinlänglich entwaffnet, mißhandelt, niedergetreten. Vier Fünftheile aller Grundstücke gehörten ja schon den Osmanen. Und doch ward dieses ausgeraubte, elende Volk in der Verzweiflung wieder gewaltig. Durch mörderische Verminderung der griechischen Menschenzahl glaubt sich die Pforte noch lange nicht ausser aller Gefahr; denn die kleine Zahl

Digitized by Google

kann wieder im Lauf der Zeit groß werden. Darum soll die Nation der Hellenen, in der Wahl zwischen Koran oder Tod, ausgerottet werden bis auf die letzte Familie. Der Anfang ist gemacht. Die Bluterbeit dauert fort. Sie dauert fort im Angesicht des ganzen Europa's, an den Schwellen Rußlands, Oesterreichs und Italiens. Das Ungeheure geschieht vor Euern Augen, und Ihr wollet den gewöhnlichen Maasstab der Alltagspolitik gebrauchen? Das Recht der Menschheit wird gegen Millionen vernichtet, und gegen die Vernichter gilt nur das vielumschränkte Völkerrecht?"

„Darüber das Entsetzen der Menschheit. Sie sucht auf den Thronen des christlichen Europa's einen Vertheidiger, dem die gesammte Menschheit höher als der Staat, dem das ewige Recht unsers Geschlechts höher als die politische Konvenienz, und dem der Bund mit Gott höher als eine Triple- und Quadruple-Allianz gilt. — Doch wer kennt diese heilige Höhe des Königthums? Wer hat Gottesmuthes genug, sie für mehr als frommes Geträume zu halten? Wir haben der Kabinetshelden und Schlachthelden, der Hofhelden und Tageshelden Ueberfluß; — aber der Held Gottes und der Menschheit fehlt und wird erwartet!"

„Es ist uns Unglücklichen nicht fremd, daß ein heiliger Bund die Mächte des gesammten Welttheils vereint. Er ward unsere Hoffnung, weil er nur christliche Fürsten und christliche Völker umfaßt. Die osmanische Pforte stand nie in denselben eingeschlossen. Wir, aber nicht die Türken, sind das uralt-christliche Volk. Vergebens! Hingegen der Bund gereicht den Osmanen zum Hort, und uns zum Verderben! Denn legitim nennt man den mit Christenblut besudelten Thron des asiatischen Sultans; uns nennt man Aufrührer gegen die von Gott gegebene Obrigkeit."

Wir, Aufrührer gegen legitime Herrscher? Die Türken sind nie die angebornen Oberherren, sondern die angebornen Feinde der Griechen und ihres Glaubens gewesen. Die Türken — oder wisset Ihr es anders? — waren Eroberer und Unterjocher, wir nur ihre rechtslosen Knechte. Sklaven haben keinen rechtmäßigen Monarchen, sondern nur ihren Leib- und Halsherrn. Es gibt keinen legitimen Despotismus! Das göttliche Recht in der Brust des Menschen geht ewig dem Faustrecht des Unterdrückers vor. Und wenn der Großwesier Kara Mustafa im Jahr 1683, als er die türkische Macht siegend bis vor die Mauern Wiens geführt, siegreich geblieben wäre, wenn Siebenbürgen, Ungarn und Mähren und Oesterreich Beute der Asiaten geblieben wären, wenn Wien die deutsche Hauptstadt eines türkischen Paschaliks geworden wäre, — wie? dann hättet Ihr die treuen, christlichen Ungarn und Deutschen als Rebellen geächtet und verstoßen, wenn sie der asiatischen Gräuel müde geworden wären?"

„Fern sei von uns, daß bloße Gewalt eines Eroberers Legimität seiner Herrschaft begründe. Sonst wären Napoleon und seine Feldherren die legitimsten Monarchen der von ihnen bezwungenen Reiche gewesen; denn die Unterjochten hatten ihnen ja Treue geschworen und die Fürsten sie feierlich anerkannt. So wären die heroischen Völker Deutschlands und Italiens, Niederlands und Spaniens Rebellen gewesen, als sie im großen Aufstande das Joch des

Digitized by Google

Eroberers brachen. So handelten ja die Stifter des heiligen Bundes gegen ihre eigenen Grundsätze, als sie dem allgemeinen Aufruhr gegen jene legitimen und christlichen Obrigkeiten freudig die Hand boten."

„Nun aber haben wir nichts anderes gegen die Osmanen begonnen, als Eure eigenen Völker gegen das französische Kaiserreich; und wir sind um so eher zu rechtfertigen, als doch französische Zivilisation und türkische Brutalität nicht zu vergleichen sind; um so eher, da wir nie das Herrscherthum der asiatischen Fremdlinge auf unserm Boden willig rechtlich anerkannt haben. Eine ernste, in jedem Jahrhundert mit unserm Blute versiegelte Rechtsverwahrung gegen türkische Oberherrlichkeit ging von Geschlecht zu Geschlecht, von der Mutter zum Kinde, bis auf unsere Zeiten *). Denn der Feind eines Volkes kann ja nie die legitime Obrigkeit eines Volkes sein. — Und Ihr heißet uns Rebellen?"

„Die Pforte ist wider den heiligen Bund der Ghaurs. Wir Griechen aber kämpfen für dessen Grundsätze. Es ist in ihm der feste Wille der Monarchen für Ordnung, Gerechtigkeit und Ruhe der christlichen Nationen ausgesprochen wider alle Anarchie. Aber was zwang uns zur verzweiflungsvollen Nothwehr? Eben die unerträgliche Anarchie der türkischen Verwaltung, in welcher der Wille des Sultans, des Pascha's und Sandschaks alle menschliche und göttliche Ordnung unter die stolzen Fersen rollte. Darum erhoben wir uns. Wir stellten nach den ersten Siegen eine gesetzliche Ordnung unter uns her, wie wir sie seit Jahrhunderten nicht genossen hatten **). Das ist's, was Ihr uns zum Verbrechen rechnen wollet?"

„Auch haben wir nicht glauben können, daß die religiöse Pflicht christlicher Mächte denselben gestatten werde, schweigende Zuschauer bei den Ausrottungsanstalten des Christenthums in Griechenland zu sein. Waget es nur, und drohet die Vertilgung des Koran, den Umsturz der Moscheen in Algier, in Marokko oder andern Reichen Nordafrika's, und der Padischa der Gläubigen wird für Muhameds Wort das Schwert zucken und den Orient wider Euch bewegen, ohne Rücksicht!"

„Vierhundert Jahre lang, länger als wir, lebte das christliche Spanien unter der Herrschaft muhamedanischer Eroberer, und es pflanzte dennoch muthig wieder das Kreuz an die Stelle des Halbmondes auf. Ihr preiset selber noch heute die christlichen Helden Spaniens, die für ihren Helden in den Tod gingen. Uns aber wollet Ihr verdammen und verlassen? Hätte damals ein heiliger Bund christlicher Mächte bestanden, wir glauben nicht, daß er die Bekenner des Korans gegen die Bekenner Jesu begünstigt, und die asiatischen Fremdlinge in

*) Lesenswürdig in dieser Hinsicht sind die Heerzüge des christlichen Europa's wider die Osmanen und die Versuche der Griechen zur Freiheit. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Ernst Münch. Basel, bei Schweighauser 1822.

**) Sammlung der Verfassungsurkunden des befreiten Griechenlandes, nebst andern Aktenstücken aus der neugriechischen Handschrift übersetzt vom Prof. Joh. Kaspar von Orelli. Zürich, in der Gessnerschen Buchhandlung, 1822.

Digitized by Google

Europa rechtmäßige Herren über die eingebornen Chriſtenkinder des Landes geheißen haben würde.“

„In den Zeiten der Religionskriege, in den Zeiten der hartherzigſten Intoleranz, als ein anatiſcher Erzbiſchof von Salzburg dreißigtauſend ſeiner proteſtaniſchen Unterthanen, als Ludwig XIV bei hunderttauſend hugenotiſche Familien aus Frankreich verjagte, waren doch noch Monarchen, welche die Verſtoßenen aufnahmen voll Erbarmens. Heut aber weiſet man die griechiſchen Flüchtlinge zurück, und erſchwert chriſtlichen Privatleuten anderer Reiche, gegen uns die ſchönſte aller Pflichten zu üben, die Jeſus empfahl.“

„Und wenn das muhamedaniſche Schwert bei uns obſiegen ſollte, wenn Alles, was daſſelbe übrig ließ, entweder Vaterland oder Chriſtenthum aufgeben muß: was könnte dann das zu ſpäte Erbarmen des geſammten Europa's für die Auswanderer thun? Wo wäre dann Raum für eine unwiſſende Menſchenmenge, welche unter den Europäern noch lange, wo nicht die Sklavenkette, doch die Narben von derſelben tragen wird?“

„Nein, dieſes Volk kann nicht auswandern. Es findet im Norden den ſchönen Himmel nicht wieder, der ihm bisher ſeine Halbnacktheit erträglich machte. Wir müſſen auf dem Boden unſerer uralten Heimath ſterben, wenn uns der aſiatiſche Fremdling verſagt, auf demſelben zu leben. Das Chriſtenthum wird von einem weiten Landſtriche unſers Welttheils verſchwinden. Für ihren Glauben an Jeſum, für ihre Kirchen, ihre Altäre ſind bei uns ſchon zahlloſe Märtirer, Biſchöfe, Erzbiſchöfe und Patriarchen, in den blutigen Tod gegangen; — die Andern werden folgen. Und Europa rechtfertigt ſich beim Anblick dieſes furchtbaren Untergangs mit der Ehrfurcht vor dem Völkerrecht!“

„Aber Europa iſt der Wohnplatz ziviliſirter Fürſten und Nationen. Wie in England der Sklave einſt frei ward, wenn er altbritiſchen Boden betrat, ſoll auf europäiſcher Erde der Barbar aufhören, Kanibale zu ſein. Dieſes Recht, den Barbaren zu zwingen, menſchlich zu ſein, hat der Wanderer in der Wüſte, wo kein anderes Geſetz über ihm ſteht, als das Geſetz Gottes und der Natur. So hat es auch wohl ein ſelbſtſtändiger Staat gegen den andern. Das, haben wir gemeint, ſei die heiligſte Grundlage alles Völkerrechts. — So iſt es nun nicht!“

„Saget uns nicht von der Erſchöpfung Eurer Unterthanen durch anhaltende Kriege. Wir wiſſen, wie viel Geldſummen, Kriegsvolk und befrachtete Schiffe ſie uns aus freiem Antriebe geſandt haben. Deutſche, Franzoſen, Schweizer, Engländer und Italiener kämpfen an unſerer Spitze. Hebet die Verbote und Sperren auf, öffnet Eure verſchloſſenen Seehafen, und Ihr werdet gewahren, daß chriſtliche Liebe eine unerſchöpfliche Quelle der Hilfe ſei!“

„Fürchtet nicht, daß ein Krieg mit der Pforte den Ruheſtörern bei Euch erwünſcht, oder dem Ausbruche neuer Staatsumwälzungen beförderlich ſei. Nicht der Krieg, der, im Sinn der Nationen unternommen, durch Furcht und Hoffnung die allgemeine Aufmerkſamkeit belebt, alle Kräfte beſchäftigt, den Parteigeiſt durch Thätigwerden des Nationalſtolzes

Digitized by Google

erſtickt, und mit aufgeſtandenen Heermaſſen die Entwürfe der Mißvergnügten zertritt, — nicht der Krieg, ſondern der Friede bringt innere Gährungen, indem er den Blick und die Kraft, nach auſſen unbeſchäftigt, auf das, was innen iſt, wendet. Mitten im Frieden Großbritanniens ſchritt Nordamerika zur Losreiſſung von Englands Zepter. Mitten im Frieden Frankreichs begann deſſen Revolution. Mitten im Frieden ſtanden Spanien und Portugall auf. Aber Krieg bindet die ſchon zerfallenen bürgerlichen Ordnungen wieder mit militäriſcher Zucht, und löſete ſelbſt Frankreichs Anarchie wieder in ſtrenge Alleinherrſchaft auf.“

„Wollet Ihr aber den Aufſtand Griechenlandes, dieſe Nothfrucht der National-Verzweiflung, eine Geburt poetiſcher Freiheitsträume, philoſophiſcher Syſteme, politiſcher Phantaſien, oder gar ein Werk einiger Eurer müßigen Querköpfe und Revolutionsluſtigen heißen, — o ſo erlaubet, daß wir ſchweigen, und weinend in unſern verwüſteten Peloponnes zurückgehen. Wohl können wir Zweifel mit Gründen beantworten; aber für den Spott hat der Unglückliche nur den Aufblick zur Gerechtigkeit des allmächtigen Gottes.“

---

10. Rußland, Oeſterreich und Preuſſen.

Ich wende mein Auge vom vielbeklagten Lande der Hellenen hinweg und wieder zurück auf den heutigen Zuſtand des übrigen Europa's.

Die drei großen Mächte Rußland, Oeſterreich und Preuſſen leben in tiefer Friedensſtille. Ueberall in ihren Staaten iſt beim Volk nur eine Stimme über die Redlichkeit, Herzensgüte und Tugend ihrer würdigen Monarchen. Nirgends im ganzen Welttheil weniger, als im Innern ihrer Reiche, ſind revolutionäre Gährungen zu befürchten, am wenigſten in ihren alt-angeſtammten Staaten. Wohl herrſcht abſolute Monarchie; aber nicht Willkühr, ſondern ſtrenge Geſetzlichkeit. Die Gemüthsart des Volkes unterm nordiſchen Himmel an ſich ruhiger, bedächtlicher, dem Gewohnten treuer; nicht der Beweglichkeit und Reizbarkeit jener ſüdlichen Nationen zu vergleichen, die von jeher weder die Knechtſchaft, noch die Freiheit anhaltend zu ertragen wußten.

Rußland, in ſeinem unermeßlichen Gebiete, kann ohnedem leicht jede allenfalls empörungsluſtige Provinz durch Treue und Menge ſeiner übrigen Völkerſchaften im Zügel halten, die durch Ströme, unendliche Wälder, Gebirge und Steppen getrennt, ſich unter einander ſelbſt nicht, ſondern die nur die Sprache ihres Gebieters verſtehen. Noch begehrt aber dort die gegenwärtige Kulturſtufe keine weiter ausgedehnte Schranken. Wollte nicht Kaiſer Alexanders Großmuth ſchon oft mehr geben, als die Nation fähig war, zu empfangen? Bemühte er ſich nicht umſonſt, die Bande der Leibeigenſchaft zu löſen?

Nur erſt durch die langſam fortſchreitende Geſittung der ruſſiſchen Völkerſchaften, durch Vernichtung der Leibeigenſchaft, durch Zerſtückelung der großen Beſitzungen an viele ſelbſtſtändige Eigenthümer, durch verbreitetes Leben der Wiſſenſchaft und Allgemeinheit der Volksſchulen kann dereinſt Rußland zu einer dem übrigen Europa gefährlichen Uebermacht gelangen.

Digitized by Google

kann! Aber dieses Dereinst ist weit entlegen. Der Norden ist nicht mehr, wie zur Römerzeit, das ungeheure Völkernest, aus welchem Nation um Nation hervorsprang. Es ist wenigstens zur größern Hälfte ein leeres Nest. Das unermeßliche Gebiet Rußlands mit seiner dünnen Bevölkerung von kaum fünfundvierzig Millionen findet schon an Oesterreichs, Preussens und des übrigen Deutschlands Bevölkerung von zweiundfünfzig Millionen, die weit gedrängter, reicher an Hilfsmitteln und hervorragender an Geistesbildung ist, eine furchtbare Ueberlegenheit. Die Zeiten sind vorüber, da sich das schwachbewohnte, selbst noch halbbarbarische Europa von ungeheuern Schwärmen Asiaten mit Pfeil und Bogen erobern ließ.

Ich würde dieser Umstände nicht gedenken, wenn nicht in der That bei vielen Personen eine furchtsame Ueberschätzung der Macht Rußlands statt fände, und wenn diese Ueberschätzung nicht neulich noch durch Napoleons Warnungen auf der Insel St. Helena, wie sie uns der Arzt Omeara gab, oder durch des geistvollen Amerikaners Everetts Werk über Europa, bestätigt worden wäre.

Die Zivilisation der Völker, zumal in nördlichen Himmelsstrichen, hält einen sehr langsamen Gang; auch macht die Natur des Bodens im Norden eine gleichmäßig schnell wachsende und zahlreiche Bevölkerung, wie in mildern Gegenden, unmöglich. So lange ohnedem Petersburg die Hauptstadt des russischen Reiches ist, wird selbst der Süden dieses Reiches lange öde bleiben. Das Blut drängt sich immer am meisten dem Haupte zu.

Wenn aber Rußland dereinst den höchsten Grad der Kultur gewonnen haben wird, gibt es schon längst kein russisches Reich in heutiger Ausdehnung mehr. Es wird in mehrere große, selbherrliche Staaten zerfallen sein, weil eine Universalmonarchie selten alt wird.

Der österreichische Kaiserstaat, wenn schon aus verschiedenen Stämmen und Völkerschaften, abweichenden Verfassungen, Gesetzen, Sprachen und Sitten zusammengesetzt, ist ein altgediegenes Ganzes. Das Volk, bei seinen herrkömmlichen Rechten und Ordnungen gepflegt, ist zufrieden. Nur die italienischen Staaten scheinen, wie sie es immer waren, ein unsicheres Gut zu sein. Das Haus Habsburg, zufrieden mit seiner glänzenden Macht und Größe, scheint den Grundsatz festzuhalten, nur zu bewahren, nicht zu erweitern, was es hat. Die geistige Entwicklung anderer Nationen geht mit Riesenschritten vorwärts. Oesterreich aber scheint mehr die damit verbundenen Gefahren in seinem Innern zu fürchten, als die Vortheile zu schätzen. Es bemüht sich, seine Volksmassen auf der vorhandenen Bildungsstufe zurückzuhalten. Es gleicht einem großen, fruchtbaren Landgut, dessen Ertrag um das Doppelte erhöht werden könnte, dessen Besitzer aber, reich genug durch den bisherigen Gewinn, keine neuen Versuche wagen will, weil ihn die fehlgeschlagenen, die er bei andern sah, mehr schrecken, als ihn die gelungenen anziehen.

Preussen dagegen, von ungleich beschränkterm Flächenraum, von ungleich geringerer Volkszahl, als Rußland oder Oesterreich, steigert seine Kraft durch freie Entwickelung seiner gesammten Anlagen. Von allen absoluten Monarchien unsers Zeitalters ist sie die einzige,

Digitized by Google

welche in Rücksicht der Eigenthumsvertheilung, der persönlichen und bürgerlichen Freiheit und der Geistesentfaltung der Nation, der Regsamkeit konstitutioneller Monarchien am nächsten steht. Mit Recht sagt der Amerikaner Everett: Preussen ist ohne Gewalt und Sturm binnen wenigen Jahren zu Verbesserungen und vortrefflichen Einrichtungen gelangt, welche Frankreich nur erst in einer vieljährigen Reihe von Revolutionen errang.

Aber welche Riesenstärke entwickelte auch diese Nation in ihrem Rettungskampfe gegen Frankreich! — Selbst Napoleon, alle Franzosen, ganz Deutschland anerkannte sie mit Bewunderung vor Oesterreichern und Russen. Damals bewies Preussen, daß, um furchtbar und gewaltig zu sein, man die Macht nicht nach Geviertmeilen und Bevölkerungslisten berechnen müsse, ja daß es nicht einmal immer dazu eines großen Friedrichs an der Spitze der Heere bedürfe. Das leistete dieselbe Nation, welche noch wenige Jahre zuvor, in den Niederlagen ihrer Heere bei Jena und Auerstädt, den Völkern die Lehre hatte geben müssen, daß der Stillstand eines Volkes sein Rückschritt, daß träge Ruhe entkräftender als Anstrengung sei.

Preussen ist auf dem Wege, vielleicht die erste deutsche Macht, die stärkste zwischen Rußland und Frankreich zu werden Sie wird es, sobald Monarch und Nation in stellvertretender Verfassung so eins sind, daß der Geist der Regierung nur der Geist des Volkes, und das Interesse und der Wille der Nation nur das Interesse und der Wille der Regierung sein kann. Die ersten Schritte dazu sind gethan. Preussen, aus mannigfaltigen Ländertheilen entsprungen, scheint eine neue, naturgemäßere Idee von stellvertretender Verfassung ins Leben rufen zu wollen, in welcher, neben kräftigerer Gesetzlichkeit, größere Volksfreiheit, und, neben sorgfältiger Schonung positiver Rechte, das natürliche Recht Aller im Gesammtstaate bestehen solle. Es scheint, daß in Repräsentativ-Verfassungen einzelner Provinzen die herkömmlichen, altgeliebten Sitten, Uebungen und Rechtsame derselben geehrt und einer großen Reichsversammlung die allgemeinen Interessen der Nation verbunden werden sollen. Während den Provinzen in ihren Ständeversammlungen freier Spielraum zur allmäligen Selbstentwickelung geöffnet wird, strömt durch die Reichsversammlung die Fülle des Lichts und der Kraft von gesammter Nation dem Throne zu. Der preussische Monarch scheint sich die große Aufgabe ertheilt zu haben, ohne Revolution allen Gewinn derselben für sein Volk zu erhalten, ohne Schwertstreich die wichtigsten Eroberungen für seine Krone zu machen, und die Kraft seiner Nation durch innere geregelte und freie Thätigkeit zu vergrößern, ohne dafür auswärtiger Kriege zu bedürfen.

Ich wiederhole es, daß die großen Mächte von Rußland, Oesterreich und Preussen, indem sie sich zur Sicherung des Ruhestandes unsers Welttheils fest an einander schlossen, und allen von Völkern ausgehenden, positive Rechte zerstörenden Umwälzungen mit Ernst widerstrebten, unmöglich dem Fortschreiten der Zivilisation und der bürgerlichen Freiheit Einhalt thun können, indem solches Ziel ausser dem Wirkungskreise jeder Erdenmacht liegt. Aber daß sie, und wäre auch die Hemmung des Naturlaufes möglich, solche nicht wollen, das bezeugen die offenkundigen Verfügungen eben dieser Regierungen im Innern ihrer Staaten zur Beförde-

Digitized by Google

rung des Wohlstandes aller Einzelnen, der Kenntnißverbreitung in den Volksmassen, und der stufenweisen Erweiterung der Freiheiten des Landes.

Es läßt sich nicht läugnen, daß einzelne neuere Maasregeln genannter Mächte im scheinbaren Widerspruch mit diesen bezeichneten Bestrebungen stehen. Aber es sind dies einzelne Verfügungen, von welchen schwer zu sagen ist, ob sie durch die Gewalt der Umstände gerechtfertigt, oder Wirkungen allzuängstlicher Vorsicht, oder vorübergehende kleine Triumphe einer Partei über deren Gegner sind. Da man uns längst entwöhnt hat, in den Großen der Welt Götter der Erde zu sehen, sollen wir auch geneigt sein, im Kabinet einem menschlichen Irrthum Nachsicht zu gönnen; am wenigsten darin Bestätigung dessen, was Napoleon auf St. Helena sagte, und jetzt durch Omeara *) aller Welt bekannt geworden ist. „Alle Engländer," sagte er, „welche die Freiheit lieben, werden eines Tages mit bittern Thränen bedauern, daß die Schlacht von Waterloo gewonnen wurde. Diese Schlacht war in ihren Folgen den Freiheiten Europens so verderblich, als es jene von Philippi war Gleich dieser hat jene den Welttheil Triumvirn in die Hände geliefert, die sich zur Unterdrückung der Menschheit, zur Ausrottung der Kenntnisse und zur Herstellung des Aberglaubens verbunden haben."

Wenn der erlauchte Gefangene in der That diese prophetischen Worte gesprochen hat, ist nicht unglaublich, daß das Gefühl des Unglücks die gewohnte Klarheit seines Geistes getrübt oder ihm auch eine Lust angeregt habe, noch von St. Helena aus mit dem Argwohn gegen seine Ueberwinder eine Rache zu wecken.

---

11. Die europäischen Mittelstaaten.

Wie in den drei großen Reichen des nordöstlichen Europa's auch nicht die leiseste Spur staatsumwälzerischer Lust wahrgenommen werden kann, wenn nicht der verworrene Blick des Parteigeistes bedeutungslose Dinge für Gespenster, harmlose Zusammenkünfte für Verschwörungen, Schwärmereien brausender Jugend für hochverrätherische Anschläge halten will: eben so herrscht in der ganzen obengedachten Kette der Mittelstaaten tiefer Volksfrieden, von den norwegischen bis zu den helvetischen Alpen.

Theils die natürliche Zusammenhangslosigkeit, theils die Schwäche dieser vielen kleinen Staaten, eingeschichtet zwischen die Massen der Hauptmächte, theils aber auch, daß hier weitaus die meisten Völkerschaften von der Weisheit ihrer Fürsten oder vom Alterthum das dem Bedürfnisse ihrer Zivilisationsstufe Entsprechende empfangen haben, hat sie der Gefahr aller sogenannten demagogischen Umtriebe und revolutionären Bewegungen entzogen. Sie genießen in ihrem Innern derselben öffentlichen Ruhe und Ordnung, wie jene großen Reiche unter den absoluten Monarchen, und zwar ohne alle gewaltsame Maasregeln, ohne alle gehässige Polizei-

---

*) Napoleon in der Verbannung. 2r Bd. S. 361.

Digitized by Google

künſte, welche zuweilen in ihrer Willkühr geeigneter ſind, ſanfte Gemüther zu erbittern, als Erbitterte zu beſänftigen.

Ich will darum nicht läugnen, daß in einigen dieſer Staaten noch ein Stoff des Mißmuths vorhanden ſei. Aber er hat ſich wohl eben ſo wenig aus der Unbilligkeit der Fürſten und ihrer Miniſter gegen die Nationen, als aus der Neuerungsſucht und Revolutionsluſt der Völker entwickelt. Vielmehr iſt er die Folge von wirklichen oder gefürchteten Nachtheilen, welche ſich aus jenen großen und gewaltſamen Verfügungen über ganze Völkerſchaften ergaben, die bald nach Napoleons Sturz fremde Herren erhielten. Die Zuſammenknüpfung Norwegens mit Schweden, der Niederlande mit Holland, einiger Rheinprovinzen mit Preuſſen und Baiern mußte ſowohl in den bisherigen ſtaatsthümlichen und richterlichen Verhältniſſen, als im Gewerb und Handelsgang dieſer Völkerſchaften Unbequemlichkeiten, auch wahre Verluſte nach ſich ziehen, und Furcht vor Dauer derſelben oder Erſcheinung noch unbekannter Nachtheile erzeugen.

Man verzeiht unglücklichen Fürſten den Schmerz um den Verluſt ihrer Kronen, und ſchämt ſich der mitleidigen Empfindung für ſie nicht. Sollen wir es Hunderttauſenden, ſollen wir es Millionen verargen, wenn ſie, ohne ihre Zuſtimmung, mit Verletzung alles nationalen Selbſtgefühls (welches doch, und mit Recht, die Monarchen ſelbſt in der Bruſt ihrer Unterthanen ſo gern nähren!), plötzlich allen gewohnten und ſchon darum lieb gewordenen Verbindungen entriſſen werden? Verdienen ſie Vorwürfe, wenn in der Veränderung ihrer Zuſtände zahlloſe Haushaltungen leiden?

Es gibt in der That keinen entſchiedenern Beweis für die Abneigung der Staaten des Nordens und Mitteleuropa's gegen alle revolutionäre oder gewaltſame Verwandlungen, als eben jenen Mißmuth. Er ſollte den Argwohn auch des Furchtſamſten beſchwichtigen, wenn jemals offene Thatſachen die kranke Einbildung der Leidenſchaft geſund machen könnten. Man begreift aber leicht, daß Härte von oben herab den Schmerz wunder Völker zu ſtillen am wenigſten geeignet ſein könne. Weisheit und Milde der Regierungen allein mag dort heilen, was, für ihr Vermögen, heilbar iſt. Das Uebrige muß die Zeit, die Allesheilende, leiſten. Schon im rheiniſchen Baiern erkennt Deutſchland die wohlthuende und verſöhnende Macht einer klugen Staatsverwaltung.

Auſſer dieſen aus ihren gewohnten Zuſtänden weggeriſſenen Provinzen wird in den übrigen Mittelſtaaten zufriedenes und freudiges Wiederaufleben wahrgenommen. Ueberall blüht die Hofnung einer noch beſſern Zukunft neben dem Genuſſe der friedlichen Gegenwart. Man höre die Völker von Würtemberg, Baiern, Baden u. ſ. w.! Regt ſich bei ihnen doch aber eine Furcht, ſo iſt es nur die, vielleicht ihres Glückes und ihrer Hoffnungen durch Einfluß fremder Höfe mehr oder weniger wieder verluſtig zu werden. Dieſe Beſorgniß aber ward durch die Karlsbader Beſchlüſſe aufgeregt und nachher durch die Anſinnungen, mit denen ſich die Veroneſiſche Zirkulardepeſche ſchließt, nicht gehoben. Vielleicht zu keiner Zeit aber ward es gefährlicher, harmloſe Nationen um ihre Zukunft in Spannung zu verſetzen und aus ihrer

Digitized by Google

Ruhe, ohne allen Grund, aufzuschrecken. Denn Niemand weiß, was der folgende Tag im sturmbewegten Südeuropa bringt.

Keine Insel des Ozeans kann im beweglichen Wellenspiel desselben fester und stiller liegen, als die Schweiz, durch ihre örtliche Lage Scheidewand zwischen Oesterreich, Frankreich und Italien, so wie durch übereinstimmende Anerkennung der gesammten großen Mächte des Welttheils, der Freiheit und Unparteisamkeit geweiht. Allerdings weht auch hier jetzt ein anderer, als der entwichene Geist des achtzehnten Jahrhunderts, welchen, nicht ohne Mißfallen oder Spott der Eidsgenossenschaft, hier und da Einzelne für ihren Privatnutzen zurückzuzaubern schwächliche Versuche machten. Die Völkerschaften, frei und einig mit ihren aus dem Volke hervorgegangenen Obrigkeiten, hoffen und verlangen nichts von der Fremde, aber fürchten auch nichts. Die alten Parteiungen sind vergohren, die alten Bruderzwiste vergessen. Fast in allen Freistaaten der Eidsgenossenschaft waltet ein edler Wettstreit zur Verbesserung der öffentlichen Einrichtungen, der bürgerlichen und peinlichen Rechtspflege, des Heerwesens und der Staatshaushaltung, dem Geiste des reifern Zeitalters gemäß. Die schroffen Absonderungen, welche der wiederhergestellte Föderalismus zwischen den zweiundzwanzig Republiken schuf, mildern sich immer mehr, theils durch eine Menge wissenschaftlicher oder gemeinnütziger Gesellschaften, aus allen Gegenden des Schweizerlandes versammelt, theils durch eine mit besonnener Mäßigung gehaltene Publizität in zahlreichen Flugblättern und Zeitschriften, die den Gemeingeist nähren.

Von allen Unruhen, welche bisher Europa im Hader entgegengesetzter Parteien empfand, fühlten die Eidsgenossen keine; wohl aber die gerechte Besorgniß, in denselben eine der schönsten und wohlthätigsten Bestimmungen ihres Bundesstaates für Europa einzubüßen, nämlich die: eine unverletzbare Freistätte derjenigen zu bleiben, welche wegen politischer Vergehungen und Meinungen verfolgt sind.

Als die großen Mächte Europens die immerwährende Neutralität der Schweiz feierlich anerkannten und besiegelten, ward vergessen, daß die Zufluchtgestattung für Politisch-Verfolgte jeder Partei eins der wesentlichsten Attribute solcher Neutralität sein müsse. Da keine der Parteien mit Sicherheit voraus weiß, welche von ihnen einst das Schicksal treffe, unterliegen zu müssen, sollte jeder daran gelegen sein, sich ein unentweihbares Asyl für die Tage des Unglücks offen zu behalten. Der Frevelmuth Pariſischer Jakobiner war es zuerst, der unklug genug dem Schweizerlande diese menschenfreundliche und heilige Bestimmung absprach, und forderte, daß die unglücklichen Prinzen des Hauses Bourbon und Andere, welche hier schon Jahre lang gastfreies Obdach gefunden hatten, vertrieben werden sollten. So hatten sie denn selbst den Bourbonen das Recht der Vergeltung eingeräumt, nachmals zu begehren, daß den in die Schweiz geflüchteten Konventsgliedern, die zum Tode Ludwigs XVI gestimmt hatten, in den freien Alpenthälern keine Ruhestätte gegönnt werde. Die Schweizer sahen noch in den letzten zwei Jahren Griechen, Franzosen, Neapolitaner, Deutsche und Piemontesen als Unglückliche unter sich, die ihr Vaterland meiden mußten. Nicht allen ward von den Höfen gestattet, sich dieses

Digitized by Google

Asyls zu erfreuen. Das Schweizervolk beklagte die Verfolgten, ohne jedesmal deren politische Meinung oder That zu billigen. Wer kennt die Zukunft? Wer kann Bürgschaft leisten, daß nicht, in den Verwirrungen des Welttheils, die Verfolger wieder Verfolgte werden und das Asyl für sich ansprechen müssen, welches sie Andern mißgönnt hatten?

---

12. Die Gährungen Frankreichs.

Nur der trübe Blick des politischen Hypochonders oder des Parteiwahns erblickt eine durch das gesammte Europa verbreitete Verschwörung gegen Thronen und Altäre, und verwirrt mit seinen düstern Ansichten das Urtheil der Könige, oder verleitet zu Maasregeln, die dem edlern Theil der Nationen Seufzer erpressen und jene allgemeinere Unzufriedenheit erst hervorrufen, der man entgegenzuwirken sich einbildet. Nirgends bemerkt man diese gefährliche Beschäftigung der Höflinge auffallender, als im gegenwärtigen Frankreich.

Die Völker Rußlands, Oesterreichs, Preussens und der gesammten Reihe der Mittelstaaten genieſſen im Innern des vollsten Friedens. Sie wollen keine Aufstände, keine Revolutionen. Einzelne Schwindler und Begeisterte bleiben einzeln stehen. Die Völker haben Zuversicht zu ihren Monarchen. Wehe denen, welche diese Zuversicht schwächen, und durch Verdächtigung einer ganzen schuldlosen Nation lieber den Fürsten zum Haupt ihrer Partei machen, denn ihn als Haupt und Vater des Volks sehen wollen!

Noch immer übt leider Frankreich seinen alten, furchtbaren Einfluß auf das übrige Europa, und die Sprache der wüthenden Ultra und Liberalen wird überall, selbst die Parteinamen werden, wie Moden, angenommen, ohne daß triftige Beweggründe dazu vorhanden sind. Das heißt, künstlich und unbesonnen, gesunden Völkern die Pest der Parteiwuth einimpfen! Herrscht diese einmal am Hofe, daß Gleichmuth und Mäßigung entweichen, dann wird der Hof zum Herde, auf welchem die Revolutionen bereitet werden. Dann zieht der Parteisinn um den Fürsten und seine Räthe den furchtbaren Zauberkreis, welchen die Geister der Wahrheit und ewigen Gerechtigkeit, auch wenn sie berufen werden, nicht überschreiten können. Dann sieht der Monarch nicht mehr in seinen Unterthanen, sondern nur in Parteimännern, seine Freunde.

Ja, Louvois und die Maintenon waren auch die Freunde Ludwigs XIV, als sie ihm die Verfolgung der Hugenotten empfahlen; aber sie verriethen, wider ihren Willen, seinen Ruhm und Frankreichs großen Gewerbsfleiß. Der Herzog von Infantado war auch der Freund Ferdinands VII von Spanien, als er diesem, da er unter Freudenthränen des Volkes in sein Reich zurückkehrte, die Herstellung absoluter Monarchie, Ministerial- und Inquisitionswillkühr, als er Verfolgung, Verbannung, Hinrichtung der Anhänger einer Cortesverfassung empfahl; dennoch verrieth er seines Königs Ruhm und Frieden, und rief die gewaltsame Staatsveränderung herbei. Auch der fanatische Divan glaubte den Sultan Mahmud II zu lieben, als er dessen Argwohn gegen die Griechen reizte, und dann das Haupt des greisen Patriarchen Gregorios, dann das Haupt vieler andern Schuldlosen fallen machte; dennoch

Digitized by Google

verrieth er Ehre und Ruhe des Padiſchah, und entzündete den ſchrecklichſten der Vertilgungskriege.

Immerdar bringt Verderben über Fürſten und Völker der Rath, welchen argwöhniſche Klugheit des Augenblicks gewährt, den aber Religion und Vernunft, Menſchlichkeit und Gerechtigkeit verwerfen müſſen.

Ich habe nicht nöthig, den Gang der franzöſiſchen Parteien und die Mittel und Wege zu beſchreiben, durch welche den ſogenannten Ultra-Royaliſten gelang, ein entſchiedenes, aber gefahrvolles Uebergewicht zu erhalten. Die öffentlichen Blätter haben darüber ſattſam belehrt.

Das Ziel der Ultra iſt bekannt. Unter dem Vorwand, die Revolution auszuwiſchen, beginnen ſie eine neue. Die der Nation durch die Charte Ludwigs XVIII gegebene Freiheit iſt ihrem Intereſſe widerwärtig. Sie wollen Hemmung des fortſchreitenden beſſern Unterrichts im Volk, und ſtatt deſſelben Rückkehr einer frommen Dummgläubigkeit. Sie wollen herrſchen, und entweder keine ſtellvertretende Verſammlung, oder eine ſolche, die aus ihnen allein zuſammengeſetzt ſei, damit die Regierung von ihnen in Abhängigkeit ſtehe. Sie wollen, wo nicht Wiedererſtattung ihrer ehemaligen Beſitzungen, doch volle Entſchädigung durch das Volk. Sie wollen Wiedereinführung großer Eigenthume. Seit die weitläufigen Ländereien des alten Frankreichs in kleinere Güter zerſtückelt ſind, werden die Grundſtücke beſſer bearbeitet, weil Jeder für ſich arbeitet; es iſt mehr Wohlſtand im Volk, und daher mehr Unabhängigkeit der Bürger; es iſt mehr Vaterlandsliebe, weil Jeder etwas Eigenes zu vertheidigen hat. Dies wollen ſie nicht. Man begreift aber leicht, daß die Nation aus Selbſtliebe das gerade Gegentheil wollen muß. Wer wird ſein wohlerworbenes Eigenthum willig fahren laſſen und zu Gunſten einer bevorrechteten Klaſſe abermals eigenthumlos ſein wollen? — Der Kampf der Ultra iſt demnach Kampf gegen die Volksmaſſe von Frankreich.

Welches kann, bei hartnäckiger Fortſetzung dieſer Fehde, der Ausgang ſein?

Man zählt im jetzigen Frankreich, nach Angabe eines der neueſten Schriftſteller, Collin de Plancy, ungefähr 80,000 Edelleute, die mit ihren Familien und Dienerſchaften etwa 600,000 Seelen ausmachen. Einige der vom alten und einige der vom jüngern Adel ſind aber konſtitutionell geſinnt. Zählen wir alſo zum feudalſüchtigen Adel, der nach abſoluter Monarchie ſchreit, 550,000 Seelen.

Man kann ferner in Frankreich eine Maſſe von 200,000 Geiſtlichen annehmen, dazu 100,000 Klöſterlinge männlichen und weiblichen Geſchlechts, desgleichen 200,000 Sigriſten, Pedellen, Choriſten und andere Kirchendienerſchaft, auch 100,000 Seminariſten; ferner 100,000 Betbrüder, wenn man will, und wohl 500,000 ſtandhafte Betſchweſtern, — kurz, in Allem 1,200,000 Menſchen, die aus lauter Frömmigkeit nichts von geſetzlicher Freiheit und Unverletzbarkeit der Charte wiſſen wollen.

Auch kann man mit gutem Gewiſſen zu der Maſſe noch etwa 750,000 Roturiers rechnen, die ſich in den alten Adel einzuſchachteln glauben, wenn ſie beſtändig die Zeiten vor der Revolution

Digitized by Google

preiſen und mit einer alten Gräfin oder dergleichen eine Parthie Piquet machen können. — Genug, dies alles zuſammen bildet eine Summe von 2,500,000 eigentlichen Ultra-Royaliſten.

Dazu aber muß man auch noch viele Angeſtellte und aus Neigung oder Pflicht dem Miniſterium ergebene Perſonen fügen, deren Zahl höchſtens 1,500,000 betragen kann. Eben ſo gibt es wohl ein paar Millionen Franzoſen, die im Grunde ſelbſt nicht wiſſen, was ſie wollen, oder die keiner Meinung angehören. Alles zuſammen macht eine Summe von etwa 6,000,000 Menſchen.

Ziehen wir dieſe Menge von einer Bevölkerung ab, die wohl 28,000,000 beträgt: ſo bleiben 22,000,000 Handels- und Gewerbsleute, Künſtler, Kriegsmänner, Gelehrte, Handwerker, Ackersleute u. ſ. w. übrig, welche eine nothwendige und ungeheure Oppoſition bilden, und bilden werden, ſo lange der franzöſiſche Grund und Boden, ſo lange die Maſſe der Kapitalien im Umlauf, ſo lange die glänzendſten Talente des Geiſtes und die Ueberzeugungen der geſunden Vernunft auf ihrer Seite und in ihrem Beſitze ſind. Sie müſſen deshalb, zur Sicherheit ihrer Rechte, ihre verbürgte Gewiſſens-, Gewerbs- und Eigenthumsfreiheit natürlich der Wiedereinführung der Miniſterial- und Günſtlingswillkühr (das heißt, der abſoluten Monarchie), der ſchreckenden Kirchengewalt und einer privilegirten Kaſte vorziehen, welche mit dem meiſten Grundeigenthum das ausſchließliche Recht zur Geſetzgebung an ſich ziehen möchte. Oder ſollen ſie das Gegentheil wollen können?

Es iſt offenbar, die Nation will keinen Bürgerkrieg, keine Staatsumwälzung, ſondern Ruhe und Befeſtigung ihres Wohlſtandes. Aber Auflöſung und Vernichtung ihrer durch die königliche Charte gewährleiſteten Rechte iſt wieder wirkliche Revolution. Frankreich zittert vor derſelben bei jedem neuen Streiche, den die Hand der Ultra gegen die Heiligkeit der Verfaſſungsurkunde richtet. Der Argwohn der Nation wächſt mit jedem Tage. Zwar die Ausnahmegeſetze, zwar die allmälige Verdrängung des Volkes vom Wahlrecht zu ſeiner Deputirtenkammer, zwar die Gewalt, welche dadurch das Miniſterium erhielt, jedes Budget auf Unkoſten der Nation ſiegreich zu machen, zwar das Treiben der Ignorantins und Jeſuiten u. dgl. m. erſchreckte oder kränkte Viele. Aber noch war bisher die Klage über verwundetes Recht nicht allgemein, und noch das Beſitzthum nicht aller Eigenthümer gefährdet. Tritt aber dieſer Fall ein, ſo wird auch zuverläſſig die allgemeine Gegenwehr der Nation eintreten. Niemand darf ſich darüber täuſchen. Und es iſt eben ſo beſtimmt vorauszuſehen, daß weder die ſpaniſche und portugieſiſche, noch die griechiſche Revolution ſo unmittelbaren Einfluß auf das übrige Europa haben werden, als eine zweite franzöſiſche.

Die Freunde einer abſoluten Monarchie in Frankreich konnten für ihre Entwürfe und Hoffnungen kein widerwärtigeres Schickſal erfahren, als den Untergang der abſoluten Monarchie dicht an den Grenzen Frankreichs in Spanien und Portugall. Denn ſo lange die Grundſätze der Freiheit auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſiegreich ſtehen, iſt's vergebens, ſie in Frankreich vernichten zu wollen.

Daher muß den Ultra-Royaliſten, wollen ſie nicht Alles und ſich ſelbſt aufgeben,

Digitized by Google

das Höchſte daran liegen, die unbeſchränkte Throngewalt und Adelsoheit in Spanien auf den Trümmern der freien Cortesverfaſſung emporgerichtet zu ſehen Darum wollen ſie Krieg. Mag auch ſelbſt ein franzöſiſcher Prinz bedenklich gewarnt haben: „Unſer Karren könnte darüber wieder ganz zuſammenbrechen!“ — ſie wollen das kühne Spiel wagen, Alles oder Nichts! Es ſcheint ihnen thöricht, ſich freiwillig verloren zu geben, bevor nicht das Aeuſſerſte gethan iſt. Und dieſes Aeuſſerſte ſcheint ihnen eher ſogar verheißungsvoll, als gefährlich. Im letzten Nothfall hoffen ſie ſich, wie ehemals, an Preuſſen, Oeſterreich und Rußland lehnen zu können; und ſollten auch dieſe Mächte noch einmal für ſie einen fünfundzwanzigjährigen Krieg führen müſſen, — was liegt zuletzt daran? Sie machen die Intereſſen des franzöſiſchen Adels und Klerus unbedenklich zur Angelegenheit aller europäiſchen Höfe, als wären Adel und Geiſtlichkeit anderer Nationen in demſelben unſeligen Verhältniſſe, wie in Frankreich.

Die Stimme des Volkes in Frankreich iſt entſchieden für Beibehaltung des Friedens. Das unverkennbarſte Zeichen gibt das ſtürmiſche Sinken und Steigen der Fonds Die Nation will Ruhe. Nur wenige der überſpannteſten Liberalen mögen vielleicht den Wunſch der Ultra-Royaliſten, aber aus einer dieſen ganz entgegengeſetzten Abſicht und in geheimer Schadenfreude, hegen, weil nach ihrer Berechnung ein Krieg mit Spanien unerwartete Folgen für die Plane der gegenwärtigen Gewalthaber in Frankreich herbeiführen dürfte.

Die Aeuſſerungen des Veroneſiſchen Kongreſſes über die ſpaniſchen Angelegenheiten, die Abrufungen der ruſſiſchen, öſterreichiſchen und preuſſiſchen Geſandtſchaften von Madrid, haben nicht nur im franzöſiſchen Volk, ſondern auch bei vielen andern Nationen die Beſorgniſſe um die Zukunft erhöht und die Spannungen vergrößert, welche der Parteienſinn ſchuf. — Ein politiſcher Meinungskrieg, welchen Ausgang er immerhin haben möge, wird beim gegenwärtigen Zuſtand der geſellſchaftlichen Verhältniſſe Europens und des Geiſtes der Nationen, der weitaus nicht mehr derſelbe iſt, wie nur noch zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, von tieferſchütternden Wirkungen ſein.

Nirgends öfter, als an Höfen, wird mit Leichtſinn oder Verachtung auf die öffentliche Meinung hinabgeſehen, nirgends mehr ſich ſelber zum Nachtheil, als dort. Man hält die aus unabweislichen Bedürfniſſen hervorgegangene Stimmung zahlreicher Völker wohl gar nur für Kunſtprodukt einiger Profeſſoren, oder Schriftſteller, oder geheimer Geſellſchaften! So weit geht die Selbſtverblendung einzelner Parteimänner, oder ſolcher, welche mit Hilfe guter Truppen und Polizeibedienten ſich jedem Wagſtücke gewachſen fühlen!

Selbſt der vielumfaſſende Geiſt Napoleons, welcher doch durch Gunſt der öffentlichen Meinung über Alles emporgeſtiegen war, verkannte ſie zuletzt. Er wollte ſie ſogar zu ſeiner Dienerin machen. Ihr Daſein läugnete er nie. Er bemühte ſich, ihr zu ſchmeicheln; doch blieb er zu ſtolz, ſie zu fürchten. Er dachte nicht daran, daß ſich das geſellſchaftliche, ökonomiſche und intellektuelle Bedürfniß der Nationen ſo wenig durch Schmeicheleien beſtechen und unter Drohungen vernichten läßt, als der Hunger mit Weihrauchdampf geſättigt oder mit

Digitized by Google

Befehlen abgewiesen wird. Erst auf dem Felsen von St. Helena sagte er die schönen und wahrheitschweren Worte zum edeln Las Cases: „Die öffentliche Meinung ist eine unsichtbare, geheimnißvolle Macht, der nichts widersteht. Nichts Beweglicheres, Unbestimmbareres, Gewaltigeres gibt es, als sie. Und wie launenhaft sie sein mag, immer doch ist sie wahrhaft, vernunftgemäß und gerecht, mehr oft, als man's denkt!“ *)

---

13. Die jüngsten Gährungen Spaniens; der Anillo und die Absolut-Servilen.

Man hat sich seit geraumer Zeit überall und häufig die Art Prophezeihung wiederholt, welche der vielgereiste und geistvolle Lord Byron ausgesprochen hat: „Werden die Spanier frei, so geben sie noch mehr als einer Nation die Freiheit.“ Die Ultra-Royalisten Frankreichs fanden ihrem Interesse oder ihrer Furcht gemäß, die Weissagungen des Dichters nicht zu verschmähen. Darum verdoppelten sie ihr Kriegsgeschrei, darum spannen sie sorgfältig vielfache Verbindungen in Spanien mit ihren Meinungsgenossen an, und es ist kein Geheimniß, wie sie zur Bildung und Stützung der Glaubenstruppen und der theilweisen Unruhen mitwirkten.

Daß sie in Spanien eine, wenn auch kleine, doch durch Stand, Rang, Geld und Leidenschaft nicht ganz verächtliche Partei für Wiederherstellung der absoluten Monarchie finden würden, ließ sich erwarten. Wäre diese Partei nicht vorhanden gewesen, wie hätte König Ferdinand VII bei seiner Rückkehr nach Spanien beredet werden können, die Cortesverfassung und die in ihr ausgesprochenen Freiheiten der Nation zu zertreten? — Es wurden fort und fort die lebhaftesten Unterhandlungen mit ihr gepflogen. Die alten Emigranten Frankreichs, wie wenig sie, auch laut Napoleons Zeugniß, gelernt und vergessen haben mochten im Exil, hatten doch in demselben die Kunst gelernt, bürgerliche Unruhen, Verschwörungen, Vendéekriege u. s. w. anzuzetteln, und hatten die Praxis nicht vergessen. In Spanien, wie in Frankreich, ist man darüber einverstanden.

In Spanien war indessen die Partei, auf welche Frankreichs Ultra zählen zu dürfen glaubten, unter sich nicht einig, und mit sich so wenig vereinbar, als mit den Liberalen.

Die Einen waren die absoluten Servilen. Sie wollten unbedingte Herstellung des unbeschränkten Throns, unbedingte Herstellung der Feudalrechte, der Klöster, der geistlichen Gewalt, der Inquisition u. s. w. Kurz, sie wollten im Jahr 1822 wieder das alte Spanien vom Jahr 1722 haben. Zu ihnen gehörten hauptsächlich die meisten Glieder der hohen Geistlichkeit, weitaus die Mehrheit der Klostergeistlichen und einzelne Personen am Hofe. Sie hatten zu ihrem Zwecke die bedeutsamsten Mittel in der Hand, nämlich Beichtstühle und Kanzeln zur Bearbeitung der unwissenden Menge, Geld zur Anwerbung des ärmern Pöbels. Sie hatten

---

*) *Mémorial de Sainte-Hélène par le Comte de Las Cases.* 1, 427. L'opinion publique est une puissance invisible, mystérieuse, à laquelle rien ne résiste; rien n'est plus mobile, plus vague et plus fort; et toute capricieuse qu'elle est, elle est cependant vraie, raisonnable, juste, beaucoup plus souvent qu'on ne pense.

Digitized by Google

den meiſten Ungeſtüm, wollten nicht kapituliren, nicht abwarten, aus Furcht, die neue Ordnung gewinne Zeit, um tiefer zu wurzeln. Sie wollten im Sturm, was im Sturm erſtanden war, ehe es feſt ſtehe, niederſtürzen. Von ihnen her ſtammen die früheſten, theilweiſen, doch ohnmächtigen Verſuche zu Aufſtänden in verſchiedenen Gegenden; und durch kein Unglück entmuthigt, ſetzten ſie dieſe Verſuche fort.

Die Andern könnte man die gemäßigtern Gegner der Cortesverfaſſung nennen. Zu ihnen gehören die meiſten Höflinge, viel alter Adel, ehemalige Generale, ehemalige Staatsmänner, Beamtete aller Art, beſonders vom Zweige der Finanzverwaltung, ſelbſt die geweſenen Miniſter und deren Angeſtellte. Sie wollten eigentlich keine Inquiſitionen, keine Wiederkehr der vormaligen Gräuel, durch welche Spanien Würde, Kraft und Reichthum verlor, keine abſolute Monarchie, aber doch Abänderung der Cortesverfaſſung zu Gunſten von Bevorrechteten, und beſonders Aufſtellung einer Pairskammer. Sie ſchritten in Allem behutſamer zu Werke, als die Abſolut-Serviles. Sie wollten, ehe ſie handelten, erſt ihre Stärke kennen lernen. Sie bildeten geheime Geſellſchaften, die unter einander verbunden und über das ganze Königreich ausgedehnt werden mußten, unter dem Namen del Anillo (des Ringes). *)

In Madrid ſelbſt war der Mittelpunkt des Anillo; von da aus wurden die Filialgeſellſchaften in den Hauptſtädten der Provinzen eingerichtet, gewöhnlich in der äuſſern Geſtaltung eines harmloſen Vereins. So wurde dieſer Verein z. B. in Barcelona unter dem Namen einer Leſegeſellſchaft erſt am 13 Februar 1822 eröffnet. Barcelona war, nächſt Madrid, der wichtigſte Punkt für den Anillo, wegen der Nachbarſchaft des Meeres und des franzöſiſchen Geſundheitskordons. Doch eben hier beging man die Unvorſichtigkeit, den Verein, der ſogleich aus 118 Perſonen einer gewiſſen unzuverläſſigen Menſchenart beſtand, dadurch ſelber zu verdächtigen, daß man ihn im Hauſe des damaligen Intendanten Elizalde zuſammentreten ließ, welcher nicht des beſten Rufes genoß.

Es konnte den Verbindungen im Anillo nicht an zahlreichen Mitgliedern fehlen; denn man erfuhr von den Einweihenden, daß die meiſten öffentlichen Aemter mit Genoſſen des Bundes beſetzt, die Konſtitutionellen nach und nach aus ihren Stellen verdrängt, und auch beim Volk ihres Anſehens beraubt werden ſollten, indem man ſie als Lutheraner, Gottesläugner, heimliche Verbrecher u. dgl. verdächtigen müßte; ferner erfuhr man, daß die Miniſter ſelbſt an der Spitze ſtänden, und der geheime Obere wohl gar ein Prinz ſei; daß auch mit Frankreich Alles abgekartet wäre, und die Armee unter Anführung des Herzogs von Angouleme nächſtens in Spanien einrücken würde. Es war bei dem allen nur ein großes Uebel, daß die große Mehrheit der Anillo-Männer nicht ſowohl aus Begeiſterten, als aus Kandidaten beſtand, welche auf Stellen hofften.

*) Dieſe, wie die folgenden geſchichtlichen Thatſachen und Anſichten ſind aus den Briefen einiger eben ſo tugendhafter als kenntnißreicher Männer in Spanien erhoben, die ſie dem Verfaſſer obiger Darſtellungen zuſchrieben.

Digitized by Google

So wenig auch die Absolut-Servilen Zweck und politische Meinung des Anillo billigten, glaubten sie sich doch desselben, als eines vorläufigen Hilfsmittels, in ihren Entwürfen bedienen zu können. Eben so dachten anderseits die vornehmsten Glieder des Ringes über die Absolut-Servilen, in denen sie nur Fanatiker, unbesonnene Brauseköpfe sahen, welche, die Stimmung der Nation verkennend oder verachtend, sich am Ende selbst das Spiel verderben würden. Doch boten sie ihnen gern einsweilen Hand, um sich ihrer, als guter Werkzeuge, zu bemächtigen.

So trugen beide Parteien, wie sehr sie auch in ihren Zielen getrennt sein, oder wie sehr sie sich auch gegenseitig tadeln mochten, kein Bedenken, gemeinschaftliche Sache wider die bestehende Ordnung der Dinge zu machen, so lange sie einerlei Weg gingen. Eben so hatten sich beide, besonders jedoch die Absolut-Servilen, der Gunst und Unterstützungsversprechungen von ihren in Frankreich thätigen Meinungsgenossen zu erfreuen.

Man schritt alsbald, und ehe noch überall der Anillo organisirt war, zur Thätigkeit. Schon im Februar 1822 kündigten Flugschriften links und rechts an, um was es zu thun sei. Man suchte den Argwohn des Volkes gegen diejenigen Liberales zu wecken, welche bisher das meiste Vertrauen genossen hatten. Die Mönche gingen fleißiger von Haus zu Haus. Man hörte Weissagungen von den Kanzeln, Ankündigungen göttlicher Strafgerichte, den Fluch der alleinseligmachenden Kirche über die Sünder, welche das fromme spanische Volk von ihrem Glauben und die treuesten Unterthanen von dem vortrefflichsten aller Könige abtrünnig gemacht hätten. Man verhieß denen, welche das Panier der Religion gegen die Ketzer und Aufrührer ergreifen würden, Absolution und die Freuden des ewigen Lebens.

Man verstand aber diese Sprache in Dörfern und Städten noch von Alters her, und lachte. Der Spanier hat die tiefste Ehrfurcht für gottesdienstliche Bräuche, aber wenig persönliche Ehrfurcht für die Priester, an denen leider selten etwas Geistliches ist, als der Rock und die Tonsur. Bauern und Stadtbürger lebten ohnedem der alten guten Zeit noch zu nahe, in der sie nichts waren und nichts hatten, als daß sie schon Alles davon vergessen haben sollten. Nur in den ärmern Bergdörfern an den Pyrenäen gelang es, vorzüglich vermittelst der Ohrenbeichte, noch mehr durch Geldspende und Vorspiegelung großer Beute bei Plünderung der Liberalen, einigen Anhang zu bekommen.

Sämmtliche Behörden und Beamtete, welche in das Geheimniß des Anillo eingeweiht waren, liessen natürlich jene Unfugen ohne alle Ahndung hingehen. Bald wurden diese Behörden selbst für ihren Zweck muthiger, und veranstalteten gegen ausgezeichnete Männer des Volks Verhaftungen unter allerlei Vorwand, um sie unschädlich zu machen. Hatte man durchaus keine Klage gegen dieselben, so wurden sie als Feinde der Konstitution in sichere Verwahrung gebracht und des Verbrechens republikanischer Umtriebe beschuldigt. Ferner ward den freiwilligen Milizen das Tragen der Uniform ausser dem Dienst untersagt. Dann schloß man die patriotischen Gesellschaften. So eilte Alles Schritt um Schritt vorwärts. Die Contrerevolution war von oben her organisirt. Jeder Beamte mußte Hand ans Werk legen.

Digitized by Google

Indeſſen erhoben ſich längs den Grenzen von Frankreich einzelne unbedeutende Banden, von einigen Räubern, herzhaften Mönchen und Contrebandiers angeführt. Sie waren alle gut bezahlt. Sie erhielten Waffen und Munition im Ueberfluſſe, Niemand wußte, von wannen. Aber jedes Mitglied in dieſen Banden wußte ſehr gut, daß bei dem tollen Leben nicht viel zu wagen ſtand. Entweder war man ſiegreich, plünderte die Städte aus und wälzte ſich in immer anſchwellenden Haufen gegen Madrid; deſto beſſer! Oder die Sache ſchlug fehl, und dann fand man jenſeits der Grenze, hinter dem franzöſiſchen Geſundheitskordon, vollkommene Sicherheit, Schutz, Troſt und wohl noch Ehre dazu.

Nun erſt witterten die Scharfſichtigern unter den Liberalen Gefahr. Sie machten in Flugſchriften und öffentlichen Blättern aufmerkſam. Allein man widerlegte ſie, ſo gut es ging; erklärte ihr Geſchrei für leere, alberne Uebertreibung; machte ſie lächerlich, oder gar verdächtig. Die Beamten und Behörden ſelbſt, die ſich noch immer klug genug als wahre Freunde der Konſtitution geltend gemacht hatten, zuckten zu allen Warnungen vornehm oder mitleidig die Achſel. Das Volk blieb ruhig. Es wußte nicht, auf weſſen Seite die Wahrheit ſei.

Aber unterdeſſen wuchs der mühſam organiſirte Aufſtand in voller Sicherheit zu größerer Stärke. Die Behörden hingegen wollten kaum von ſeinem Daſein etwas wiſſen; noch weniger wollten ſie im Ernſt Anſtalten treffen, ihn zu dämpfen. Der Anillo ſah mit heimlichem Vergnügen ſeinem nahen Triumph entgegen.

Im Mai wurden mehrere Kanoniere bezahlt und überredet, die Zitadelle von Valencia zu überfallen. Es kam darauf an, ſowohl dieſen feſten Punkt, als einen feſten Mann für die Gegenrevolution zu gewinnen, deſſen Treue und unerſchütterlicher Muth bekannt war, und den man gern frei ſah, weil er viel zu verſchweigen hatte — den General Elio. Es geſchah am Namenstage des Königs, daß die Kanoniere den Ueberfall glücklich vollzogen. Elio ſtellte ſich an ihre Spitze. Der Rey absoluto ward feierlich proklamirt.

Nun aber bewegte ſich im entgegengeſetzten Sinn das ganze Volk. Es ſprach frei aus, was es wollte. Die Bürgermilizen ergriffen die Waffen. Die Zitadelle von Valencia ward von ihnen erſtürmt, die Rotte der empörten Miethlinge überwannt, Elio an ihrer Spitze wieder gefangen. Er, deſſen Prozeß bisher, nicht ganz ohne Abſicht, in die Länge gedehnt worden war, mußte nun, zur Strafe dieſes letzten Verraths, auf dem Blutgerüſte enden. Man ſagte ſich's laut und allgemein, daß der Tod Elio's wohl nicht nur dem Volke, ſondern auch dem Hofe willkommen geweſen ſein mochte, welcher dadurch wahrſcheinlich eines läſtigen Mitwiſſers entledigt worden ſei.

In demſelben Zeitraum bildete ſich der Aufſtand längs den Grenzen Frankreichs ernſthafter aus. Er nahm das ſchreckliche Gepräge eines Religionskrieges an. Trotz aller Proteſtationen der franzöſiſchen Konſuln und Oberbehörden in den Grenzdepartementen, geſtaltete ſich doch das wüſte Treiben der Inſurgenten ziemlich diplomatiſch aus. Sie empfingen Kuriere aus Frankreich, ſie ſandten dahin ab. Durch Verrath des Kommandanten ging verabredet die Feſte

Digitized by Google

Seu de Urgel an sie über. Die Banden empfingen den Namen Glaubensvertheidiger. Ihre Anführer traten in eine Regentschaft zusammen, mit Erklärung, der König könne nicht regieren, weil er nicht frei sei.

Die drei Männer der Urgeler Regent'schaft waren nicht ohne Erfahrung, Talent und Muth; aber theils hatte ihr Ehrgeiz sie über das wahre Interesse und den festen Willen der Nation irregeführt, theils, wie es jetzt immer deutlicher wird, hatte man sie von Frankreich aus mit allzujovialischen Hoffnungen berauscht.

Einer derselben, Creus, von Mataro (einem Städtchen unweit Barcelona) gebürtig, ist der Sohn eines dortigen Chocolate-Fabrikanten, und hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Beredt, gewandt und verschmitzt, erhielt er, seiner dem Hofe geleisteten Dienste wegen, das Bisthum Mahon, und späterhin die Ernennung zum Erzbisthum von Tarragona. Weil aber diese Ernennung in die Zeit der Revolution fiel, sind die päpstlichen Bullen nicht angekommen. Von seinem sittlichen Lebenswandel rühmt man wenig.

Ein anderes Mitglied, Matafloridа, war vorher seines Berufes Advokat, gewandt mit Feder und Zunge. Im Jahr 1813 saß er, als Deputirter, in den Cortes, ein eifriger Sachwalter der Cortesverfassung. Sein Eifer erlosch jedoch schnell, als König Ferdinand VII nach Spanien zurückkam. Er war der, welcher, wie behauptet wird, jene berüchtigte Repräsentation an den König entworfen und zuerst unterzeichnet hat, die dann noch von neunanddreißig andern unterschrieben wurde; jene Repräsentation, die über Spanien während sechs Jahren so viel Unheil verbreitete. Er erhielt zum Lohn seiner Handlungsweise den Titel eines Marquis.

Der Baron d'Eroles ist ebenfalls geborner Catalaner. Im Jahr 1808 war er noch Student. Ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung, machte er sich eben so sehr durch seine natürlichen Anlagen, wie durch seinen Reichthum und Aufwand bemerkbar. Er ging zum Heere, und stieg während des Krieges gegen Napoleon binnen sechs Jahren zum Generallieutenant empor. Einem Manne, wie ihm, mußte an der Huld des absoluten Königs mehr als an Wohlstand, Bildung und Freiheit des ganzen Volkes gelegen sein. Er war schon geraume Zeit eines Einverständnisses mit den Feinden der Konstitution verdächtig. Als einige derselben verhaftet wurden, entfloh er eiligst nach Urgel.

In allgemeinen Nationalbewegungen und Parteikriegen muß man keine entwurfsmäßige, vorherberechnete, unter einander zusammenhängende Schritte erwarten. Weil sich Alles nur freiwillig zu irgend einer Fahne wendet, handelt Alles unter derselben freithätig fort. Es schien auch jetzt den Anillo-Genossen wie den Absolut-Servilen nicht darauf anzukommen, regelmäßig anzugreifen, sondern überhaupt nur anzugreifen; aber rasch, kühn, auf verschiedenen Punkten, in verschiedenen Zeiten, Alles verwirrend, überrennend, mit sich fortreissend. Dem Zufall mußte mehr, als der scharfsinnigen Vorherbestimmung, anvertraut werden.

Daher ließ man die in der Hauptstadt selbst sorgfältig angelegten Minen springen. Hier verhieß Alles den glücklichsten Erfolg. Die Gegenrevolution war so durchgreifend ausgebildet,

Digitized by Google

wie dergleichen nie so leicht wieder möglich war. Das königliche Ministerium selbst gehörte zur Gesellschaft des Anillo. Prinzen vom Geblüt befanden sich ins große Spiel verflochten. Geregeltes Kriegsvolk, mit erfahrnen und entschlossenen Offizieren, war besoldet, gewonnen, beeidigt, entflammt. Alle höhere Beamten, die meisten Unterbehörden in den Provinzen, Städten, Dörfern waren für den ernsten Zweck ausgemustert, erkoren, vorbereitet. Das spanische Volk, welches, wie man sich gern überredete, mehr durch den kecken Anstoß einer revolutionären Partei als aus eigenem Triebe zur Cortesverfassung gekommen war, kannte jetzt noch die Tugenden derselben zu wenig; von den Fehlern derselben hatte man aber überall genug gepredigt. Man war überzeugt, der Geist der Verfassung sei noch nicht in den Geist der Nation übergegangen. Diese werde, glaubte man, geschreckt durch plötzliche Aufstände auf den verschiedensten Punkten, geschreckt durch die Nähe einer von den Grenzen herüberdrohenden französischen Armee, der man keine Armee entgegensetzen konnte, eine leidende Zuschauerrolle spielen und sich hintennach mit feigem Frohlocken für den Sieger erklären.

Der siebente Juli also sollte die Wiedergeburt des absoluten Königthums bringen. Der blutige Kampf in Madrid ward begonnen. Es ist aus allen öffentlichen Blättern bekannt, wie schrecklich er in der Niederlage der Gegenrevolutionairs endete, die solchen Ausgang am wenigsten erwartet hatten; am wenigsten in Madrid, wo der Hof, wo das Ministerium, wo die Truppen, wo die königlichen Beamten Allem vorgesehen hatten, während die Bewohner der Hauptstadt und der umliegenden Gegend auf den verwegenen Streich gar nicht gefaßt waren, der gegen das Leben der Verfassung zielte.

Der Grundfehler der besiegten Verschwörung lag in dem Irrthum, daß sie es nur mit einer Faktion zu thun habe, nicht mit einer Nation. Aber unter Entsetzen ward sie gewahr, daß ihr das ganze spanische Volk gegenüberstand; das Volk, welches nicht erst seit der Cortesverfassung, sondern seit der Rückkehr Ferdinands VII, unter dessen absoluter Monarchie, begriffen hatte, solche absolute Monarchie sei ihm nicht gut; das Volk, welches nicht mehr Lust fühlte, im Innern seiner Familien vor Spionen und Kerkern der Inquisition zu zittern, — oder Klöster zu bereichern und selber zu darben, — oder alle Lasten der Abgaben, Steuern und innern Zölle zu tragen, während bevorrechtete Klassen von ihrem Reichthum nichts gaben, — oder endlich die Grundstücke, die es von zerstückelten geistlichen Gütern erkauft, Befreiungen und bürgerliche und staatsthümliche Rechte, die es erworben, wieder zu verlieren, um sich ferner persönlich mißhandeln und plagen und im Gewerbsfleiße beschränken zu lassen, wie vor Alters.

Der siebente Juli, welcher die weitverbreitete Verschwörung entschleierte, ward der Prüfstein und die Bestätigung der öffentlichen Stimmung. Durch ganz Spanien zuckte der elektrische Schlag. Ueberall trat man in die Waffen. Der Anillo ward gesprengt, jeder Beamte desselben abgesetzt. Viele der thätigsten Handhaber der Gegenrevolution wurden verhaftet, unter ihnen auch der schon lange übel berüchtigte Bischof von Vich, Namens Strauch, der jetzt auf der Zitadelle von Barcellona sitzt. Es wurde ein neues Ministerium aus Männern zusammengesetzt,

Digitized by Google

welche das öffentliche Vertrauen genoſſen. Von nun an verbreitete ſich ein anderes Leben durch das Reich In den Provinzen kamen zuverläßige, geachtete, einſichtvolle Männer an die Spitze der Geſchäfte. Die Finanzen erhielten Ordnung. Ein Kriegsheer ward ausgerüſtet neben der Million der Milizianos; mit dem Auslande ernſter und offener verhandelt.

Inmitten dieſer großen Bewegungen bewies die ſpaniſche Nation eine Beſonnenheit und Würde, welche dem Bewußtſein ihrer Stärke angemeſſen war, und wie ſie nur ein mit ſich ſelber einiges Volk, nie eine Faktion, äuſſern kann. Weder der König noch die königliche Familie wurden mißhandelt, ſondern mit Ehrfurcht umringt, obwohl ganz Spanien wußte, daß das Blutbad in Madrid und mehr als ein beklagenswerther Auftritt in den Provinzen vom Hofe aus veranſtaltet worden war Die Spanier ſchirmen ihren König, weil ſie durchaus keine Republik wollen; ſie ehren ihren Monarchen, weil ſie ihre Verfaſſung aus allen Kräften wollen, deren Theil er iſt; ſie ehren ihn, ſelbſt wenn ſie ihn, nach Allem was geſchehen, nicht lieben.

Der Anillo war zerriſſen; aber die Abſolut-Servilen in der Nähe der franzöſiſchen Grenzarmee gaben ihr Werk darum nicht auf. Die Regentſchaft, welche ſich zu Seu de Urgel aufgeworfen hatte, ernannte Generale, Miniſter u. dgl. m., und diplomatiſirte. Es fehlte nicht an Geld. Kriegsbedürfniſſe kamen in Menge. Ein franzöſiſches Geſchwader von einem Linienſchiffe und zwei Fregatten kreuzte an den Küſten Kataloniens. Auch eine ſardiniſche Fregatte ließ ſich auf der Südſeite der Balearen von Zeit zu Zeit ſehen, unter dem Vorwande, den Konſul nach Tunis zu begleiten.

Eine der erſten Verfügungen der Urgeler Regentſchaft war die Einführung der — Inquiſition. Mehrere gefangene königliche Offiziere ließ ſie, als Freimaurer, füſiliren. Die Prieſterſchaft ward längs den Pyrenäen thätig; der Kreuzzug frommer Spanier gegen das ungläubige Spanien gepredigt; jede Ortſchaft, die man übermannen konnte, gezwungen, ihre jungen Leute zu den Glaubensfahnen zu geben. Damit ſchwollen die Guerillas der Inſurgenten zu großen und zahlreichen Haufen an, die um ſo weiter ſtreifen und rauben konnten, je wenigern Widerſtand das nach dem 7 Juli erſt abgeſetzte Miniſterium des Anillo gegen die Bundesgenoſſen in Seu de Urgel hatte organiſiren wollen.

Uebrigens muß ſich Niemand einbilden, daß die Guerillas erſt wieder ſeit Einführung der Cortesverfaſſung entſtanden wären, und aus Haß gegen dieſelbe. Nein, dergleichen Guerillas müßigen Geſindels, das ſich auf Raubzüge zuſammengeſellte, hatte man, bei der erbärmlichen Polizei und Juſtizpflege, ſchon unter Karl IV. Dann, während des Krieges gegen die Franzoſen, trieben ſie ihr Weſen ungehinderter und mit dem Schein der Vaterlandstreue; darauf, unter der abſoluten Herrſchaft Ferdinands VII, wie man aus allen Zeitungen weiß, fuhren ſie in ihrem Gewerbe rüſtig fort, weil die meiſten Genoſſen derſelben ſonſt nichts zu leben hatten. Man fand dieſe Horden alſo ſchon vor. Man konzentrirte ſie nur, aus allen Gegenden, an der franzöſiſchen Grenze. Unter dem Segen der Prieſter des Altars ſahen ſie ſich nur ganz unerwartet zu entſündigten Vertheidigern der alleinſeligmachenden Kirche verwandelt, und durch

Digitized by Google

diplomatiſchen Verkehr ihrer Häupter mit der franzöſiſchen Armee zu ehrlichen Soldaten ausgeprägt. Doch dieſe ehrlichen Soldaten konnten bei dem allen ihre alten Rücken und Tücken nicht vergeſſen; ſie lebten ohne Zucht, ſtritten ohne Ordnung, ſtahlen, raubten und wurden, unter Anleitung ihrer Prieſter, nur noch unmenſchlicher als vorher. Sie haben entſetzliche Gräuel ausgeübt.

Sobald aber das neue Miniſterium des Königs mit feſter Hand die Zügel des Staates ergriffen hatte, organiſirte daſſelbe vor allen Dingen eine bewaffnete Macht. Es ſchickte Bataillone um Bataillone, wie ſie gebildet worden, den Grenzen zu, und die prahlhafte Herrlichkeit der Urgeler Regentſchaft zerſtob. Die Räuber flüchteten nach Frankreich; mit ihnen ihre Anführer, der geſammte romantiſche Schwarm von Mönchen, Rittern, Schleichhändlern und neugeſchaffenen Miniſtern. Sie fanden gütige Aufnahme. Die mit Zwangsmitteln entführte Mannſchaft aber kehrte in die ſpaniſchen Gemeinden zurück. Die längs der Pyrenäen gelegenen Landſchaften gewannen nach und nach die verlorene Ordnung und Ruhe.

---

14. Die ſpaniſche Revolution und Europa.

Es läßt ſich gern glauben, daß die ehrſamen Glaubens-Guerillas über ihre eigenen Niederlagen nicht halb ſo erſtaunt oder erſchrocken geweſen ſeien, als es in Frankreich die Quand même-Partei der Ultra in Haupt und allen Gliedern war. Dieſe, nach dem Unglück ihrer Bundesgenoſſen, ſtieß nun heftiger, denn je zuvor, in die Poſaune des heiligen Krieges. Gern hätte ſie das ruhige Gemüth der zu Verona verſammelten Monarchen zum Kreuzzuge gegen das konſtitutionelle Spanien entflammen mögen, gern durch ihre Flugblätter und Zeitungen die Abgründe bewegt.

Die Führer und Herolde dieſer Partei hatten in ihren Verhältniſſen vollkommen Recht. Nie wird Frankreich einen mit unbeſchränkter Gewalt umgebenen Königsthron empfangen, ſo lange in Spanien ein verfaſſungsmäßiger Monarch ſteht. Nie wird im Reich der Lilien der hohe Adel und die hohe Geiſtlichkeit in vormaliger Herrlichkeit über dem Volke ſchweben, ſo lange ſich jenſeits der Pyrenäen die Nationen ihrer konſtitutionellen Freiheit über den Trümmern der Feudalketten freuen dürfen. Und wäre in Frankreich wirklich die königliche Charte, dieſe Frucht der langen Revolutionen, ſchon vernichtet; wäre im franzöſiſchen Volke wirklich jede Erinnerung an dieſe Frucht ausgelöſcht: immer würden ſich neue Erinnerungen entzünden am Lichte der Cortes.

Es kommt ihnen darauf an, die geſellſchaftlichen Ordnungen der europäiſchen Staaten aus dem Mittelalter vom Grund aus wiederherzuſtellen und damit neue Revolutionen unmöglich zu machen. Darum ſoll das abſolute Königthum, ohne allen Einſpruch der Unterthanen, aufgerichtet werden; darum ſollen Geiſtlichkeit und Adel die Stützen und Schirmhalter des Thrones ſein; darum ſollen zu Gunſten derſelben die ihnen entriſſenen großen Eigenthumsbeſitzungen

Digitized by Google

und Privilegien zurückgestellt werden, als Baſis ihrer Stärke: Beſitzungen, welche, jetzt unter das Volk zerstückelt, die Selbſtſtändigkeit der gemeinen Bürger und Landleute begründen; darum soll, wie in der Kirche so im Staat, der Adel von Rechts wegen ausschließlich mit dem Glanze der höchſten und einträglichſten Aemter bekleidet werden, damit ſich in ſeiner Pracht und Höhe die Majeſtät des Thrones wiederſpiegle; darum ſoll Niemand irgend etwas ſeinem eigenen Verdienſte, ſondern Alles der Gnade des Monarchen zu danken haben. Doch dahin zu gelangen bleibt unmöglich, ſo lange Europa den Triumph der Cortes geſtattet.

Während die franzöſiſchen Ultra dieſe Grundſätze aufſtellen, denen von Männern ihrer Partei auch an fremden Höfen freundlicher Beifall ertönt, können ſie ſich doch des unheimlichen Gefühls nicht erwehren, daß ſie es mit einem übermächtigen Gegner, nämlich mit der reifern Bildung der europäiſchen Menſchheit, aufzunehmen haben. Einige von ihnen fühlen ſogar ſelber, daß abſolute Monarchie und abſolute Unterthänigkeit, daß Immunitäten der Geiſtlichkeit und Privilegien des Adels nicht Schöpfer, ſondern Geſchöpfe ehemaliger Zeitalter, früherer Bildungszuſtände und vorzeiten naturgemäßer Bedürfniſſe der Völkerſchaften geweſen ſind; daß ſie daher auch wohl heutiges Tages nicht die Mütter ihrer eigenen Mutter werden können. Aber ihres Vortheils wegen wollen ſie dennoch das Spiel, nicht der Staats-, ſondern der Weltverwandlung verſuchen und mitmachen. Sie fordern alſo Krieg gegen Spanien.

Sollte je, was kaum glaublich iſt, ein Krieg Frankreichs wider das konſtitutionelle Spanien und Portugall ausbrechen: ſo würde damit ein neuer Beweis gegeben werden, daß alle Erfahrungen der Vergangenheit für die Leidenſchaften der Gegenwart vergeblich gemacht ſind. Welches immerhin der Ausgang ſolches Krieges ſein möge, er wird eine neue weltgeſchichtliche Urkunde werden, daß der Kampf wider die Geſetze der Natur das Gegentheil von dem ans Licht fördert, was er bezielt. Spanien freilich kann unterliegen, aber Europa wird ſich in den bekämpften Ueberzeugungen aufrichten. Die erhabenen Ideen des Chriſtenthums ſind nicht durch die Verfolgung derſelben, nicht durch den Kampf wandernder Barbarenvölker gegen Rom ausgerottet, ſondern verbreitet worden. Die türkiſchen Eroberer Griechenlands ſind nicht die Vertilger, ſondern die Erwecker der Wiſſenſchaften in Europa geweſen. Der Streit der europäiſchen Monarchen gegen das republikaniſche Frankreich tödtete nicht die revolutionär geheißenen Grundſätze, ſondern hatte Annahme der Begriffe von Volksrecht und Stellvertretung und Einführung darauf gegründeter Inſtitutionen in ihren eigenen Ländern zur Folge.

Es iſt nicht die Nation, es iſt ſelbſt nicht der König, wie man deutlich bemerkt, welche in Frankreich Krieg gegen Spanien fordern: es iſt eine Partei, welche ihre alten heimathlichen Vorrechte jenſeits der Pyrenäen wieder erobern will. Wäre ihr nicht ſchon gelungen, durch die Wahlgeſetze den Segen der Charte zu ſchwächen und die Stimme der Nation zu entkräften, würde von keinem Kriege Rede ſein können. Nun aber iſt Rede davon, und die Wirkung davon iſt Niedergeſchlagenheit, Sinken des öffentlichen Zutrauens, Stockung des innern Verkehrs, Schwanken des Handelsſtandes, Furcht vor noch entſetzlichern Folgen. Denn jene

Digitized by Google

theilweiſen Verſchwörungen und Aufſtände ſeit wenigen Jahren gehörten nicht zu den glücklichen Vorzeichen. Sie wurden freilich unterdrückt. In Spanien mißlangen ebenfalls in wenigen Jahren eilf Aufſtände, aber der zwölfte ſchlug durch. Was ſteht zu erwarten, wenn der Feldzug nicht mit ungeheuerm Glücke ſchnell abgethan, ſondern in die Länge gezogen wird? wenn die franzöſiſche Nation zu einem Kriege, der ihrem Intereſſe widerſpricht, fort und fort Mannſchaften, Steuern und Abgaben liefern ſoll?

Oder was ſteht zu erwarten, wenn der franzöſiſche Hof jemals, durch Unglück ſeiner Waffen gegen die ſpaniſch-portugieſiſchen Heere, genöthigt ſein ſollte, Frieden zu begehren? — Oder was, wenn jemals die ſpaniſchen Fahnen, begleitet vom Geſchrei der Freiheit, über den franzöſiſchen Boden ſchritten?

Es iſt, wenn auch ganz unwahrſcheinlich, doch gedenkbar, daß die Spanier ihren Nationalſtolz gänzlich verlieren, daß ſie ſogar mit Freuden Fremdlinge in ihrem Vaterlande ſiegeriſch ſchalten ſehen; es iſt gedenkbar, daß die neuen Feldherren und altadelichen Hauptleute des franzöſiſchen Heeres mehr als alle Napoleone, Maſſena und Soult vermögen; daß die neugeworbenen Kriegsvölker noch ungleich ausdauernder und tapferer ſind, denn die Veteranen des ehemaligen Kaiſers. Aber es iſt nicht gedenkbar, daß das Kabinet der Tuilerien, wider die offenkundige Neigung des Volkes, einen Krieg jenſeits der Pyrenäen führen könne, ohne ſich der Ruhe im Innern durch Schreckensmaasregeln zu verſichern. Allein es iſt bekannt, daß ſolche Maasregeln auch die Energie des Mißmuths ſteigern, und daß es höchſt ſchwierig ſein dürfte, das Volk vermittelſt des Volkes zu zähmen. Sollen preuſſiſche, öſterreichiſche und deutſche Heere an den Grenzen Schreckmittel für die Nation werden? Soll ganz Europa zu Gunſten der Ultra in Waffen treten? Kann Europa wollen?

Der Knoten iſt geſchürzt. Die herrſchende Partei in Frankreich *will* den Krieg; ſie kann ihn nicht aufgeben, *ohne ſich ſelbſt aufzugeben*. Rußland, Oeſterreich und Preuſſen haben ihre Geſandtſchaften von Madrid zurückgerufen und ſich beſtimmt wider Spanien in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung erklärt. *Portugall will* und *muß* mit Spanien ſtehen oder fallen. *Großbritannien* neigt ſich dieſen mehr als den übrigen Mächten des feſten Landes zu, denn es findet in Spanien und Portugall freiere Märkte, als in den andern Reichen des Feſtlandes. Die Pyrenäenvölker ſelbſt aber halten mit Stolz ihre errungenen Freiheiten und Verfaſſungen feſt, und fürchten den Krieg keineswegs. Sie ſehen Frankreichs Inneres von Gährungen bewegt. Sie ſehen in Italien die unerloſchene Gluth unter der Aſche. Sie ſehen die heimliche Unruhe Belgiens. Sie ſehen die zwieſpältigen Intereſſen vieler wider Willen zuſammengebundener Länder. Sie ſehen den Orient in Flammen des Aufruhrs; Perſer, Türken, Griechen in wildem Handgemenge; den Thron des Großherrn unter Geſetzloſigkeiten ſchwankend. Der Knoten der Weltbegebenheiten iſt geſchürzt. Ob ihn die Hand der beſonnenen Weisheit löſe, ob ihn das Schwert der wahnſinnigen Leidenſchaft zerſchneide — wer erräth es? Das ſind die Wirren des Jahres!

Digitized by Google

Wir wiſſen, der franzöſiſche Revolutionskrieg hat die bürgerlichen Zuſtände und ſtaatsthümlichen Verhältniſſe von Frankreich verwandelt, die Umgeſtaltungen Portugalls und Spaniens und dann ganz Amerika's zur Folge gehabt. Das ehemals nur in den Schulen der Weltweiſen und Staatsrechtslehrer bewahrte Licht über Menſchen- und Volkswürde hat dadurch an Umfang und Stärke ſolchen Zuwachs gewonnen, daß ſelbſt dort, wo man Gewalt verſchmähte, viele der altehrwürdigen Inſtitutionen des Mittelalters von ſelbſt, wie Schatten der Nacht im Sonnenaufgang, verſchwanden. Dies nun weiſſagt: ein ſpaniſcher Revolutionskrieg werde ſeine Wirkungen noch unermeßlicher äuſſern, nicht weil Spanien an ſich furchtbarer als Frankreich iſt, ſondern weil Ueberzeugung und Anſicht der Nationen, weil politiſcher und moraliſcher Verband der europäiſchen Staaten im Jahr 1823 nicht mehr ſind, was ſie noch im Jahr 1789 waren.

Wem der Friede der Welt, wem eine allmälige, ſturmloſe Entfaltung der Nationen zu einem edlern Daſein heilig iſt, wird in dieſen Augenblicken mit Hoffnung und Sehnſucht auf die drei großen Urheber des heiligen Bundes und die Monarchen der Mittelſtaaten emporſchauen, daß ſie Schirmhalter der Ruhe unſers Welttheils bleiben. Sie werden es, wie ſie es im Innern ihrer Reiche durch Gerechtigkeit, Mäßigung und Menſchlichkeit ſind, durch dieſelben Tugenden für den größern Theil Europens werden, und bleiben, ſo lange ſie ihren mächtigen Arm keiner der Parteien, ſondern dem wahren Bedürfniſſe ihrer Nationen und einer großſinnigen Menſchlichkeit gegen fremde Nationen hinleihen. Die Natur wird dort, wo wir ſie für krank halten, ſich ſelber helfen; ſie läßt ſich vom Menſchen nicht meiſtern. Alle Konvulſionen der Völker ſind nicht durch das „Ruhig-gehen-laſſen“ ihrer Naturen, ſondern durch die ſtörende Regierungsmaxime des „Gehen-machens (trop gouverner) bewirkt, beſonders wenn man das Jahrhundert nach dem Intereſſe des Tages, die Bedürfniſſe der Welt nach den Bedürfniſſen ſeiner Perſon, und die Ueberzeugungen des menſchlichen Geſchlechts nach eigenen Begriffen zuſchneiden wollte.

Vielleicht iſt, was ich in dieſen Blättern niederzulegen für Pflicht hielt, Vielen nicht legitim, Vielen nicht liberal genug. Das würde mich glauben laſſen, ich habe gefunden, was ich geſucht, näher der Wahrheit, als irgend einer der Parteien an den Auſſenenden, zu ſtehen.

Heinrich Zſchokke.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die asiatische Gesellschaft in Paris. — Der Ursprung des Papiergeldes.

Das Studium der orientalischen Sprachen hat seit zwanzig Jahren die bedeutsamsten Fortschritte gemacht. England, Frankreich und Deutschland wetteiferten in rühmlicher Anstrengung für die Kundmachung der mannigfaltigen Schätze, welche die asiatische Literatur in fast allen Zweigen menschlicher Kenntnisse darbietet. Eine große Zahl von Urschriften, in arabischer, hebräischer, persischer, türkischer, armenischer, in der Sanskrit- und chinesischen Sprache, sind zu London, Paris, Wien und noch in andern Sitzen europäischer Gelehrsamkeit durch die Presse bekannt gemacht worden. Die ausgezeichnetsten Verdienste um die literarischen Schätze des Orients, und um die Herausgabe vieler wichtiger Werke, hat sich die asiatische Gesellschaft in Calcutta erworben. Eine ähnliche Gesellschaft ist vor einigen Monaten in Paris, unter dem Schutze des Herzogs von Orleans, gestiftet worden, welche jetzt monatliche Versammlungen unter dem Vorsitze des Barons Sylvestre de Sacy hält. Ihr engeres Arbeits-Comité, durch Stimmenmehr der Mitglieder des größern Vereines gewählt, besteht aus den Herren Graf Amedée von Pastoret, Marquis von Clermont-Tonnerre, Rasul-Rochette, Saint-Martin, de Chézy, Gail, Kieffer, Hase, Compollion jünger, Barnouf, Graf Lanjuinais, Cousin, Baron Coquebert de Montbret, Eugene de Montbret, Demanne, Fauriel, Abbé Reinaud, Klaproth, Baron Pasquier, Grangeret de Lagrange, Amedée Jaubert, Baron von Humboldt und J. Agoub. Die Gesellschaft gibt eine Monatschrift unter dem Titel: Journal asiatique, heraus. Eine diesem gelehrten Verein am 1 Oktober (1822) gehaltene und auch besonders abgedruckte Vorlesung des Hrn. Julius Klaproth über den Ursprung des Papiergeldes (sur l'origine du papier-monnoie) will man hier im Auszuge liefern.

Der berühmte Reisende aus Venedig, Marco Paolo, hat zuerst dasjenige Papiergeld in Europa bekannt gemacht, dessen sich die Mongolen, die Beherrscher von China, zu seiner Zeit bedienten. Die nämlichen Mongolen brachten dasselbe späterhin nach Persien, wo ihre Assignaten djaou oder diaw hießen. Das Wort stammt unzweifelhaft von dem gleichbedeutenden chinesischen tchhao her, und ist zusammengesetzt aus kin, Metall, und chao, wenig; es bedeutet demnach Mangel oder Abgang von Metall (gemünztem). Spricht man es tchhao aus, so bedeutet es gewaltsam nehmen, stehlen, sich fremden Gutes bemächtigen.

Der Umstand, daß die Mongolen in China und in Persien sich des Papiergeldes bedient haben, verleitete einige Schriftsteller, zu glauben, sie seien die Erfinder desselben, und der

Digitized by Google

berühmte Schlözer in Göttingen ließ (in seinen kritisch-historischen Nebenstunden; Göttingen 1797, 8.) eine Abhandlung mit der Aufschrift drucken: „Die Mongolen, Erfinder des Papiergeldes im dreizehnten Jahrhundert.“ Das Irrige dieser Behauptung erhellt aber aus der sechzig Jahre früher, im Jahr 1739, bekannt gewordenen Geschichte von Tchingbis-Khan und der mongolischen Dynastie in China, die der P. Gubil aus chinesischen Quellen bearbeitet hat. Es ist darin von der Abschaffung desjenigen alten Papiergeldes die Rede, welches unter der Dynastie der Soung, die vor den Mongolen in China herrschte, eingeführt war; auch wird darin einer neuen Art von Assignaten gedacht, die im Jahr 1264, durch den Minister Kiaszu-tao, statt der ältern aufgestellt wurden. Das Resultat der eigenen sorgfältigen Forschungen des Hrn Klaproth über den Zeitpunkt der Erfindung oder ersten Aufstellung des Papiergeldes ist nun folgendes.

Die älteste Finanzspekulation des chinesischen Ministeriums, um dem Mißverhältnisse der Staatsausgaben gegen die Einnahmen zu begegnen, reicht ins Jahr 119 vor der christlichen Zeitrechnung, unter der Regierung des zur großen Dynastie der Han gehörenden Kaisers Ou-ti, hinauf, wo die phi-pi oder das Häutegeld (valeurs en peau) eingeführt wurde. Es waren dies Stücke Haut von einer Art weißer Hirschen, die im innern Park des Pallastes gehegt wurden. Ihre Größe betrug einen chinesischen Geviertfuß, und sie waren mit sehr feinen Malereien und Einfassungen verziert. Die Großen und die Hofleute, welche dem Kaiser ihre Aufwartung machen wollten, oder die zu Festlichkeiten und Gastmählern im Pallaste geladen waren, mußten das Täfelchen, welches sie sich in Gegenwart des Sohnes vom Himmel vor's Gesicht hielten, mit einer solchen Haut bedecken, die vom kaiserlichen Haushofmeister zu vierzigtausend Deniers, ungefähr fünfhundert französische Franken, gewerthet war. Um diesen Preis kursirten sie im Pallaste und unter den Großen; hingegen scheint nicht, daß sie je unter dem Volk als Münze in Umlauf gesetzt wurden.

Ma-touan-lin meldet, nach den Jahren ta-nie (605—617 christlicher Zeitrechnung) bis zu Ende der Dynastie der Soui, sei die Finanzzerrüttung in China vollends dahin gediehen, daß Dinge aller Art, runde Stücke Eisen, Tuchlappen und sogar Pappdeckel statt der Münze gebraucht wurden. Im Anfang der Regierung des Kaisers Hiantsoung, von der Dynastie der Thang, oder um's Jahr 807 christl. Zeitrechnung, war das gemünzte Kupfer so selten geworden, daß ein neues Verbot der aus diesem Metall verfertigten Gefälle und Geräthschaften erlassen wurde *). Die Kaufleute, welche nach der Hauptstadt kamen, und die reichen Familien überhaupt, mußten ihre Baarschaft in die Staatskassen abgeben, und sie empfingen dafür Gut-

*) Die Ursache der in China so häufig eingetretenen Seltenheit des Kupfers beruhte hauptsächlich auf der Verfertigung einer großen Menge bronzener Bilder von Foe und seinen Heiligen. Darum kamen dann auch nach jeder Verfolgung dieser Religion in China wieder Kupfer und Münzen zum Vorschein.

Digitized by Google

scheine, die überall Umlauf hatten und feythsian oder fliegende Münze genannt wurden. Es verflossen jedoch kaum drei Jahre, so sah man sich genöthigt, den Gebrauch dieses Papiers auch in der Hauptstadt wieder einzustellen, nachdem es in den Provinzen bereits ausser Kurs gekommen war.

Im Lande Chou, welches die nunmehrige Provinz Szu-tchhouan ist, wurde zuerst ein völliges Papiergeld eingeführt, das will sagen, Anweisungen (Assignaten) statt des Geldes, die keinerlei Gewährleistung hatten. Ein gewisser tchang-young brachte sie an die Stelle der allzuschweren und unbequemen eisernen Münze. Diese Assignaten hießen tchi-tsi oder Abschnitte (coupons). Unter der Regierung von Tchin-tsoung ward dieses Beispiel nachgeahmt, und es wurden Assignaten unter dem Namen kiao-tsu oder Wechsel verfertigt. Sie waren zu drei Jahren um zahlbar, so daß in fünfundsechszig Jahren zweiundzwanzig Zahlungstermine eintreten sollten. Jeder kiao-tsu betrug eintausend Deniers oder eine Unze reinen Silbers an Werth. Sechszehn der bedeutsamsten Häuser hatten diese Finanzoperation übernommen; ihr späterer Bankerot veranlaßte viele Rechtshändel. Der Kaiser verbot hierauf den Privatpersonen, Papiergeld auszugeben, und behielt sich allein die Berechtigung dazu vor. Um's Jahr Chr. 1032 waren für 1,256,340 Silberunzen kiao-tsu in China ausgegeben. Im Jahr 1068 bemerkte man, daß falsche Zettel in Umlauf gekommen waren, und ihre Urheber wurden mit den gleichen Strafen belegt, wie die Verfälscher von Staatssiegeln. Nachher wurden verschiedentlich kiao-tsu-Banken in mehrern Provinzen des Reiches errichtet, und die Assignaten der einen Provinz waren in den übrigen nicht zugelassen.

Im Jahr 1160, unter der Regierung von Kao-tsoung, gab der Schatzminister oder hou-pou ein neues Papiergeld aus, welches hoei-tsu oder Uebereinkunftszettel (conventions) hieß. Anfänglich hatte dasselbe einzig nur in der Provinz Tche-Kiang und der Nachbarschaft Umlauf; bald aber wurde es durch das ganze Reich verbreitet. Das dazu gebrauchte Papier ward zuerst nur in den Städten Hoei-tcheou und Tchhi-tcheou von Kiang-nan, später auch in andern ausgegeben. Die ersten hoei-tsu hatten eintausend Deniers an Werth; aber unter der Regierung von Hiao-tsoung, im Jahr 1163, wurden deren zu fünfhundert, dreihundert und zweihundert Deniers ausgegeben. In fünf Jahren, das will sagen, bis zum siebenten Mond des Jahrs 1166, waren bereits für achtundzwanzig Millionen Unzen dieser Assignaten ausgegeben, und am 14 des eilften Monats vom gleichen Jahre fand sich diese Summe nochmals um 15,600,000 Unzen vermehrt, und in der Folge ergab sich ein stets weiterer Zuwachs. Neben diesen Assignaten bestanden noch die kiao-tsu und einige andere besondere Provinzial-Papiere, so daß das Reich mit Papiergeld überschwemmt war, welches unerachtet dessen, was die Regierung zu Erhaltung seines Kredits von Zeit zu Zeit vorkehrte, immer mehr im Werth sank.

Endlich unter der Regierung von Ly-tsoung, im Jahr 1264, hielt der Minister Kia-

Digitized by Google

szu-tao, als das Papiergeld stets tiefer sank und die Waarenpreise immer höher stiegen, für gut, dasselbe durch neue Assignaten zu ersetzen, welche er yn-kouan oder Geldobligationen nannte: aber das vorgesetzte Ziel blieb unerreicht, und das große Mißverhältniß zwischen Geld und Waaren dauerte weiter fort.

Während die letzten Kaiser aus der Dynastie der Soung sich ins südliche China zurückgezogen hatten, stand das nördliche Land unter der Herrschaft der Niu-tchy, eines Volkes vom Tungusenstamme, das ein neues Reich unter dem Namen Kin oder Goldreich gestiftet hatte, dessen Fürsten den arabischen und persischen Geschichtschreibern unter dem Namen der Altoun-Khan bekannt sind. Die beständigen Kriege, durch die ganz China verwüstet ward, hatten alle Provinzen dieses schönen Landes zur Verarmung gebracht, so daß, als im Jahr 1155 das Kupfer im Königreiche Kin höchst selten geworden war, sie sich genöthigt sahen, nach dem Vorbilde der Soung, gleichfalls Papiergeld-Banken zu errichten. Die Assignaten von zwei-, vier-, acht- und zehntausend Deniers hießen große Zettel, und die kleinen betrugen einhundert, dreihundert, siebenhundert und neunhundert Kupfermünzen. Nach sieben Jahren wurden die alten Zettel gegen neue vertauscht.

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hatten die Mongolen sich China unterworfen und die Dynastie Youan gestiftet, welche von 1279 bis 1367 regierte. Noch ehe das Land gänzlich erobert war, hatte bereits schon Koublai-Khan oder Chi-tsou, der erste Kaiser dieser Dynastie, die Assignaten bei den Mongolen eingeführt (zwischen 1260 und 1263). Diese in der Folge schnell vermehrten Assignaten hießen pao-tchhao oder köstliches Papiergeld. Die Rinde vom Maulbeerbaum (morus papyrifera) ward dazu gebraucht; aber ein verschiedentlicher Wechsel dieser Papiere mochte ihren Kredit so wenig halten, daß die Mongolen, als sie China zu verlassen gezwungen waren, das Land durch ihr köstliches tchhao vollends ruinirt hatten.

Bei solcher Lage der Dinge durften die den Mongolen folgenden Kaiser der Ming-Dynastie nicht nur nicht auf das Papiergeld verzichten, sondern sie mußten neues hinzuthun. Im Jahr 1375 wurden sechs verschiedene Arten Assignaten ausgegeben, nämlich von 1000, von 500, 400, 300, 200 und 100 Kupfermünzen. Jene von 1000 Deniers hatten den Werth einer Unze Silber. Dem Volke ward verboten, Gold, Silber und Kostbarkeiten als Tauschmittel zu gebrauchen. Bald anfangs stand die Kupfermünze zum Papier wie 13 zu 17. Später im Jahr 1448 fand sich, vermuthlich in Folge übermäßiger Vermehrung desselben, das Papiergeld so tief gefallen, daß das Verhältniß 3 zu 1000 geworden war. Die Regierung wollte helfen; sie verbot den Gebrauch der Kupfermünze, sie zwang das Volk, die Assignaten zu gebrauchen, und nahm dieselben hinwieder auch für Bezahlung der Steuern an. Alles war jedoch vergeblich. Die tchhao hoben sich nicht wieder, und sie verschwanden zuletzt völlig. Wenigstens wird ihrer vom J. Chr. 1455 an nicht weiter gedacht.

Digitized by Google

Die Mandchoux, welche auf die Minge folgten und die gegenwärtigen Alleinherrscher von China sind, haben niemals versucht, Papiergeld irgend einer Art auszugeben; diesen Barbaren ist nämlich der Hauptgrundsatz guter Finanzverwaltung noch unbekannt geblieben, demnach ein Land, je mehr Schulden es hat, um so viel reicher und um so viel glücklicher sein muß.

Die Assignaten oder Papiergeld der Soung, der Kin und der Mongolen waren alle aus dem Rindestoff des Baumes tchu verfertigt. Jene der erstern bestanden aus einfachen mit dem Staatssiegel versehenen Blättern; auf denen der Mongolen fanden sich noch andere Zierrathen. Das Papier, dessen sich die Minge für ihre Assignaten bedienten, war aus verschiedener Art Pflanzenstoff verfertigt. In dem Werke des P. Duhalde (Bd. 2, S. 163) findet sich ein solches Papiergeld abgebildet.

Digitized by Google

Wanderung durch das steinige Arabien, von Herrn Eduard Rüppel, in einem aus Damiette am 31 Julius 1822 an den Freiherrn von Zach überschriebenen Reisebericht *).

Der Pascha von Aegypten hatte eine Besichtigung der Bergwerke gewünscht, die in der Gegend von Wadi Nahasb vorkommen, und er ließ mir dieselbe antragen. Dies veranlaßte die nicht gefahrlose kleine Reiseunternehmung, von der ich hier Nachricht geben will. Ich nahm den Vorschlag an, unter der doppelten Bedingung, daß er mir das nöthige Geleit geben und für meine Geräthschaften und Instrumente gut stehen solle. Dies ward zugestanden, und mir war es nunmehr erwünscht, eine Reise zu machen, die ich unter andern Verhältnissen nie hätte unternehmen können. Ich bemerke noch, daß eine meiner Bedingungen dahin ging, daß ich, mit Ausnahme der Bezahlung meiner Begleitung, die ganze Reise auf eigene Kosten unternähme.

Wenn meine Reiseerzählung etwas umständlich ausfällt, so geschieht dies darum, weil vermuthlich so bald nicht wieder ein europäischer Reisender diese Gegenden besuchen dürfte, und weil sich denselben so manche werthvolle und geschichtliche Erinnerung anknüpft.

Die Unruhen, welche zu Anfang Aprils in Cairo statt hatten und die verspätete Ankunft der Araber vom Stamme Hamaran, in deren Begleit man einzig nur nach Akaba gelangen kann, verzögerten meine Abreise bis zum 17 April. An diesem Tage trat ich den Weg nach Suez an, mit Hrn. Hey, meinen zwei Bedienten, zwei Häuptlingen vom Stamme Hamaran und vier gemeinen Arabern. Zehn Kameele trugen unsere Personen, unser Gepäck und die Lebensmittel.

Der Weg von Cairo nach Suez ist so einförmig, ermüdend und uninteressant, dabei auch von so vielen Reisenden schon beschrieben worden, daß ich nichts darüber sagen will. Um so überraschender war mir die Erscheinung von Katakomben oder der in einen Kalkfelsen gehauenen Grotten, deren noch kein Reisender, so weit wenigstens ihre Berichte mir bekannt geworden sind, Erwähnung gethan hat. Sie befinden sich nordwärts der Ruinen des alten Kolsum **),

*) Correspondance astronomique, vol VI. p. 454—468; 524—543.

**) Kolsum, von den Alten auch Clysma genannt, war eine kleine Stadt am nördlichen Ausgang des rothen Meeres, welchem sie selbst auch ihren Namen gab; es ward dasselbe nämlich mare colsumac, im Arabischen Bahar el Kolsum genannt. Einige Geschichtschreiber, wie Eusebius, Philostorgus, Cosmus der Aegyptier, behaupten, es sei dies die Stelle gewesen, an der die Israeliten durch das rothe Meer zogen.

Digitized by Google

am Ufer des Meeres Daß dieſe Felsgrotten zum Behuf von Grabſtätten ausgehauen wurden, kann keinem Zweifel unterliegen; aber bemerkenswerth und auſſerordentlich iſt der Umſtand, daß gegenwärtig das Meerwaſſer zur Zeit der anſteigenden Fluth ihren Boden einige Soll hoch bedeckt; auch ſind die Wände alle mit Salz überzogen, wodurch wohl die Bildhauerwerke zerſtört wurden, die wahrſcheinlich zum Schmucke dieſer Stätten vorhanden waren.

Um das Geleit des Paſcha zu verſtärken, wurden vom Statthalter in Suez meiner kleinen Karavane noch vier Perſonen beigeordnet; zwei Häuptlinge vom Stamm Soelhé, ein Sheik vom Stamm Miſene, und einer ſeiner Janitſcharen als Vertrauter; dieſe alle ritten auf Dromedaren.

Am 21 April Nachmittags gingen wir von Suez ab. Ein zwar gelinder Südoſtwind erfüllte die Atmoſphäre mit dichten Dünſten. Der Thermometer war am Meerufer im Schatten auf 27½ Grad Reaum. geſtiegen. Die Ausdünſtungen der Salzwaſſerſümpfe nordöſtlich vom Golf machten die Hitze noch unerträglicher. Den Sumpf hatten wir bald hinter uns, und ſetzten nun den Weg in nordöſtlicher Richtung eine gute halbe Stunde weit im Bette des alten Kanals fort, welcher beide Meere vereinbaren ſollte. Seine Breite beträgt ungefähr hundert Fuß; von ſeiner Mauerbekleidung aber iſt keine Spur übrig geblieben. Man wollte, wie es ſcheint, den Bergſtrom Wadi Babbeh benutzen, von dem ſogleich die Rede ſein wird.

Beim Austritt des Kanals ſetzten wir unſern Weg in gerader Richtung oſtwärts fort. Er führte durch eine Sumpfebene, welche in eine Wüſte von beweglichem Sand überging, die wir allezeit nach Oſten hin in fünf und dreiviertel Stunden zurücklegten. Den folgenden Tag (22 April) trafen wir am tiefen Flußbette des Wadi Babbeh ein, welcher auch Wadi Hadgi genannt wird. Er war ausgetrocknet; wenn aber die großen Regen in den nordöſtlichen Bergen fallen, ſteigt das Waſſer darin bis zur Höhe von ſieben Fuß. Dieſer Wadi entſpringt in jenen Bergen, und er verliert ſich in das ſalzige Sumpfland nordwärts von Suez.

Drei Stunden lang folgten wir dem Laufe und den Krümmungen dieſes Wadi in der umgekehrten Richtung ſeiner Strömung; wir gelangten alsdann an den Fuß der Kalkhügel, die wir in der Richtung von Südoſt überſtiegen, um in das fruchtbare Thal von Kubab zu gelangen. Es wird dieſes Thal durch die Kalkgebirge, welche den Namen Korös führen, und die von Südweſt nordwärts ziehen, gebildet. Das ſich hier ſammelnde Regenwaſſer hat keinen Ablauf und bleibt ſtehen. Das ganze Thal iſt mit Gebüſch und Sumpfpflanzen bedeckt; überall findet ſich beim Nachgraben in der Tiefe etlicher Fuße Süßwaſſer, das die Araber jedoch zu benutzen ſich nicht die Mühe nehmen, ſondern ſolches vielmehr eine halbe Stunde weit nordwärts holen, wo ſie in einer kleinen Schlucht zwei gemauerte Ziſternen finden. Zwei andere in Felſen gehauene ſtehen ganz nahe. Auch liegen hier die Ruinen einer muhamedaniſchen Grabkapelle und einiges Mauerwerk.

Sollten dieſes nicht Ueberbleibſel der Kolonie ſein, von der einzig nur die letzte Silbe ihres Namens ...deia auf der Peutingerſchen Tafel vorkommt? Auf jeden Fall gehören dieſe

Digitized by Google

Ruinen, zum größern Theile wenigstens, den Zeiten des Heidenthums an, und es hat ein hier wohnender Araber mir eine von ihm gefundene Kupfermünze gewiesen, die aus den Zeiten der Ptolomäer herrührt. Zwei oder drei arabische Familien vom Stamme Hoadat bewohnen dieses Thal, bei denen ich mich, jedoch ohne Erfolg, nach den Namen der Zisternen erkundigt habe.

Wir übernachteten im Thale Kubab, und blieben den folgenden Tag noch spät daselbst, um unsere Zelte zu trocknen, die von einem in der Nacht gefallenen Regen durchnäßt waren. Ich erwähne dieses Umstandes, um zu bemerken, daß den Winter und Frühling über im steinigen Arabien ungleich mehr Regen fällt, als man in Europa gewöhnlich glaubt.

Nach einem sechsstündigen Marsche durch Schluchten der Kalkgebirge, meist in östlicher Richtung, ward in der Ebene Schemé Halt gemacht, als am letzten Weideplatze bis zum Schlosse Negbelé. Wir trafen auf diesem Wege verschiedene sehr ansehnliche Ziegenheerden an, die jedoch von den Einwohnern bei unserer Annäherung eilig nach den Bergen gejagt wurden. Selten nur kamen wir in Berührung mit den Arabern; auf dem ganzen Wege von Sues bis Akaba geschah dies nur zweimal, hier und in Wadi Kubab; jedesmal waren sie sorgfältig bedacht, ihre Waffen zu zeigen, die doch meist nur in einer alten Flinte mit verrostetem Schlosse bestanden. Den Namen des Stammes, der diesen Wadi bewohnt, konnte ich nicht erfahren.

Aus der Ebene von Schemé führt ein Weg nordöstlich in sechs Tagen nach Jerusalem. Um das Schloß von Negbelé zu erreichen, hatten wir noch dreizehn Stunden in ost-südöstlicher Richtung über eine thonerdige Fläche zu wandern, auf der sich in Horizontalschichten mit Flintensteinen vermengte Kreidenbänke erheben. Der Boden ist völlig unfruchtbar, großentheils mit scharfeckigen Kieseln und Hornstein-Nieren überdeckt.

Das Schloß Negbelé bildet ein länglichtes Viereck, dessen Umfangsmauer sechs Thürme trägt. Sein einziges Thor liegt auf der Ostseite, und der Eingang wird durch zwei verrostete eiserne Kanonen aus den Schießscharten der zwei anstoßenden Thürme vertheidigt. Der Pascha von Aegypten unterhält hier dreißig Mograbins unter den Befehlen eines Aga (!), welchen Namen der Befehlshaber dieser furchtbaren Garnison führt. Im Schloßhofe befindet sich ein tiefer Sodbrunnen, welcher allezeit trinkbares Wasser enthält. Wenn die Karavanen der Wallee hier durchgehen, wird mit zwei Ochsen ein Rad gedreht, wodurch drei gemauerte Zisternen, nordöstlich ausser der Schloßmauer gelegen, mit Wasser gefüllt werden. Der Mangel an Reinlichkeit in diesen Behältern ist Schuld, daß ihr Wasser einen bittern Geschmack annimmt.

In der Nacht, die wir in Negbelé zubrachten, trat ein starkes Gewitter mit heftigen Schlagregen ein, welches mich hinderte, die Breite des Orts durch Stern-Meridianhöhen auszumitteln. Am 25 April machten wir uns bei guter Zeit auf den Weg, theils in der Richtung von 50° S. O., theils in gerader östlicher. Ein Marsch von neun Stunden brachte uns in die Ebene Garbis, wo übernachtet ward. Bis dahin waren wir immer auf der Straße der großen Wallee-Karavanen nach Mecca geblieben. Die traurigste Einförmigkeit herrscht in diesen Land-

Digitized by Google

schaften; nackte Thon- und Kreidehügel wechseln mit öden und unfruchtbaren Kiesel-Ebenen. Am 26 April Morgens verliessen wir die östliche Wallerstraße und schlugen den Weg nach Südost ein. Nach drei und einviertel Stunden gelangten wir an eine Bergschlucht, Wadi Tamat genannt, die westwärts von stufenförmig sich erhebenden wagerechten Thonlagern eingefaßt ist. Am Fuße dieser Terrassen findet sich ein Sodbrunnen mit vortrefflichem Wasser, der nicht gemauert, sondern bloß fünfzehn Fuß tief in den Sand gegraben ist. Das Wasser steht darin nicht über zehn Zoll hoch; aber man besitzt damit wenigstens, in der traurigen Einöde, dieses kostbare, für das animalische Leben so nothwendige und in dem sengenden Klima das ganze Jahr hindurch so unentbehrliche Element. Vier Stunden weiter ostwärts gelangten wir nochmals auf die Wallerstraße. Bald wurde nun die ermüdende Einförmigkeit der Wüste durch Kalkhügel unterbrochen, welche Dabt l Baggelé heißen, und deren steile Abhänge diesen Paß für Kameele sehr gefährlich machen. Fromme Muselmänner liessen einen bei zweihundert Fuß langen Weg in den Felsen graben. Drei auf der Südseite des Weges in Stein gehauene arabische Inschriften empfehlen den Namen dessen, der das nützliche und wohlthätige Werk zu Stande gebracht hat, dem Andenken der Nachkommen. Der Paß heißt Dubbe, und die Gegend ist durch eine als grausame Räuber bekannte Araberhorde vom Stamme Heiwat unsicher. Zwei unserer Führer ritten voraus, um ihnen einen Besuch zu machen und durch Unterhandlung uns vor Plünderung zu sichern. — Durch ein mit Tamarindenbäumen und Nabacks besetztes Thal stiegen wir in die Ebene Darfureck herab. Von hier aus nahm ich in der Entfernung eine Kette von Bergspitzen wahr, die alle das Aussehen erloschener Vulkane hatten. Sollte dies vielleicht ein Ast jener vulkanischen Berge sein, welche längs dem todten Meere gelegen sind? Unser Weg führte nun weiterhin in östlicher Richtung über ein unfruchtbares Land, das mit verwitterndem Granit überdeckt ist. Am 27 April trafen wir beim ersten Hügel dieses Urgesteins ein; es stellt sich dasselbe hier in großen vereinzelten Blöcken dar, und ihre Lagerung zeugt deutlich, daß die Gipfel dieser Berge in der Richtung von N. N. O. nach S. S. W. laufen. Mitten zwischen diesen Granithügeln fanden wir, zu unserm nicht geringen Befremden, eine Art See, aus angesammeltem Regenwasser gebildet. Seine Wasserfläche dehnt sich fast eine halbe Stunde in die Länge und fünfhundert Fuß in die Breite aus. Seine Tiefe beträgt mehrere Fuß. Dieser Ort wird Ras es sat genannt. Der Angabe meiner Führer zufolge ist dieser See nie ohne Wasser, wofern nicht zur Winterszeit überall kein Regen in den Bergen fällt. Ostwärts ist dieses hohe Thal Ras es sat von röthlichen Kalksteinschichten eingefaßt. Ich nenne das Thal hoch, weil ich nur erst beim Niedersteigen auf sehr steilen Pfaden wahrnahm, daß wir uns bei fünfzehnhundert Fuß über der Meeresfläche befanden. Die Fernsicht von da aus ist so malerisch, wie ich kaum je eine gesehen habe, und der seltsame Abstich zu der abscheulichen Wüste, von der man kommt, verstärkt noch ihre Wirkung.

In der Entfernung stellen sich die blaulichten Gipfel der Granitberge jenseits von Akaba dar. Zur Rechten findet sich eine Engaussicht auf's Meer. Vorn die schwarzen und gezackten

Spitzen eines Urgebirgs, mit Massen von gelblichem Muschelkalk wechselnd. Zur Linken der Wadi Arabi, welcher zwischen Baumgruppen und Gebüsch vom schönsten Grün hinschlängelt. Wir bedurften über fünf Stunden für's Niedersteigen über diese holprichten und krummen Pfade, die sich in mancherlei Verschlingungen um die gewaltigen Porphyrmassen winden.

An den gefährlichsten Stellen ist ein etwa dreißig Fuß breiter Weg in den Felsen gehauen. Eine Inschrift erhält den Namen des von den frommen Wallern, die hier durchziehen und sein menschliches Werk benutzen, tausendfältig gepriesenen Wohlthäters. Diese Bergkette heißt Gebel Mahamar, und die jenseits Akaba gelegene führt den Namen Gebel Araba.

Längs der Meeresküste wanderten wir in östlicher Richtung neben einem salzigen Sumpfe etwa eine Stunde weit, und gelangten hierauf zu den Ruinen einer alten Ansiedelung, die in mehrern großen Trümmerhaufen kennbar war. Vielleicht ist es die alte Stadt Eilat *), wie ich in der Folge wahrscheinlich machen werde. Das trockene Flußbett des Wadi Araba scheidet diese Trümmer von den verlassenen Wohnungen einer viel neuern Stadt, welche gegenwärtig hin und wieder unter Palmbäumen zerstreut stehen. Einige derselben werden zuweilen durch wandernde Araber vom Stamme Hamaran bewohnt. Endlich dann trafen wir wohlbehalten im Schlosse Akaba ein, wo ich mein Gezelt im Schloßhofe aufrichten ließ.

Dieses Schloß steht in sehr geringer Entfernung vom Meere; es bildet ein regelmäßiges Viereck, mit wohlerhaltenen Mauern und achtseitigen Thürmen in seinen vier Ecken. Der Pascha von Aegypten unterhält daselbst vierzig Soldaten. Die Empfehlungsschreiben, welche ich für den Befehlshaber besaß, und denen ich durch ziemlich bedeutsame, dem Geschmacke des Arabers zusprechende Geschenke noch mehr Würze gab, sicherten mir eine günstige Aufnahme. Am Thorgange des Schlosses stehen viele in Stein gehauene arabische Inschriften, von denen ich aber, in Ermanglung aller Kenntniß dieser Sprache, nur ungenaue und vermuthlich unverständliche Abschriften hätte ziehen können.

Burkhardt sagt in seiner Reise, der Golf von Akaba laufe in zwei Buchten aus. Der Golf besitzt jedoch diese Gestalt nicht. Ich habe mancherlei Erkundigungen eingezogen, und einstimmig versicherte man mich, jene Buchten seien nicht vorhanden. Um jedoch völlige Gewißheit darüber zu erhalten, stellte ich einen Ausflug längs der Ostküste des Golfs an. In der Entfernung einer halben Stunde von Akaba fand ich die Ueberbleibsel einer Verschanzung von arabischer Herkunft, die den Namen Casser Bedowi führt, und wahrscheinlich zum Schutze der Waller-Karavanen bestimmt war, die hier durch nach Mecca ziehen. Von dieser Stelle aus konnte ich einen großen Theil der Ostküste dieses Golfs übersehen; später habe ich noch insbe-

*) Eilat, Ailath, Elas, Elon, Aelana, bei den Schriftstellern verschiedentlich benannt, war eine Stadt am Gestade des rothen Meers, von der in den heiligen Schriften öfters die Rede ist (Bücher der Könige I, 14, 6. 23; II, 8, 14. Deuteronom, 2. 8). Eilat liegt östlich und Kolsum gegenüber. Abulfeda bezeugt in seiner Beschreibung von Arabien und vom rothen Meer, zu seiner Zeit sei noch ein Thurm am Meeresufer gestanden, worin der Statthalter wohnte.

Digitized by Google

ſondere ſeine Weſtſeite unterſucht, und nie konnte ich weder Krümmung, noch Kreek, noch etwas einer Bucht Aehnliches wahrnehmen *). Weil ſich in der ganzen Gegend herum nirgends ein Fahrzeug finden ließ, um in den See hinaus zu fahren, ſo war mir auch unmöglich, wie ich gewünſcht hatte, das Senkblei anzuwenden. Einem der ausgehöhlten Palmbaumſtämme, deren die Fiſcher ſich zum Auswerfen der Netze bedienen, mochte ich mich nicht anvertrauen; es ſchienen mir dieſelben allzuhinfällige Fahrzeuge für ein Wagſtück auf der ſalzigen Fluth zu ſein **).

Das Meer iſt ſehr fiſchreich und enthält eine Menge Korallen und Seegewächſe; unter andern findet ſich eine ſehr gemeine und merkwürdige Korallenart, die, ſo lange ſie unter Waſſer bleibt, eine zierliche Roſenfarbe zeigt, an der Luft hingegen alſogleich ſchmutzig-gelb wird.

In den Bergen öſtlich von Akaba ſollen ſich mehrere ſchöne Ruinen und darunter recht wohlerhaltene befinden; aber die wilden und rohen Landesbewohner geſtatten den Zutritt nicht. Man rühmte mir beſonders eine Anzahl prachtvoller Säulengänge zu Araba (Petra?) ***), das nur anderthalb Tagreiſen von Akaba entfernt iſt.

Erkundigungen, welche ich über den Namen des Orts einzog, wo ich die obgedachten großen Trümmerhaufen antraf, gaben an, er heiße Gelena, welches wohl, wie ich ſchon bemerkt habe, das alte Eilat ſein könnte. Ich habe dieſen Ort öfters in allen Richtungen durchwandert, aber nichts Bemerkenswerthes entdeckt, auſſer einem ſchönen ins Geviert gehauenen weißen Marmorblocke, der vor ein paar Jahren erſt ausgegraben ward, als man mit der Oeffnung eines alten Bades (Grabmals?) beſchäftigt war, in deſſen Wanne (Sarkophag?) verſchiedene Goldmünzen angetroffen wurden.

---

*) Auf allen alten und neuen Karten von Aegypten wird der Golf von Akaba mit zwei ziemlich tief landeinwärts gehenden Buchten dargeſtellt; im Grunde der weſtlichen Bucht wird Eilat, und in dem der öſtlichen Akaba verzeichnet. Der geogeaphiſche Irrthum hat ſich bis auf unſere Zeit fortgepflanzt. Es wäre jedoch möglich, daß vormals Buchten an dieſer Küſte vorhanden waren. Sie wird auf Herrn Rüppels Karte ſumpfig dargeſtellt; das Waſſer kann ſich zurückgezogen haben und die Buchten können vertrocknet ſein. Das rothe Meer ward von den alten Schriftſtellern verſchiedentlich genannt: Mare Erythreum, Mare Thullissa Erythrea, Mare Edom, Mare Colsum, Sinus Heroopolites, Sinus Arabicus; aber ſein älteſter Name, der bibliſche, iſt Jam Suph, oder arabiſch Bahar Suph, welches ſagen will Schilfmeer, denn Suph bedeutet im hebräiſchen Schilf, Rohr. Faſt alle Bibelüberſetzer haben Jam Suph durch rothes Meer überſetzt; ſo die Vulgata, die franzöſiſchen und italieniſchen Ueberſetzer. Luther allein nur hat richtiger überſetzt, das Schilfmeer.

**) Hr. Rüppel hat wohl gethan, ſich einem Meere nicht anzuvertrauen, das ganze Armeen verſchlungen hatte. Die Schiffsbaukunſt iſt noch die nämliche, wie Horaz ihrer in der dritten Ode des erſten Buches gedenkt, und unſer Reiſende hatte keinen Beruf, hier das robur oder das aes triplex zu erproben, wozu ſich ihm in der Folge beſſere Gelegenheit darbot.

***) Petra, eine alte zerſtörte Stadt, die dem ſteinigen Arabien, deſſen Hauptſtadt ſie war, den Namen gab. Sie iſt die alte Selah der heiligen Schrift. Plinius und Strabo gedenken ihrer. Es gab jedoch mehrere Selah oder Petra, worüber Cellar. geogr. ant. l. 3 c. 11 nachzuleſen iſt.

Digitized by Google

Im Schloſſe Akaba iſt ein guter Sodbrunnen mit vortrefflichem Waſſer vorhanden; trinkbares Waſſer findet ſich jedoch hier überall, wovon ich mich ſelbſt überzeugt habe. Wenn nach eingetretener Ebbe in den vom Seewaſſer verlaſſenen Sand auch nur einen Fuß tief gegraben wird, ſo füllt ſich das Loch alsbald mit einem ſehr angenehmen Süßwaſſer, das mich auf meinen langen Spaziergängen manchmal ungemein erquickt hat *). Dieſe Spaziergänge waren jedoch, auch ſchon in der nächſten Umgegend des Schloſſes, dermaßen unſicher, daß mir jedesmal ein halbes Dutzend Soldaten zum Begleite gegeben wurden. Die Hamarans-Araber, welche hier wohnen, ſind ein treuloſes Volk und in ihrem Betragen höchſt unzuverläſſig; eine Menge Züge, die mir von ihnen erzählt wurden, ſind nichts weniger als Zutrauen einzuflößen geeignet Sie thun, als ob ſie die Herrſchaft des Paſcha von Aegypten anerkennen; aber es iſt dies bloße Verſtellung, denn ſie folgen ihm nur, wo es ihnen beliebt.

Nach acht Tagen Aufenthalt in Akaba begab ich mich am 4 Mai auf den Weg nach dem St Katharinen-Kloſter auf dem Berge Sinai, um von da aus die Bergwerke von Nahasb zu beſuchen. Zwei Tage wanderten wir ununterbrochen längs dem weſtlichen Ufer des Golfs, das von Granitfelſen und ſenkrechten Kalkbergen eingefaßt iſt. Nach fünf Stunden Marſch in weſtlicher und hernach ſüdlicher Richtung machten wir am Geſtade einer Bucht Halt, an deren Eingang ſich eine Inſel befindet, die Gelat Emrag **) heißt. Ihre Entfernung vom Ufer beträgt ungefähr tauſend Fuß; ſie mag höchſtens eine Viertelſtunde lang ſein, und ſie iſt einzig nur aus Granitfelſen gebildet, worauf ſich die Trümmer einer mit einer Schießſcharkenmauer umgebenen Stadt finden, deren Bauart mir arabiſch und dem zwölften Jahrhundert zugehörig ſcheint. Ich bemerkte darunter zwei gewölbte Schlupfthore. Die Mauern ſind bäuriſch, das will ſagen, aus rohen Granitblöcken aufgeführt; von gehauenen Steinen, Marmor oder Backſteinen iſt nichts zu ſehen. Ich hatte wohl Luſt, nach dieſer Inſel zu ſchwimmen; aber die vom ſcharfen Nordwinde zurückſchlagenden Wellen hätten meine Rückkehr zweifelhaft gemacht. Die Fahrzeuge wären zwar in dieſer Bucht bei Stürmen geſichert, aber der Felſengrund könnte niemals einen guten Ankergrund gewähren.

Eine und dreiviertel Stunden ſüdwärts von Gelat Emrag fanden wir eine andere ſehr romantiſche Bucht, wo eine Meerenge zwiſchen ſenkrechten Felſen eine Krümmung bildet. Die Einfahrt iſt ſehr eng, aber die See ſcheint daſelbſt tief zu ſein, und der Grund beſteht aus ſchönem Gries. Kleine Fahrzeuge fänden ſich hier wie im beſten Hafen geſchützt.

---

*) Die Thatſache iſt auffallend und um ſo merkwürdiger, als ſie völlig erwahrt ſcheint. Einen Fuß tief im Sand, worüber das Meerwaſſer in vierundzwanzig Stunden zweimal hin und her geſtoſſen iſt und auch mehrere Stunden darauf verweilt hat, wird ſüßes und trinkbares Waſſer gefunden. Es muß aber dieſer Sand das Meerwaſſer zu entſalzen vermögend ſein! Verdorbenes Waſſer wird bekanntlich mittels Filtrirung durch Sand- und Kohlenpulver gereinigt, aber nie gelang es auf ſolchem Wege, das Meerwaſſer zu verſüßen. Dieſer Sand und Bodn hätten darum ſorgfältig unterſucht zu werden verdient, und Hr. Rüppel hätte unſtreitig die Urſachen der ungewöhnlichen Erſcheinung genauer zu erörtern bemüht ſein ſollen.

**) Gelat bedeutet im Arabiſchen eine Feſtung oder einen feſten Platz.

Digitized by Google

Nachdem wir eine Weile dieſer Bucht entlang gewandert waren, verlieſſen wir die See und ſchlugen einen Weg ein, der uns über eine rücklings dem Kap Ras Emrag gelegene Anhöhe führte. Anderthalb Stunden ſpäter näherten wir uns wieder dem Ufer, das hier eine ſchöne halbmondförmige Rhede bildet, deren Halbmeſſer nahe an fünfzehnhundert Fuß betragen mag. Der ſandige Grund verheißt einen guten Ankerplatz. Dieſer Ort führt den Namen Wadi Emrag.

Die Fortſetzung des Weges längs dem Seeufer führte uns nächſt einem Berge vorbei, welcher unverkennbar die Zeichen und Spuren einer gewaltſamen Umwälzung an ſich trug. Es ſcheint dieſer Berg eingeſtürzt zu ſein; man unterſcheidet deutlich, daß große Maſſen mit vorſpringenden Winkeln ſich davon losgeriſſen haben, niederſtürzten und ins Meer verſenkten. Alles iſt hier granitiſch. Burkhardt ſpricht von einem Vulkan, welcher den Angaben der Einwohner zufolge vorhanden ſein ſollte; ich habe genaue Erkundigungen eingezogen, ohne irgend etwas Befriedigendes darüber inne werden zu können. Der Topſchi im Schloſſe von Akaba erzählte mir, er erinnere ſich, gehört zu haben, daß ein Berg unter furchtbarem Getöſe ins Meer geſtürzt ſei, und daß man Rauch davon habe aufſteigen ſehen (!). Der Topſchi meinte, es müſſe dies der Berg ſein, von dem hier die Rede iſt. Von vulkaniſchen Erzeugniſſen konnte ich auf meiner Wanderung durch's ſteinige Arabien nirgends eine Spur antreffen; auch glaube ich kühn behaupten zu können, daß deren auf der ganzen übrigen Halbinſel keine mögen angetroffen werden, weil ich nie und nirgends im Meerſande Titaneiſenſand angetroffen habe; ein Umſtand, woraus zuverläſſig auf das Nichtdaſein von Vulkanen in dieſen Gegenden geſchloſſen werden kann.

Fünf und einviertel Stunden Weges ſüdwärts von Wadi Emrag kamen wir am Fuße vom Kap Abu Soar vorbei. Man erkennt daſſelbe leicht an der ſchwärzlichen Farbe ſeiner Felſen, die durch den gelblichen Grund der Kalklager, auf denen ſie inkruſtirt ſind und die bis ans Seegeſtade vorſtehen, noch gehoben wird. In der Entfernung einer halben Stunde von dieſem Kap bemerkte ich heftige Brandungen im Meere, die ohne Zweifel von Untiefen oder von waſſergleichen Klippen herrühren. Dritthalb Stunden weiter, allezeit in ſüdlicher Richtung, trafen wir am 5 Mai gegen Mittag bei einer großen offenen Bucht ein, wo ich mit meinem Sextanten am Meereshorizont eine Sonnen-Mittagshöhe aufnahm. Dieſe Breite wird zur Beſtimmung der Lage von Ras Abu Soar und der um's Kap liegenden Felſen ſowohl als der Bucht von Nocbe dienen können, welche nur drei und einviertel Stunden ſüd-ſüd-weſtlich entfernt liegt, und durch ſehr bedeutſame Anſchwemmungen des Wadi Ain und des Salaka gebildet iſt. Dieſe Ausſpülungen reichen, wie eine Erdzunge oder Landenge, eine halbe Stunde ins Meer hinaus und gewähren einen guten Ankerplatz. In der Nähe von Nocbe werden zwiſchen Palmbaumgruppen viele Ruinen und die Grundlagen alter Gebäude angetroffen. Was iſt dies für eine in Trümmer zerfallene Stadt? Es finden ſich hier auch mehrere Süßwaſſerbrunnen, aber keine lebende Seele!

Digitized by Google

Von Nocbe aus entfernten wir uns abermals vom Meere, um westwärts ins Gebirg zu gelangen. Der Weg führt durch ein enges Thal, das zwischen beinahe senkrechten Felswänden sich windet, die zuweilen mehrere Hundert Fuß Höhe haben und den Weg an einigen Stellen bis auf fünfundzwanzig Fuß verengen. Es dient dieser Thalgrund allem Regenwasser zum Abflusse, das im Umfange mehrerer Meilen in die Runde auf diese Bergkette niederfällt. Die Strömung muß sehr heftig sein, indem ich auf acht Fuß Erhöhung recht deutlich die Spuren und Eindrücke wahrnahm, die das Wasser, und was von ihm bei großer Fluth mitgeführt ward, durch Anstoß und Reibung verursacht hatten.

Nach dreistündigem Marsch gelangten wir zu unserer nicht geringen Freude an einen Bach von vortrefflichem Wasser, das sich in den Sand verliert. Der Anblick, welchen das Thal hier in der Ausdehnung mehrerer Stunden gewährt, ist entzückend. Der üppige Pflanzenwuchs eines südlichen Himmels, von fliessendem Wasser erfrischt, überzieht den Boden mit allem Schmelz einer schönen Blüthezeit. Baumgruppen und Buschwerk werfen malerische Schatten auf das prachtvolle Gemälde, welche die Schönheiten der malerischen Gegend durch den Abstich zu den nackten, öden und wilden sie umgebenden Felsen noch höher heben. Ein Schwarm buntfarbiger Vögel flattert von Ast zu Ast in der lieblichen Landschaft, und erfüllt die Luft mit harmonischem Gesange. Wir jagten einen Flug wilder Enten auf, die in einem Sumpfe genistet zu haben schienen. Wir sahen Störche und mehrere Gazellen, welche, als wir uns näherten, die Flucht ergriffen. Aller dieser Annehmlichkeiten ungeachtet kam uns dieses Paradies jedoch öde, einsam und völlig unbewohnt vor, ohne einen einzigen Bewohner, ohne Spur eines menschlichen Geschöpfes. Die Araber nennen den reizenden Ort Wadi Ein, das will sagen, die Quellen.

Wir verliessen nun die Region des Granitgebirges und betraten ein weites, von Kalkhügeln eingefaßtes Thal, das den Namen Wadi Salaka führt. Auch hier trifft man Dattelbäume an und viele Wasserpflanzen, Riedgräser, Schilfe, Rohre u. s. w. Die Araber vom Stamme Miséne führen zuweilen ihre Heerden zur Weide dahin.

In südwestlicher Richtung führte unser Weg uns nun abwechselnd bald um Kalkhügel, bald um hohe, wie Granit- und Porphyr-Pfeiler senkrecht emporstehende Felsen. Das fliessende Wasser war in diesem Thale verschwunden, und wo dieses fehlt, da mangelt auch bald der Pflanzenwuchs. Man sieht nur noch etliche vereinzelte Nabakstämme. Ihre Stärke und Frischheit aber deutet an, daß mit wenig Kunst und Arbeit dieses Thal zu einem der fruchtbarsten und gedeihlichsten werden könnte. Allem Anschein nach sind diese Thäler vormals mit Waldung besetzt gewesen, die späterhin durch Habsucht völlig zerstört worden ist. Die wilden Araber, welche diese Gegend besuchen, fällen die Bäume zum Brennen von Kohlen, die sie nach Suez oder Kairo zum Verkauf bringen.

Aus dem Thale Wadi Salaka gelangten wir in ein zweites Thal, das den Namen Wadi Safran führt. Dasselbe ist so öde und unfruchtbar, daß wir auf sieben Stunden

Digitized by Google

Weges keine Spur von Vegetation antrafen. In der Ferne erblickten wir etliche Araber vom Stamme Elu Agermie; zwei meiner Führer begaben sich zu ihnen, um meiner Sicherheit wegen mit ihnen zu unterhandeln.

Endlich gelangten wir auf eine weite Ebene, die jedoch in einer Richtung von N. O. nach S. W. mit Porphyrfelsgräthen besetzt war. Vor uns stellte sich eine Kette ziemlich hoher Berge dar, die Gibel Mudeje genannt ward. Drei Gipfel ragten vor allen andern empor, deren mittlerer, südwärts uns zur Rechten stehend, Gibel Musa (Berg Moses) oder Berg Sinai hieß. Vom Fuße dieses Gebirges erstiegen wir dasselbe in südlicher, nachher etwas östlich gewandter Richtung, und nach etlichen Stunden Weges befanden wir uns vor den Mauern des St. Katharinen-Klosters.

Ich erinnere mich, in der monatlichen Korrespondenz für die Erd- und Himmelskunde gelesen zu haben, daß, der von Niebuhr und Seetzen angestellten Beobachtungen ungeachtet, noch große Zweifel über die Längenbestimmung dieses Klosters walten *). Meine Absicht war, dieselben durch Aufnahme einer Anzahl Venusdistanzen vom Monde, die damals sichtbar waren (10 Mai), zu heben. Leider ist mir dies nicht gelungen! Das Kloster ist bedauerlicherweise zwischen sehr hohen Felsen dermaßen eingemauert, daß, zumal gegen Ost und West, alle Aussicht gehemmt ist, und ich den Mond überall nicht zu sehen bekam. Ich hätte mehrere Tage warten müssen, um die Monddistanzen aufzunehmen oder die Verdunklung eines Sterns zu beobachten, und immer noch blieb alsdann ungewiß, ob dies gelingen würde. Die vierzehn

---

*) Mit der geonomischen Lage dieses berühmten Berges, auf welchem Moses die Gesetztafeln empfing, verhält es sich also: Hr. Seetzen machte seine Beobachtungen am Fuße des Berges im St. Katharinen-Kloster, im April 1807, und Hr. Niebuhr im Oktober 1762 auf der Rhede von Bender-Tor im arabischen Meerbusen, dem Berge Sinai gegenüber, welcher fünfthalb deutsche Meilen in gerader Linie nordostwärts entfernt stand. Die Beobachtungen Niebuhrs sind im sechsten Bande S. 30, und jene von Seetzen im siebenzehnten Bande S. 201 der Zachschen Korrespondenz für die Erd- und Himmelskunde abgedruckt. Beide bestanden in Sonnenhöhen für Zeit- und Breitenbestimmungen, und in Entfernungen dieses Gestirns vom Mond, die mit Reflexions-Sextanten für die Längenbestimmungen aufgenommen wurden. Der Freiherr von Lindenau hat dieselben berechnet, und er fand

nach Niebuhrs Beobachtungen 28° 30′ 40″ 5 Breite; 2° 8′ 30″ 5 östl. Länge von Paris.
nach Seetzens Beobachtungen 28° 12′ 16″ 2 — 2° 11′ 36″ 7 — — —

Diese Ergebnisse sind, wie man sieht, nicht wohl vereinbar, und ihre Abweichungen beruhen vermuthlich auf mangelhaften Verhältnissen der Instrumente. Um so mehr ist zu bedauern, daß Hr. Rüppel keine Beobachtungen anstellen konnte, indem man nun besorgen muß, die Zweifel über die geographische Lage des Orts werden noch viel länger andauern, aus den nämlichen Gründen, welche die Herrn Rüppel und Seetzen am Beobachten hinderten. Der letztere führt gleiche Klagen über die Oertlichkeit des Klosters, das, in einem engen Thale von senkrecht aufstehenden hohen Felsen eingefaßt, nur eine höchst beschränkte Aussicht nach Himmel und Erde besitzt. He. Seetzen hätte gern den Gipfel des Berges erstiegen; aber das Unternehmen war zu gefährlich für den Transport von Instrumenten, und die Mönche des Klosters mißriethen es, theils um der schlimmen Wege und theils um der Beduinen-Räuber willen, die in diesen Bergen ihr Handwerk treiben.

Digitized by Google

Kameele und vierzehn Begleiter, welche ich ernähren mußte, hätten diese Längenbestimmung ein wenig kostbar gemacht, so daß ich darauf verzichtete; möge ein anderer Reisender glücklicher sein, als ich war!

Ich übergehe die dramatische Episode unsers steinigen Empfanges von Seite der frommen Einsiedler des Klosters, die uns mit Steinwürfen empfingen. Erst nachdem reiche Almosen von uns verheißen worden waren, wurden die Steinkartätschen eingestellt, und nach mancherlei Erklärungen und Verständnissen nur ward uns die heilige Schwelle zu überschreiten gestattet. Auch die merkwürdigen und wunderbaren Dinge, welche das Kloster besitzt, will ich nicht beschreiben, da dies oft und bis zum Ueberdrusse von vielen andern Reisenden geschehen ist, die ich nur wiederholen müßte.

Ich setzte nun den Weg nach Wadi Nahasb fort, der anfangs durch eine Sandwüste, zuletzt zwischen Hügeln durchführt, die aus einer rothen, wagerecht gelagerten Gebirgsformation bestehen. Wadi Nahasb führt seinen Namen von den reichen Kupferminen, die vormals daselbst betrieben wurden; denn Nahasb bedeutet im Arabischen Kupfer. Man trifft hier einen mit Palmgebüsch beschatteten Süßwasserbrunnen an. Nahe bei demselben sind die Ueberbleibsel von zwei großen Schmelzofen, und um sie her liegen eine Menge Schlacken. Die Erzgruben sind anderthalb Stunden nordwestlich von dieser Stelle entfernt. Die Gänge kommen theils in einem röthlichen, theils in einem eisenhaltigen Gestein in parallelen Lagern vor. Das Erz ist sehr reich, und nach den vielen Gruben sowohl als nach der Menge Schlacken zu urtheilen, müssen diese Werke vormals von großem Ertrag gewesen sein. In meinem Bericht an den Pascha habe ich den erneuerten Anbau derselben deshalb für unthunlich erklärt, weil das vormals vermuthlich in Menge vorhandene Holz nunmehr gänzlich mangelt. Nebenbei befaßt sich eine türkische Regierung mit keiner Unternehmung, die nicht mindestens Fünfzig vom Hundert Gewinn verheißt. Wie wäre ein solcher in diesen Bergwerken möglich, die auch wohl nur durch europäische Arbeiter auf tüchtige Weise betrieben werden könnten?

Meiner eigenen so wie der Prüfung eines britischen Scheidekünstlers zufolge enthalten hundert Theile vom rohen Erz ungefähr achtzehn Theile reines Kupfer, eben so viel Eisen, etwa 5 Arsenik, und das Uebrige bildet den Rückstand. Am Rande von einer der Erzgruben fand ich einen kleinen aus weichem Stein verfertigten umgeworfenen Obelisk, dessen der Erde zugekehrte Seite mit schön gearbeiteten Hieroglyphen besetzt war; diejenigen der übrigen Seiten waren vom Zahn der Zeit angegriffen und ausgelöscht.

Zu Nahasb fand ich nahe beim Brunnen eine in unbekannten Schriftzeichen verfaßte Inschrift, von der ich Kopie nahm, die vielleicht aber auch nur der Name eines Wallers ist, welcher sich damit zu verewigen wünschte. Die Schriftzüge gleichen nicht wenig denen, welche ich vor fünf Jahren zu Gebal Mekutab gefunden habe, wo große Felswände damit übersetzt waren; etliche dieser Inschriften sind in den Fundgruben des Orients bekannt gemacht

Digitized by Google

worden. Sieben Stunden südöstlich von Nahasb befinden sich Spießglanzgruben, und westwärts gegen Hamain Faraum trifft man Schwefel und Steinöl an.

Der Weg von hier nach Suez hat wenig Anziehendes, und ist übrigens bereits von Niebuhr und andern Reisenden beschrieben worden. Auf der Rückkehr nach Kairo hingegen hatte ich Anlaß, eine Beobachtung zu machen, die ich für eben so neu halte, als sie auffallend und vielleicht wichtig ist. Es war am 21 Mai, sieben Stunden von Kairo, in der Wüste, als uns jener gefürchtete Südwind überfiel, von dem viele Reisende so wunderbare und unglaubliche Dinge erzählt haben. Der Wind wehte sehr heftig aus S. S. O. Staubwolken füllten die Atmosphäre dermaßen, daß auf fünfzig Schritte weit kein Kameel gesehen werden mochte. Ich hörte ein schwaches Tosen auf dem Boden der Wüste, das mir vom Rollen kleiner Steine, die der heftige Wind in Bewegung setzte, herzurühren schien. Wir fühlten Gesicht, Backen, Hände, Füße, wo sie dem Winde ausgesetzt und zugekehrt waren, überaus heiß, und sie schmerzten, als ob wir mit Nadelspitzen gestochen würden; es gesellte sich hierzu ein kleines knisterndes Getöse. Anfangs glaubte ich, die so empfindlichen Stiche rührten von den Spitzen der Steinchen her, die meiner Vermuthung nach vom Winde heftig geworfen wurden; um Größe und Figur derselben zu beurtheilen, wollte ich mit der Mütze einige davon auffangen; aber zu meinem nicht geringen Befremden nahm ich jetzt wahr, daß kein einziges zu erhalten war. Nun erst entdeckte ich, daß die empfindlichen Hautstiche keineswegs vom Anstoße der durch den Wind geworfenen kleinen Steine oder Sandkörner herrühre, sondern daß sie vielmehr das Ergebniß einer unmerklichen physischen Ursache sein müßten, die ich nur mit der Strömung einer elektrischen Flüssigkeit zu vergleichen wußte. Nach dieser Vermuthung erst und bei verdoppelter Aufmerksamkeit nahm ich nun auch wahr, daß meine Haare etwas emporstanden; ich bemerkte, daß der Hautschmerz hauptsächlich in den Gelenken und Gliederfugen spürbar war, gleich als würde ich elektrisirt und stünde auf einem elektrischen Dreifuße. Um mich noch mehr zu überzeugen, daß die gefühlten Stiche nicht, wie ich anfangs geglaubt hatte, von spitzigen, durch den Wind herbeigeführten Steinen herrühre, hielt ich dem Winde einen ausgespannten Papierbogen entgegen, woran Steinchen, auch Sandkörner und Staub sogar, durch ihr Anprellen dem Gehör oder Gesicht wahrnehmbar sein mußten; aber auch davon zeigte sich keine Spur, nicht das mindeste Geräusch und nicht der mindeste Eindruck auf dem Papier. Ich streckte meine Finger aus, und alsbald empfand ich an den Spitzen derselben das Prickeln in verstärktem Maase. Wofern meine Vermuthung, daß dieser Wind, der in Aegypten Camsin heißt, anders nichts, als das Ergebniß einer wirksamen Elektrizität ist, sich bestätigen sollte, so ließe sich alsdann leicht erklären, warum er so gefährlich sein und für ganze Karavanen, den Berichten verschiedener afrikanischer Reisenden zufolge, so verderblich werden kann. Es wäre zu wünschen, daß andere dazu besser vorbereitete Reisende, als ich bin, genauere, zweckmäßigere und treffendere (besonders eudiometrische) Beobachtungen anstellen könnten, als die meinigen waren. Diese Versuche müßten jedoch weder in Kairo noch an einem andern bewohnten Orte angestellt werden,

Digitized by Google

wo die Elektrizität von einer Menge Spitzen der Thürme, Minarets und Häuser, von Berggipfeln und Baumgruppen entladen und abgeführt wird. Mitten auf der Wüste, wo dieser zerstörende Wind in seiner ursprünglichen Kraft herrscht, von allem laufenden oder stehenden Wasser entfernt, muß man den Camsin zu empfangen den Muth haben.

Gern würde ich auf meiner allgemeinen Karte den Weg bemerkt haben, welchen ich vor fünf Jahren einschlug, um zu den unter dem Namen Sarbat l' Chadem bekannten ägyptischen Grabstätten und zu den Ruinen der Stadt Firan zu gelangen; aber ich habe einen Theil meiner Schriften nicht zur Hand. Einige Nachrichten über diese Reise wurden seiner Zeit in den Fundgruben des Orients abgedruckt. Nächstens sende ich Ihnen meine in Damiette angestellten astronomischen Beobachtungen; ich unterlasse nirgends, solche anzustellen, wo sich Gelegenheit dafür anbietet, indem ich nicht zu denen gehöre, welche glauben, die französischen Astronomen hätten in Aegypten Alles geleistet und Alles zum Besten geleistet...

Spätern Briefen (vom 25 Okt. 1822) zufolge ist Hr. Rüppel nunmehr nach Sennaar und Kordufan abgereiset; er nahm Abschied, indem bei den unterbrochenen Verbindungen vermuthlich eine geraume Zeit keine weitern Nachrichten von ihm eintreffen dürften.

Was das St. Katharinen-Kloster betrifft, so hat Hr. Rüppel recht wohl gethan, uns mit der Beschreibung seiner Wunderdinge zu verschonen. Hr. Seetzen hat auch so gehandelt. Wozu sollten die läppischen Erzählungen und die ungereimten Mährchen dienen, welche dort zu holen sind, und die nur Zeugnisse ablegen können von der rohen Unwissenheit, von dem groben Aberglauben und von der Leichtgläubigkeit vergangener Zeiten? So wird, zum Beispiel, der Felseneindruck vom Riesenfuße der heil. Katharina gezeigt; die Fußstapfen von Mahomets Kameel; der Stein, aus welchem Moses Wasser quellen ließ; ein anderer, worauf der Eindruck seines Rückens zu sehen ist; ein dritter, worin Aaron das goldene Kalb einschmelzen ließ, u. s. w. Merkwürdiger ist eine französische Inschrift, welche Hr. Seetzen in einem der für Reisende und Waller dienenden Gemächer des Klosters angetroffen hat; sie bietet Stoff zu Betrachtungen dar. Hr. Seetzen hat dieselbe nachgeschrieben; sie lautet also:

„Le quintidi cinq frimaire l'an 9 de la république française, 1800 de l'ère chrétienne, et troisième de la conquête de l'Egypte, les citoyens *Rosières* et *Coutelle*, membres de la commission des sciences et arts, sont venus visiter les lieux saints, les ports de Tor, Ras-Mahammed et Charms, la mer de Suez et l'Acaba; l'extrémité de la presqu'isle, *toutes* les chaines de montagnes, et *toutes* les tribus arabes entres les deux golfes.“

Der eine dieser Herren hat die Aussicht des St. Katharinen-Klosters nach einer niedlichen Zeichnung kopirt, die sich auf dem Rücken des prächtigen Bischofstuhles in der Kirche befindet. Sie ist die Arbeit eines Armeniers, eben so kunstreich als treu gefertigt, und sie gewährt eine richtigere Vorstellung des Orts, als man aus dem Bilde, das der ehrwürdige Niebuhr gibt, nicht erhält. Pocock hat in seiner Reisebeschreibung (deutsche Uebersetzung von Windheim,

Digitized by Google

Th. 1, S. 230, Taf. 53) eine Art von geometrischem Risse des Berges Sinai und seiner Umgebungen geliefert. Auch in der Reisebeschreibung des Briten Shaw findet sich eine ausführliche Beschreibung davon, mit einer Ansicht vom Berge Sinai und vom Hafen Tor. Den ältesten Kupferstich des Berges enthält ein altes deutsches, selten gewordenes Buch von Reitzschitz, betitelt: Siebenjährige Weltbeschauung. Der Jesuite Sicard soll die Höhe des Klosters gemessen haben, wie von Mosheim in der Vorrede zu Windheims Uebersetzung angibt; man vergleiche auch die Mémoires des missions, t. 7, p. 14.

So feindselig, wie Hr. Rüppel, war Hr. Seetzen in dem Kloster nicht empfangen worden. Vorsichtig ging man dabei allerdings auch zu Werke, und zuvor ward ein Verhör mit ihm aufgenommen, welches unerläßliche Bedingung ist; als diesem Genüge geleistet war, wurde er mittels einer Winde durch ein großes Fenster gehißt. Er rühmt gar sehr die gute Aufnahme, welche ihm während der zehn Tage, die er im Kloster verweilte, zu Theil geworden war. Gute und schlechte Aufnahme hängt übrigens von mancherlei Umständen ab. Es ist natürlich, daß die Einsiedler dieses Klosters, mitten in einer Wüste, von herumziehenden und räuberischen Horden bedroht, allezeit aufmerksam und wohl auf der Hut sein müssen. Für ihre Sicherheit unterhalten sie im Kloster allezeit eine Anzahl Beduinen-Araber mit ihrem Sheik, welcher Arabi Dschibbaly heißt; es sind dies vertraute und ganz zuverlässige Leute.

Der verderbliche Wind der Wüste, von welchem Hr. Rüppel spricht, hat unstreitig in den verschiedenen Erzählungen, die von seinen Wirkungen geliefert werden, Uebertreibungen, Entstellungen und selbst auch Mährchen veranlaßt, nach der Weise der Morgenländer, deren Sprache sich in Bildern, Gleichnissen und Hyperbeln auszudrücken liebt.

In Aegypten führt dieser Wind den Namen Kharamsin, welches fünfzig bedeutet. Hr. Olivier, unter allen Reisenden derjenige, welcher die Verhältnisse dieser Winde am aufmerksamsten beachtet hat, glaubt in seiner Reise durch Aegypten, der Name fünfzig rühre daher, weil er zuweilen so viele Tage anhalte, welches fürchterlich und glücklicherweise beispiellos wäre; man beobachtet im Gegentheil, daß derselbe gewöhnlich nur drei, höchstens vier, zuweilen auch nur einen Tag andauert. Wahrscheinlich dürfte die Benennung fünfzig davon herrühren, daß sich dieser Wind nur im Zeitraum von fünfzig Tagen um die Aequinoktien einstellt, zumal er in der That in dieser Zeit hauptsächlich nur vorkommt. Die Wärme der Atmosphäre wird dadurch so ansehnlich als plötzlich auf 16, 18 und 20 Grade vermehrt; das Thermometer steigt einsmal auf 30, 36, sogar auch 38 Reaumursche Grade. Die Luft wird verdunkelt, undurchsichtig, wie mit einem feinen Staub erfüllt; sie verliert ihre Elastizität völlig, und das Athemholen ist für alle lebendigen Geschöpfe erschwert. Sie enthält viel Stickstoffgas. Bei solchem Thatverhalt ist leicht begreiflich, daß, wenn dieser Wind fünfzig Tage anhalten und jährlich zweimal sich einstellen würde, Aegypten ein unbewohnbares Land sein müßte.

Denon theilt in seinem Werk über Aegypten eine anziehende Beschreibung der Ergebnisse dieses Windes mit. Es war im Monat Mai, als er ihn zum erstenmal zu beobachten den Anlaß

Digitized by Google

hatte. Jede Bewegung in der Luft ſchien plötzlich aufgehoben, und er fühlte ſich durch eine erſtickende Wärme wie zernichtet. Der Nil zeigte ein ganz ungewohntes Ausſehen. Der ſonſt ſtets heitere Himmel war nun völlig verdunkelt. Die Sonne ſandte ihre Strahlen nicht mehr aus; bläſſer als der Mond, verbreitete ſie nur ein weißes und ſchwaches Licht. Die gelblichten Wolken am Horizont warfen durch Wiederſchein ein bläulichtes Licht auf die Bäume. Hr Denon wollte die widrigen Empfindungen, die ihn quälten, durch Baden im Nilwaſſer entfernen; allein ſo wie er in den Fluß niedergeſtiegen war, drohte dieſer aus ſeinen Ufern zu treten; die Wellen ſchlugen ihm über den Kopf zuſammen; der Boden ſchien ihm unter den Füßen zu zittern; das Geſtade ſchien ſich zu entfernen und von den Wirbeln fortgeriſſen zu werden; kaum aber war er aus dem Waſſer geſtiegen, ſo ſah er ſich mit einem ſchwarzen Staube bedeckt. Mit Mühe nur mochte er bei einem düſtern, röthlichten Schimmer ſeine Wohnung erreichen *).

Ein noch ungleich ſchädlicherer Wind, als der Kharamſin, iſt der Samiel, wie er von den Europäern genannt wird, die ihn öfters mit dem ägyptiſchen Kharamſin verwechſeln. Der Samiel wird nur in den Wüſten Arabiens, Syriens und Meſopotamiens verſpürt; die Araber nennen ihn Semoum, welches Gift bedeutet. Von den Türken wird er Chämyell, oder Wind von Syrien, genannt, woraus durch Verderbniß Samiel hervorging.

Der ägyptiſche Kharamſin iſt ein regelmäßiger Wind, der, wie ſchon bemerkt, drei bis vier Tage anhaltend über eine ausgedehnte Landſchaft weht. Der Semoum hingegen iſt nur ein Dunſt, eine plötzliche und örtliche Luftſtrömung, die auf einen engen Raum beſchränkt bleibt, und ein nitroſes Gas mit ſich führt, deſſen Einathmen allen lebenden Geſchöpfen verderblich wird. Dieſer Luftſtoß erſcheint augenblicklich, und dauert ſelten über zwei bis drei Minuten; zum Glück dehnt er ſich nicht über einen ſehr engen Raum aus. Wenn eine Karavane unverſehens von ihm überfallen wird und die gewohnte Vorſicht von ihr nicht getroffen werden konnte, ſo ſind es doch allezeit nur wenige Perſonen, die dadurch getödtet werden. Die Araber, wenn ſie ihn von weitem kommen ſehen, ſteigen ſchleunig ab, werfen ſich, das Antlitz nach unten gekehrt, zur Erde nieder, und vermeiden dadurch das Einathmen des erſtickenden Dunſtes. Die Beduinen der Wüſte, an das Einathmen einer ſehr reinen Luft gewöhnt, wittern und erkennen ihn an einem ſehr feinen Schwefelgeruch. Auch verſichert man, ſie haben ein hinlänglich geübtes Auge, um die verderbliche Strömung von weitem her zu unterſcheiden Die Thiere ſogar werden durch einen natürlichen Inſtinkt getrieben, ſich gegen die Gefahr zu ſchützen; bei Näherung der ſchädlichen Dünſte werden ſie anfangs ſehr unruhig; alsdann werfen die Kameele ſich nieder und graben ihre Schnauze in den Sand.

---

*) Der Pinſel eines guten Malers müßte im Ausſehen eines Himmels und einer Landſchaft unter dem Einfluſſe des Kharamſin den Vorwurf eines eben ſo neuen als merkwürdigen und anziehenden Gemäldes finden. Wir beſitzen Morgenröthen, Abenddämmerungen, Nächte, Stürme, Gewitter, die Sündfluth ſogar, — aber keinen Kharamſin! Dieſer ward nur noch mit der Feder gezeichnet; die Maler-Palette wartet ſeiner.

Digitized by Google

Im Juli, August und September erst stellt sich der Semoum in diesen Wüsten ein. Gewöhnlich kündigt er sich durch eine in diesen offenen Gegenden und in dieser Jahreszeit ungewohnte Ruhe und große Stille in der Luft an. Das düstere Schweigen, welches in diesen Wüsten herrscht, wird alsdann vom Angstgeschrei und von den Klagetönen derer unterbrochen, welche der drohenden Gefahr zu entfliehen suchen; bald aber folgt auf den Schrei des Schreckens und der Furcht die Stille der Gräber; die Thiere haben sich alle an sichere Orte geflüchtet; der Araber zieht sich in sein Zelt zurück, oder wenn ihn der Semoum auf dem Wege überfällt, so wirft er sich neben seinen Dromedar auf die Erde, erspäht die Richtung der tödtlichen Dünste, und sucht wo möglich ihnen auszuweichen. So lange die Luftstille anhält, dauert auch die Gefahr; sobald hingegen die Bewegung der Atmosphäre zurückkehrt, so ist alsdann die Gefahr vorübergegangen; der Araber setzt nun ruhig seinen Weg fort; die Thiere kommen wieder zum Vorschein; alle Besorgnisse und Angst haben aufgehört, und Jeder ist zu seiner gewohnten Körper- und Geistesstimmung zurückgekehrt.

Der Semoum ist vielmehr ein Schwaden und Dunst, als ein Wind, weil er mit keiner Bewegung in der dannzumal vollkommen ruhigen Luft begleitet ist. Ohne hier in Erörterung der physischen Ursachen, des Ursprungs und der Natur dieser Erscheinungen einzutreten, will man einzig nur bemerken, daß unter allen für ihre Erklärung aufgestellten Hypothesen keine ist, welche die Elektrizität als erzeugende oder mitwirkende Ursache betrachtet; obgleich, Hrn. Rüppels Beobachtung zufolge, dieselbe darin bedeutsam und eben so wesentlich theilnehmend erscheint, wie bei dem die lebenden Geschöpfe erstickenden Blitze. Der elektrische Funke, welcher die Luft in schädlichen Dunst verwandelt, ist es, der auch diejenigen, welche diesen einathmen, erstickt. Es wäre zu wünschen, daß ein guter Physiologe die Leichen der durch den Semoum Getödteten untersuchen möchte; die Ergebnisse würden vielleicht eben so merkwürdig als lehrreich sein. Wir überlassen diese Untersuchungen den Naturforschern, die inzwischen ebenfalls gute Erdkundiger und sogar auch gute Ortskundiger (Topographen) sein sollten, weil, um über die Natur und Verhältnisse dieser Winde richtig zu urtheilen, vor Allem aus die Landschaften und Gegenden zu kennen nöthig ist, wo sie vorkommen *). In Aegypten, zum Beispiel, kommt der Kharamsin von S. S. O., wie ihn Hr. Rüppel erfahren hat. In Mekka kommt er von West her, in Surate von Nord, in Basra von N. O., in Bagdad von West, und in Syrien von S. O.

Der Semoum kommt von Norden im weißen Arabien, von Süden in Orfa, von S. O. in Mossul, von Ost in Damas, von S. S. O. in Aley. Er gelangt jedoch selten bis nach Aley; seine schädlichen Eigenschaften neutralisiren sich vermuthlich während des Durchgangs über an-

*) Es zeigt sich hier nochmals, wofern dies nöthig wäre, ein Beispiel von dem Zusammenhang aller Wissenschaften unter einander, von der gegenseitigen Hilfe, die sie sich leisten; so daß, wer die meisten Ringe der unermeßlichen Kette erfaßt hat, auch der ist, welcher am hellsten sehen mag.

Digitized by Google

gebautes und bewässertes Land und über einen großen südöstlich von Alep gelegenen See. Auch ist bereits bemerkt worden, daß dieser Wind durch den Uebergang vom Tiger und Euphrat seine Bösartigkeit gänzlich verliert.

Aus gleichem Grunde sind die Südwinde in Aegypten die Monate Dezember und Jänner hindurch kälter als die Nordwinde. Im Wendekreise des Steinbocks wird das nördliche Afrika nicht mehr so kräftig erwärmt, und die Winde streichen über die alsdann mit Schnee und Eis bedeckten Berge von Abyssynien. Das Nämliche findet auf der Insel Cypern statt, wo die Südwinde auf dem Uebergang des Mittelmeeres abgekühlt, die Nordwinde hingegen vom heißen Boden Anatoliens, über den sie hinstreichen, erwärmt, eine unerträgliche Hitze herbeiführen.

In Guinea herrscht ein eben so bösartiger Wind, den die Einwohner Hermattan nennen, und der vielen Sauerstoff enthält. Der Sirocco, die *aria cattiva* in Italien, der Solano in Spanien, sind vielleicht anders nichts, als Abarten vom Kharamsin, vom Semoum, die zum Glück einen großen Theil ihrer schädlichen Eigenschaften abgelegt haben. Um dies wahrscheinlich zu finden, darf man nur jene Beschreibung vom Solano nachlesen, die Herr August Fischer aus Dresden, welcher ihn zu Cadix beobachtet hat, im dritten Bande (1799) der geographischen Ephemeriden (S. 434) liefert. Die Aehnlichkeit stellt sich so auffallend dar, daß man nicht zweifeln mag, es sei der spanische Solano in der That anders nichts, als der afrikanische Kharamsin in minderm Grade.

Bilder aus der Schweiz.

1. Genf und die Umgegend *).

Mit meiner Familie lange ich so eben in Genf an. Welche Empfindungen und Rückerinnerungen drängen sich mir auf! Genf, Roms Nebenbuhlerin, wo Calvin den Protestantismus gründete! Hier erblickte Le Fort das Licht der Welt, der unter Peter des Großen Namen, dessen aufbrausendes Wesen er bändigte, in Rußland zuerst den Grund zur Entwilderung und Sittigung legte. Diese Mauern enthalten Neckers, Bonnets, DeSaussure's, Rousseau's Wiege. Ich sehe den schönen See wieder, von dem Voltaire sagte, als er dessen Ufer bewohnte: „Mein See ist der erste aller Seen!“ — Schade, daß er nicht einige Inseln enthält, wo sich an Festtagen die glücklichen Bewohner der beiden Ufer vereinigen könnten, um da einige frohe Stunden zuzubringen. Das Gewässer dieses Sees ist so klar und hell, die nahen Wohnungen und Umgebungen spiegeln sich darin so deutlich ab, daß es der geschickteste Landschaftmaler umsonst versuchen würde, sie mit der gleichen Genauigkeit darzustellen.

*) Nach J. L. Mallet.

Digitized by Google

In Genf sah ich zum Theil Konstantinopel wieder. Nichts überrascht so sehr, als die gleichförmige Einfahrt dieser beiden Städte. Der Bosphorus zu Konstantinopel ist nicht breiter, als der Leman bei Genf. Der Hügel von Coligny erinnert mich an das bergige europäische Ufer, und les Paquis an Asiens flaches Gestade. Wenn Genfs reizende und angenehme Landsitze jenen um Konstantinopel weit vorzuziehen sind, so ist die Thätigkeit im Bosphorus hingegen weit größer, als im Leman; denn eines Nachmittags zählte ich von einem Gartenhause (Kiosk), welches das Meer beherrschte, sechstausend Fahrzeuge, bevor die Schatten der Nacht sich über den Bosphorus ausbreiteten. Aber auch welcher Abstand zwischen dem friedlichen Genf und dem blutigen Stambul!

Kaum in Genf angelangt, pilgerte ich, wie die meisten Reisenden, nach Ferney, um Voltaire's Zimmer zu sehen, und ein Stück von dem zerrissenen Bettgehänge dieses berühmten Schriftstellers zu erhaschen. Ein Bewohner von Ferney erzählte mir folgende zwei unbekannte Züge von ihm.

Voltaire vernimmt, daß ein Bauer von Ferney wegen einer Schuld von 7500 Franken im Gefängnisse sitzt. Er befiehlt sogleich, daß man diese Summe ausbezahlen solle. Als man ihm bemerkt, daß das einzige Vermögen seines Dienstmannes in einer zahlreichen Familie bestehe, erwiedert er: „Desto besser; wenn man ein Almosen reicht, und einer Familie einen Vater und dem Staate einen Bürger zurückgibt, gewinnt man eher, als man verliert."

Ein Ackersmann, der nicht Lehensträger von Voltaire war, hatte zu Besançon vor dem Parlamente einen Streithandel verloren, der ihn ganz zu Grunde richtete. In seiner verzweifelten Lage wendet er sich an Voltaire. Dieser empfängt ihn mit vieler Theilnahme, nimmt die Akten und läßt sie durch seinen Amtmann untersuchen. Der Vogt ist der Meinung daß der Rechtshandel dieses Unglücklichen begründet ist, und daß in der Prozedur solche Ungültigkeiten vorhanden sind, die ihn allerdings berechtigen, zu appelliren. Bei diesem Gutbefinden tritt Voltaire in ein Nebenzimmer, und kommt mit drei Beuteln, jeder von tausend Franken, zurück, die er in dem Zipfel seines Nachtrocks trägt. „Hier", sagt er zu dem betrübten Bauer, „daß du was, um das Unrecht der Gerechtigkeit wieder gut zu machen. Ein neuer Prozeß würde dir nur neuen Kummer bereiten; laß ihn also fahren. Wenn du dich auf meinen Gütern ansiedeln willst, werde ich mich mit deinem Schicksale beschäftigen."

Das Wetter war herrlich, der See ruhig. In einem kleinen Nachen haben wir ihn umrudert. Wenn man den Hafen von Genf verläßt, erblickt man zuerst Versoix, das sehr vortheilhaft gelegen ist, wo der Minister Choiseul, unter Ludwig XV, Millionen in den See vergraben ließ, um einen Hafen und eine Stadt anzulegen, von der Voltaire spöttelnd sagte: „Zu Versoix haben wir wohl Gassen, aber keine Häuser." *)

Weiterhin liegt Coppet, das Eigenthum eines berühmten Genfers **), von seinen Zeit-

*) A Versoix nous avons des rues, mais nous n'avons pas de maisons.

**) Necker.

Digitized by Google

genoſſen völlig verkannt, weil bei den einen die Begeiſterung, bei den andern der Haß das Urtheil fällte; aber die Nachwelt wird ihn als einen gewandten Staatswirth, einen beredten Sittenlehrer und einen biedern, tugendhaften Mann achten. Weiter folgt Nyon, ehemals eine römiſche Anſiedelung, das Werk Cäſars. Zu Rolle iſt der See am breiteſten. Ferner in der Landſchaft gewahrt man Aulbonne (Aubonne), wo man eine reizende und mannigfaltige Ausſicht hat, welche Tavernier allen vorzog, die er auf ſeinen zahlreichen Reiſen geſehen hatte. Nach Tavernier kam Aubonne an den berühmten Seemann Du Quesne. Vor ihm gehörte dieſes ſchöne Eigenthum einem Genfer, Namens Maverne, Heinrichs IV und Karls I Arzt, der mit ſeinem Mitbürger Petitot die Schmelzmalerei erfand, in welcher letzterer noch nie von Jemand übertroffen worden iſt.

Nach Rolle ſieht man in der Fläche das anmuthige Städtchen Morges, und noch fernerhin den Kanal von Entreroches, der einſt das Weltmeer mit dem Mittelmeer vereinigen ſoll. Auf einem Hügel ſteht Lauſanne, herrlicher durch ſeine ausgedehnte und maleriſche Ausſicht und Umgebung, als durch ſeine höckerichte, unebene Lage, die an ein Verſehen ihrer Gründer mahnt, welche dieſe Stadt auf einem Felſen wie in einem Ablerneſte bauten, ſtatt am Hafen zu Ouchy, wo der Handelsgeiſt ſie errichtet hätte. Nun bietet ſich Vevay, das ſchweizeriſche Nizza, dar, wie ein Spalier an einer Mauer hingelagert, welche gegen den Nordwind ſchützt. Clarens, wo Rouſſeau ſeine hochberühmte Heldin Heloiſe hinzauberte, die durch den trügeriſchen Reiz ihrer Schreibart und der wonniglichen Schilderung der Minne Weiber und Mädchen und Jünglinge verführt hat. Am Seeufer erhebt ſich das von Lord Byron beſungene Schloß Chillon auf einem Felſen, in deſſen unterirdiſchen Gewölben die Tritte des Gefangenen Bonnivard noch ſichtbar ſind. Am ſavoyiſchen Gelände kommen Meillerie, Evian, Thonon und Ripaille zum Vorſchein, wo der Sonderling Amedäus ſchlemmte und weilte, der den Genfern ihre Unbeſtändigkeit vorhielt, die er ſelbſt ſo praktiſch ausübte, daß er als König, Papſt und Einſiedler lebte, und, dieſer Rollen ſatt, als Biſchof und Kardinal ſtarb. Das Treiben auf Ripaille muß wohl arg geweſen ſein, da es die Stammmutter einer franzöſiſchen Redensart iſt, nämlich: faire Ripaille, ſchlemmen, zechen u ſ. w., unberühmten und unedeln Andenkens.

Auf ſchweizeriſcher Seite zahlreiche Rebberge, nicht beſſerer Boden, aber beſſere Bearbeitung deſſelben, und die Ueberlegenheit an Gewerbſamkeit, Reichthum und Bevölkerung: Städte, Marktflecken, Dörfer, Weiler und Landhäuſer ohne Zahl, welche ſeine Hügel bedecken, während die entgegengeſetzte Seite nur eine unbebaute, unfruchtbare Einöde darbietet. Dies alles beweiſet den auffallenden Unterſchied zwiſchen der Regierung eines Freiſtaates, die ihre Untergebenen wie Kinder behandelt, ihre Landſchaft wie eine große Haushaltung väterlich verwaltet, und jener eines unbeſchränkten Selbſtherrſchers, der ſein Königreich gleich einem Meierhofe dem Meiſtbietenden verpachtet.

Gruf iſt unſer Generalquartier, von wo aus wir nach den ſchönen Umgebungen herum-

Digitized by Google

ſtreifen. Oft über den gefährlichen Leiternpfad erſteigen wir den Berg Saleve, um köſtlichen Rahm zu nippen, oder um an den bebauten Halden des Voiron balſamiſche Luft einzuathmen, oder auch um von dem Gipfel jenes Zuckerſtocks, den man le Mole nennt, das ſchöne Thal zu bewundern. Eines Tages ſind wir früh des Morgens verreiſet, um den Ort zu beſichtigen, wo der Rhodan unter der Erde verſchwindet, wie die Arethuſa unter dem Meer Ein trauriges Schauſpiel, das die Natur hier darbietet. Der Kunſt liegt es ob, ihm zu ſteuern, entweder durch die Anlegung eines neuen Flußbettes, oder durch Vermehrung ſeiner Waſſer.

Ein anderes Mal haben wir den höchſten Punkt des Jura, die Dole, erſtiegen. Auf ihrem Kulm genoſſen wir Erdbeeren, die auf dem dicken Rahm ſchwammen. Eine Wolke hatte uns wie ein Flor im Heraufklimmen gegen die heißen Sonnenſtrahlen geſchützt; oben zerplatzte ſie plötzlich. Von Bewunderung hingeriſſen wendeten ſich unſere Blicke bald nach Frankreich, bald nach Helvetien. Wir ſahen ſieben Seen von allen Größen und Formen, vom Genfer-See, dem größten des ſüdlichen Europa, bis zum See du Jour, in welchem ſich jener verkürzt zeigte. In religiöſer Begeiſterung ob dieſem Anblick rief ich: „O meine Kinder! Könntet ihr das prachtvolle Gemälde, welches die Natur vor unſern Augen ausbreitet, anſehen, ohne an den Schöpfer deſſelben zu denken? Welchen ſo überzeugenden Beweis ſeines Daſeins hättet ihr in Clarke's oder Tillotſons Werken gefunden, als ihr ihn jetzt vor euern Blicken ausgebreitet ſehet? — Ach, der Gottesläugner, mehr aus Stolz als Ueberzeugung, trete nur auf dieſe Luſtwarte, und ſeinen Irrthum bereuend wird er den unſichtbaren Gott im Staube anbeten! Und ihr, meine theuern Kinder, wenn ihr je durch die Scheingründe der Weltweiſen geblendet, oder durch die Syrenenſtimmen der Leidenſchaften verführt, an ſeinem Daſein zweifeln ſolltet, erinnert euch dieſes Tages, an welchem Gott auf dem Gipfel der Alpen zu euern Herzen ſprach, und ihr werdet den Schöpfer nicht höhnend mißkennen, und die Lehre, die euch euer Vater vom Throne der Natur herab ertheilte, nicht vergeſſen, wenn auch ſeine irdiſche Hülle ſchon im kühlen Grabe ruhen ſollte.“

Ueber die ſchöne Ausſicht entzückt, welche uns die Jurathäler vom Gipfel der Dole aus darboten, entſchloſſen wir uns, ſie bis ans Ende der Gebirgskette zu durchwandern; und zu Fuße gehend, wie die Patriarchen, und gleich wie ſie von einem Langohr begleitet, der unſer Gepäck trug, erreichten wir Baſel, durch dieſe alpiniſche Bilderhalle luſtwandelnd. Das ſchönſte Wetter, verbunden mit der ſchönſten Jahrszeit, hatte den Reiz dieſer anmuthigen Alpenreiſe noch ſehr erhöht. — — —

Unſere Streifereien arten in Reiſen aus. Wir haben ſo eben Savoiens erſtaunenswürdige Gletſcher beſucht, wo der verwunderte Wanderer im gleichen Augenblicke eine reife Erdbeere und eine froſtige Eisſcholle pflücken kann, und wo man in engem Raume die Klimate von Lappland und vom Senegal vereint findet, ohne das Thal von Chamouny zu verlaſſen. Von da haben wir den Buet erſtiegen, wo wir mit gerührter Seele auf dem Grabhügel eines jungen Dänen, Namens Eſchen, der hier durch ſeine Unvorſichtigkeit einen frühen Tod fand, folgende Inſchrift laſen:

Digitized by Google

D'une mère unique espérance,
O toi qui sur mes pas cours affronter la mort,
Donnes des larmes à mon sort,
Et prends sur mon tombeau des leçons de prudence!

Hernach habe ich meine Kinder in eine Tannenwaldung geführt, welche der Bergbach Arveyron von einem natürlichen Triumphbogen scheidet, den die Zeit im Verein mit der Natur erbaut hat. Wie aus einer magischen Pforte stürzt da der Bach hervor, in welchem sich die Mittagssonne golden und lichtvoll spiegelte. Bei dieser ausserordentlichen Erscheinung blieben meine Kinder, von Erstaunen und Bewunderung hingerissen, sprachlos.

„Nun," sagte ich zu ihnen, „zürnet ihr es noch, daß ich euch keine Feenmährchen lesen ließ?"

„Nein, Vater," erwiederte Eduard, „wie winzig und abgeschmackt sind jene Diamantpaläste gegen diesen erhabenen Eispallast!"

„Du hast Recht!" fuhr ich fort: „Ich kenne nur einen, der ihm verglichen werden kann, jenen nämlich, den die Kaiserin Elisabeth, Peters des Großen Tochter, aus dem Eise der Newa für die Heirath ihres Sohnes bauen ließ, der mit tausend und tausend Lichtern beleuchtet, wie ein Pallast von Karfunkeln schimmerte, während hundert Feuerschlünde von Eis die Ehe des neuen Momus mit wiederholtem Donner verkündeten."

„Es ist mir sehr leid," sagte mein Sohn zu mir, „daß ich mich nicht auf der andern Seite des Baches befinde, um in diesen Feenpallast treten zu können."

„Dies wäre eine unnütze Kühnheit."

„Warum, Vater, wäre es nicht eher ein Beweis von Muth? Welchen Unterschied gibt es zwischen Muth und Kühnheit?

Ich war eben im Begriff, ihm zu antworten, als auf der andern Seite des Baches zwei junge Neugierige vorwärts gingen. Mit der seinem Alter eigenen Unvorsichtigkeit springt der Jüngere in das Eisgewölbe und feuert eine Pistole los. Durch die gepreßte Luft erschüttert, ist das Gewölbe im Begriff, einzustürzen und ihn zu verschlingen. Aber sein Gefährte eilt ihm zu Hilfe und zieht ihn aus dem Eiskeller hervor, in welchem er einen Augenblick später sein Grab gefunden hätte.

„Mein Sohn," sagte ich zu Eduard, „da siehst du den Unterschied zwischen Kühnheit und Muth." K.

---

2. Aus der deutschen Schweiz.

Von den savoyischen Gletschern begaben wir uns in einen englischen Garten, den man die Schweiz nennt, und wovon Staw und Malmaison, Kents und Morels Kunst ungeachtet, nur Miniaturabbildungen sind. Mit heiliger Ehrfurcht haben wir den klassischen Boden

Digitized by Google

der bürgerlichen und religiösen Freiheit besucht. Für die Schweizer sind die Schlachtfelder von Näfels, Morgarten, Sempach, Fraubrunnen, St. Jakob, Grandson, Murten, Dornach, eben so ruhmvoll, als jene von Platäa und Marathon für die Griechen. Andachtvoll verweilten wir bei diesen Siegesgefilden der Schweizer, die der Väter Thaten den Zeitgenossen vergegenwärtigen, wie wenn sie vor ihren Augen gefochten worden wären, und die täglich den Eidsgenossen zurufen: dies vollbrachten eure Altvordern! — Am Glück der guten Helvetier konnten wir uns nicht satt sehen. Sie sind reich und vergnügt und froh durch die alterthümliche Sitteneinfalt, deren Spuren die häufigen Reisenden der Fremden in ihren Bergen nicht verwischt haben.

Nur in der Schweiz darf man des Tages wie des Nachts das Privateigenthum ohne Schloß und Riegel der öffentlichen Hut anvertrauen. Vielleicht nur bei den Schweizern findet man die menschliche Güte für die Thiere, welche ein Hauptzug eines humanen und hirtlichen Volkes ist, das mit seinen Heerden lebt. Nur in Helvetiens schönen Thälern sieht man um das Haus Gottes die Hütten seiner Anbeter gereiht. Sie sind von Holz gebaut, wie die Hütten ihrer Väter, weil ihnen Luxus und Mode fremd sind. Keine ist von der andern verschieden, weil Niemand sich auszeichnen will, und weil der Vorsteher, oder eigentlicher Vater der Gemeinde in seinen Untergebenen nur liebende aber gehorchende Kinder sieht, denen er mit Tugenden, nicht mit Stolz und Hochmuth vorleuchtet. Durch einen Gemüse- oder Obstgarten oder eine Wiese von einander getrennt, belehren diese Hütten den Reisenden, daß Jeder in der Schweiz Eigenthümer ist, und daß sich da nicht, wie anderwärts, der reiche Tagedieb vom Schweiße des Sklaven und des Taglöhners mästet; daß man da weder die Langeweile noch das Hofzeremoniel, die Geisseln der Hofschranzen und Städter, kennt, und daß endlich Leben und Geniessen in der Schweiz sinnverwandte Wörter sind, wie für alle Naturkinder, bei welchen die Sittenverfeinerung den Körper noch nicht geschwächt, den Geist noch nicht abgestumpft und verdorben hat. Da kann man lernen, daß es mit den Völkerschaften wie mit Individuen, mit den Staaten wie mit den Meierhöfen die gleiche Bewandtniß hat, nämlich daß die Großen und Reichen nicht die Glücklichsten sind, und daß hinsichtlich der Verwaltung und Bebauung das kleine Eigenthum oft den Vorzug vor dem beträchtlichen verdient.

Wir erfreuen uns fortwährend am Genusse der reichen Alpenthäler. Die Thäler von Greyers und der Simmen liefern vortrefflichen Käse. Aus Skandinavien entsprossen, hauset ein kräftiges Volk von schlankem, hohem Wuchse im Haslithal. Nicht weniger zieht uns das Emmenthal an, wo der Alpenhirt in seiner hölzernen Hütte so behaglich, reich und glücklich lebt, als der Bewohner eines niedlich-reinen Hauses in Nordholland, oder der kaiserliche Zimmermann zu Sardam *); statt seine Wiesen und Heerden gegen eine Rathsherrnstelle zu vertauschen, würde er die Hand seiner einzigen Tochter dem Erben eines Ober-

*) Der Czar Peter der Große.

Digitized by Google

amtmanns verſagen, um mit derſelben den Sohn ſeines Freundes und Nachbars zu beglücken. Durch den Anblick der Gletſcher und des berühmten Staubbaches allein ſind die Thäler von Grindelwald und Lauterbrunnen ſchon ſehenswerth, wo der breitſchultrige Aelpler, mit herkuliſchem Arm, mit der Stimme Stentors, während des Winters ſich mit Liebeswonne berauſcht, wenn er mit ſeiner Geliebten tanzt, und des Sommers mit ihr Erdbeeren und Veilchen pflückt, oder ihr hilft, ihre Kühe und Ziegen zu melken, wenn ihre weiße, ſanfte Haut den Vorzug über die ſchöne weiße Milchfarbe leicht erringt. — Das höchſte von allen bewohnten Thälern, die Triften von Urſern, konnten wir nicht genug bewundern. Während einiger Stunden erſteigt man mühſam den St. Gotthardsberg. In dieſer beeiſeten, rauhen Einöde gewahrt man bei jedem Tritte die Spuren des Chaos. Man glaubt über jede bewohnbare Menſchenhütte ſich erhaben; iſt man aber durch einen langen, dunkeln Stollen gedrungen, den Menſchenhände ſchufen, wie jenen von Paufilippo bei Neapel, ſo iſt man durch den Anblick einer grünen, anmuthigen, mit Dörfern und Wohnungen beſäeten Thalfläche, in welcher Heerden weiden, und die ein klarer Bach bewäſſert, ſehr angenehm überraſcht. Es ſchien uns, der Stab einer Fee habe uns auf jenen Felſenkulm wie im Nu gehoben, wo Armide für Rinaldo bezauberte Gärten hingepflanzt hatte. Wir ſollten unſere Bewunderung noch den Thälern von Glarus, wo am gleichen Tage und im gleichen Tempel der Reihe nach der Katholik und Proteſtant den göttlichen Schöpfer aller Weſen in Demuth anbetet und verehrt. Ein rührendes Beiſpiel religiöſer Duldung, das die Schweizer zuerſt der Welt zu geben Verdienſt und Ehre hatten. Wir enden mit den Thälern von Appenzell, wo ein Bach die Andersglaubenden nur abzuſondern ſcheint, um dem unbefangenen Beobachter zu zeigen, welchen nachtheiligen Einfluß auf Bevölkerung und Gewerbſamkeit zahlreiche Feſttage und viele Klöſter haben. — —

Eines Abends ſaß ich auf einem blumen- und gewürzreichen Raſen. Einige Sennen blieſen auf dem Alphorn den Kühreihen. Die ſtattlichen Heerden, an Zahl beträchtlich, drangen vom heimiſchen Tone angelockt, und vielleicht auch vom Salze, das man ihnen zu lecken gab, in den geräumigen Staffel. Ein ehrwürdiger, blinder Greis, in Silberlocken das gebeugte Haupt gehüllt, auf den Arm einer jungen und ſchönen Hirtin gelehnt, ſchritt langſam und bedächtig heran. Als er das Alpenlied hört, fällt er beſinnungslos auf das übrige Gras hin. Ich eile ihm zu Hilfe. Das Riechfläſchchen von engliſchem Salze, das ich bei mir trug, belebte gar bald ſeine erſtarrten Lebensgeiſter wieder. Wie ich ihm meinen Antheil über dieſen Unfall bezeugte, erwiederte er: „Wenn Ihr meine Geſchichte kenntet, würde Euch meine Ohnmacht nicht auffallen. Hört ſie alſo:

„Ich war Landammann und der reichſte Hirt in dieſen Thälern. Von zwölf Kindern, die mir meine Ehefrau geſchenkt hatte, überlebte nur ein Sohn ihren Tod, und zwar der Jüngſte von Allen. Er war mein Liebling und das lebende Bild ſeiner Mutter. Schön, ſtark und gewandt, hielt man ihn für einen der liebenswürdigſten Jünglinge des Kantons. Stets um

mich besorgt, schien er in meinem Herzen durch Liebe und Aufmerksamkeit das Andenken meiner Rahel wie ein zweiter Benjamin verwischen oder ersetzen zu wollen. Unglücklicherweise verliebte er sich in ein junges, elternloses Mädchen. Da es kein Vermögen besaß, verweigerte ich meine Einwilligung zu seiner ehelichen Verbindung mit demselben. Aus Verzweiflung nahm er Kriegsdienste, und verreisete im harten Winter mit einem Wachtmeister, der auf Werbung war, nach Paris. Durch die Reise und das Getümmel der großen Hauptstadt zerstreut, vergaß er einigermaßen seine Liebespein. Aber sobald der blüthenreiche Frühling heranrückte, und er mit einigen seiner Waffengefährten in einem benachbarten Dorfe, wo sie zechten, von einem wandernden blinden Fiedler den Kuhreihen anstimmen hörte, erinnerte ihn diese einfache aber harmonische Weise, mit der man ihn so oft in den Schlaf gewiegt hatte, an das schöne Thal und seinen üppigen grünen Teppich, an diese zahlreichen Heerden, an diese erhabenen Berge, an die Spiele und Genossen seiner Jugend, besonders aber an seinen alten Vater und seine junge Freundin. Von diesem Augenblicke an welkte er dahin wie eine zarte Blume, welche die Sonne gesengt hat. Vom Fieberwahn des Heimwehes verführt, entlief er von seiner Fahne. Er wurde eingeholt, ergriffen, dem Kriegsgericht überliefert und zum Tode verurtheilt.

„Sobald ich die erste Kunde von seiner Krankheit erhielt, reisete ich mit der jungen Freundin meines Sohnes, die mir seit seiner Abreise lieb und theuer geworden war, nach Paris, in der Absicht, seinen Abschied zu erkaufen und ihn mit seiner Geliebten zu verbinden. Aber durch eine Verfügung der göttlichen Allmacht, die zuweilen auf dieser Welt schon die ungerechte Härte der Väter bestraft, erreichte ich Paris erst dann, als es zu spät war, ihn zu retten. Ich empfing sein letztes Lebewohl, und sah, wie ihn seine gerührten Waffenbrüder an der Spitze des ganzen Regiments erschossen!...

„Wie könnte ich Ihnen meine Verzweiflung schildern! — Es genüge Ihnen also, zu wissen, daß meine schwarzen Haare plötzlich bleichten, und daß ich vom vielen und anhaltenden Weinen erblindete. Meine junge Freundin hingegen verlor ihren Verstand. Als sie denselben wieder erlangte und von dieser schrecklichen Krankheit genaß, hatte sie die Großmuth, mir zu verzeihen und dem unmenschlichen Urheber ihres Unglücks ihre Lebenstage zu weihen. Meine Stütze und Leiterin, führte sie mich in mein Vaterland zurück, wo sie mit mir den Verlust meines Sohnes betrauert. Sehen Sie dort jenen Grashügel? Wir haben ihn zu seinem Andenken errichtet. Neben ihm liegt eine junge Eiche vom Blitzstrahl zerschmettert; das Epheu, das sich um ihren Stamm rankt, stirbt ab, weil es den stützenden Pfahl verloren.“

Von ihren Zähren benetzt, schloß ich Beide in meine Arme. Da sagten meine Kinder zu mir: „Ach, lieber Vater, von dir haben wir kein solches Schicksal zu erwarten!“

„Nein,“ erwiederte ich, ihnen die Hand reichend; „denn kehret aus dem Beispiel dieser unglücklichen Liebenden, daß ihr euch vor jeder heftigen Leidenschaft hüten müsset, die euer und mein Mißgeschick verursachen und den zärtlichsten Vater in den betrübtesten verwandeln würde.“ — —

Digitized by Google

Den lachenden Ufern des Zürichsees entlang, haben wir beim Zusammenlauf zweier Flüsse Geßners Denkmal besucht, der durch eine merkwürdige Zufälligkeit der Verfasser, Setzer, Drucker, Maler und Kupferstecher seiner unsterblichen Werke war. In denselben findet man bei jeder Zeile des Dichters eigenes Ich, das Bild eines ehrlichen Mannes; denn in dem Karakter des biedern Geßner leuchtet der zuverlässigste Freund, der treueste Gatte, der liebendste Sohn, der zärtlichste Vater hervor. Der Tod Abels, Daphnis, der erste Schiffer, seine Idyllen beurkunden es klar und deutlich: sein Herz hatte an seinen Schriften mehr Antheil, als sein Geist. Wenn er die ländlichen Gefilde beschreibt, die Hirten schildert, findet man nicht Luftgebilde, sondern die Natur, die er kannte, wie er ihren Schöpfer anbetete.

Von da begaben wir uns auf das Schlachtfeld von Sempach, wo Arnold von Winkelried den Eidsgenossen den Sieg über die Oesterreicher, ihre Tirannen, errang, indem er ihnen in die feindlichen Reihen eine Gasse eröffnete, einen Bund Lanzen ergreifend und in seinen Busen drückend.

„Mein Sohn," sagte ich da zu Eduard, „wer könnte da ohne Rührung auf den Staub eines Helden treten, der sein Leben dem Vaterland zum Opfer brachte? O, erinnere dich an Plinius Worte: „Wer hienieden von seinem flüchtigen Dasein eine Spur hinterlassen will, muß entweder Thaten verrichten, des Aufzeichnens werth, oder ein Buch schreiben, das gelesen zu werden verdient." In Winkelried und Geßner habe ich dir die zwei Quellen des Ruhms gezeigt, die Waffen und die Feder. An dir steht es nun, zu wählen und daraus zu schöpfen; aber vergiß nie, daß die Fähigkeiten, mag sie der Pöbel auch preisen, in den Augen des Weisen erst dann Werth haben, wenn man sie, wie Winkelried und Geßner, für das Glück seiner Mitmenschen anwendet, und daß vor Gott Tugend mehr gilt, als Ruhm "

Ein glückliches Ungefähr führte uns eben nach Altorf, als da das Siegesfest der ersten Befreiung vom Joche der Tirannei gefeiert wurde. Tells und Geßlers bekannte Geschichte ward auf dem nämlichen Platze aufgeführt, wo sie sich im Jahr 1307 zutrug. Die Volksmenge lagert sich in einer dreifachen Reihe um den öffentlichen Platz; ihr zu Füßen sitzt, in bescheidener Stille, die lebensfrohe Jugend, die Hoffnung des Vaterlandes, auf jener Erde, die ihre Väter mit ihrem Blute gegen den überzähligen Feind gefärbt haben Der Landammann eröffnet die Feier mit einer Lobrede des Helden. Von österreichischen Söldlingen umgeben erscheint der wilde Geßler. An einem Ende des Platzes läßt er einen Pfahl aufstellen. Auf demselben prangt der herzogliche Hut, nicht das Sinnbild der Freiheit; denn von einer unvernünftigen Laune geleitet befiehlt der Uebermüthige, daß sich Jeder vor demselben verbeugen solle. Wilhelm Tell, der freie Mann, weigert sich dessen. Sogleich wird sein holder Sohn ergriffen und an den Pfahl gebunden. Vom andern Ende des Platzes soll ihm Tell, der geschickte Schütze, auf des Drängers Geheiß, den Apfel vom Kopfe schiessen. Umsonst fleht die betrübte Mutter knieend und schluchzend um Gnade. Ungerührt erneuert Geßler den unmenschlichen Befehl.

Digitized by Google

Tell ſpannt den Bogen, der Pfeil ſchwirrt, der Apfel fällt. Jauchzend verkündet ihm der Zuruf der Menge, daß er noch Vater ſei.

So feiert der Helvetier nach fünfhundert Jahren noch jedes Jahr dankbar das Andenken des Helden, der das Vaterland befreite, und der, ſo lange er lebte, von ſeinen Zeitgenoſſen geehrt wurde: während der undankbare Athenienſer den Sieger von Marathon in Ketten ſterben ließ, und jenen von Salamine ächtete, zum Lohne für die Befreiung Athens und Griechenlands vom Joche der Perſer.

Hernach erklommen wir mühſam den Hacken und den Mythen, die ſich ſtolz und ſteil, einer Felſenfeſtung ähnlich, über Helvetiens ſchöne Thäler erheben. Wir bewunderten die zahlreichen Biegungen des Vierwaldſtädter-Sees, den Pilatus und den Titlis, und die vielen Gletſcher, die dieſes ausgedehnte Prachtgemälde umzingeln. Mehr noch als der ungeheure Geſichtskreis feſſelte die Wiege der helvetiſchen Freiheit unſere Blicke, die wir ganz überſehen konnten. Links am Ufer des ſchönen Sees das hiſtoriſch ſo merkwürdige Rütli, wo drei freie Männer ſchwuren, ihr Vaterland vom Joche ſeiner Peiniger zu befreien. Ein wenig weiter vom Seegeſtade Altorf, jener Marktflecken, wo der ſo folgenreiche Apfelſchuß geſchah. Rechts der Felſenvorſprung, wo Tell aus dem Schiffe ſich rettete, deſſen Steuerruder ihm Geßler im Sturm anvertraut hatte, als er ihn gefeſſelt nach Küßnacht ſchleppen wollte. Ferner die Stelle, wo der verſteckte Tell den Vogt, als er gelandet, mit einem Pfeil durchbohrte. In noch weiterer Ferne Morgarten und Sempach, dieſe ewigen Schaubühnen ſchweizeriſcher Tapferkeit und Kraft. — —

Bei Schafhauſen ſahen wir mit Erſtaunen und Verwunderung den Fall des Rheins, der dreihundert Fuß breit von einer Höhe, die achtzig Fuß beträgt, herabſtürzt. Der Fall dieſer Waſſerfläche verurſacht ein ſo ſchreckliches Getöſe, daß das benachbarte Land dadurch erſchüttert, und der Wein im tiefen Keller des auf dem nahen Felſen erbauten Schloſſes getrübt wird. Kein lebendes Geſchöpf getraut ſich, dieſen Waſſerfall herunterzuſchiffen, ſogar die Fiſche nicht. Wenn auch ſeine Höhe nicht ſchon Furcht einflößte, würde es das Becken zu ſeinen Füßen, das durch die Kraft des Sturzes im Verein mit der Zeit ſo tief gegraben iſt, daß das Waſſer faſt ſtillzuſtehen ſcheint. Der Tollkühne, der dieſes Wagſtück unternähme, fände in dieſem Abgrund den ſichern Tod. Vom hölzernen Gerüſte des Schloſſes Laufen, ganz vom Staube der Fluthen wie von einem Nebelregen durchnäßt, warfen meine Kinder einen Kieſel in den Fluß, der auf dem Spiegel des Beckens wie eine Feder hüpfte. Die Beſtürzung, welche uns dieſe Erſcheinung einflößte, wich gar bald einer wirklichen Furcht. Vom Ufer des Waſſerbeckens ſehen wir einen Kahn, der eilfertig gegen den Felſen hinrudert, welcher ſich ſteil erhebend den breiten Waſſerfall in zwei Hälften theilt. Zwei Jünglinge befinden ſich im Kahn. Einer derſelben hat ſeinen Rock ausgezogen, und erklimmt behend den Felſen bis zu ſeiner Kuppe. In dieſem Augenblicke kommt ein ſchon etwas bejahrter Mann ans Ufer. Kaum hat er den jungen Wagbals erblickt, ſo breitet er ſeine Arme nach ihm aus und ruft: „O Gott,

Digitized by Google

o Gott, sei sein Hut und Schirm!“ Bei diesen Worten erblaßte Herr Tomkins – so hieß der Fremde — und fiel ohnmächtig zur Erde. Glücklich hatte jedoch der unkluge Jüngling den Kahn bald wieder erreicht. Als Herr Tomkins seiner Sinne wieder mächtig wird, iſt sein Zögling in seinen Armen. *)

„Sidney, mein theurer Sidney,“ sagt er zu ihm, „haſt du denn nicht an den entsetzlichen Schrecken gedacht, den du mir bereitetest?“

„Nein,“ erwiederte Jener ganz betroffen und schamroth; „und dies iſt mein größter Fehler. Aber hören Sie meine Entschuldigung. Als ich mit James Ihnen voreilte, traten wir erhitzt in jene Hütte, die Sie dort sehen, um eine Schale Milch zu trinken. Kaum waren wir darin, so erschien ein ehrwürdiger Greis an der Thürschwelle, und bat um ein Nachtlager. Dem Unglücklichen hatte ein Bergsturz Alles, was er besaß, sogar sein Haus, seine Frau und Kinder verschlungen. „Gern gebe ich dir ein Obdach und Nachtlager,“ antwortete ihm der Eigenthümer der Hütte, ihm die Hand reichend; „du biſt ein Schweizer, wie ich, und also mein Bruder. So lange ich einen Biſſen habe, will ich ihn mit dir theilen. Schade, daß ich nicht mehr thun kann, sonſt würde ich dir das Häuschen geben, das an das meinige ſtößt; aber es iſt das mütterliche Eigenthum meines Sohnes, und wie könnte ich darüber verfügen, ohne ihm den Werth desſelben zu ersetzen, und wo könnte ich solchen vernehmen?“ Bei diesen Worten entfielen dem gaſtfreundlichen Manne einige Thränen. „Was iſt das Häuschen werth?“ fragte ich. — „Nicht weniger als hundert Louisd'or!“ — „Wohlan,“ sagte ich zu James, „willſt du hundert Louisd'or wetten, ich ersteige den Gipfel jenes Felsens dort, der zwischen den herabdonnernden Waſſerfluthen sich hoch erhebt? Mein Gewinn bereichert den guten Mann auf deine Koſten, mein Verluſt bringt ihm aus meinem Beutel Wohlſtand.“ James ſchlägt ein. Wir rudern zum Felsen. Wenn ich die Wette gewonnen habe, kommt es daher, daß ich weder den Fluß sah, noch sein Gebrüll hörte, und eben so wenig an die Gefahr, als an Sie, mein zweiter Vater, dachte — zu meiner Beſchämung muß ich es sagen —; sondern nur der Unglückliche ohne Obdach und Eigenthum ſtand vor meinen Augen.“

„Mein Sohn,“ sagte Herr Tomkins, indem er ihn in seine Arme ſchloß, „über deine Herzensgüte vergeſſe ich deine Thorheit. Doch es iſt ſpät; wir wollen aufbrechen, aber morgen wiederkommen, und mit dem Preiſe der Wette den ehrwürdigen Greis in seine neue Wohnung einführen.“

Wir geſellten uns zu ihnen. Den andern Tag ward die Summe dem Verkäufer ausbezahlt. Der arme Greis trat in sein Eigenthum. Ich wollte auch mein Scherflein auf den Altar der Mildherzigkeit opfern. Meine Wahl fiel auf eine Kuh, und die meiner Kinder auf eine Ziege mit drei Zicklein, die noch an ihrem vollen Euter sogen. Faſt den ganzen Tag haben wir bei diesen guten, biedern Leuten zugebracht. Als wir sie verlieſſen, beleuchtete die Sonne mit ihren letzten Strahlen den herrlichen, merkwürdigen Rheinfall. — —

*) Ebel erzählt ein ähnliches Wagſtück von zwei Deutschen.

Digitized by Google

Herr Tomkins hat ſich entſchloſſen, den übrigen Theil meiner Schweizerreiſe mitzumachen. Nachdem wir die romantiſchen Ufer des Konſtanzer-Sees beſucht, reiſeten wir mit der Pilgerſchaar nach Einſiedeln, dem Loretto Helvetiens. Einige Stunden vom Kloſter holten wir ein junges, ſchönes, ſchlankes Mädchen ein, welches auf ihrem Rücken einen ſchneeweißen Greis trug, der in einem himmelblauen Bande an ihren Schultern hing.

Bei dieſem Anblick von Ehrfurcht und Bewunderung hingeriſſen, hielten wir an. „Mein ſchönes Kind," ſagte ich zu ihr, „du wirſt gewiß ſehr müde ſein?"

„Ei, lieber Herr, wie wäre das möglich, wenn man das Theuerſte auf Erden trägt, einen Vater, dem man Alles ſchuldig iſt?"

„Man muß ſie in die Kutſche nehmen!" ſagten meine Kinder, indem ſie den Schlag öffneten, um dem Greiſe ihre Stelle einzuräumen.

„Von Herzen gern!" erwiederte ich, und in wenigen Augenblicken ſaß der Alte neben mir, ſeiner Tochter gegenüber.

„Ach, mein Herr," hob der Greis an, „wie glücklich bin ich, Sie gefunden zu haben, um meine Tochter nicht länger zu drücken! Welch einen Schutzengel hat mir der Himmel in ihr geſchenkt! Was Sie geſehen haben, iſt noch nichts gegen das Uebrige, was ſie für mich thut. Einer der ſchönſten und reichſten Jünglinge unſers Kantons betet ſie an. Ihr Herz ſchlägt dem ſeinigen entgegen; aber ſie hat ihm ihre Hand noch nie geben wollen, weil ſie ihr ganzes Leben der Pflege des blinden Vaters widmen will. Seinerſeits hat der gute Jüngling geſchworen, nie zu heirathen, ſo lange Kätti ledig bleiben wird."

„Aber wie geht es denn zu, daß er ihr nicht geholfen hat, Euch nach Einſiedeln zu tragen?" fragte ich.

„Ach!" ſagte Kätti ſeufzend: „Er hätte es ſicher gethan, wenn ſeine Mutter nicht krank geworden wäre, die er deswegen nicht verlaſſen kann. Mein ganzes Zutrauen ſetze ich in die heilige Jungfrau, die meinem Vater das Geſicht und Hanſens Mutter die Geſundheit wieder ſchenken wird."

Herr Tomkins, der zurückgeblieben war, holte uns wieder ein. Ich erzählte ihm die Geſchichte des Greiſes und ſeiner Tochter. Er war in ſeiner Jugend Schiffsarzt geweſen; er unterſuchte die Augen des Alten, und ſagte ihm tröſtend: „Faſſet Muth, lieber Mann; Eure Blindheit rührt vom Staar her. Er iſt reif; morgen will ich ihn Euch im Kloſter ſtechen, wo ich zu dieſer Operation alles Nöthige finden werde."

Wirklich gelang am andern Tage der Stich glücklich. Wie groß war die Freude des Greiſes, ſeinen Wohlthäter und ſeine Tochter ſehen zu können! Durch die einige Tage darauf erfolgte Ankunft Hanſens und ſeiner Mutter wurde er noch mehr erfreut. Sie waren gekommen, um der heiligen Mutter Gottes für ſeine Heilung zu danken.

Als meine Kinder vom ſchönen Kätti Abſchied nahmen, baten ſie es um das Band, mit welchem es den Vater getragen hatte. „Aber," fragte Kätti, „was wollt ihr damit machen?"

Digitized by Google

„Ach,“ erwiederten sie, „sollten wir je einen Augenblick alles das Gute vergessen, das wir unserm Vater schuldig sind, würden wir nur Euern Gürtel zur Hand nehmen, und dieser Talisman der kindlichen Liebe würde uns sogleich von unserer Verirrung heilen.“ — —

Ich habe dem brüderlichen Militärfeste zu Langenthal, einem schönen Marktflecken im Kanton Bern, beigewohnt, welches Berner Offiziere für ihre Waffenbrüder von zweiundzwanzig Ständen veranstaltet hatten.

Weder von der Schönheit des Tages und des Orts, noch von der Gastfreundlichkeit der Langenthaler, welche sechshundert Offiziere beherbergten, will ich erzählen; statt dessen soll hier die wahrhaft vaterländische Rede stehen, die der Oberst May von Bern an seine Waffengefährten hielt.

„Getreue liebe Eids- und Bundesgenossen!“ sprach er: „Im Namen der Offiziere aller Waffen des eidsgenössischen Standes Bern soll ich vorerst Ihnen, Freunde und Brüder! den wärmsten Dank ausdrücken für die Annahme der Einladung zu diesem Feste. Diese Einladung, aus eidsgenössischem Busen geflossen, hat an eidsgenössische Herzen geschlagen; dies zeigt dieser zahlreiche schöne Kreis vaterländischer, rüstiger Männer von den meisten, selbst entferntesten hohen Ständen des gemeinsamen schweizerischen Vaterlandes.

„Das Fest, das wir feiern, getreue liebe Eids- und Bundsgenossen! sei ein Fest der eidsgenössischen Treue, — ein Fest, woran sich unsere Vaterlandsliebe durch gegenseitiges Wohlwollen und Freundschaft auf's neue erwärme, auf's neue jene Gefühle für Freiheit und Unabhängigkeit in unsern Herzen entflamme, mit welchen die Väter an Heldentagen des Landes Freiheit und Unabhängigkeit auf Felsen gründeten, und des Schweizernamens Ruhm mit unvergänglichen Zügen auf die Tafeln der Geschichte eingruben.

„Das Erbe der Väter, wir wollen es behaupten, Brüder! Wir wollen es den Nachkommen rein und vollständig überliefern. Wenn aus verhängnißvollen Stürmen die Eidsgenossenschaft jung und kräftig sich neu erhebt, wenn ein vervollkommneter Wehrstand zu den gerechtesten Hoffnungen den Vaterlandsfreund berechtigt: so sollen wir nie vergessen, daß nur durch Eintracht und gegenseitiges Zutrauen, nur durch Freundschaft und gegenseitiges Wohlwollen die Altvordern ausführten, was noch jetzt unser Glück und unsern Ruhm ausmacht.

„Sollte uns die Aufgabe aufbehalten sein, die Unabhängigkeit der Eidsgenossenschaft, die mit so vielem, so theurem Blute der Väter erkaufte heilige Freiheit mit dem Schwerte zu vertheidigen: so werden wir der Welt beweisen, daß in unsern Adern unverfälscht das Blut der Väter wallt.

„Siegen, oder für die Freiheit unterzugehen, sei des Eidsgenossen Wahlspruch.

„Noch einmal, theure Waffenbrüder und Freunde! bringe ich Euch unsern Dank. Selbst aus entfernten Gegenden seid Ihr herbeigeströmt, uns mit Eurer Gegenwart zu beehren. Wir fühlen tief das Wohlwollen, welches Ihr hierdurch uns bezeuget, die Freundschaft, die Ihr uns hierdurch an den Tag leget. Brüderlich lasset uns nun diesen schönen Tag feiern.

Digitized by Google

„Gegrüßet seid Ihr uns Alle, getreue liebe Eids- und Bundsgenossen! Gegrüßet von Euern bernischen Waffenbrüdern, die Euch aus einer Seele ein herzliches Willkommen entgegenrufen.

„Es sei jetzt und fortan herzliche Freundschaft Aller für Alle, und Aller Wahlspruch: Für Gott und Vaterland!“

Es ist zu hoffen, ein ähnliches Fest werde alljährlich statt haben, zu welchem die Berner den ersten Anlaß gaben, und daß an demselben nicht nur Offiziere von einigen, sondern von allen Kantonen Antheil nehmen werden, damit es ein schweizerisches, eidsgenössisches Fest sei. Verhältnißmäßig nach dem Bundeskontingent an Mannschaft sollten einer solchen Feier Offiziere aller Grade, in der Hauptstadt des Vororts oder in seiner Nähe, beiwohnen, um sich da unter den Augen der Tagsatzung kennen und lieben zu lernen, und auf dem Altare des Vaterlandes zu schwören, wie Winkelried für Helvetiens Heil und Unabhängigkeit zu siegen, oder zu sterben. K.

Berichte aus Unter-Aegypten, von dem deutschen Reisenden Eduard Rüppel.

(In einem an den Freiherrn von Zach erlassenen Schreiben. *Correspondance astronomique*, vol. 7, p. 240—256.)

Kairo, 20 Julius 1822.

Ich komme von einem Ausfluge nach Fajoum zurück, woselbst ich zahlreiche astronomische Beobachtungen gemacht habe, und das von Reisenden nach Aegypten deshalb vernachläßigt wird, weil die Landschaft von jenen bedeutsamen Denkmälern der Vorzeit wenig enthält, welche die Liebhaber vorzugsweise nach Ober-Aegypten hinziehen. In Fajoum findet man nicht leicht Alterthümer zu kaufen, auf welche die meisten Reisenden Jagd machen, und darum darf man sich dann auch nicht über die noch so mangelhafte Erdkunde dieses Landes wundern.

Sie kennen vermuthlich die vor etlichen Jahren, auf zwei splendiden Blättern, durch den Oberstlieutenant Leake in London bei Arrowsmith ausgegebene Karte. Wofern ich dieselbe nach Faioum, und nach Vergleichung meiner, mit den auf der Karte vorkommenden Ortsbestimmungen, beurtheilen soll, so bedarf dieselbe vielfältiger Berichtigungen.

Von Kairo reisete ich am 10 Juni 1822 über Saccarra, Aboufir und Dashur nach Degme. Man legt diesen Weg in ungefähr eilf Stunden zurück. Zunächst hinter Degme findet sich das Bett des Kanals von Baher-Jousuf, welcher auf dieser Seite die Grenze der Wüste bildet. An dieser Stelle betraten wir die Wüste in der Richtung von 30° N. W. Alle Vegetation hört hier auf. Hügel aus Petrefakten-Kalkstein in wagerechten Lagern erheben sich terrassenförmig über dem mit blätter- und fadenförmigem Gips untermischten Sandboden. Xylolithen und andere Fossilien kommen seltener vor.

Digitized by Google

Nach dreistündigem Marsche in unveränderter Richtung änderten wir diese in 40° S. W., und setzten in der letztern unsern Weg fünftehalb Stunden fort, bis wir beim Bett eines großen in Kalkfels gegrabenen Kanals eintrafen. Unschwer war darin ein Theil des alten Nilbettes zu erkennen, durch das der Strom vormals in den Moeris-See und aus diesem durch Baher-Belame ins Meer ausmündete. Ein von gebrannten Backsteinen aufgeführter sehr fester Damm verschließt gegenwärtig dieses Bett, wodurch sich auf der Ostküste ein ansehnlicher See gebildet hat. Jenseits dieses Dammes, auf der Südseite des trockenen Flußbettes, steht der Flecken Tomie. Nur wenig angebautes oder des Anbaues fähiges Land befindet sich um diesen Ort her. Die Wüste fängt von neuem an; wir durchwanderten sie in einer Richtung von 30° S. W., und gelangten nach einer Stunde Weges auf den fruchtbaren und sehr ergiebigen Boden von Fajoum, der aber leider gar nicht bebaut ist. Die Grenze dieser Wüste bildet hier, jenseits des alten Nilbetts, eine starke Krümmung von Ost nach Süd.

Bald hierauf kamen wir beim Dorf Serbi vorbei, das wir links liessen. Unfern von da, eine Stunde und vierzig Minuten ungefähr von Tomie, allezeit in der Richtung 30° S. W., gelangten wir zum Dorfe Mah-Serra. Von diesem Punkt aus sah ich das östliche Ende von Birchet-Karuum in der Richtung 35° N. W. Die Entfernung beträgt ungefähr zwei Stunden.

Unser Weg führte über sehr fruchtbares, aber meist ödes Land, beim Dorfe Kaabe-l'Adime vorbei, das nur eine halbe Stunde von Maa-Serra entfernt liegt; beträchtliche Pflanzungen von Palmbäumen umgeben und verbinden dieses Dorf mit einem andern, das eine Stunde weiter gelegen ist und Ka-be-l'gedite heißt.

Hier nahmen wir die Richtung 20° S. W., kamen über die gegenwärtig trockenen Betten zwei tiefer Kanäle, und nach einer Viertelstunde hatten wir das Dorf Halem zur Rechten. Zwei nur wenig tiefe und mit laufendem Wasser gefüllte Kanäle faßten den Weg zu beiden Seiten ein. Diese Wasser fliessen östlich zunächst neben dem Thore der Stadt Medina vorbei, und vertheilen sich hierauf im Gebiete von Fajoum. Der Weg führt weiter durch das Dorf Darremet, welches fünfzig Minuten von Halam und eine Viertelstunde von Medina entfernt ist; diese letztere durchwanderten wir in der Richtung 10° S. W. Westwärts sieht man eine Reihe von ziemlich hohen Trümmerhügeln, welche einen Theil der alten Stadt Arsinoe decken. Die neue Stadt Medina ist über den Ruinen des südlichen Theils vom alten Arsinoe, auf beiden Seiten des Kanals Baher-Jousuf, welcher die Stadt in zwei fast gleiche Theile theilt, erbaut. Drei steinerne und mehrere hölzerne Brücken unterhalten die Verbindung der zwei Hälften.

Bei meiner Ankunft in Medina, dem alten Arsinoe, wünschte ich eine Wohnung zu miethen, wo sich meine astronomischen Beobachtungen bequem anstellen liessen; aber Niemand wollte mich aufnehmen, ohne eine ausdrückliche Bewilligung des Gouverneurs der Stadt, der sich zu meinem Leidwesen gerade abwesend in Kairo befand. Ich mußte also seine Rückkehr ab-

Digitized by Google

warten. Meine Verlegenheit war groß, zumal ich dem beſtändigen Hohn, dem unverſchämten Spott und Gelächter der Soldaten, denen bald auch die Einwohner nachahmten, ausgeſetzt war. Ich vernahm nun aber das Daſein von Kahia-Bey, begab mich alsbald zu ihm, um mein Empfehlungsſchreiben zu überreichen, dem ich durch die Zugabe eines ſehr hübſchen Teleſkops noch größeres Gewicht verlieh. Plötzlich änderte hierauf die Szene. Am folgenden Tage erſchien ein Kau-Was (Ordonnanzoffizier), der mich höflich erſuchte, mit ihm zu kommen, um in der Stadt die Wohnung auszuſuchen, die mir am beſten gefallen würde, indem er Befehl habe, den Eigenthümer anzuhalten, daß er ausziehe und mir Platz mache. Ich dankte verbindlich für die eben ſo unerwartete als auſſerordentliche Höflichkeit, und bat den Offizier, mich zuerſt in die leeren Wohnungen zu führen, worunter ſich leicht eine mir zuſprechende finden dürfte, indem ich keineswegs gekommen ſei, um den Bewohnern der Stadt beſchwerlich und läſtig zu fallen. Zum Glück fand ich ein unbewohntes Haus, das mir ganz recht war, und worin ich meine aſtronomiſchen Beobachtungen ſehr bequem anſtellen konnte. Daſſelbe lag im ſüdweſtlichen Theile der Stadt, nahe bei der großen Moſchee L'Rua-bu, der ſchönſten in Medina, und die durch ihr hohes weißes Minaret leicht kennbar iſt. Eine kleine geodeſiſche Operation zeigte mir, daß dieſes Haus 26 Pariſer Fuß weſtwärts von der Mittagslinie ſtand, die ich mitten durch das Minaret gezogen hatte, und 334 Fuß ſüdwärts von ſeiner Perpendikular-Linie. Dieſe Moſchee war durch einen gewiſſen Haſſan-Bey erbaut worden.

Medina, die Hauptſtadt der Provinz Fajoum, zählt ungefähr 3500 Einwohner, worunter viele Chriſten ſind, die zwei Kirchen in der Stadt haben. Der ganze Kunſtfleiß dieſer Einwohner beſchränkt ſich auf die Verfertigung von Wolltüchern, die ſie trefflich und ſehr dauerhaft mit Indigo zu färben verſtehen. Aus Trauben und Datteln wird auch viel Branntewein abgezogen, ein Getränk, das Chriſten und Mahomedaner ohne Unterſchied genieſſen.

Zunächſt bei der Stadt weſtwärts theilt ſich der Baher-Jouſuf in fünf kleine Kanäle, die ſich für die Bewäſſerung des Landes in verſchiedenen Richtungen ausbreiten, aber keiner derſelben führt den Namen des Hauptkanals; ſie ergieſſen ſich alle in den Birket-Karuun. Ich habe bereits der Hügel gedacht, welche man nördlich von Medina ſieht, und die einen Theil des alten Arſinoe decken. Es ſind von daher viele Granitſäulen, mit und ohne hieroglyphiſche Inſchriften, geholt und für die Bauten der neuen Stadt gebraucht worden.

Als ich mit meinen aſtronomiſchen Beobachtungen zu Ende war, wünſchte ich den Moeris-See und ſeine Inſeln zu beſuchen. Ich verließ Medina am 28 Juni um 4 U. 20′ Morgens. Die Richtung des Weges war 30° N. W. durch ſehr fruchtbare Ebenen. Um 6 U. 20′ trafen wir bei einem großen Dorfe, Fedimin genannt, ein, das in der Mitte vieler Garten- und Dattelnpflanzungen gelegen und beinahe ausſchließlich von Chriſten bewohnt iſt. Ganz nahe dabei kamen wir durch das ausgetrocknete Bett eines ſehr tiefen Kanals, an deſſen Ufern ich, mit großem Erſtaunen, wagerechte Lager aus Schlamm- und Erde-Niederſchlag des Nils bis zu ſechszig Fuß Erhöhung wahrnahm! In der Richtung 10° N W. führte unſer Weg hier-

Digitized by Google

auf zum Dorfe Senhour, wo wir um 7 U. 17′ eintrafen. Das Gestade vom Moeris-See hatte sich, in dieser Jahrszeit und auf dieser Seite, eine gute Stunde nördlich zurückgezogen. Eine Viertelstunde, ehe man an das Seeufer gelangt, und ein wenig rechts von der Straße, finden sich große Haufen von Backsteinen und Schutt, worunter das Bruchstück einer mit Hieroglyphen besetzten Granitsäule sich auszeichnet. Wahrscheinlich sind dies Ueberbleibsel der alten Stadt Bachis.

Die Araber geben dem Moeris-See den Namen Birket-Karuun. Seine größte Länge geht von Ost nach West und neigt sich ein wenig südwärts. Sein Wasser ist trinkbar, obgleich von etwas salzigem Geschmack. Das südliche Ufer ist flach und kalkartig, das nördliche besteht aus den sandigen Dünen der Wüste. Der See ist sehr fischreich, und die Pacht seiner Fischerei erträgt neuntausend ägyptische Piaster (ungefähr dreitausend französische Franken).

Von der Stelle, wo wir ans Ufer gelangten, bis zur nächsten Insel im See, dauerte die Schiffahrt zwei gute Stunden, in der Richtung 30° N. W. Die Länge dieser Insel beträgt ungefähr 2000 Fuß. Mitten auf ihr steht ein etwa 120 Fuß hoher Hügel, dessen Kern aus Nil-Niederschlag besteht. Um diesen Hügel liegen viele Muschelsteinblöcke, deren gehauene Oberflächen durch Zeit und Alter überall angefressen und abgenutzt erscheinen. Dies ist Alles, was von der berühmten Pyramide des Königs Moeris übrig bleibt, die ihres erdigen Fundamentes wegen allerdings wenig geeignet war, dem Angriff der Zeit Widerstand zu leisten.

Nordwärts von dieser Insel und in geringer Entfernung befindet sich eine zweite etwas größere, und bei 60° S. W.; in der Entfernung einer halben Stunde eine dritte; keins dieser Eilande enthält Ruinen, wenigstens keine sichtbaren.

Noch habe ich einen andern Ausflug gemacht, um den nahe beim Dorfe Bigieck stehenden Obelisk zu besuchen. Ich verließ Medina am 1 Juli, um 5 U. 10′ Morgens. Wir nahmen unsern Weg 30° S. W. und trafen um 5 U. 47′ im Dorfe Bigieck ein. Von da aus wanderten wir in der Richtung 70° S. W. und machten um 6 U. 55′ mitten auf dem Felde Halt, bei zwei Bruchstücken eines Obelisken aus röthlichem Granit. Er unterscheidet sich von allen übrigen durch seine Grundlage oder Fußgestell, welches kein gleichseitiger, sondern ein Lang-Würfel ist. Er läuft auch nicht in eine Spitze aus, sondern seine zwei breitern Flächen verbinden sich oben bogenförmig, mit einem runden Ausschnitt in der Mitte. Die obern Flächen (les faces en haut) halten drei und sechstehalb Fuß. Die Länge des ganzen Obelisken (beider Stücke) beträgt achtundvierzig Fuß. Die kleinen Oberflächen sind, jedoch nur am Rande, mit einer Reihe großer Hieroglyphen eingefaßt; auf den großen Oberflächen befindet sich kleine Hieroglyphen-Schrift, in parallelen Linien. Auf diesem ganzen Felde findet sich keinerlei Mauerwerk oder Spur von irgend einem andern Gebäude.

Am 3 Juli machte ich noch eine Exkursion zu den Pyramiden von Bejamont. Von Medina aus ging ich um 6 U. 25′ Morgens, in gerader nördlicher Richtung, beim Schutte von Arsinoe vorbei; um 7 U. traf ich beim Dorfe Mischie ein und schlug nun die Richtung

Digitized by Google

15° N. W. ein. Um 7 U. 54′ befand ich mich im Dorf Bejamont. In der Entfernung von noch einer halben Viertelſtunde nordwärts hatte ich die zwei in großen Ruinen liegenden Pyramiden erreicht. Sie liegen, die eine neben der andern, auf gleicher Linie von Oſt nach Weſt. Beide haben gleichſeitig viereckige Grundlagen, deren jede Seite 156 Fuß hält. Es befinden ſich dieſe Pyramiden in ſehr weit vorgerückter Zerſtörung; in der weſtlichen iſt noch ein kleines Zimmer ſichtbar, worin weder Bildwerke noch Geſimſe angetroffen werden. Mit den Pyramiden von Saccarra, Abouſir und Ghize verglichen, ſcheinen dieſelben von viel neuerer Herkunft zu ſein.

Ich wünſchte nun auch am andern weſtlichen Ende des Moeris-Sees, im Karak-Thale, das berühmte Labyrinth zu beſuchen, ward aber durch einen Streit mit meinem Dragoman daran gehindert. Aus gleichem Grunde mußte ich auf meinen Plan über Beniſuef nach Kairo zurückzukehren verzichten, ſo daß ich auf dem nämlichen Wege über Tomie und Dabbur meine Rückkehr nahm, und zwar ohne Dollmetſcher, jedoch geſund und wohl am 5 Juli in Kairo wieder eintraf. Meine nächſte Wanderung wird nun nach Damiette und Roſette gerichtet ſein, woher ich Ihnen unfehlbar das Tagebuch meiner Reiſe ins ſteinige Arabien ſenden werde.

Nachſchrift des Freiherrn von Zach.

Was Hr. Rüppel in vorſtehendem Briefe von den ſechszig Fuß hohen Nilſchlamm-Lagern meldet, kann neuen Stoff zu Erörterungen über das Alter unſers Erdballs geben. Schon Herodot hatte von den Aegyptiern geſagt, ihr Land ſei aus Schlamm und Erde, die der Nil zurückgelaſſen habe, gebildet; deshalb nennt dieſer Geſchichtſchreiber Aegypten: δῶρον τοῦ ποταμοῦ, das will ſagen, ein Geſchenk des Stromes. Ariſtoteles in ſeiner Meterologie (B. 1, Kap. 14) gibt ihm den Namen: τῷ ποταμοῦ ἔργου, das Werk des Stromes. Die Aethiopier rühmten ſich, daß Aegypten ihnen ſein Daſein zu verdanken habe. Die alte und berühmte Stadt Peluſium am öſtlichen Arme des Nils führt ſogar ihren Namen von πηλός, welches Schlamm oder zugeſchwemmte Erde bedeutet. Strabo äuſſert die Vermuthung, es ſeien, bevor Nieder-Aegypten durch die Anſpülungen des Nils gebildet ward, das Mittelmeer und das rothe Meer vereinbart geweſen.

Die Meinung, daß Nieder-Aegypten aus Schlamm und Nilausſpülungen gebildet ſei, reicht ſelbſt noch über Herodots Zeiten hinauf. Hekatäus hatte ſie hundert und fünfzig Jahre vor ihm ausgeſprochen *). Auch die heilige Schrift enthält Spuren davon, wenn Eſajas von den Strömen Aegyptens ſagt (Kap. 18, V. 7), ſie nehmen das Land ein.. (19, 5. 6.), und das Meerwaſſer wird erſchöpft werden, und der Fluß wird verſiegen und vertrocknen. Auch die Flüſſe werden erſchöpft, und die Wuhrgraben werden

*) *Apollon. Rhod. Argon.* Schol. IV, 259.

kleiner werden und verdorren. Man beruft ſich auf Homer, welcher in der Odyſſee meldet, die Inſel Pharos, die zu Cäſars Zeiten, wie dieſer (de bello civili, lib. 3) ſelbſt bezeugt, bereits mit Alexandrien zuſammenhing, ſei von Aegypten ſo weit entfernt, als ein Schiff mit gutem Winde in einem Tage ſegeln möge. Aber Strabo behandelt den Homer ungefähr wie Ciceolini den Dichter Dante *). Er verſichert, weder ſei dieſe Entfernung wirklich zu Homers Zeit vorhanden geweſen, noch habe ſich der Dichter geirrt, ſondern er gebe bloß eine Vermuthung deſſen, was einſt hätte ſein können, mit einem Wort, ein poetiſches Mährchen. Den Dichtern ſoll man freilich immer ein wenig mißtrauen; ſie leben in einer eingebildeten Welt, weil ſie in der wirklichen nicht ſattſame Nahrung für Leib und Seele finden mögen.

Die Gelehrten ſind, gewohntermaßen, ungleicher Meinung über die Zeiten und über die Schnelligkeit oder Langſamkeit, womit jene Anſpülungen ſtatt gefunden haben. So weit als beglaubigte Thatſachen vorliegen, können wir mit Zuverſicht ſagen, daß zur Zeit des heiligen Ludwigs, ums Jahr 1243, die Mauern der Stadt Damiette vom Meere beſpült waren; gegenwärtig beträgt die Entfernung dieſer Stadt von der See mehrere Millen. Maillet **) meldet in ſeiner Beſchreibung von Aegypten: als er im Jahr 1692 zuerſt in dieſes Land kam, ſei Roſette nur eine halbe Meile vom Meere entfernt geweſen; im Jahr 1718 fand er, daß die Entfernung eine gute Meile betrug. Anderſeits wiſſen wir, daß die Entfernung der Stadt Alexandria vom Meere ſeit länger als zweitauſend Jahren unverändert geblieben iſt. Dieſer Umſtand beweiſet jedoch nichts gegen die Anſpülungen; ſie können auf der einen Seite ſtatt finden, nicht aber auf der andern. Oertliche Verhältniſſe der Strömungen, zuweilen auch nur die Stürme eines einzigen Tages, mögen Waſſerbecken und Seeküſten bedeutſam ändern. Die Seeleute wiſſen recht gut, daß dies öfters an den Küſten von Aegypten und im Syrtis begegnet. Es geſchieht aber auch bei uns und vor unſern Augen. Hr. Anton Roſſi von San-Remo, der neuerlich eine ſehr gute Karte des Golfs von Spezzia geliefert hat, iſt vor wenigen Tagen (im Oktober 1822) auf der Rückreiſe von dieſem Golf nach Genua gekommen, und hat uns erzählt, wie durch den wüthenden Sturm in der Nacht vom 24 zum 25 Dezember des verfloſſenen Jahres, welcher auf unſern Küſten ſo große Verheerungen angerichtet hat, alle Tiefen des Golfes und die Form der an ſeinem Eingang zwiſchen der Inſel Palmeria und der gegenüberſtehenden Küſte bei Maralonga befindlichen Sandbank völlig verändert worden ſind. Die Längenrichtung dieſer Bank, die zuvor von Oſt nach Weſt ging, iſt gegenwärtig von Süd nach Nord gedehnt

Bekanntlich finden ſich hin und wieder recht ſchöne Seehafen, die verſandet und durch Nachläſſigkeit der Aufſichtsbehörden oder der Regierungen unzugänglich und mehr und minder

---

*) *Correspondance astronomique*, vol. VII, p. 26.

**) Bekannter unter dem Namen Telliamed, welcher das Anagramm ſeines wahren Namens Maillet iſt.

Digitized by Google

unbrauchbar, auch gefährlich geworden sind; was aus Sorglosigkeit nicht gutwillig geschieht, das leistet nun zuweilen die Natur in ihrem Zorn. Eben jener Weihnachtsturm von 1821 hat in einer Nacht alle Arbeit geleistet und alle Kosten getragen, die längst hätten in Brindisi aufgewandt werden sollen; und es hat die stürmische See in zwölf Stunden Zeit zu Stande gebracht, was die Menschen in sechs Jahrhunderten nicht unternehmen mochten!

Aber nicht das Delta allein nur, das will sagen, die Landschaft unterhalb Memphis, hat ihr Dasein den Anspülungen des Nils zu verdanken, wie die priesterlichen Ueberlieferungen melden. Herodot vermuthet, und hat durch physikalische Erörterungen darzuthun versucht, daß die ganze Landschaft drei Tagereisen oberhalb dem See Moeris ihr Dasein der gleichen Ursache verdankt; die sechszig Fuß hohe Bank, welche Hr. Rüppel angetroffen hat, konnte diese Meinung bekräftigen. Man hat Versuche gemacht, die Zeit zu berechnen, deren der Nil zur allmäligen Ablagerung seines Schlammes bedurfte. Herodot meldet, die ägyptischen Priester hätten ihm erzählt, es habe der Nil zur Zeit des Königs Moeris, ungefähr neunhundert Jahre vor Herodot (ihrer Zeitrechnung nach), nur um acht Vorderarmlängen (coudées) zu steigen bedurft, um alles Land unterhalb Memphis zu überschwemmen; zu Herodots Zeiten aber waren hierfür fünfzehn bis sechszehn solcher Längen erforderlich. Die Kommentatoren haben daraus geschlossen, es erhöhe sich der Boden Aegyptens in hundert Jahren um eine Vorderarmlänge ungefähr. Seit Herodot bis auf jetzt sind zweiundzwanzig Jahrhunderte verflossen, und der Boden müßte also um eben so viele Vorderarmlängen erhöhet sein; weil dies aber der Fall nicht ist, so haben einige Kommentatoren, unter ihnen Hr. Larché vorzüglich, die Ueberlieferung der ägyptischen Priester bezweifelt; man hat jedoch dabei unbeachtet gelassen, daß auch das Nilbett selbst sich erhöhen mußte, und vielleicht in anderm Verhältnisse als seine Ufer: denn das gröbste und schwerste Geschiebe mußte sich notwendig schneller im Strombette ablegen, als der Schlamm seinen Niederschlag ausser demselben bildete. Wenn also die Rechnung der zweiundzwanzig Vorderarmlängen nicht zutrifft, so liesse sich sagen, das Mangelnde sei im aufgefüllten und erhöhten Strombette zu suchen. Wie dem aber auch sein mag, der sichtbare und zu Tage liegende Niederschlag kann das richtige Maas für die absolute Anspülung nicht sein; auch geschieht die Erhöhung des Landes so regelmäßig nicht, wie man denken möchte: heftige Regengüsse, ungewohnte Wassergrößen, ausserordentliche Ueberschwemmungen können einerseits wieder wegführen, was anderseits angespült worden ist, und dies mag in kurzer Zeit bedeutende Veränderungen hervorbringen.

Sollten die sechszig Fuß hohen Ablagerungen, welche Hr. Rüppel gesehen hat, diesen Vermuthungen nicht zur Bestätigung dienen? Die obangeführten Stellen aus Jesajas thun wenigstens dar, daß die Ströme Aegyptens großen Schaden und ausserordentliche Verheerungen anrichteten .. *diripuerunt flumina terram .. arescet aqua de mari et fluvius desolabitur atque siccabitur .. Deficient flumina, attenuabuntur et siccabuntur rivi aggerum. Calamus et juncus marcescet .. Nudabitur alveus rivi a fonte suo, et omnis sementis irrigua siccabitur, arescet, et non erit etc.* (Isajas cap. 19.)

Digitized by Google

Herr Reynier in den Denkſchriften über Aegypten, und Hr. Girard in ſeiner Abhandlung über das Thal von Aegypten und über die Sekundar-Erhöhung ſeines Bodens, verſichern, das Niveau vom Nil ſtehe gegenwärtig beträchtlich höher, als der Boden der Umgegend. Der letztere berechnet die Erhöhung ſeines Bettes zu 0,126 Metres auf ein Jahrhundert, was alſo für die zweiundzwanzig Jahrhunderte ſeit Herodot nur ſieben bis acht Fuß betragen würde. Die Anſpülung und Erhöhung des Landes in Aegypten iſt eine unbeſtreitbare Thatſache; hingegen dürfte es ſchwierig, wo nicht unmöglich ſein, über das Alter unſerer Erde Schlüſſe daraus zu ziehen. Was wir zu Tage liegend ſehen, ſind Ergebniſſe einer aller hiſtoriſchen Ueberlieferung vorausgehenden Zeit: Lymina myriadum. Wie die Natur damals zu Werke ging, iſt uns eben ſo unbekannt, als die Kräfte, womit ſie es that. Die Zuckungen und Umwälzungen, welche vor unſern Augen geſchehen, und auch jene, deren Kunde die älteſten Geſchichten uns aufbewahren, mögen davon keinen Begriff geben. Die in den Eingeweiden der Erde verſchloſſenen Archive zeugen dafür.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die geographiſche Geſellſchaft.

Ueber die, großentheils noch einleitenden und vorbereitenden Arbeiten dieſes neuen, die ſchönſten Hoffnungen rege machenden wiſſenſchaftlichen Vereines vom Jahr 1822 hat der General-Sekretär ſeinem Zentral-Comité einen Bericht erſtattet, welcher hier im Auszuge folgt:

Seit die Stifter unſerer Geſellſchaft — ſo drückt ſich Hr. Malte-Brun aus — von dem Wunſche der Beförderung geographiſcher Studien und Entdeckungen geleitet, für gemeinſame Arbeiten zuſammentraten, iſt das erſte Jahr abgefloſſen. Bei Unterzeichnung ihrer Statuten wußten ſie recht wohl, daß von den drei Zwecken des Vereines keiner im Zeitraum etlicher Monate zu erreichen war. Zur Aufmunterung von Reiſeunternehmungen bedarf es verhältnißmäßiger Geldkräfte, eines genehmigten Reiſeplans und eines tüchtig erfundenen Reiſenden. Um die Wiſſenſchaft fördernde Werke herauszugeben, iſt eine ſtrenge Wahl unter einem Vorrath bedeutſamer Arbeiten erforderlich. Niemand konnte demnach erwarten, daß die Geſellſchaft ſchon im erſten Jahre ihres Beſtandes für dieſes zwiefache entferntere Ziel unmittelbare Leiſtungen zu Stande brächte. Ein dritter in den Statuten bezeichneter Zweck war leichter zugänglich; er beſteht in den Preisaufgaben, und die Geſellſchaft hat damit auch wirklich ihre Thätigkeit auf eine, wie wir glauben, ſehr würdige Weiſe eröffnet.

Die Preisaufgabe für 1823 verlangt eine ſyſtematiſche Beſchreibung der europäiſchen Berg-

Digitized by Google

ketten; ihr Vorwurf erheischt umfassende und mühsame Forschungen, die den scharfsinnigen Bearbeiter vermuthlich auf manche neue Beobachtung führen dürften; denn selbst im Innern von Europa bedarf noch mehr als eine Bergkette genauer Messung und wissenschaftlicher Beobachtung, während hinwieder viele auf den Landkarten dargestellte Berge ihr Dasein oder wenigstens ihre Gestaltung einzig nur der Phantasie des Zeichners verdanken.

Von einem andern Standpunkte ausgehend, heischt der für 1824 ausgeschriebene Preis eine kritische Würdigung der Herkunft und der Wanderungen der Völkerstämme, welche die Inseln des großen Ozeans bewohnen. Es öffnet sich hier der philosophischen Gelehrsamkeit ein weites Feld für die vergleichenden Erörterungen moralischer, philologischer, physikalischer und historischer Thatsachen, die, den Gesetzen der Erdkunde untergeordnet, eben so viele zusammentreffende Lichtstrahlen werden mögen, durch die jene Finsternisse sich aufhellen, welche Jahrhunderte hindurch über den mannigfaltigen Völkerwanderungen des Erdballs geschwebt haben. Auch die Bearbeitung dieser Aufgabe muß ein nützliches Werk liefern, und sie wird zu wichtigen Forschungen den erwünschten Anstoß geben.

Ueber diese zwei Gesellschaftspreise hinaus sah sich der Verein durch die Freigebigkeit eines seiner Mitglieder, des Hrn. Benjamin Delessert, in den Stand gesetzt, eine Belohnung von sechshundert Franken dem besten statistischen und kommerziellen Wegweiser (*Itinéraire*) von Paris nach Havre-de-Grace zu verheißen, worin die nutzbaren Verbindungen und gegenseitigen Verhältnisse beider Städte gewürdigt werden sollen. Es wird damit der Beweis geleistet, daß neben den höhern Zwecken für Berichtigung und Erweiterung der Wissenschaft auch die nationellen und örtlichen Interessen der Gesellschaft keineswegs fremd bleiben.

Wenn diese Preisaufgaben während einer langen Reihe von Jahren fortgesetzt werden, und wenn sie allezeit ausschließlich nur die Beförderung eines einzigen Faches der Kenntnisse bezwecken, so mag man sich leicht überzeugen, daß ihr Ergebniß eine größere Masse zusammentreffender Wahrheiten sein wird, als die Preisaufgabe anderer, mehrere wissenschaftliche Fächer zugleich befassender Gesellschaften nicht gewähren können. Jene Hoffnung beruht freilich zunächst auf einer methodischen und einsichtigen Leitung.

Mancherlei innere Einrichtungen zum Behuf der beabsichtigten Wirksamkeit mußten das Comité weiterhin beschäftigen. Durch die Bemühungen der Korrespondenz-Sektion, unter dem Vorsitze des Hrn. von Humboldt, ist in den Provinzen und im Auslande mit einzelnen Gelehrten sowohl als mit gelehrten Gesellschaften eine ausgebreitete Korrespondenz eingeleitet und zu Stande gebracht worden; dieselbe wird durch ein gedrucktes Bulletin wesentlich unterstützt, das von den Verhandlungen der Gesellschaft und ihrer Comités summarische Nachrichten, nebst Auszügen der erstatteten Berichte, eingereichten Arbeiten u. s. w. enthält. Eine eigentliche geographische Zeitschrift will die Gesellschaft nicht herausgeben; denn an solchen mangelt es nicht, und sie bleiben besser der Sorgfalt von Privaten überlassen. Es sind größere und umfassendere Arbeiten, deren Bekanntmachung der Verein sich künftighin auf schicklich erachtete

Digitized by Google

Weiſe zu veranſtalten oder zu befördern vorbehält. Unter die für dieſen Behuf bereits vorhandenen Materialien gehört das nivellirte Profil der indiſchen Halbinſel diesſeits vom Ganges, welches durch Hrn. Leſchenaut de la Tour eingereicht, einen wichtigen Beitrag zur phyſiſchen Erdbeſchreibung zu liefern ſcheint. Der nämliche Reiſende hat eine Notiz über die Ruinen von Mahabalipouram übergeben, welche von einem Braminen verfaßt ward. Von Hrn. Llorente erhielt die Geſellſchaft einen Aufſatz vergleichender Erdkunde, über einen Theil der in den römiſchen Wegweiſern (Itinerarien) durch Spanien benannten Ortſchaften, welcher manche aus Mangel örtlicher Kenntniß entſtandene Irrthümer zu berichtigen ſucht. Der Anfang einer nur noch unvollſtändig mitgetheilten Abhandlung des Hrn. Ducros, über das Verfahren beim geographiſchen Unterricht, begreift neue Anſichten über einige in Deutſchland angewandte Methoden. Hr. Roux hat eine intereſſante Denkſchrift über die Seehafen und den unterirdiſchen Tempel von Midia geliefert.

Es ſind verſchiedene Arbeiten, welche die Geſellſchaft übernehmen möchte, vorgeſchlagen worden: ſie ſollte ſolche Reiſeplane bezeichnen und entwerfen, deren Ausführung leicht, nicht allzukoſtbar und in ihren Ergebniſſen nützlich wäre; ſie ſollte die Mittel dieſer Ausführung ſowohl als die Koſten berechnen, die Schwierigkeiten würdigen und die für ſolche Unternehmungen tauglichen Männer ausfindig machen; in Ermanglung von Reiſenden ſollte ſie die verſchiedenen Klaſſen von Beobachtern angeben, welche am Orte ſelbſt Nachforſchungen über Gegenſtände anſtellen könnten, die der Erdkunde wichtig ſind, oder welche die von der Geſellſchaft an ſie gerichteten Fragen zu beantworten geneigt wären; endlich dann, wo weder Reiſende noch Beobachter an Ort und Stelle ausreichen, ſollte ſie jene Lücken der Erdkunde bezeichnen, welche durch Arbeiten im Studierzimmer und durch gelehrte Forſchungen mögen ausgefüllt werden. Dieſe Vorſchläge alle ſind in ſorgfältige Ueberlegung gezogen, und der Gegenſtand von Berathungen eines dafür eigens niedergeſetzten Comité.

Inzwiſchen boten ſich bereits auch zwei Reiſende dar, welche zu Erfüllung der Zwecke des Vereines mitwirken wollen. Der eine (Herr Dubois, in der Präfektur des Vendée-Departements angeſtellt) iſt voll Enthuſiasmus, und er berechnet keine Schwierigkeiten; er möchte alſogleich nach Tombuktu reiſen. Man iſt mit ihm eingetreten, um zu ſehen, ob es möglich iſt, ſeinen rühmlichen Eifer zu benutzen. Der zweite (Hr. Cauchelet, Verfaſſer der Erzähler vom Schiffbruch der Sophie) beſitzt ſchon Reiſeerfahrungen, und begehrt nur Aufmunterung, Unterſtützung und gute Räthe. Er wird mit gehörigen Inſtruktionen verſehen nächſtens eine bedeutſame Reiſe antreten. Der Statthalter der Kolonie in Senegal, Chevalier Roger, will der Geſellſchaft alle diejenigen geographiſchen Aufſchlüſſe verſchaffen, die ſeine Stellung ihm beizubringen möglich macht. In der That beruht wohl eine der ſicherſten und nächſtliegenden Hoffnungen der Geſellſchaft auf ſolcher Mitwirkung einſichtiger Männer, die durch Amt und Geſchäfte in entfernten Gegenden ihren Wohnſitz haben.

Dreihundert Mitglieder, welche die Geſellſchaft bereits zählt, ſichern ihr durch die Jahres-

Digitized by Google

beiträge bedeutende Einkünfte, welche durch verschiedene Geschenke und freigebige Anerbietungen auch schon vermehrt worden sind.

Am Schlusse seines Berichts feiert Hr. Malte-Brun das Gedächtniß zwei r berühmter Männer, welche bald nach ihrem Eintritt in die Gesellschaft verstorben sind: des Grafen Bertholle t und des Herzogs von Richelieu. „Der eine (so drückt er sich aus) verdankt seinen großen Ruhm solchen Arbeiten, die beim ersten Anblicke mit den unsern nichts gemein haben. Die Wissenschaft, welche die Substanzen in ihre einfachsten Bestandtheile zersetzt, um die feinsten Verwandtschaften derselben auszumitteln, scheint in keiner Nähe mit der Wissenschaft zu stehen, welche die großen Aussenverhältnisse unsers Planeten zu messen und zu beschreiben unternimmt; einem philosophischen Scheidekünstler jedoch, wie Hr. Berthollet, konnten jene innigen Verhältnisse, wodurch alle Naturwissenschaften unter sich zusammenhängen, nicht entgehen. Alle suchen gemeinsam den wahren Sachverhalt der Naturerscheinungen auf dem Wege der Erfahrung auszumitteln. Jeden Augenblick können sie einander begegnen und sich gegenseitige Hilfe reichen. Hr. Berthollet freute sich des Bestrebens der Geographen, für ihre Wissenschaft neue Berührungspunkte mit den mathematischen und physikalischen Wissenschaften zu gewinnen. Es würde dieser durch Karakter und Kenntnisse gleich ausgezeichnete Gelehrte unsere Arbeiten wirksam befördert haben; allein bevor er noch ihre ersten Entwicklungen zu sehen bekam, ist er in den Armen seines erlauchten Freundes, des großen Meßkünstlers (de Laplace), welcher in unsern diesjährigen allgemeinen Versammlungen den Vorsitz führte, entschlummert.. Der Herzog von Richelieu stand nicht, wie der Graf Berthollet, auf jenen vereinzelten Anhöhen in der stillen und friedlichen Region der Forschungen; die Wellen des bürgerlichen Lebens hatten ihn in ihre Stürme und Strudel fortgerissen Im Gefolge seines rechtmäßigen Herrscherstammes aus dem Vaterlande verbannt, blieb er jedoch des Schmerzes enthoben, gegen die entzweiten Mitbürger zu kämpfen; durch eigenthümliche Schicksale ward ihm ein Wirkungskreis angewiesen, wo Siege, denen keine Reue sich beimischte, zu erringen waren; er hat darin gleichmäßig die ritterliche Tapferkeit und die Geschicklichkeit des Staatsverwalters bewährt. Wenn er, furchtlos vor Kugeln und Pest, am Vormittag die feindlichen Wälle erklommen hatte, hat er des Abends im Gezelte die Sitten der Morgenländer erforscht. Sieger über die Moslemiten und Gesetzgeber einer blühenden Handelsstadt, hat dieser exilirte Franzose den Nomadenstämmen des alten Scythiens Sittigung gebracht. Sein Ruf unter den Zeitgenossen war rein und edel und durch einen gewissen alterthümlichen Reiz erhöht. Aber eine schwere Pflicht rief ihn an die Regierung seines Vaterlandes, in einem Zeitpunkt, wo zerstörende Ehrsucht dasselbe in den Abgrund des Verderbens gestürzt und zum Spielball furchtbarer Parteiungen gemacht hatte. Es ist hier der Ort nicht, ihm im Kampfe mit dem Parteigeiste zu folgen, oder seinen allen Leidenschaften, die ihn bald schmeichelnd bald drohend bestürmten, unbewegt Stand haltenden Edelmuth darzustellen. Mit Beseitigung dieser noch allzufrischen Erinnerungen, wollen wir einzig nur derjenigen unter seinen schönen Eigenschaften gedenken, welche un

Digitized by Google

näher berühren, der Tugenden des Privatmannes, seiner mannigfachen Kenntniſſe, seiner ausgedehnten Erfahrung und jener Liebe für die Wiſſenſchaften, die ihn zu einem der einſichtigſten Gönner des geographiſchen Geſellſchaftvereins gemacht hat.“

Von der Zeitſchrift der Geſellſchaft liegen die drei erſten Hefte vor uns. Sie erſcheint in unbeſtimmten Zeitabſchnitten unter dem Titel: *Bulletin de la société de géographie*, und die obbemerkten zwei Preisausgaben (den gekrönten Schriften ſind Preiſe von 1200 Fr. Werth verheißen) finden ſich darin vollſtändiger alſo angegeben: 1. Es ſollen die Richtung der europäiſchen Bergketten, ihre Veräſtungen und die verſchiedentlichen Erhöhungen derſelben auf ihrer ganzen Ausdehnung beſtimmt werden. Die Geſellſchaft verlangt eine Reihe von Verzeichniſſen, welche möglichſt zahlreiche Angaben von Erhöhungen über der Meeresfläche enthalten. Jede einzelne Angabe muß von der genauen Bezeichnung der Stelle der Beobachtung und ihres Verhältniſſes zu der betreffenden Bergkette oder Waſſerſcheide begleitet ſein. Eben ſo wird der Name des Beobachters und die von ihm befolgte Methode zu wiſſen verlangt. Die Geſellſchaft würde allerdings derjenigen Arbeit den Vorzug geben, welche, bis ans Meeresgeſtade ſich ausdehnend, die geographiſche Lage der größten Zahl von Punkten befaßte, mittels deren man die wagerechten Linien, ſo wie die Linien der Waſſerſcheiden und die Grenzen der verſchiedenen Becken genau zu ziehen vermöchte; ſie birgt ſich aber auch die Schwierigkeiten nicht, welche mit der vollſtändigen Löſung einer ſolchen Aufgabe verbunden ſind, und ſie erklärt darum, daß ſie der an poſitiven Thatſachen und neuen Beobachtungen reichſten Abhandlung den Preis zuerkennen wird.. 2. Es ſoll die Abſtammung (origine) der verſchiedenen auf den ſüdoſtwärts vom aſiatiſchen Feſtlande gelegenen Inſeln des großen Ozeans erforſcht werden, mittels einer ſorgfältigen Prüfung der zwiſchen ihnen und andern Völkern, hinſichtlich ihrer körperlichen Bildung und Beſchaffenheit, ihrer Sitten, Gewohnheiten, bürgerlichen und religiöſen Einrichtungen, Ueberlieferungen und Denkmälern, beſtehenden Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten; durch Vergleichung der Sprachen, hinſichtlich auf Analogie der Worte und der Sprachregeln, und mittels Würdigung der Verbindungsmittel, nach Maasgabe der geographiſchen Lagen, der herrſchenden Winde und der Schiffahrtverhältniſſe.

Ueber das eben ſo ſinnreich und geſchmackvoll gezeichnete als zierlich geſtochene Diplom der Geſellſchaft findet ſich ein umſtändlicher Bericht in dem Bulletin abgedruckt, dem wir einzig nur die Stelle entheben wollen, worin von der Auswahl der zwölf Namen die Rede iſt, welche vorleuchtende Verdienſte um die Wiſſenſchaft andeuten ſollten, die in Medaillons auf ſchickliche Weiſe im Diplome angebracht ſind. „Die Auswahl war nicht leicht (ſo drückt ſich der Berichterſtatter aus). Zunächſt haben wir zwei ausſchlieſſende Beſtimmungen anerkannt; ſie befaſſen die alten Römer und Griechen, deren Kenntniſſe ungleich beurtheilt werden, und die jetztlebenden Geographen, deren Ruhm über dem Grabe erſt bekräftigt werden ſoll. Hernach haben wir es für heilige Pflicht geachtet, unſere Huldigungen ſo gleich wie möglich zwiſchen die verſchie-

Digitized by Google

denen zivilisirten Nationen zu vertheilen. Drei Namen bieten sich in erster Reihe dar: es sind die von Columbus, Magellan und Gama; die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen, der von ihnen ausgegangene Antrieb, der ihnen zu Theil gewordene unsterbliche Ruhm überheben jeder fernern Erörterung. Die drei folgenden Namen sind die Stellvertreter jener einsichtvollen und geschickten Seefahrer, welche die Methode für Entdeckungsreisen vervollkommnet und ihre Bahnen erweitert haben. Die Verdienste von Cook sind allbekannt; unser unglückliche La Peyrouse, wenn gleich bald im Anfang seiner Laufbahn gehemmt, verdient um seiner großen Einsicht und Klugheit willen eine Stelle, die unsere Gefühle ihm auch ohnedies zusprachen. Dem Holländer Abel Tasman gebührt eigenthümlicher Ruhm dafür, daß er, zuerst auf die gemeine Bahn seiner Vorgänger, welche das große Weltmeer durchschifft hatten, verzichtend, eine neue sich geöffnet hat, und der Erste war, welcher kund gemacht hat, daß Neuholland eine Insel sei, die keineswegs gegen den Südpol ausgedehnt jenes fabelhafte Festland bilde, welches späterhin Cook vollends zerstört hat. Drei fernere Namen wurden unter den großen Landreisenden gewählt. Marco Polo, welcher Asiens weite Ausdehnung kund machte, hat bei Christoph Columbus den ersten Gedanken seines großen Unternehmens veranlaßt. Inzwischen kann Marco Polo's Name an die etwas romantische Manier der alten Reisebeschreiber erinnern; die Namen von Pallas und Niebuhr zeugen von der neuern gewissenhafter Treue; ihre Wanderungen durch Sibirien und Arabien bieten nebenbei einen großen Reichthum neuer Kenntnisse dar, und in ihnen sollten dann auch die Nationen des europäischen Nordens geehrt werden, auf deren kräftige Mitwirkung wir zählen dürfen. Gern hätte man noch für Mackenzie und Mungo Park Plätze gefunden; inzwischen ward richtig bemerkt, daß der britischen Nation bereits schon in Cook sei gehuldigt worden. Die drei letzten Stellen gebührten billig den Gelehrten, deren Geist und Kenntnisse die Wissenschaft bilden halfen, wozu die Materialien durch Reisende und Seefahrer geliefert waren. La Condamine, dessen Name der ersten großen Meridianmessung sich anschließt, Sauſſure, der gründliche Alpenbeschreiber, und endlich der durch seltenen Scharfsinn und unermüdeten Fleiß ausgezeichnete d'Anville, däuchten uns, unter vielen Mitwerbern, die tüchtigsten Stellvertreter der wissenschaftlichen Erdkunde zu sein. Gern hätten wir manche andere mit Recht berühmte Namen gleichfalls geehrt: Bergmann, den ersten Begründer der eigentlichen physikalischen Erdbeschreibung; Büsching, den d'Anville der neuern politischen Erdbeschreibung; Fleurieu, das Vorbild der Hydrographen; Cassini, den vortrefflichen Verfertiger der großen Karten; aber es fehlte an Platz, und es mußte gewählt sein." — Von Cassini's Kartenverdienst ward dann am Ende doch noch eine eigenthümliche Ehrenmeldung der zierlichen Urkunde beigerückt.

Digitized by Google

Ferney und Voltaire.

Im Jahr 1771 reiſete Voltaire, wie allgemein bekannt, nach Paris ab, um ſich zu Tode huldigen zu laſſen. In ſeinem Schloſſe, welches er zwanzig Jahre bewohnt hatte, blieb Alles, wie er es verlaſſen, und noch ſchaut man die Ueberreſte eines täglich mehr verbleichenden Glanzes. Die Zeit, die Neugierigen, die Kriegsereigniſſe haben den himmelblauen Damaſt, womit die Wände und Stühle des Schlafgemaches bekleidet waren, um ſeinen Schmelz gebracht. Von den Bettvorhängen ſind bei zwei Ellen in der Länge an reiſende Engländer übergegangen; jetzt hängen ſie in Fetzen um den alten Thronhimmel. Die Frau, welche Fremden das Zimmer weiſet, wendet ſich klüglich um, ſo oft ein Bewunderer des alten Satyrs mit einem ſo theuern Ueberreſt ſich bereichern will, und ſie ihrerſeits wird auch nicht ärmer dabei. Die Bettſtelle iſt von Fichtenholz, roh gearbeitet; ein ſchlechtes Paſtellbild von Lekain hängt unter dem Betthimmel, Friedrich II und Voltaire ſelbſt prangen zur Seite des Bettes. An den Wänden erblickt man ganz gemeine Kupferſtiche von Waſhington, Franklin, Newton und Andern. Einige nackte Standbilder zieren das Vorzimmer. Nach Voltaire's Tod wurde in einer Blende des Schlafgemaches eine Art Kenotaphium angebracht, mit der der Eitelkeit des Beſitzers auch im Tode noch fröhnenden Inſchrift: „Sein Geiſt iſt überall, ſein Herz hier.“ Dieſes zerbrechliche Denkmal von Lehm wurde durch die Oeſterreicher, die im Jahr 1814 in dem Schloſſe hauſeten, beſchädigt, zerſprang, und droht jetzt ganz in Scherben zu fallen.

Es ſind Wenige mehr vorhanden, die den Alten, der hier lebte wie ein Reicher, und knauſerte wie ein Spießbürger, gekannt haben. Ein Gärtner gehört unter ihre Zahl. Er zeigt den Platz, wo das Theater ſtand, das ſchon längſt abgetragen iſt. Die bekannte freche Inſchrift an der Kapelle wurde in der Schreckenszeit von den Revolutionsmännern zertrümmert *), gleich als hätte ſie ſelbſt ihnen zu ruchlos geſchienen. Der alte Gärtner ſpricht noch mit Anhänglichkeit von ſeinem ehemaligen Herrn, von ſeiner Freundlichkeit, ſeiner Freigebigkeit.

Voltaire hatte die Schauſpieler ſeines Theaters ſelbſt gebildet, und that ſich nicht wenig darauf zu gut. Er ſpielte bisweilen in eigener Perſon den Luſignan, und in ſeinem Eifer kleidete er ſich ſchon des frühen Morgens nach ſeiner Rolle und ſtand unter die Hausthür. Man erzählt, daß einſt ein junges Mädchen Souffleurdienſte verrichtet, und aus dem Stegreif einen Vers eingeflickt habe. „Vergelt's Gott!“ rief Voltaire laut: „Da haben Sie mir ein Almoſen geſteuert.“ Nach dem Schauſpiel dankte er von neuem, und bot dem Mädchen ſeine Werke an. „Ach Herr,“ antwortete es ganz verlegen, „ſie ſind ſo ſchön, ich möchte Sie ihrer nicht berauben.“

Einſt ließ eine Dame, voll Aerger, daß ſie nicht auch zu dieſen Vorſtellungen gebeten wor-

*) Hiernach iſt die Angabe in Lutz Nachträgen und Berichtigungen zu ſeinem geographiſch-ſtatiſtiſchen Handlexikon der Schweiz, der zufolge ſie noch jetzt zu leſen wäre, zu berichtigen.

Digitized by Google

den war, die parodirte Zaire aufführen. Bald begegnete Voltaire einem jungen Mädchen, welches den gleichen Namen führte. „Sie sind es also, Fräulein, die sich über mich lustig machen?“ sagte Voltaire. „Behüte Gott, gnädiger Herr! Meine Tante ist's!“ war die naive Antwort.

Eines Abends spielte er Tankred. Der Hof von Ferney war voll Wagen und Dienerschaft. Des Alten Unstern wollte, daß eben ein Faß des besten Chambertins aus Burgund für ihn ankam. Man hatte zuviel zu thun, um es noch einkellern zu können, und es mußte einige Stunden draussen im Hofe bleiben. Aber nicht unverletzt. Indeß die Herrschaften über Amenaide in Thränen zerflossen, bohrten die Kutscher ein Loch in das Faß und stillten ebenfalls ihren Herzensdrang.

Da die Stadtthore von Genf immer frühzeitig geschlossen wurden, so behielt Voltaire bei dergleichen Anlässen so viele Leute bei sich, als das Schloß fassen konnte. Jeder suchte eine Lagerstätte, wo er sie fand. Einst tappte Herr B— in der Dunkelheit herum, um auch noch ein Plätzchen zu bekommen. Er hatte den Unfall, seinen Finger in Heren von Florians Mund zu stoßen, der darob jählings auffuhr und ihm den Finger abbiß.

Voltaire nahm auch im Lustspiel einen tragischen Ton an, und zeigte mehr Prunk als Natur, besonders in der Rolle des alten Euphemon im verlornen Sohn; aber Trissotin in den gelehrten Frauen gab er sehr gut.

Er hatte sich bekanntlich nach seiner Verweisung aus Paris zuerst nach Lausanne begeben. Einige Zwiste, worin er den Kürzern zog, verleideten ihm den dortigen Aufenthalt. Nun bezog er ein Landhaus vor den Thoren von Genf, und gab ihm den Namen *aux délices*. Noch jetzt trägt es denselben. Bald nachher kaufte er Ferney. Ausgezeichnete Personen aller Völker drängten sich, ihn zu besuchen. Lange Zeit wurde Jedermann sehr zuvorkommend empfangen, und je nach der Bedeutung des Mannes gab die Anwesenheit von Fremden Anlaß zu Festlichkeiten und Theatervorstellungen. Zuletzt ward er dessen satt, und wollte Niemanden mehr sehen, der nur ihn, den aber nicht er zu sehen neugierig war.

Ein Quäker aus Philadelphia, Claudius Gay, hielt sich auf seinen Reisen durch Europa eine Zeit lang zu Genf auf. Er war Verfasser einiger theologischen Werke; allgemein gefiel sein gesunder Sinn, seine Mäßigung, seine Einfachheit. Voltaire hörte von diesem Manne reden, und zeigte großes Verlangen, ihn zu sehen. Der Quäker hatte darauf wenig Acht. Endlich ließ er sich bereden, eine Einladung nach Ferney zum Mittagmahl anzunehmen. Der Weltweise hatte den Freunden des Quäkers angelobt, jeder Bemerkung, die den guten Mann ärgern könnte, sich zu enthalten. Voltaire war ganz entzückt von der schönen Gestalt, der ruhigen Haltung, den sanften, heitern Zügen des Mannes, dem der große Schlapphut und die einfarbige Kleidung besonders wohl standen.

Es wurde aufgetischt. Schon die Mäßigkeit des Gastes reizte den Poeten zu Sticheleien. Sie wurden mit der größten Kaltblütigkeit angehört. Darauf wandte sich das Gespräch auf die

Digitized by Google

ersten Erdbewohner und die heiligen Erzväter. Der Weltweise ließ einige Widspiele über die geschichtlichen Beweise der Offenbarung ab. Claudius war nicht aus der Fassung zu bringen. Ohne auf das zu achten, was nur Witz war, gleichsam fühllos dagegen, stellte er die angefochtenen Beweise durch Vernunftgründe wieder fest. Voltaire's Lebhaftigkeit, durch diese Kaltblütigkeit noch mehr gereizt, schäumte endlich in Wuth; seine Augen schossen Feuerpfeile, so oft sie dem ruhigen Blicke seines Widersachers begegneten, und der Hader wurde endlich so weit getrieben, daß dieser aufstand, den Hut ergriff und ganz gelassen sagte: „Freund Voltaire, vielleicht kommt eine Zeit, wo du dergleichen Sachen besser verstehen wirst; bis dahin nimm es nicht übel, wenn ich dich verlasse. Gott befohlen!“

Vergeblich drang die Gesellschaft in den Quäker, daß er bleiben möchte: er war nicht zu bewegen. Ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, wanderte er nach Genf zurück, und der große Weltweise und Dichter verschloß sich in sein Kämmerlein, um Wuth und Beschämung fremden Augen nicht länger bloßzustellen. Huber, eben jener, welcher so besonderes Geschick besaß, das Bild des großen Mannes durch einen Hund in ein Stück Brod, das er noch dazu rücklings hielt, einfressen zu lassen, zeichnete diesen Auftritt, und die Gemüthsbeschaffenheit beider Personen ist in der Zeichnung unübertrefflich ausgedrückt.

Ein ungarischer Magnat, hoch an Rang, aber niedrig an Geist, hatte sich umsonst alle Mühe gegeben, um bei Voltaire eingeführt zu werden; Niemand wollte sich damit befassen. Endlich tröstete ihn ein junger Genfer, daß sein Herzensdrang sollte erfüllt werden. Der Tag wurde bestimmt. Man fährt hinaus auf das Landhaus. Zwei Bedienten in reichen Livreen empfangen den hohen Gast am Thor eines wohlgebauten Hauses. Er steigt die Treppe hinauf, tritt ein und dem Kranken von Ferney gegenüber. Dieser liegt auf einem Sopha in seinen damaßenen Schlafrock gehüllt, den Kopf mit einer schwarzen verbrämten Sammetkappe bedeckt, darüber eine große Perrüke à la Louis XIV, in der ein kleines, blasses, hageres, runzlichtes Gesicht wie begraben scheint. Der Tisch zur Seite ist mit Schriften bedeckt, und die gezogenen Vorhänge lassen nur einen matten Tagesschimmer durchfallen.

Der Weltweise, mit hohlem Husten und gebrochener Stimme, empfängt den Fremdling sehr höflich, entschuldigt sich, daß er nicht aufstehe: er sei krank, sehr krank. Er bittet ihn, sich zu setzen; spricht dann von den Reisen des hohen Besuchenden, läßt sich seine Abentheuer erzählen, bringt selbst einige Ammenmährchen vor, stark mit Ruchlosigkeit durchwürzt. Der Magnat, ganz bezaubert, weit behaglicher, als er es zu hoffen gewagt, richtet seine Blicke gegen den Tisch, frägt, was für ein Werk, für ein Meisterstück er der Welt wieder zugedacht habe.

— Eine Kleinigkeit, ein Spätling meiner Greisenjahre, eine Tragödie.

„Und deren Gegenstand, wenn man fragen darf, ihr Name?“

— Mein Trauerspiel ist betitelt: Empro-Giro.

„Und die handelnden Personen?“

— O, die ſind: Carin-Caro, Depuis-Simon, Careuil-Griſon, Piron-l'Abandon, Tan, Feuille-Meuille, Tan, Clu.

Darauf ſagte er mit gebrochener Stimme einige Stellen aus dem Trauerſpiele her. — Der Magnat war voe Wonne auſſee ſich.

Wie endlich der geleheige Bewundeeer Voltaire's ein kleines Miniaturbild deſſelben aus der Taſche zog, meinte Jener faſt zu verſinken, blieb aber deanoch in guter Faſſung. Eine gewiſſe Aehnlichkeit in den Zügen, die Kleidung, die künſtlichen Runzeln, die Düſteeheit des Zimmers begünſtigten die Verkleidung, und der Magnat, weit davon, enttäuſcht zu werden, ſchod das Bild wieder in die Taſche und detheueete, man könne nichts Aehnlicheees ſehen.

Endlich verabſchiedete er ſich, mit Bedaueen wegen veeueſachter Ungelegenheit und großem Dank für den langen und intereſſanten Beſuch, und küßte ehefuechtvoll die Hand des großen Mannes. Die Lakaien an der Teeype empfingen handgreifliche Beweiſe ſeiner Erkenntlichkeit. Der eine wae ein Bruder deſſen, dee die Hauptrolle geſpielt hatte, die andern waeen ſeine Freunde. Da es ihnen nicht darum zu thun wae, den Gecken um ſein Geld zu prellen, gaben ſie ihm ein paar Tage darauf ein Mittagmahl in dem Gaſthofe, wo man ihn die Umſtände des Beſuches nochmals erzählen ließ.

Späterhin eefuhr Voltaire den Schwank, und hatte großes Verlangen, ſein Afteebild zu ſehen. Ee ſchlug ihm die Uebereinkunft vor, daß er ihm die Hälfte ſeines Ruhmes überlaſſen wolle, wenn Jener ſich mit der Hälfte ſeiner Bewunderer belaſten wüede.

Ein elender Schriftſteller wollte einſt Voltaiee ein ſelbſtverfertiges Luſtſpiel vorleſen. Am Ende konnte dieſee nicht mehr ausweichen, ee mußte ſich bequeemen. Im zweiten Aufzuge ließ der Held des Stückes ſeinem Bedienten einen Zahn ausreiſſen, um ſein eigenes Zeemalmungswerkzeug damit zu flicken. Bei dieſee unerwarteten Wendung ſank Voltaire in ſeinen Lehnſeſſel zurück und ſchrie: „Ach, ein Zahn! man reißt ihm einen Zahn aus! Ach, ach, ein Zahn!“ Dabei hielt er ſich die Kinnlade, als wollte man den Zahn ihm ausreiſſen, und ſcheie noch lauter: „Madame Denis! Es wird mir übel; man reißt ihm einen Zahn aus; geben Sie mir Ihren Arm, ich bitte Sie, es wied mie ſterbensübel.“ — Voltaire ſtand auf, ging ſchnell aus dem Zimmer und ſchrie immee noch: „Ach, der Zahn, dee Zahn!“ — Der eeſtaunte Schriftſtellee blieb mit ſeinem Stücke, konnte aber die Voeleſung nicht zu Ende bringen.

Bei den Unruhen, welche im Jahr 1767 zu Genf ausbrachen, ſpielte Voltaire, wie ſo oft in ſeinem Leben, eine ſchändliche Rolle. Der Miniſter Herzog von Choiſeul war der Republik abgeneigt, und ging mit dem Gedanken um, ihre Gewerbe und Künſte nach Verſoix hinübeezuziehen. Man ließ einen Hafen geaben, Steaßen ausſtecken, gab lockende Veeſpeechen, und hoffte viele der gewerbſamen Eingeboenen, aber nicht Eingebürgerten (natifs) hinübeezuziehen. Damals war der Miniſter im vollen Beſitze ſeiner Gewalt, und Voltaire, als gewandter Hofſchranze, ſuchte ſeine Abſichten auf alle Weiſe zu beföedern, ungeachtet er nach deſſen Stueze über die koſtbaren und nutzloſen Anlagen ſeinen Spott trieb. Er hatte es übernommen, mit

Digitized by Google

den angesehensten Natis zu unterhandeln, ließ sie zu sich rufen, stimmte in ihre Klagen über den Druck, worunter sie litten, über ihre unvortheilhafte Lage; sprach dann von den Absichten eines wohlwollenden Ministers. „Seid Ihr arm?“ — Er merkte ihre Verlegenheit. — „Seid Ihr reich?“ — „Nein, Herr.“ — „Unterschreibet dieses Blatt; es sichert Euch die Mittel, es zu werden.“ Es war das Versprechen, sich in Versoix niederlassen zu wollen.

Gleichzeitig, während er das Mißvergnügen der Natis nährte, bestärkte er die regierenden Familien, mit denen einzig er Umgang suchte, in der Verachtung gegen das Volk, und flößte ihnen Neigungen ein, die den Bürgern einer kleinen Republik, deren Ansehen nur auf ernsten Sitten beruht, ungeziemend sind. Dann wieder voll Grimm, daß beide Parteien seine Vermittlung ihrer Zwiste ausgeschlagen hatten, besang er den Bürgerkrieg von Genf in einer Dichtung, deren Hälfte Rousseau mit Schmach und Spott bedecken sollte, und worin mehr Bosheit als guter Geschmack herrscht.

Keine Partei hielt eigentlich etwas auf ihn. Die wohlgesinnten Bürger zweiten Ranges, welche ausser dem Bereiche seines Einflusses standen, achteten wenig weder seines Witzes noch seiner Freigebigkeit Sie hielten ihn für einen Theaterphilosophen, ohne Grundsätze, ohne Tiefe; für einen Hofschranzen, der um die Großen herumbuhle; für einen Vergifter ihres Vaterlandes, mit dem er nur seinen Spott trieb, indem er oft sagte: „Wenn ich meine Perüke schüttle, so pudere ich die gesammte Republik ein.“

Rousseau beherrschte von seinem Speicher herab weit mehr die Herzen, als Voltaire mitten von seinem glänzenden Hofe aus. Jener übte eine ganz andere Gewalt. Stifter einer neuen politischen Lehrmeinung, wurden seine Jünger Schwärmer für die Revolution und gingen für sie, Voltaire's Anhänger aber durch sie unter in eben dem Augenblick, wo sie die Wechselfälle derselben zu ihrem Gewinn in Rechnung bringen wollten.

Friedrich Hurter.

Aus Persien.

Der in der Geschichte sehr berühmte König von Persien, Nuschirwan, erhielt den Namen des Gerechten. Er hatte ihn allerdings verdient, weil er in seinem Reiche strenge und unparteiische Gerechtigkeit ausübte. Er brachte Alles vor seinen Staatsrath, ließ sich die Mehrheit der Stimmen gefallen. Doch aber beschlichen zuweilen sein sonst so mildes Herz Launen des Despotismus, wenn er sich überstimmt fand.

Nuschirwan legte einmal seinem Staatsrathe den Plan zu einer neuen Steuer vor. Nach diesem wollte er, daß nicht nur allein gebautes, sondern auch ungebautes Land jährlichen Abgaben unterworfen sein sollte. In dieser Absicht, sagte er, habe er auch das ganze Reich vermessen lassen. — Anfangs schwieg der Staatsrath, der mit dem Plane des Königs nicht zufrieden war. Da nun Niemand antworten wollte, erhob sich endlich ein Staatssekretär, und bestritt

Digitized by Google

mit guten Gründen den Plan des Königs. Vergebens ſtellte der Monarch vor, er wünſche die Abgabe, die an ſich ſehr gering wäre, nur deswegen, damit das Volk von dem nicht gebauten Boden wenigſtens ſo viel urbar mache, als die Abgabe betrüge: die andern Mitglieder des Staatsrathes traten der Meinung des erſten Stimmenden bei, und ſo ward der König überſtimmt.

Der Fürſt ließ es alſo dabei bewenden, ward aber darüber ſo unmuthig und entrüſtet, daß er dem Staatsſekretär mit ſeinem Tintenfaß den Kopf zerſchlug. Dies war freilich ein übelgewähltes Mittel, der königlichen Meinung Eingang zu verſchaffen.

Aus den Fundgruben des Orients.

Digitized by Google

Gloſſen zur Geſchichte unſerer Zeit.

1. Friedrich der Große, König von Preuſſen, und Napoleon, Kaiſer der Franzoſen.

Daß Preuſſens Friedrich und Frankreichs Napoleon die geiſtvollſten und großwirkendſten Fürſten der neuern Zeit geweſen ſind, iſt von der Welt eingeſtanden; denn beiden eigneten ſchon die Zeitgenoſſen, aus Schmeichelei oder Bewunderung, den Ehrennamen der Großen zu, den nur die Nachwelt mit Gerechtigkeit ſpenden kann. Wem aber von beiden größere Bewunderung und Achtung gebühre, würde nur der mit Glück entſcheiden, welcher, in der Allwiſſenheit eines Gottes, die Reinheit des ſittlichen Willens und das Maas der Kräfte von beiden, im Verhältniſſe zur Macht der Hinderniſſe und Umſtände, durchſchauen könnte, die ſie zu überwältigen oder zu benutzen hatten. Auch müßte ihm gegeben ſein, das, was jeder zur Schöpfung ſeines Glanzes beitrug, abzuſondern von dem, was der gütige Zufall, oder vielmehr das unerforſchbare Schickſal geleiſtet hat.

Es iſt auch eine ſehr überflüſſige Frage, was geſchehen ſein würde, wenn Friedrich der Große und Napoleon Zeitgenoſſen geweſen ſein würden. Ihre Löſung gehört vor den Richterſtuhl des politiſchen Kannegieſſers.

Gewiß aber iſt, daß beide in ihrer Denkart, Weltanſicht und Handlungsweiſe, ſo wie auch darin Vieles mit einander gemein hatten, daß ſie deswegen von den Wenigſten ihrer Zeit begriffen, von den Meiſten vergöttert oder verteufelt wurden.

Welche Abſcheulichkeiten und Zerrbilder hat der ſchriftſtellernde Janhagel von Friedrich und Napoleon während ihres Lebens erfunden und verbreitet, und der nichtſchriftſtellernde geglaubt! Friedrich mußte in andern Ländern, freilich nicht in ſeinem Preuſſen, dem Volke als ein Gottesläugner, als ein wahrer Teufel, als ein blutdürſtiger Tirann erſcheinen, vor dem Alles zittere; als ein Menſch ohne Anſtändigkeit in Wort und That, roh und ſchmutzig, die Seinigen oft mißhandelnd; als ein Ausbund wüſter Laſter und einer gräuelhaften Liebe, welche ihn vom andern Geſchlechte entferne; als ein kleinlicher, verſchmitzter, neidiſcher Selbſtling, der nichts neben ſich gelten laſſen wolle. Selbſt Gebildetere lieſſen ſich nicht ausreden, daß er auf Verdienſt und Ruhm eines Schwerin und Keith eiferſüchtig geweſen ſei, und ihr Heldentod ihm ganz willkommen geweſen wäre. On le supposoit enchanté de les avoir fait tuer, ſagt der geiſtvolle Prinz von Ligne *), der aber hinzuſetzt, was auch in Bezug auf Napoleon gelten

*) Lettres et pensées du maréchal prince de Ligne, publiées par Mad. la baronne de Staël-Holstein. Paris 1809. p. 16.

Digitized by Google

kann: C'est ainsi que les gens médiocres tâchent d'abaisser les grands hommes, pour diminuer l'espace immense qui les sépare d'eux.

Und wer weiß nicht, wie man in unſern Tagen den franzöſiſchen Kaiſer deſſelben niedrigen Neides gegen ſeine ausgezeichnetern Feldherren, beſonders gegen Moreau, beſchuldigte; wie man ihn in ſeinem häuslichen Leben als einen Wütherich darſtellte, neben deſſen pöbelhaftem Weſen Niemand ausdauern könne; wie man ihn bald als einen unvermögenden Ehemann, bald als einen ekelhaften Wollüſtling ſchilderte, der ſelbſt die Blutſchande nicht in der Zahl ſeiner Verbrechen habe wollen fehlen laſſen; wie man ihm ſogar den gemeinſten perſönlichen Muth, ja ſogar alles Feldherrntalent abſprach! — Wie ganz anders erſcheint der große Mann nun nach den Zeugniſſen derer, die ihn täglich ſahen, und die nach ſeinem Tode erſt ihre Stimmen erheben! Wie anders in der Hochachtung, welche die tugendhafte Joſephine ihm, auch nach getrennter Ehe, oder in der zärtlichen Liebe, welche ihm Marie Louiſe weihte, oder in der Alles aufopfernden Freundſchaft jener Edeln, welche ihm freiwillig in die Verbannung auf den Felſen von St. Helena folgten! Wie viele Fürſten der alten und neuen Zeit gibt es noch, ja wie viele Privatleute, die ſich ſolcher rührenden und unverwerfbaren Urkunden ihres ſittlichen Wandels rühmen könnten?

Friedrich und Napoleon waren, während ihres Lebens und Wirkens, zu überraſchende Erſcheinungen, um von der Mittelmäßigkeit oder gar von der Hefe der Zeitgenoſſen begriffen zu werden. Sie durchſchnitten mit ihrer Großthätigkeit zu viele Intereſſen, um dem Geſchrei des Neides oder Haſſes entgehen zu können. Beide waren, nicht der Form oder dem Namen nach, ſondern durch Selbſtgefühl ihrer Ueberlegenheit, wahre Selbherrſcher, die unbeſchränkt walten wollten, keinen Einſpruch duldeten, und nur Anderer Rath, aber nicht deren leitenden Einfluß begehrten. Beide waren die größten Feldherren ihrer Zeitalter, und hingen mit faſt zu großer Vorliebe am Heerweſen, welches ihnen Uebergewicht und Ruhm gewährte. Beide waren die Abgötter ihrer Heere. Friedrich hat keine höhere Begeiſterung ſeiner Soldaten auf den Schlachtfeldern erfahren, als Napoleon. Der Preuſſe ging für ſeinen „Fritz“ entſchloſſen in den ſichern Tod, und der Franzoſe, ſah er den Wink ſeines „kleinen Korporals“, rannte ſingend in den Kartätſchenhagel. Aus Napoleons Feldherrnſchule zu ſein, iſt heute noch kein geringerer Ruhm für den Marſchall und Hauptmann, als ehemals es galt, aus Friedrichs Schule zu ſtammen. Napoleon und Friedrich aber waren mehr, als nur Soldaten; beide galten durch Scharfſinn, Witz, kühne und allumfaſſende, ich möchte ſagen, den Gedanken der Zukunft errathende Berechnungen, als Meiſter der Staatskunſt, und wurden häufig von denen zuerſt nachgeahmt, welche ihnen öffentlich die wenigſte Gerechtigkeit widerfahren ließen; oder wurden oft nur im Unlöblichern nachgeahmt, wie dies bei aller Nachahmerei der gemeine Fall iſt. Beide verbanden mit ungeheuerm Gedächtniſſe, welches ihnen ſelbſt Namen, Ort und That zahlloſer Soldaten vergegenwärtigte, eine durchdringende Urtheilskraft und ein Feingefühl, vermöge deſſen ſie, mit ſeltenen Ausnahmen, immer

Digitized by Google

den rechten Platz herausfanden. Beide ergriffen und bezauberten Jeden, der mit ihnen in persönliche Berührung trat, und rissen ihn mit sich fort, selbst wider Willen des Fortgerissenen. Beider rastlose Vielthätigkeit erregte bald Erstaunen, bald Ungläubigkeit der Welt. Beide, von Jugend auf den Wissenschaften hold, kannten nichts Edleres als diese, suchten Erquickung bei diesen, wenn sie den Welttheil mit ihren Thaten erschüttert hatten, und fanden noch Zeit und Lust genug, ihren Geist im Umgang mit Gelehrten und Künstlern zu erheben und zu bereichern, wenn sie Tagesgeschäfte abgethan hatten, welche für Andere wohl Lebensgeschäfte gewesen wären. Beide hatten denselben Durst nach Ruhm und Namensunsterblichkeit; aber für das Urtheil der Zeitgenossenschaft, deren Befangenheit sie kannten, nur Neugier, nicht Hochachtung oder Ehrfurcht. Männer, wie diese, welche im Leben keinen Höhern über sich anerkennen mochten, würden im Leben wohl schwerlich Freunde geworden sein; aber träfen sie in Elysium zusammen, sie würden sich wahrscheinlich mit gegenseitiger Anerkennung als Brudergeister umarmen.

Obgleich in Friedrich mehr die Gabe des Witzes, in Napoleon mehr die Gabe des Scharfsinns glänzte, jener daher Tonkunst und Dichtung, dieser den Ernst der mathematischen Wissenschaften liebte, waren doch beide dadurch nicht zur Einseitigkeit ausgebildet. Denn es ist eben so bekannt, mit welcher Lust sich Friedrich dem trockenen Regelwerk der Taktik, Strategie und Kriegsbaukunst hingab, als bekannt ist, wie gern Napoleon sich vom Zauber des Schauspiels rühren ließ, oder die klassischen Dichter Frankreichs und Italiens las, aus welchen er ganze Stellen im Gedächtnisse hatte. Beide vereinigten sich auch in einem fast leidenschaftlichen Gefallen an den schönen Werken der Baukunst; beide liessen sich, bei Ausführung ihrer Entwürfe, in alle Einzelnheiten derselben ein, und behielten sich nicht selten die unmittelbare Aufsicht vor. Die Verschönerungen, welche Friedrich durch eine Menge von Palästen, Schlössern und andern Anlagen den Städten Potsdam, Berlin, Charlottenburg gab, sind, nach Maasgabe der Mittel, die ihm zu Gebote standen, nicht geringer zu achten, als Napoleons Verschönerungen von Paris und andern Städten, oder dessen riesenhafte Prachtwerke, Cenis- und Simplonstraßen, Kanäle und Hafenbauten.

Ueber alle andern Gemüthsvermögen wog aber immer in beiden der Verstand vor; ja nur zu seiner Unterstützung schienen sich in ihnen alle übrigen besonders entwickelt zu haben. Wie hätten sie ohnedem, als Verwalter großer Reiche und Ordner großer Schicksale, ihre Aufgabe übernehmen und lösen können, wie sie sie löseten? Selbst die angenehmsten der menschlichen Gefühle, selbst die Neigungen der Freundschaft und Zärtlichkeit, selbst die Ausbrüche der Freude, des Schmerzes, des Mitleidens und der Wehmuth waren in beiden der Herrschaft und den Berechnungen des Verstandes eben so untergeordnet, wie ihrer Geistesthätigkeit es der Schlaf oder das Essen und Trinken waren.

Es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob Friedrich oder Napoleon mehr Gemüthlichkeit

beſaß. Wenn jener gleich Dichter war und Tonkünſtler, ward er doch von dieſem an Reizbarkeit übertroffen. Man ſah Napoleon oft tief erſchüttert, oft zu Thränen bewegt; im Umgang mit ſeinen Vertrauten oft innig und herzlich, und ein rührender, ſchöner Zug bleibt ewig, daß er auf St. Helena leichter den Verluſt der Weltherrſchaft vergaß, als er die Trennung von ſeiner Gemahlin und ſeinem Kinde verſchmerzen konnte. An ihren Bildniſſen und Büſten hing in der Sterbeſtunde der treue Blick ſeiner brechenden Augen feſt.

Wir ſollen es uns nicht verhehlen, daß die Bande der glücklichen Ehe und der Vaterfreuden den Menſchen feſter an das Menſchliche ziehen, und ihn mitfühlender und traulicher machen, als alles Uebrige. Der Hageſtolz, vereinzelt wie eine geborne Waiſe, und immer auf das eigene, mit nichts Anderm verwachſene Ich beſchränkt, wird wider ſeinen Willen zum Selbſtling, deſſen Wichtigſtes unterm Himmel nur immer er ſich ſelbſt bleibt. Vielleicht, wenn der große Friedrich, der dichtende, kunſtliebende Held, Gemahl der Prinzeſſin Amalie von England und Vater blühender Kinder geworden wäre, würden wir mehr Züge ſeines gemüthlichen Lebens und Webens, als geiſtreiche Einfälle, witzige Erwiederungen und glückliche Spöttereien, von ihm erfahren haben.

Es lag übrigens in Friedrichs wie in Napoleons Denkart eine eigenthümliche Hoheit, die ſchon aus der Erhabenheit ihrer Würde, dem weiten Geſichtskreiſe ihrer Verhältniſſe, der Zahl und Wichtigkeit ihrer Berufsgeſchäfte nothwendig hervorgehen mußte, wenn ſie ihnen nicht auch natürlich geweſen wäre. Aber ohne dieſe Denkart wären beide nie zu ihrer Größe und zu dem ungeheuern Wirkungskreiſe gekommen. Kleinliche Menſchen verlieren ſich auch auf dem Throne in Nebendingen und Unwichtigkeiten, und werden dadurch, daß ſie höher ſtehen, nicht größer, ſondern kleiner. Napoleon wie Friedrich empfanden jene löwenartige Großmuth, welche ſich ſchämt, perſönliche Kränkungen an Schwächern zu rächen, und die nur den Starken furchtbar ſein will. Beide vergaßen ſich ſelbſt über die Sache ihres Staates; dem einzelnen Menſchen trugen ſie nie lange nach, und oft riefen ſie in Gutmüthigkeit oder leichtem Sinne den, der ihren Zorn erregt hatte, am erſten wieder zu ſich. Darum waren ſie nicht ohne Schwächen. Sie lieſſen ſich oft in ihren Neigungen hingehen, und ſchienen nicht ſelten eben ſo ſehr ohne Grund zu lieben, als zu haſſen. Wer ihnen einmal durch Gewohnheit Bedürfniß oder lieb geworden, dem ward viel gut gerechnet. Hatte Friedrich gegen irgend Jemanden eine vorgefaßte Meinung, ſo mußte der Alles verſündigt haben, und er ließ ſich nichts einreden. Vom öſterreichiſchen General Mack z. B. konnte ihm Keiner ſprechen, ohne daß er dieſen Mann, der ihm als Miniſter in Berlin mißfallen hatte, mit Bitterkeit bezeichnete; ſo manchen Andern. Auch Napoleon hatte ſeine Leute, die verdient oder unverdient das beſtändige Ziel ſeines verachtenden Spottes bli[illegible]

G.

Warum ſollte ich bezweifeln, daß, wenn Friedrich, mit ſeinem alleſüberwältigenden, kühnberechnenden, unerſchütterlichen Geiſte, ſtatt Napoleons die Thatenbahn vor Toulon begonnen, dann, wie er, die unvorſichtigen Feldherren Oeſterreichs aus Italien vertrieben hätte, er

zuletzt einen Kaiſerthron in Paris aufgerichtet und dem ganzen übrigen Europa Trotz geboten haben würde? Man kennt ſein bedeutſames Wort: Si l'on veut faire un beau rêve, il faut être roi de France. Contre mon gré on ne tireroit pas alors un coup de canon en Europe etc. Und umgekehrt: hätte Napoleon, als geborner König, den Thron der Preuſſen zur Zeit Maria Thereſia's, Dauns und Laudons ererbt gehabt, würde ſein Rieſengeiſt dort wohl minder groß gewirkt haben?

Beide auſſerordentliche Männer machten aber den Anfang ihrer glänzenden Rollen unter ſo verſchiedenen Umſtänden, in ſo ganz anders geſtalteten Zeiträumen, daß es eben ſo leicht oder ſchwer ſein dürfte, ſie unter einander, als den Julius Cäſar mit beiden zu vergleichen.

Friedrich fand ſein Reich als Erbſtück vor, und den Thron fertig. Er hatte ihn nach dem Tode ſeines Vaters nur zu beſteigen. Napoleon hingegen mußte ihn erſt bauen. Jenen ernannte das Recht der Erſtgeburt zum König; dieſen ſollten Tugenden, Verdienſte und Schickſal dazu machen. Jenem, als ihm ſein Vater die Thronerbſchaft entziehen und ſie dem Prinzen Auguſt Wilhelm zuwenden wollte, genügte ein einziger geſunder Einfall: „Er kann's, wenn er mich unehelich erklärt!“ um ſein Recht feſtzuſtellen. Dieſer mußte erſt durch eine glänzende Reihe von Siegen, durch die erworbene Bewunderung der Welt beurkunden, daß er und kein Anderer in Frankreich der Erſte ſei, daß er von Natur und Schickſal den Vollmachtsbrief empfangen habe, Gebieter und Schutzgott eines Staates zu werden, der nur durch ihn furchtbar und gewaltiger denn je geworden war. Selbſt der Neid ſeiner Mitbürger mußte anerkennen, er ſei des Thrones würdig. Eine ſolche Aufgabe war ohne Widerrede ſchwerer, als die üble Laune eines grollenden Vaters zurückweiſen, und Napoleon genoß hier eines Vorzugs, wie ihn das Verdienſt ſtets vor der glänzendſten Geburt haben wird.

War jemals ein Monarch rechtmäßiger Inhaber ſeines Thrones, ſo war es Napoleon. Die Nation hatte ihn dahin gehoben, wie einſt den Pipin auf den Thron der Chlodowingen. Napoleon hatte aber keinem Vorfahr gewaltſam die Krone entriſſen, durch keine Verbrechen und Grauſamkeiten die höchſte Gewalt genommen. Die Mehrheit der europäiſchen Höfe erkannte ihn als den Kaiſer Frankreichs an. Und wenn ihn ſchon England nur den kleinen Korſen hieß, verminderte dies ſeine Macht und Größe ſo wenig, als wenn der römiſche Hof im großen Friedrich nur den „kleinen Markgrafen von Brandenburg“ fand. Daß Napoleon ſich noch vom Papſt ſalben ließ, daß er ſeinen Fürſtenſtuhl mit einer Kaiſertochter theilte, war in der That keine Bekräftigung ſeiner rechtmäßigen Hoheit, ſondern eine Förmlichkeit, welche er den Begriffen des Zeitalters ſchuldig zu ſein glaubte.

Napoleon hatte, da er die Krone empfing, ſeines Namens Ruhm ſchon über alle Welttheile verbreitet; Friedrich hingegen, da er die ſeinige nahm, mußte ſie erſt glänzend machen. Beide hatten beim Beginn ihrer feldherrlichen Laufbahn das mit einander gemein, daß ſie dieſelbe in faſt gleich jugendlichem Alter und mit gleich großer Ueberraſchung ihrer Feinde eröffneten. Friedrich zählte achtundzwanzig Jahre, als er in den erſten ſchleſiſchen Krieg

Digitized by Google

zog; Napoleon beim Anfang seines ersten italienischen Feldzuges sechsundzwanzig. Jener, an Land und Volk nicht mächtiger als der Papst in seinem Kirchenstaate, besiegte bei Mollwitz des übermächtigen Oesterreichs Stärke mit Schaaren, die nur zum Prunk, nicht zur Schlacht geschaffen waren; dieser schlug Oesterreichs sieggewohnte Feldherren und Krieger mit einem kleinen, durch Niederlagen und Entbehrungen aller Art fast entmutheten Heere. Jener nahm Schlesien, dieser Italien. Europa erstaunte über die Wunder beider.

Der französische Monarch, sobald er seinen Thron bestiegen hatte, wollte Frieden, um das von zwölfjährigen Kriegen und Staatsumwälzungen verwilderte Reich neu zu ordnen. Er trug selbst den Frieden seinem unversöhnbaren Feinde, England, an, doch vergebens. Er ward durch England und Oesterreich zu neuen Feldzügen gezwungen. Friedrich hingegen, nach der Thronbesteigung, wollte Krieg. Es fehlte ihm an dringendem Vorwand. Er suchte ihn aus alten Pergamentbriefen, und fand, daß einst Kurfürst Friedrich Wilhelm die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau geerbt, aber an Oesterreich für den Schwiebuser Kreis abgetreten, zuletzt jedoch auch nicht einmal diesen empfangen hätte. Dafür nahm er nun, als Eroberer, das gesammte Schlesien nebst der Grafschaft Glatz für sich.

Friedrich wie Napoleon wurden die größten Feldherren ihrer Zeit. Beide schufen eine neue Kriegskunst, indem sie das Bisherige vollendeter ausbildeten; beide waren im Auffassen der Begebenheiten und Verhältnisse, im Benutzen der Gelegenheit, im Wuchern mit Augenblicken gleich bewundernswürdig, so wie in der Schlacht durch Ruhe, durch richtigen Wurf ihres Blicks, durch Geistesgegenwart in der Noth, durch Neuheit der Gedanken, mit denen sie den Feind überraschten, durch Kunst, den höchsten Gewinn aus Oertlichkeit, Waffenart und Stimmung des Heeres zu ziehen. Während Feldherren noch heute Friedrichs und Napoleons Schlachten studieren, wollen wir den Stubengelehrten gern das Vergnügen gönnen, sich den letztern wie einen unsinnigen Dschingiskhan zu denken, der seine Horden blindlings vortreibt und mit Verachtung des Menschenlebens und Hinopferung von Tausenden seine Siege erzwingt. Mußte sich doch auch Friedrich der Große ehemals dieselben Vorwürfe der Unwissenden und Geschlagenen gefallen lassen.

Wenn Napoleon mit riesenhaften Hilfsmitteln riesenhaftere Dinge verrichtete und triumphirend fast in alle Hauptstädte des festen Landes einzog, Reiche zertrümmerte, Reiche schuf und zuletzt fast den ganzen Welttheil von seinem Wink abhängig machte, kann dies schwerlich die Thaten des großen Friedrichs verdunkeln. Was hätte dieser an der Spitze von dreißig Millionen Seelen geleistet, da er an der Spitze von kaum drittehalb Millionen der Hälfte des Welttheils sieben Jahre lang die siegerische Stirn bot! Friedrich stand mehr denn einmal in Gefahr, von der ungeheuern Masse seiner Feinde überwältigt und vernichtet zu werden; jedesmal trat er furchtbarer und größer wieder hervor. Napoleon war nur einmal in solcher Gefahr, aber dieser erlag er. Doch er erlag seiner würdig und blieb auch im Fallen groß. Er stürzte mehr unter den Streichen des Schicksals, als seiner Feinde. Ohne Moskau's Brand und die russischen

Digitized by Google

Winternächte würde er wahrſcheinlich Elba nie geſehen haben. Noch einmal richtete ſich der Rieſe mit verblutetem Leibe auf; dann ſank er bei Waterloo auf immer. Mir ſcheint Friedrichs des Großen ruhmvolle Rettung vom Untergang nicht erhabener, als Napoleons Untergang. Die Gewalt des menſchlichen Geiſtes wird in beiden gleich bewundernswürdig.

Der Parteiſinn hat bisher, von Leidenſchaft verblendet, den großen Kaiſer der Franzoſen in der Staatskunſt als einen kleinlichen, verſchmitzten Italiener dargeſtellt. Er erſcheint in der Wirklichkeit ganz anders. Wer ſich ſeiner Stärke und Ueberlegenheit bewußt iſt, bedarf nicht der Liſt und der übrigen Waffen der Schwäche oder Furcht. Napoleon war zu ſehr Soldat, und kannte ſeine Uebermacht zu gut, um nicht den geradeſten Weg zu gehen. Selten war wohl ein Staatsmann in ſeiner Sprache offener als er (was dann der Parteigeiſt Frechheit und Prahlerei hieß). Ja, er ging ſo weit, daß er das Künftige vorausſagte. (Eben darum glaubten ihm ſeine Gegner nicht, die an höfiſche Kunſtſtücke gewöhnt waren, und wählten falſche Gegenmittel, durch die ſie verdarben.)

Der Verfaſſer des Antimachiavell hatte nicht, wie Napoleon, den Vortheil der Uebermacht; und es kann ihm nicht zum Nachtheil gerechnet werden, wenn er die „preuſſiſchen Pfiffe“ in Ruf brachte, um ſo mehr, da ſich ſeine Feinde derſelben wider ihn bedient haben würden, wenn — ſie ſie gehabt hätten. „Tout le monde ne peut pas avoir la même politique,“ ſagte er im Jahr 1770 zum Kaiſer Joſeph lächelnd, als er mit demſelben im Lußlager zu Neuſtadt zuſammenkam: „Elle dépend de la situation, de la circonstance, et — de la puissance des états. Ce qui peut m'aller, n'iroit pas à Votre Majesté: j'ai risqué quelquefois un mensonge politique.“

Daß der große Friedrich, der ſein kleines Reich zuletzt um das Dreifache vergrößerte, es nicht auch gern um das Zehnfache erweitert hätte: wer möchte daran zweifeln? Er wollte ſeinen gewaltigen Nachbarn in Rußland und Oeſterreich gewachſen ſtehen; darum war Niemand eifriger für den Grundſatz des politiſchen Gleichgewichts, als er. Ganz gewiß auch würde er ſein Erobererglück nach dem Hubertsburger Frieden weiter verſucht haben, wären ihm die Nachbarn nicht an Macht und Mitteln zu ſehr überlegen, oder Natur und Verhältniß ſeiner Staaten ſo kräftig und in allen Wunden ſo leicht vernarbend geweſen, wie Frankreich oder Oeſterreich.

Dieſe Rückſichten hatte der franzöſiſche Kaiſer nicht zu nehmen; auch nahm er ſie nicht. Er erweiterte ſein Reich, als Eroberer, mit dem Schwert in der Fauſt; aber nicht des politiſchen Gleichgewichts, ſondern der Selbſterhaltung wegen. Es war ſonnenklar, daß das nebenbuhleriſche England nie Frankreichs unerwartete Größe dulden, daß weder Rußland, noch Oeſterreich, noch Preuſſen bei dieſer Größe gleichgültig bleiben könne. Darum, ſollten er und ſein Herrſcherſtamm feſt beſtehen, mußte er die entſchiedene Uebermacht ſeines Reiches auf ein Jahrhundert hinaus zweifellos machen; ſeinen Blutsverwandten Throne geben; ſich mit Bundesgenoſſen umringen, die er aus ſchwachen Fürſten zu mächtigen erhob; das geſammte Staatenverhältniß des Feſtlandes verwandeln; mit einem Wort, ringsum eine Napoleoniſche Welt bauen, wenn ein Napoleon und deſſen Geſchlecht darin neben den Beſtandtheilen ehemaliger Zeit fortdauern

Digitized by Google

wollten. Für solch ein ungeheures Werk aber fühlte er selber den Reichthum aller seiner Macht zu klein, und darum verschmähte er auch nicht, bei aller Größe, eine Zuflucht zu unwürdigen Mitteln.

Mit Recht ist ihm die Anmaßung des spanischen Thrones, gleichwie dem Weltweisen von Sanssouci die Theilung Polens, zum Vorwurf gemacht worden. Beide bemäntelten ihre gewaltthätige Zertretung alles Völkerrechts vergeblich mit Scheingründen der Nothwendigkeit. Es gibt weder in der Moral noch in der Politik eine Ungerechtigkeit, die sich rechtfertigen läßt, und in der einen wie in der andern hat die Sünde früher oder später ihre Nachwehen. Der große Friedrich schien späterhin den Himmel und die Welt durch den großmüthigen Frieden zu Teschen versöhnen zu wollen, worin er, mit eigener Aufopferung, Baierns Selbstständigkeit gegen Oesterreichs Vergrößerungssucht rettete. Napoleon konnte sich nie solcher Großthat rühmen. Doch hat selbst Friedrichs Bewunderer, der Prinz de Ligne, nicht unbemerkt gelassen, daß der nordische Salomo nachher nicht ganz mit seiner Großthat von 1778 zufrieden gewesen zu sein schien, und ungern von dem Prozesse, wie der König den Feldzug nannte, reden mochte, „pour lequel il étoit venu en huissier, faire une exécution.“

Man nahm in diesem baierischen Erbfolgekriege wahr, daß der Sieger von Roßbach seinen Heldenlorbeer mit Sorgfalt schonte, und ihn nicht in Gefahr setzen wollte, zerrissen oder verloren zu werden. Er war dem Greisenalter nahe; die ersten Gefährten seines Ruhmes fanden nicht mehr an seiner Seite; fünfzehn Jahre lang hatten die preussischen Waffen keine Beschäftigung gehabt. Ich weiß nicht, ob wir die edle Friedensliebe des Königs, nach sieben erschöpfenden und zerrüttenden Kriegsjahren, ihm zum Verdienst, oder die fortdauernde Kriegseligkeit Napoleons diesem zum Vorwurf rechnen müssen. Was möchte Friedrich in der Machtfülle des französischen Monarchen gethan haben, wenn ihm England den ewigen Krieg gemacht und die bezwungenen Feinde immer wieder gegen ihn aufgereizt hätte?

England wollte Frankreich durch Frankreich zu Grunde richten, und es nöthigen, durch Uebermaas seiner Größe zu zerfallen. England glich einem Spieler, der seinen Gegner immer zu quitte ou double auffordert und es darauf ankommen läßt, wer am längsten aushält und zuletzt Alles oder Nichts hat. Es sah das anfangs Unglaublichgewesene am Ende sehr glaublich, daß Napoleon Oberherr des ganzen Welttheils werden könne; aber dann rechnete es auf die Verzweiflung des Welttheils.

Wir dürfen dem wohl Zutrauen schenken, was Omeara und Las Cases von dem kaiserlichen Verbannten zeugen, daß er Englands schreckliches Spiel wohl durchsehen habe; daß es aber nicht in seiner Macht gestanden, es zu ändern; daß er, wider Willen, von Krieg zu Krieg fortgerissen worden und nie zu jener Ruhe gelangt sei, nach der er sich immer gesehnt. Nebenbei aber werden es uns die Manen des ausserordentlichen Mannes gestatten, zu glauben, der ewige Krieg habe ihn an den Krieg in dem Maase gewöhnt, daß ihm kaum schwerer würde, sich zu einem Feldzuge, als zu einem Balle zu entschliessen; ferner, daß das Ueberglück ihn

Digitized by Google

nicht ganz ohne Uebermuth gelaſſen. Wir können inzwiſchen ohne Bedenken zugeben, daß ſchwächere Menſchen ſchon weit früher und bei der Hälfte aller Gunſt, welche ihm das Verhängniß gewährte, noch übermüthiger geworden ſein würden, und vielleicht eben die kleinen Seelen am erſten, die ihn deswegen am lauteſten getadelt haben.

Was Napoleon, wäre ihm Friede vergönnt worden, ſeinem Frankreich geleiſtet haben würde, erkannte Niemand beſſer, als Englands eiferſüchtiges Auge. Wenige Monarchen haben ihren Völkern während der längſten Friedensdauer ſolche Fülle des Wohlſtandes gegeben, oder vorbereitet, als er während der ununterbrochenen Kriegsjahre. Er verlieh ſeinem Reiche ein neues Geſetzbuch und treffliche Einrichtungen der Rechtspflege. Er belebte den innern Verkehr und Handel, indem er das weite Gebiet mit herrlichen Land- und Waſſerſtraßen durchſchnitt und wilde Gebirgswege fahrbar machte. Nie ſah man zwiſchen Rhein und Pyrenäen den Gewerbsfleiß und das Leben der Fabriken vormals blühender und allgemeiner, nie die Finanzen beſſer geordnet und das Selbſtgefühl der Nation erhöhter. Vieles von dem, was er geſtiftet, ward ſelbſt von denen, die ihn haßten oder ſeine Fürſtenweisheit neidiſch herabſetzten, als Muſter nachgeahmt; und ſogar diejenigen, welche nachher kaum ſeinen Namen in Frankreich auszuſprechen geſtatten wollten, mußten es dulden, daß ihn ſeine Schöpfungen fort und fort mit Ruhm nannten.

Freilich, ihm kam zur Ausführung wohlthätiger, großgedachter Entwürfe der unerſchöpfliche Reichthum eines fruchtbaren Landes, die vielſeitige Bildung eines regſamen Volkes und das freiere Daſein deſſelben zu ſtatten, in welchem es fähiger geworden war, ſich ſelber zu helfen. Ja ſogar die unter den Staatsumwälzungen geſchehene Zertrümmerung der vormaligen beſchränkenden Ordnungen, des Lehenweſens, der erblichen Vorrechte, die Zerſplitterung der alten, ungeheuern Grundbeſitzungen der Geiſtlichkeit und des Adels mußte dem ſchnellern Aufblühen dienen. Die Revolution hatte den Boden Frankreichs mit dem Schutte der vermorſchten Stiftungen des Alterthums gedüngt.

Nicht ſo günſtig fand der große Friedrich das Verhältniß ſeiner Völker und Staaten, als er zu ihnen von den Schlachtfeldern des ſiebenjährigen Krieges zurückkehrte. Ein von der Natur minder reich gepflegtes Gebiet war von Feinden und Freunden ſo unmenſchlich verheert und ausgeraubt, daß er auf längere oder kürzere Zeit einzelnen Provinzen nicht nur keine Abgaben fordern, ſondern ſogar den geplünderten Landleuten Getreide zum Samen für die Beſtellung der Aecker, und Pferde für ihre Pflüge geben mußte. Und dennoch verwandelte ſein Geiſt die wüſt gewordenen Landſchaften binnen zehn Jahren in ein heiteres Gebiet voller Gewerbsfleiß, Wohlſtand und Fülle, zum Erſtaunen der übrigen Deutſchen. Er bevölkerte die Einöden mit neuen Niederlaſſungen, machte durch Fabriken den Kunſtfleiß der Fremde entbehrlicher, zog Kanäle, baute Hochſtraßen, ſtellte verbrannte Dörfer und Städte her, gab dem Reiche ein neues Geſetzbuch, leiſtete das Unglaubliche, und doch, was das Unglaublichſte ſcheint, machte er darum keine Staatsſchuld, ſondern ſammelte einen öffentlichen Schatz von beinahe

Digitized by Google

anderthalbhundert Millionen Gulden, wie vor ihm kein Fürst Europens leicht aufzuweisen hatte, und nährte daneben ein schlachtfertiges Kriegesheer von zweimalhunderttausend Mann.

Es dürfte schwer zu entscheiden sein, wer von Beiden, ob Napoleon oder Friedrich, der größere Staatswirth gewesen; doch möchte man fast dem Letztern die Krone reichen, wenn man bedenken will, wie er mit geringern Mitteln das Ausserordentliche geleistet, und vergessen will, daß jener nie, wie dieser, einen vieljährigen Frieden zur Vollbringung von seinen Friedenswerken erlebt hat. Andere ausgezeichnete Fürsten haben ihren Ruhm, wie der schwedische Gustav Adolf oder Karl, durch Kriegesthaten, andere ihn, wie Kaiser Karl V, durch staatsmännische Klugheit, andere ihn, wie Leopold von Toscana oder Karl Friedrich von Baden, als weise Staatsverwalter gewonnen. Aber nur seltenen Geistern ist verliehen, in Allem zugleich zu glänzen, wie Heinrich IV von Frankreich oder Peter I von Rußland. Darum eignet ihnen die Welt den Namen der Großen unter Ihresgleichen zu. Preussens Friedrich und Frankreichs Napoleon werden von Jenen nicht übertroffen.

Die Aufgabe des Letztern ward um so schwieriger, da er zu seinem Wirkungskreise ein Reich empfing, in welchem alte und neue Ordnungen und Begriffe, die feindselig einander gegenüberstanden, zu versöhnen, Parteien zu zähmen, Aufrubre zu dämpfen waren, und ein Volk, in langer Gesetzlosigkeit verwildert und frech, zur Liebe der Sitte und Zucht und des Gehorsams zurückgeführt werden mußte. Wie Heinrich IV vor ihm, um Herr aller Parteien zu werden, selbst den kirchlichen Glauben verließ, für den er so lange gefochten hatte: gab auch Napoleon die rohen Formen und Forderungen der republikanischen Partei auf, in der er seinen ersten Glanz erworben hatte. Er bot dem ausgewanderten Adel Frankreichs die Hand, und verknüpfte mit der Pracht und Gewalt eines erblichen Thrones die edelsten von den Stiftungen des untergegangenen Freistaats Dazu aber bedurfte es wahrlich einer starken, ja einer eisernen Hand. Und sie fehlte ihm nicht. Er brachte sie und die Unerschütterlichkeit des Willens und die Gewohnheit des unbeschränkten Gebieters aus dem feldherrlichen Zelt auf den kaiserlichen Thron.

Ich weiß, man nannte ihn den Despoten, und dichtete ihm sogar Verbrechen an, von denen nach unbestochenen Zeugnissen kund ist, daß er sie nie begangen. Auch Friedrich der Große ward zu seiner Zeit, ja noch in unsern Tagen, wegen der Unbiegsamkeit und Alleinherrlichkeit seines Willens, in welchem er gleichsam den Staat zur Maschine erniedrigte, mit Vorwürfen belastet. Im selbherrlichen Peter von Rußland und seinen Gewaltsamkeiten erkannte man nur den asiatischen Khan. — Niemand weniger als ich ist geneigt, der alleinherrlichen Willkühr das Wort zu reden. Denn auch der weiseste Despot ist, wenn nicht ein verderblicher, doch gefährlicher Starrkrampf der Menschheit. Aber wir dürfen im Angesicht der Geschichte keineswegs hinwegläugnen, daß, ohne Peters, Friedrichs und Napoleons gewaltigen Alleinwillen, Rußland, Preussen und Frankreich nicht geworden wären, was sie sind. Es gibt Entscheidungspunkte im Lebensprozesse der Nationen, wo ihnen die Natur selbst, zur Erhöhung oder Rettung

Digitized by Google

des Daseins, statt des heroischen Heilmittels eine Diktatur anbietet, wie sich das republikanische Rom freiwillig im Drange schwerer Schicksale selbst gab.

Doch weder der große Friedrich noch Napoleon hemmten in ihrer Alleingewalt die Lebensthätigkeit der Uebrigen; vielmehr verstanden sie es besser, denn alle ihre Thronvorfahren, diese Thätigkeit zu reizen. Nur eins verlangten beide: alle Thätigkeit sollte ihrem Gedanken untergeordnet, nur ihm hilfreich sein; denn ihr Gedanke war das Gesetz des Staats; was dem widersprach, gesetzwidrig und tadelhaft. Friedrich schuf, Wetteifer zu wecken, den Verdienstorden (pour le mérite), Napoleon die Ehrenlegion. Jene Stiftung war mehr vom Geiste des Selbherrn, diese mehr vom Geiste eines freien Gemeinwesens durchweht, in welchem allen Staatsbürgern gleiche Rechtsansprüche zustehen. Auch das Verdienst, nicht nur des Kriegers und Staatsmanns, sondern des Künstlers, des Gelehrten, des Handwerkers, des Fabrikanten, auch jede Edelthat des Bürgers sollte in der Ehrenlegion den Lorbeer öffentlicher Anerkennung finden. Wenn Napoleons Stiftung größer gedacht ist, als Friedrichs Orden, müssen wir dies den erweiterten Begriffen und Ansichten des Zeitalters in Rechnung bringen, des Zeitalters, in welchem jeder Mensch, seine Menschenwürde empfindend, im Zufall nicht mehr Weisheit, in der Geburt nicht mehr Verdienst, im Schein nicht mehr das Wesen erblickte.

Dies war aber zu Napoleons Zeit, besonders in Frankreich, als Wirkung einer vollkommenen Umgestaltung des Staates, weit mehr der Fall, denn in Preussen zur Zeit Friedrichs. Dieser Monarch, welcher den Ruhm seines Reiches nur als die Frucht seines Wirkens erkannte, schien ihn auch nur durch seinen festen Willen und durch die Mittel, Waffen und Geld, emporhalten zu können, womit er ihn gegründet hatte. Daher blieb nicht nur der Unterschied der Stände im Volke scharf gesondert, sondern er zog, mit Vorliebe für das Heerwesen, zwischen dem Militär- und Zivilstande eine Marchlinie, durch welche beide in einer Art Gegensatz, nicht wie gleichberechtigte Mitbürger eines und desselben Staates, sondern wie eine höhere und niedere Kaste neben einander erschienen. In Frankreich, wo die Vorrechte des Feudaladels untergegangen waren, sah man überall nur Bürger mit gleichen Rechtsansprüchen. Napoleon selbst, die größten seiner Staatsmänner und Helden waren durch eigenes Verdienst aus dem Volke hervorgegangen. Jeder Bürger war Soldat im Fall der Noth, jeder Soldat zugleich Bürger. Weit entfernt, dieses edlere Verhältniß zu stören, suchte es Napoleon zu befestigen; und wie er allen Parteisinn, alles Faktionenwesen auszutilgen strebte, so wollte er auch keine Nebenbuhlerei und Eifersucht von Ständen erwachsen lassen. Er dankte dem Heere nur einen Theil seines Ruhms, seine Krone aber dem Volke.

Aus demselben Grunde gestattete er auch selbst demjenigen Stande, welcher sich von jeher und fast in allen Ländern gern vom übrigen Volk trennte und erhob, dem geistlichen Stande, keine der alten und jeder gesitteten Nation lästigen Vorrechte. Er wollte die Geistlichen zu guten Bürgern, zu Angehörigen des Vaterlandes, nicht bloß eines ihm fremden, unsichtbaren Staates, der den Namen „Kirche“ trägt, gebildet sehen. Er erkannte in ihnen

Digitized by Google

Diener des Altars, Religionslehrer des Volks, nicht Theilhaber an einer Herrschaft, die sie gern in eine weltliche und geistliche zerspalteten, um einen bescheidenen Theil davon zu empfangen. Eben deswegen anerkannte er keine herrschende Kirche in seinem Reiche; alle Kirchen, selbst die Bekenner des mosaischen Glaubens, hatten gleiche Rechte; in allen sah er nur Volksgenossen, Staatsbürger. Noch hat kein Monarch vor ihm ernstere und größere Versuche unternommen, die Juden aus ihrer Entsittlichung und Verstoßung emporzuheben und sie, mit Schonung ihrer Religion, andern Bürgern des Staates gleichzumachen und gleichzustellen.

Der preussische Monarch nahm, als König, dieselbe Stellung gegen die verschiedenen Glaubensparteien in seinem Reich. Er gestattete keine alleinherrschende Kirche, sondern gewährte einer jeden ihr Recht. Doch was bei Napoleon Frucht staatsbildnerischer Entwürfe, Gegenstand thätigen Einschreitens war, schien bei Friedrich mehr aus einem unthätigen Verhalten gegen alle Religionsarten, ja aus einer gewissen Verachtung des Kirchlichen und Priesterthümlichen überhaupt, hervorgegangen zu sein. Während sich die Bekenner sämmtlicher christlichen Kirchen unter dem Zepter beider großen Staatsmänner ihrer ungestörten Freiheit im Gottesdienste freuen konnten, machte es sich undankbar genug ein großer Theil der Priesterschaft fast aller Kirchparteien zur Pflicht, beide als Religionsverächter, Glaubensspötter, Indifferentisten und dergleichen auszuschreien und mit heiligem Eifer zu verdammen. Doch beide waren zu groß, um diese Verketzerer anders als mit dem Lächeln zu bestrafen, welches die treuherzige Einfalt immer erregt, wenn sie mit selbstgemachten Gespenstern Krieg führt. Friedrich wie Napoleon waren religiös; nur daß sie nicht Kirchlichkeit und Priesterthum für Religion und die Spitzfindigkeiten oder Bilder der Dogmatik von verschiedenen Sekten für den Weg des ewigen Heils hielten.

Die Spöttereien Friedrichs über Priesterthümlichkeiten gehörten zu demjenigen Ton, welcher in seiner Zeit für den feinen und guten gehalten wurde, und der besonders durch die geistvollern Schriftsteller Frankreichs allgemeiner geworden war. Er mußte um so mehr gefallen, weil der gesunde Menschenverstand, beim Fortschreiten der Wissenschaften, schon mit den Schöpfungen und Lehren der Dogmatik mancher Sekten zerfallen war, und hier ein drolliger oder witziger Einfall um so leichter gefunden ward, indem das Lächerliche und Erhabene, wie Napoleon sagte, nur eine Handbreite von einander liegen.

Der Einfluß der französischen Literatur hatte auf Friedrich noch eine andere Wirkung, welche allerdings seiner königlichen Würde nachtheiliger als jener ungebundene und gerngesuchte Scherz über Kirchlichkeiten war. Sein Geist ward dem Geiste seines deutschen Volkes entfremdet; er erkannte weder dessen Eigenthümlichkeit noch Werth. Er suchte Ruhm durch sein Volk; das Volk sollte den eigenen Ruhm nur in dem des Königs sehen. Er, mit Geringschätzung deutscher Kunst und Wissenschaft, die er sich nicht mehr Mühe gab, zu kennen, als sie herrlich um ihn her erblühten, lebte in ausländischer Sprache und Bildung fort, und beförderte durch sein Beispiel den Unglauben der Deutschen an sich selbst und die Ueberschätzung des Fremden,

Digitized by Google

die Nachahmung des Ausländischen. So ward er, ohne es zu ahnen und zu wollen, der kräftigern Entwicklung des deutschen Volksgeistes hinderlich; hemmte länger, als er lebte, in der Nation das edle Selbstgefühl eigener Würde, eigener Größe, und machte es in feiler Nachahmerei und Bewunderung des Fremden sich selber fremd, dem Fremden mehr als sich selber ergeben und dienstbar.

Hier ward Friedrich weit durch Napoleon übertroffen, dessen erste Verhältnisse freilich der Richtung seines Geistes ungleich günstiger gewesen waren. Er suchte seines Ruhmes schönern Theil im Ruhm der Nation, die er zu beherrschen hatte. Alle seine Stiftungen und Anordnungen zielten dahin, das Ehrgefühl der Franzosen zu heben, das Volksthümliche unentweiht vom Ausländischen zu erhalten, französische Kunst, Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu befördern, und selbst seine Siege in zahllosen Schlachten eignete er nicht sich zu, sondern weihte sie dem Ruhm der Nation. Während Friedrich, auf deutscher Erde geboren, wie ein ausländischer Fürst über seinen Unterthanen dastand, und kaum ihrer Sprache mächtig war, saß Napoleon von Korsika auf dem Throne zu Paris als ein geborner Franzose, und vergaß sogar die Sprache seines Vaters. Welche Aufmunterungen gab er nicht nur den ernstern Wissenschaften, sondern auch den edlern Künsten! Er that mehr, als selbst Ludwig XIV, der sie nur zu Dienerinnen seiner königlichen Hoffart machte. Napoleon liebte die Musen ihres Selbstes willen, er kannte ihre Macht; darum baute er ihnen Paläste.

Als er eines Tages zu St. Cloud vom Trauerspiel Hektor des Luce de Lancival sprach, das ihm sehr gefiel, und das er daher une pièce de quartier-général nannte, rief er mit Wärme: „La tragédie échauffe l'âme, élève le cœur, peut et doit créer des héros. Sous ce rapport peut-être la France doit à *Corneille* une partie de ses belles actions; aussi, Messieurs, *s'il vivoit, je le ferois prince.*“ — Bei aller Begeisterung für Kunst und Wissenschaft verläugnete sich in seinen Anordnungen für dieselben jedoch nicht eine gewisse Einseitigkeit, welche nirgends widerlicher und störender, als eben im Wissenschaftlichen ist. Diese Einseitigkeit, welche sich besonders darin offenbarte, daß er den höhern Schulen eine Art militärischer Einrichtung gab, und daß er das Maas dessen, was gelehrt und nicht gelehrt werden dürfte, allzumilitairisch bestimmte, mag theils Nachwirkung seiner eigenen kriegerischen Erziehung und Lebensart, theils aus der Rücksicht geflossen sein, daß, wie überall, so auch schon in den Schulen, dem revolutionären, halbverwilderten französischen Geiste Zaum und Gebiß schärfer angelegt werden müsse. Friedrich dagegen ließ der vielseitigen Entwickelung des Wissenschaftlichen in den Schulen freien Spielraum, nach dem Grundsatze: „Wer frei darf denken, denket wohl.“

Friedrich endete seine thatenreiche Laufbahn glücklicher, als Napoleon. Er starb auf dem Throne, verherrlicht von seinen Werken, deren Gedeihen er sah. Dies war nicht Sache des Verdienstes, sondern des Glückes. Es ist bekannt, daß die wider den großen Mann verbündeten Mächte damals ihm kein viel besseres Loos, als nachmals dem französischen Kaiser ward, zugedacht hatten, im Fall sie Sieger geblieben wären. Sie wollten ihn wieder zum

Digitized by Google

kleinen Marquis de Brandenbourg machen. Vielleicht hätten sie ihn wohl auch, mit Ausnahme des Titels, noch zu etwas Kleinerm gemacht. Seine Staaten waren für Kriegskosten, Ausrundungen und Entschädigungen schon ziemlich berechnet und, wenigstens auf dem Papier, vertheilt. Das Schicksal aber wollte anders. Er blieb Sieger.

Ist er, weil er Sieger blieb, größer gewesen, als wenn er in blutigem Umschwunge bisherigen Glanzes jählings, nach langem Kampfe, unterlegen wäre? — Ich möchte nicht in das Hosiannah oder Kreuzige des Pöbels einstimmen, welcher ohne Bedenken den Gewinn des großen Looses aus der Lotterie für Klugheit, eine stolze Verneigung für angeborne Majestät, und Unglück für Schande oder Dummheit hält. Auch unterliegend wäre Friedrich der königliche Riesengeist geblieben; auch im Fallen wäre er groß gewesen, wie Napoleon, dessen Sturz den ganzen Welttheil erschütterte, dessen Schatten noch seine Feinde schreckte, und von dem man erst wußte, wer er gewesen war, als man die Zeiten und Menschen maß, die nach ihm kamen.

Das Schicksal scheint sich gefallen zu haben, diesen Mann mit allen Prüfungen des Starkmuthes, im Glanze des Thrones, im Weihrauch schmeichelnder Könige, und wieder entkleidet von Herrlichkeit und Macht, in der Dürftigkeit eines Verbannten, zu zeigen. Ward er kleiner, als er auf dem unwirthbaren Felsen von St. Helena kaum die gewohnte Lebensbequemlichkeit hatte, und vom fernen Europa nichts als das Jauchzen des Pöbels über seinen Untergang hörte?

Er hatte nach der Schlacht von Waterloo noch ein Heer an der Loire. Es erwartete ihn. Er konnte den Verbündeten noch furchtbar werden. Aber er entsagte. Er dachte weniger an sein, als an Frankreichs Unglück.

Wäre der große Friedrich persönlich in die Gewalt seiner erbitterten Feinde gefallen, er wußte, welches Schicksal ihm bevorstand! Man sagt, er habe, vorbereitet auf solche Stunde, ein Giftfläschchen bei sich getragen. Den Kaiser der Franzosen hätte die tödtliche Kugel auf dem Schlachtfelde gefreut, in der Mitte seiner Helden sterben zu können. Aber den Tod sich selber zu geben, war er zu stolz. Er empfand das Entsetzen der Hoffnungslosigkeit, nicht des Verzweifelns. Unter allen seinen Feinden wählte er den mächtigsten, den unbezwingbarsten; dem lieferte er sich freiwillig aus. Selbst groß glaubte er an die Größe Anderer. Er betrog sich. Und als er seinen Irrthum wahrnahm, hatte er nur Verachtung gegen die kleinliche Gemüthsart der damaligen Minister Englands.

Das Schiffsvolk, welches ihn über das Weltmeer in die ewige Gefangenschaft entführte, sah mit dem Erstaunen der Bewunderung die heitere Ruhe des Helden. In der engen, feuchten, ungesunden Hütte von Longwood war er derselbe, wie man ihn in St. Cloud und in den Tuilerien gesehen hatte. Seine Ueberwinder schienen die königliche Würde, die sie selbst trugen, an ihm entweihen und erniedrigen zu wollen; er glaubte in St. Helena kein edleres Geschäft mehr übernehmen zu können, als vor den Augen der Nationen diese Würde unentweihbar zu halten. Für die gemeine Behandlung, die er litt, hatte er Unwillen; aber wenn eine Thräne

Digitized by Google

ſein Auge verdunkelte, ein Seufzer ſeinen Lippen entſchlüpfte, war es nur unter dem Gedanken an Frankreich, an ſeine Gemahlin und an ſeinen Sohn. Er lebte, wie ſein eigener Schatten, noch im Schattenreiche großer Erinnerungen; aber er fand da auch, wovon zu leben war. Er hatte keine Krone, aber noch Freunde, getreu bis in den Tod, wie ſich deren mit ſolcher Gewißheit ſchwerlich diejenigen rühmen können, welche auf den Thronen ſitzen. Und die ihm freiwillig in das hoffnungsloſe Elend folgten, ſind von der Welt als tugendhafte und liebenswürdige Menſchen anerkannt. Wir haben aber noch nie gehört, daß liebenswürdige und tugendhafte Perſonen Freundſchaft mit einem unedeln Menſchen, ja wohl gar mit einem gefühlloſen Böſewicht geſchloſſen, geſchweige dieſer Freundſchaft ihr Lebensglück geopfert hätten.

Weder Friedrich der Große noch Napoleon waren rein von Fehlern. Doch dürfen wir ihnen nicht alle diejenigen zurechnen, welche in ihrem Namen von boshaften oder ungeſchickten Dienern begangen worden ſind. Friedrich wie Napoleon würden als Privatmänner nicht minder achtungswürdige Perſonen geweſen ſein, wie auf dem Thron. Der beleidigte Nationalſtolz überwundener Völker kann das Richteramt nicht führen, ſo wenig, als der Maasſtab, welchen der gewöhnliche Menſch aus der engen Welt ſeiner Verhältniſſe und Begriffe entlehnt, an ihre Größe gelegt werden darf.

---

1. Volks-Verarmung.

Aller Orten wird über Armuth, Bettelei und Elend in den untern Volksklaſſen, und mit vollem Recht, geklagt. Aber man verwundert ſich, daß, ungeachtet der ungeheuern Summen, welche Privatwohlthätigkeit bringt, ungeachtet aller Gemeindeanſtalten, milden Stiftungen, Armenhäuſer, Kloſterſpenden, Hoſpitäler, Bettelmandate u. ſ. w. das Elend, ſtatt abzunehmen, wächſt? — Das iſt keines Erſtaunens werth. Denn eben jene Privatwohlthätigkeit, eben jene Gemeindeanſtalten, milden Stiftungen, Armenhäuſer, Kloſterſpenden, Hoſpitäler und Bettelmandate ſind bekanntlich die rechten Hilfsmittel zur Armuth und Bettelſucht.

Daß alle dieſe verderbenvollen Hilfsmittel noch immerdar beſtehen, ungeachtet längſt ſchon die Whitebread, die Brougham, die Colquboun, die Fellenberg, die Peſtalozzi und viele andere kenntnißreiche Männer die Schädlichkeit derſelben erwieſen und die vernunftmäßigen Maasregeln zur Verminderung des Uebels bekannt gemacht haben, iſt nur Zeugniß mehr, wie ſchwer es bei manchen öffentlichen Behörden hält, den ſchlichten, geſunden Menſchenverſtand gelten zu laſſen, wenn ſie ſich vom herkömmlichen Geſchäftsmechanismus befangen fühlen.

Erſt pflanzt man gewöhnlich kunſtgerecht den Hang zu Müßiggang, Bettelei und Schamloſigkeit durch Mangel genugſamer Anfangsſchulen, oder durch Geſtattung erbärmlicher Schulen mit unwiſſenden, ſchlechtbeſoldeten Lehrern, durch Unſchuld vergiftende Waiſenhäuſer, durch unmäßige Menge von Wein-, Bier- und Branntweinſchenken und Spielhäuſern, durch ſittei-

Digitized by Google

mörderiſche Einrichtung der Straf- und Zuchtanſtalten, oder vielmehr Unzuchtanſtalten, durch Begünſtigung der Prozeßſucht, durch Hinwälzung der Steuern auf die Unvermöglichern, durch Vermehrung großer Grundeigenthume, Fideikomiſſe und Güter in todter Hand, durch Vorſpiegelung vom Genuſſe anſchwellender Armengüter, durch unbeſonnenes Ermahnen der Geiſtlichen zum Almoſengeben u. ſ. w.; hintennach nährt und hegt man die Peſt des Staates mit ſorgfältigen Armenpflegen. — Daß ich hier keineswegs von Unglücklichen rede, die wegen Gebrechlichkeit, Krankheit oder Alter unfähig ſind, ſich ſelber Nahrung, Obdach und Kleider zu verſchaffen, verſteht ſich.

In wie vielen Ländern iſt heutiges Tages Howards Idee zur Verbeſſerung der Zuchtanſtalten ausgeführt, oder Wehrli's Armenſchule von Hofwyl oder Falks Stiftung in Weimar nachgeahmt, oder Bell-Lancaſters Unterrichtsweiſe allgemein? — Aber man hat dafür prächtige Hoſpitalpaläſte mit koſtſpieligen Verwaltungen, glänzende Akademien und wunderſchöne Opernhäuſer, welche nun freilich nicht geeignet ſind, den unterſten Volksklaſſen Ehrliebe, Arbeitsluſt, Sittlichkeitsgefühl und Fähigkeit zur Selbſterhaltung mitzutheilen.

England ſtellt in den Jahrbüchern der europäiſchen Geſittung ein Beiſpiel einzig in ſeiner Art auf. Laut dem Bericht an die Kammer der Gemeinen beträgt die jährliche Ausgabe zur Unterſtützung der Armen bei zwölf Millionen Pfund Sterling. In manchem Kirchſpiel wird dieſe Auflage dem Eigenthümer zum Untergang. Der neunte Theil der Nation lebt auf Koſten vom dritten Theil derſelben Nation. Weit über 500,000 Perſonen ſind Bettler. Jährlich werden im Durchſchnitt 1500 bis 2000 Menſchen vor Gericht als Diebe verurtheilt. Und noch immer ſchwillt, mit der ungeheuern Menge der Almoſen, die ungeheure Zahl der müßigen Armen.

Man muß nicht die Uebervölkerung anklagen. Noch iſt in den europäiſchen Ländern der Raum fruchtbaren Bodens zur Ernährung der Menſchenmenge nicht zu klein. Den Beweis dafür liefert die wirkliche, fortdauernde Ernährung dieſer Menſchenzahl auf dieſem Raum, ungeachtet weitaus nicht aller Boden angebaut und der meiſte ſchlecht bewirthſchaftet iſt, und Millionen Bettler nicht arbeiten, ſondern ſich unentgeldlich füttern, kleiden und beherbergen laſſen. Nach einer Wahrſcheinlichkeitsberechnung kann der Flächenraum einer Geviertmeile (zu 13,000 bis 14,000 Morgen fruchtbaren Bodens, der Morgen zu 40,000 Geviertſchuh) 4000 bis 5000 Perſonen ernähren.

Es ſind nicht die einfachen Verfaſſungen und vortrefflichen Einrichtungen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten einzig, welche in denſelben mit ſo unglaublicher Schnelligkeit die Bevölkerung, Kultur und Stärke derſelben befördern. Die elenden Armuthsverbinderungsanſtalten der meiſten europäiſchen Länder tragen dazu nicht wenig bei. Die verzweiflungsvollen Auswanderungen dauern über das atlantiſche Meer fort, und können durch ihre Maſſen oft jene Gegenden in große Verlegenheit ſetzen.

Im Jahresbericht, welchen im Dezember 1819 die Direktoren der Geſellſchaft zur Armuth-

Digitized by Google

verhinderung in der Stadt Newyork ablegten, meldeten sie, daß nur in ihrer Stadt, die gegenwärtig 120,000 Einwohner zählt, 8000 hilfsbedürftige Arme lebten, und zwar meistens hergewanderte Europäer. Nur vom 1 März 1818 bis zum 1 November 1819 waren bloß in dieser Stadt 18,930 Reisende aus Europa angekommen und in den Bureaux eingeschrieben; aber viele andere noch sind wahrscheinlich dieser Förmlichkeit entschlüpft. Eine große Anzahl derselben bleibt auf dem Straßenpflaster von Newyork hängen, nährt sich vom Bettel, oder gewinnt doch nur einen geringen Theil seiner Erhaltung durch Arbeit. Man kann diese unglücklichen Tausende doch nicht nach Europa zurückjagen, nicht mit Gewalt in die Einöden des Innern treiben, nicht auf den Straßen verhungern lassen. Sie müssen gelebt haben. Die Direktoren der Gesellschaft trugen daher darauf an, den Kongreß aufzufordern, daß die erste Unterstützung und weitere Versorgung der Europäer eine Bundesangelegenheit werde.

„Denn", sagten sie, und es scheint, mit Recht, „warum soll die Stadt Newyork diese Masse fremder Einzügler nähren und kleiden? Weil unsere Stadt ein Hafen ist, weil sie an der Hudson-Mündung liegt? — Von allen Gegenden Europens kommen sie. Sie werden uns von allen Winden zugeführt. Unsere Stadt wird, wie einst Konstantinopel in den Kreuzzügen, von Fremdlingsschwärmen aufgezehrt, mit denen wir gar keine Verbindung haben. Sie sind oft im äussersten Elend. Aber sie sind nicht unsere Armen!"

Wenn manche Reisende, die Amerika nur aus Neugier besuchten, bei ihrer Rückkehr vom Sittenverderbnisse in den Seestädten, von der Rohheit des gemeinen Volks, von der Gewinngier desselben erzählten, hätten sie billig davon wohl vieles auf Rechnung der europäischen Auswanderer setzen können, die mit ihren Ungezogenheiten und Lastern hieher zu Tausenden kommen und sich nicht alsbald zerstreuen können. Die Polizei ist nicht unthätig. So wird z. B. an der von Newyork gerühmt, daß es ihr gelungen sei, binnen zwei Jahren über zweihundert Branntweinschenken in der Stadt zu unterdrücken, und die übrigen wenigstens an Sonntagen geschlossen zu halten; ehe jene unterdrückt wurden, waren in dieser Stadt sechszehnhundert und siebenunddreißig Häuser, in denen man Branntewein im Einzelnen verkaufte.

Die Chinesen, Japaner und andere von uns für Barbaren gehaltene Völkerschaften fremder Welttheile pflegen zum Theil noch immer die Europäer für ein eben so armes als unmoralisches und ewig unter sich zerworfenes Volk aus den traurigsten Weltgegenden zu halten. „Denn wenn es Euch in Euerm Lande wohl wäre, warum kämet Ihr so weit zu uns her?" sagen sie.

---

3. Geständniß eines französischen Emigranten.

Der tugendhafte Graf Las Cases, Napoleons treuer Begleiter zum Felsen St. Helena, ist mir persönlich lieb und ehrwürdig; doch hätte ich gewünscht, in seinem Mémorial de Sainte-Hélène mehr von Napoleon zu lesen, als vom Grafen.

Unter Allem aber, was der Graf von sich selber erzählt, ist eine Stelle, die mit allen

Digitized by Google

übrigen Kleinlichkeiten wieder versöhnt. Sie gibt den Schlüssel zu vielen Räthseln in der Geschichte Frankreichs unter Ludwig XVIII, seit dessen Wiedereinthronung.

Als nämlich (27 März 1816) in St Helena das Gespräch auf die französischen Emigranten kam, auf ihre Großthuereien, ihre unverschämten Anmaßungen in Deutschland, auf ihren festen Glauben an Wiedereroberung Frankreichs, auf die Unfähigkeit ihrer Anführer u. s. w., sagte Las Cases, der bekanntlich selbst Emigrant gewesen war, zum Kaiser: „Die Leute waren damals durchaus das, was sie noch heute sind. Wir Ausgewanderte glaubten nämlich, und wir wiederholten es uns beständig, und ich selbst dachte mir's nicht anders: die große Mehrheit der französischen Nation halte es mit uns. Freilich hätte ich mich darüber bald enttäuschen sollen. Denn als unsere Haufen bis Verdun und weiter vorgedrungen waren, fand sich keine Seele zu uns. Umgekehrt, man floh scheu, wenn wir uns näherten. Trotz dem allen hing ich steif und fest an jenem Glauben; selbst noch dann ließ ich ihn nicht fahren, als ich von England nach Frankreich heimgekehrt war. So ganz und gar hatten wir uns in die alberne Vorstellung eingewurzelt. Wir sagten uns: diese neue Regierung kann von keiner Dauer sein; sie wird von der Nation verabscheut; sie hat nur eine Hand voll Leute für sich; sie besteht nur durch Furcht und Schrecken. Ja, es gibt Menschen, die von dieser Meinung nie zurückgekommen sind. Ich bin überzeugt, daß unter denen, die heute als Mitglieder des gesetzgebenden Körpers diese Menschenklasse darstellen, sich mehrere das alles noch treuherzig einbilden. Ich kenne den Geist, die Ideen, die Ausdrücke von Koblenz her viel zu gut."

— „Und wann kamen Sie denn endlich selbst auf andere Gedanken?" fragte Napoleon den Grafen.

„Sehr spät, Sire. Sogar als ich endlich mitmachte und an den Hof Ihrer Majestät kam, war ich mehr durch Bewunderung und Gefühl hingerissen, als von der Ueberzeugung, daß das dauern könne, daß die Nation dafür sei. Aber als ich in Ihrem Staatsrathe saß, die Sicherheit bemerkte, mit der man die entscheidendsten Maasregeln beschloß, daß auch nicht das leiseste Besorgniß über möglichen Widerstand obwaltete; als ich überall um mich her nur Ueberzeugung und Ruhe sah: da kam mir's vor, als wenn nun Ihre Macht und der feste Stand der Dinge mit einer Schnelligkeit zunähmen, von der ich mir keinen Begriff machte. Indem ich mir selbst das Räthsel lösen wollte, machte ich eines Tages die große, merkwürdige Entdeckung, daß das alles, was ich meinte, es werde erst, schon seit langer Zeit so sei, aber daß ich's eigentlich wohl nur nicht habe wahrnehmen wollen. Ich hatte mich also nur unter den Scheffel gesetzt gehabt, damit das Licht nicht zu mir käme. Nun stand ich mit einemmale in der Mitte aller Klarheit und war davon ganz blind. Seit diesem Augenblicke verschwanden meine Vorurtheile, fielen mir die Schuppen vom Auge.

„Wie ich nachdem von Ihrer Majestät einige Sendungen erhielt, und mehr denn sechszig Departemente durchreisete, brauchte ich die äusserste Vorsicht, die redlichste Aufmerksamkeit, um mir das, was ich so lange bezweifelt hatte, als thatsächliche Wahrheit deutlich zu machen. Ich

Digitized by Google

ſprach die Präfekten, ich befragte die untern Beamten, ich ließ mir Beweisſtücke und Regiſter vorlegen. Ich erkundigte mich bei einfachen Privatleuten, die mich gar nicht kannten. Ich wandte alle mögliche Proben und Gegenproben an, und gelangte ſo zur Ueberzeugung, daß die Regierung wirklich ganz national, ganz im Willen des Volkes ſei; daß Frankreich nie, ſo lange ein Frankreich beſtanden, ſtärker, nie blühender, nie beſſer verwaltet, nie glücklicher geweſen ſei Nie waren die Wege vorher beſſer unterhalten; der Landbau hatte um ein Zehntel, ein Neuntel, ein Achtel im Ertrag gewonnen! *) Ein Leben, eine Wärme herrſchte überall und trieb zur Gewerbigkeit und zur täglichen und perſönlichen Verbeſſerung der Umſtände. Der Indigo ward gewonnen, der Zucker hätte unfehlbar auch erſcheinen müſſen. Nie, zu keiner Zeit, hatte der innere Handel und der Gewerbsfleiß einen höhern Grad erreicht. Statt ſonſt vier Millionen Pfund Baumwolle, wie noch beim Ausbruch der Revolution, verarbeitete man jetzt über dreißig Millionen Pfund, ob man das Material gleich nicht unmittelbar über Meer erhalten konnte, und es zu Lande auf einem Wege, weiter als von Konſtantinopel, nehmen mußte. Ueberall zahlten ſich die Auflagen. Die Konſkription war volksthümlich geworden. Frankreich, ſtatt erſchöpft, zählte eine größere Bevölkerung, denn zuvor, und dieſe nahm täglich zu."

„Als ich", fuhr Las Caſes fort, „mit dieſen Thatſachen zu Paris in meinen alten, altgläubigen Zirkeln erſchien, gab es einen wahren Aufſtand. Man konnte ſich das nicht möglich denken. Man überſchrie mich; man lachte mir ins Geſicht. Doch gab es einige Verſtändigere darunter. Mein Wort hatte doch Gewicht. Ich machte Einige ſchwankend; ich überzeugte Einige. Und ſo hatte auch ich meine Eroberungen."

Lieſet man dieſes ehrliche Bekenntniß, und dann daneben die Reden der Ultra in der Deputirtenkammer, und ſieht die Behandlung Frankreichs und des Volks: ſo wird das Unbegreiflichſte begreiflich, und manches Unglück, das noch erſcheinen dürfte, kann nicht unerwartet eintreten, da man gewahr wird, wie und warum es vorbereitet wird.

---

4. Die Zentral-Unterſuchungskommiſſion in Mainz.

Seit wir einer unſerer neuen Zeitſchriften, die ſich gehalt- und werthvoll in den erſten Heften verkündet hat, den vollſtändigen „Bericht des Bundestags-Ausſchuſſes in Betreff der Zentral-Unterſuchungskommiſſion in Mainz" zu danken haben **), hat die Welt das erſte Licht über die geheimnißvollen Geſchäfte jener vielbeſprochenen Kommiſſion empfangen.

---

*) Las Caſes macht bei dieſer Stelle folgende Bemerkung: „Wunderlich! Gerade von dem nachher berühmt gewordenen Herrn von Villele erhielt ich dieſe Angaben über den Landbau im Languedoc!"

**) Nämlich der „Konſtitutionellen Zeitſchrift. Stuttgart bei Metzler. Jahrg. 1823." 2s Januarheft S. 65 f.

Digitized by Google

Allerdings war diese Kommission, wie es der Ausschuß des Bundestages selber erklärt, eine „in der Geschichte politischer Maasregeln einzige Anstalt“; wenigstens einzig in ihrer Art für Deutschland, welches dergleichen in frühern Zeiten nie gekannt, und nun in einer Zeit kennen lernen mußte, da ohne Ausnahme alle Völkerschaften deutscher Zunge, mit Hinopferung von Blut und Gut, die unwiderlegbarsten Beweise der Liebe und Treue zu ihren angestammten Fürsten gegeben hatten.

Wenn die deutschen Fürsten, ungeachtet dieser Beweise, die ihnen selbst wie ihren Völkern gleich ruhmvoll waren, eine solche dem Nationalruhm der Deutschen nichts weniger als ehrenhafte Anstalt begründeten, mußten dazu hochwichtige Ursachen reizen. Und wollen wir redlich sein, müssen wir gestehen, sie waren vorhanden. Abgesehen von jugendlichen Schwärmereien der Hochschüler einiger Gegenden und von der Freiheitsbegeisterung und Ueberspannung einiger Schriftsteller, mußten einige Aufruhr drohende oder fordernde Schriften und Lieder, allerlei umhergebotene Entwürfe zum Umsturze bestehender Ordnungen, dann Aufstände in mehrern Städten wider die Juden, gesetzwidrige Volksregungen im Großherzogthum Hessen, endlich selbst der von Sand in politischer Schwärmerei gegen Kotzebue verübte, vom Apotheker Löning gegen den Präsidenten Idell mißlungene Meuchelmord, die ernstere Aufmerksamkeit jeder Polizei wecken. Es mußte klar gemacht werden, ob alle diese einzelnen Erscheinungen unter sich einen bestimmten Zusammenhang hätten und Werk einer Verschwörung wären, die planmäßig fortschritte. Hätten alle im Innern eines einzigen Staates statt gefunden: nimmermehr würde die Regierung desselben beim Anblick der wachsenden Unfuge gleichgültig geblieben sein, ohne die gerechtesten Vorwürfe aller ruhigen Staatsbürger zu verdienen.

Aber es waren Ereignisse eines Staatenbundes, in welchem jeder einzelne Fürst eigene Selbherrlichkeit übte und kein Befugniß hatte, den Faden allfälliger Verschwörungen auf fremdem Gebiete zu verfolgen. Mehrere ruchbar werdende Umwälzungsplane hatten aber nicht die bestehende Einrichtung eines oder des andern Staates, sondern die Ordnung des ganzen Bundes selber zum Ziel. Es lag also weder in der Macht noch im Recht irgend einer einzelnen Regierung, Sicherheitsmaasregeln da zu treffen, wo es den gesammten Bund anging, oder wo ihr selbst aus fremden, im Bunde begriffenen, Gebieten Gefahr drohte. Dies mußte Sache des gesammten Staatenbundes werden. Die Zentral-Untersuchungskommission ging also aus der Natur des Föderalismus hervor, und begann ihre Arbeiten am 8 November 1819, um allen „einzelnen oder vereinten Bestrebungen“, wie sie sich ausdrückte, auf die Spur zu kommen, „welche zur Absicht hatten, wider den Willen, oder doch ohne Mitwirkung der Regierungen (Deutschlands) von unten Veränderungen in der bestehenden Verfassung auf einem durch die bestehenden Gesetze nicht gebilligten Wege herbeizuführen.“

Ganz Deutschland war jedoch schon vor Beginn dieser Arbeiten überzeugt, und äusserte es öffentlich, daß man wohl keine weitverbreiteten Verschwörungen entdecken werde; daß die deutschen Völkerschaften durchaus keinen Antheil an den Schwärmereien einiger jugendlichen Frei-

Digitized by Google

heitsfreunde hätten, und daß die sogenannten demagogischen Umtriebe zuletzt auf Erbauung politischer Luftschlösser, auf Plane von Kandidaten, Studenten und Gymnasiasten hinauslaufen. In jedem Fall aber fand man dennoch, da der politische Fanatismus sich bei einigen jungen Leuten zu meuchelmörderischen Versuchen gesteigert hatte, eine Untersuchungsbehörde, zur Rechtfertigung deutscher Nation, nothwendig.

Die öffentliche Meinung hatte richtig geurtheilt. Die Untersuchungsbehörde des Bundes, nachdem sie drei bis vier Jahre geforscht hatte; nachdem sie beinahe dreitausend einzelne Aufsätze und Aktenstücke gesammelt und geprüft hatte; nachdem sie einen sehr beträchtlichen, noch unbekannten, Kostenaufwand verursacht hatte; nachdem mehrere unschuldige und achtbare Personen, selbst Frauenzimmer, bloß wegen einzelner Ausdrücke in Familienbriefen, die nicht für das Auge der Polizei geschrieben waren, verdächtigt worden, andere aber, denen keinerlei Verbrechen nachgewiesen werden konnte, lange Zeit in Gefängnissen, zum Theil in sehr ungesunden, und nicht ohne Erschütterung des körperlichen Wohlseins, ihrer Freiheit beraubt gewesen waren, — nach allem diesem hat die Kommission zu Mainz, ausser Sands und Lönings Verbrechen, die einzeln dastanden und ohnehin schon von den besondern Landesregierungen gerichtet worden waren, „keine Ausbeute für die strafende Gerechtigkeit“ gemacht. Sogar der Verfasser einer Schrift, welche doch, nach den Ansichten der Untersuchungsbehörde, Aufruhr predigte, wurde, als man ihn vor ein Kriegsgericht stellte, nach den Ueberzeugungen desselben, schon am 18 Oktober 1820 von aller Schuld losgesprochen. Alle Verhafteten sind bis jetzt auf freien Fuß gestellt, ausser Herrn Jahn, der, soviel uns bekannt ist, auch eigentlich seiner Freiheit nicht durch ein richterliches Urtheil beraubt zu sein scheint.

Die Untersuchungsbehörde ließ es, ihrer Pflicht gemäß, keineswegs an Fleiß mangeln, irgend etwas Wesentliches zu entdecken, um dadurch die Bedeutsamkeit ihres Daseins zu decken. Sie griff daher in ihren Nachforschungen bis ins Jahr 1806 zurück, als Deutschland noch unter Napoleons Macht zitterte, als die deutsche Reichsverfassung, durch ihren Zerfall, ihre gänzliche Untauglichkeit beurkundet und jeden einsichtsvollen Freund des Vaterlandes und deutscher Unabhängigkeit berechtigt hatte, auf Schöpfung eines kräftigern Bundeswesens zu dringen. Es war damals, als der edle Fichte seine Reden an die deutsche Nation schrieb und sie für jenes Bessere zu begeistern suchte, was ehemaliger Kabinets-Schlendrian versäumt oder nicht einmal geahnet hatte. Es war damals, als Deutschland von Fremden unterjocht, als Preussens Heer bei Auerstädt der alten Lorbeern verlustig geworden war, daß Fichte den Glauben an das zu seiner Zeit lebende geschäftsthätige Geschlecht aufgab, und Deutschlands Ehre wiederhergestellt zu sehen von der aufblühenden Jugend erwartete, wenn sie einst zum Mannesalter und Geschäftsleben gereift sein würde.

Die Fürsten Deutschlands, mit ihren gelähmten Streitkräften, waren zu jener Zeit unfähig, das Vaterland vom fremden Scepter abzulösen; sie waren selbst Unterjochte oder Verbün-

Digitized by Google

dete des Siegers, oder Beides zugleich. Es mußten andere Hilfen erscheinen. Und diese bereiteten sich vor durch Stiftung des Tugendbundes im Frühjahr 1808, der nicht ohne Vorwissen höherer Behörden entsprungen war. Als er nach Schills blutigem Rettungsversuch, der Form nach, aufgehoben ward, dauerte der Geist desselben im Charlottenburger Verein fort, abermals nicht ohne Vorwissen und Theilnahme höherer Personen. Dann begann Jahn im Frühjahr 1810 die Turnübungen, um durch dieselben die Jugend abgehärteter und gewandter zur Mithilfe für den allgemeinen Rettungstag zu machen; zugleich flößte er ihr lebendigen Sinn für deutsche Ehre und deutsche Freiheit ein. Auch stiftete er zu des Vaterlandes Rettung und Wiedergeburt einen geheimen Orden, genannt deutscher Bund, welcher für dessen Mitglieder besondere Erkennungszeichen, Obere, Gesetze und Verpflichtungen hatte. Dieser Orden aber, welcher sich im Jahr 1811 schon ziemlich verbreitet hatte, sank wieder in Kraftlosigkeit, als einer der edelsten deutschen Männer, der Staatsrath Justus Gruner, ihn durch kein Geld mehr unterstützen konnte.

Doch als das Jahr 1813 die Losung gab zum Befreiungskriege Deutschlands, da erhoben sich die Völker für ihre angestammten Throne. Wenn sonst ein knechtisch-gehorsamer Sinn sie gegen die Schmach des Vaterlandes unempfindlich gemacht hätte, — jetzt war durch jene vielseitigen Anregungen der stumpfe Leibeigenschaftsgeist verflogen. Ein edlerer Geist belebte die Jungen und Alten; man sah das alte, allestragsame, duldselige Deutschland nicht mehr. Die wehrhaften Turner flogen zu den Fahnen hin; dahin die Genossen des deutschen Bundes; dahin die von den Charlottenburgern geworbene Lützowsche schwarze Schaar. Arndt, „unter höherm Schutze", begeisterte durch seine Worte für Deutschlands freie Wiederherstellung. Von allen Saitenspielen der Dichter hörte man die Lieder der Freiheit.

Der erste Zweck des Strebens war im Jahr 1813 erreicht, Deutschland wieder von der Herrschaft der Fremden losgerissen. Freilich war das zum Theil ebenfalls „ohne Mitwirkung der Regierungen, ja wohl auch wider Willen derselben von unten auf" bewirkt: doch die Untersuchungsbehörde zu Mainz konnte die Vaterlands- und Fürstenliebe der deutschen Nation unmöglich zu politischen Verbrechen reihen. Und vielleicht war es auch wohl sehr verzeihlich, wenn die damals für Deutschlands Befreiung vorzüglich thätigen Männer, die Gruner, Arndt, Jahn und Andere nun noch zu manchem andern Bessern „von unten auf" den ersten Stoß geben zu können hofften, weil sie, durch bisherige Erfahrungen, mit allen Gebildeten der Nation, gegen das „von oben herab" etwas mißtrauisch geworden sein mochten. Das zerrissene Deutschland unter Waffen war damals in einem mehr oder weniger wirklich revolutionären oder doch festigkeitslosen Zustand.

In diesem Zeitraum (Sommer 1814) trachteten Jahn, Arndt und ihre Freunde durch die öffentliche Meinung dahin zu wirken, daß Deutschland, das mit dem theuern Blut und Gut des Volkes erlöste Deutschland, für die Zukunft ein gediegeneres, stärkeres Ganzes werde, auf daß die Tage der Schmach nicht sobald, und auch den Enkeln nicht, wiederkehrten.

Digitized by Google

Ihr Ziel ward eine staatsthümliche Einheit Deutschlands. Dafür vereinigten sie sich zu Ufingen nach dem ersten Pariser Frieden; dafür belebten sie sogenannte deutsche Gesellschaften.

Doch nun übernahmen es die Fürsten, Deutschlands künftige innere Verhältnisse festzustellen. Herr Schmalz machte in seiner Schrift auf das Dasein und die Gefährlichkeit geheimer Gesellschaften aufmerksam. Die deutschen Gesellschaften, das vornehmste Werkzeug des Ufinger Vereins, wurden von den Regierungen aufgehoben, und jener Verein selbst trat (im Oktober 1815) zu Frankfurt auseinander.

Inzwischen der herrschend gewordene Wunsch nach festerer Verbindung der deutschen Völkerschaften, in Krieg und Frieden Größeres zu leisten, blieb. Selbst die ehemaligen Studenten Orden auf den Hochschulen nahmen in diesem Bezug eine politische Färbung an, nicht ohne Einwirkung der Männer, die für Deutschlands Wiederherstellung bisher die regsamsten gewesen waren. So zu Tübingen (eine Teutonia), zu Heidelberg und besonders zu Giessen. Ein neuer Verein in Darmstadt (seit Ende Jahrs 1815) brachte sogar die Idee in Gang (Frühjahr 1817), die jedoch kalt aufgenommen wurde, durch Unterschriften von allen würdigen, deutschen Männern eine Art Ausdruck des Volkswillens für Errichtung eines deutschen Nationalparlaments am Bundestage zu schaffen, und so den Fürstenbund in einen Völkerbund zu verwandeln und damit Deutschlands Einheit wahrhaft zu begründen. Doch weder dies, noch die Sammlung von Unterschriften zu einer Adresse an den Bundestag wollte gelingen, worin um Einführung landständischer Verfassungen, mit wesentlich gleichen Grundsätzen und mit vertragsmäßiger Beiziehung des Volkes, gebeten werden sollte.

Jahn und andere Männer, die das Vaterland und den Ruhm deutscher Nation mit redlichem Sinne liebten, schienen zu erkennen, das Zeitalter sei, wenigstens für ihre wohlgemeinten Ideen, noch nicht reif Wenn sie aber schon an der Gegenwart verzweifelten, wollten sie nicht an der Zukunft muthlos werden. Sie suchten also kräftig auf die Jugend einzuwirken, und sie durch Reden und Lieder für deutsche Freiheit, Gleichheit und Einheit zu begeistern. Dies auch bezweckte Jahn vor allen in den Turnübungen, die man in vielen Städten nachahmend veranstaltete.

Die Jugend, leicht entzündbar, blieb nicht unbewegt und kalt. Jahn und andere Mitglieder des ehemaligen „deutschen Bundes“ entwarfen für die Universitäten eine Burschenschaftsverfassung, um die deutschen Jünglinge aller Gegenden für den großen Gedanken von Deutschlands Einheit zu vereinen. Diese Verfassung fand zuerst (12 Juni 1815) in Jena, dann (seit 1816) auf andern Hochschulen Beifall. Unter verschiedenen Namen, z. B. Teutonia, Arminia, Ehrenspiegel u. s. w., bildeten sich ähnliche Gesellschaften auf verschiedenen Universitäten aus, bis sämmtliche, als Folge der beim Wartburgfeste (Oktober 1817) von den Jünglingen gepflogenen Abreden, in eine „allgemeine deutsche Burschenschaft“ zusammenflossen.

Digitized by Google

Es läßt sich leicht denken, daß nun in den Versammlungen der studierenden Jünglinge mancherlei kühne und oft seltsame Plane zur Sprache gebracht wurden; z. B. nicht nur eine volksthümliche deutsche Reichsverfassung, sondern sogar die Stiftung einer deutsch-christlichen Kirche. Das Unlöblichste ward endlich, bei dem sonst edelmüthigen Sinn der Jünglinge, die wirkliche Berathung, ja zum Theil die Annahme des alle Moralität zerstörenden, jesuitischen Grundsatzes: „es gäbe Fälle, wo die gewöhnliche Sittlichkeit höhern Zwecken weichen müsse, und für den höchsten Zweck im Volke man jedes Mittel zu ergreifen berechtigt sei.“ Das reine, von keiner Leidenschaft verwirrte Gemüth vieler junger Männer sträubte sich gegen eine solche Maxime. Zu Giessen kam (im Mai 1818) aber doch eine Ausgleichung zu Stande. Unbedingte wurden jene genannt, welche glaubten, man könne rücksichtlos nach Ueberzeugungen handeln und die Mittel durch den Zweck heiligen.

Bis dahin war, was geschehen war, eigentlich nichts Verbrecherisches gewesen. Hat man nicht immer die Jugend auf den hohen Schulen für Wahrheit, Recht, Freiheit und alle Heiligthümer der Menschheit in schwärmerischer Begeisterung erblickt? — Wehe, wenn man sie so nie erblickt hätte! Und Mitleiden dem Unglücklichen, der in den Jahren seiner Kraftblüthe diese Begeisterung nie empfand! Selbst die Verirrungen in solchen Augenblicken sind mehr Verirrungen der entzündeten Einbildungskraft, als des Herzens, und dem Jüngling verzeihlich, welcher, für alles Gute glühend, zwischen seinen Urbildern und der schlechtigkeitsreichen Wirklichkeit schwankt.

Aber an einigen Orten trat nun diese Jugend mit erhitztem Gemüthe bis an die Aussenlinien des Billigen und Gerechten. Sie fing nun an, bei der ihrem Alter eigenen Keckheit und Erfahrungslosigkeit, absprecherisch zu werden; fing an, ihren reizendsten Schmuck, die Bescheidenheit, einzubüßen, und zu vergessen, daß ihre Bestimmung nicht öffentliches Handeln sei, sondern erst Vorbereitung zu demselben, durch Erwerbung von mannigfacher Einsicht, Erfahrung und Welt- und Geschäftskenntniß. Es war Zeit, einzulenken. Ein ehemaliges Mitglied des Jenaer Vereins trat von demselben zurück, mit Erklärung an jene „Unbedingten“: ihr Streben sei staatsumwälzerisch, dem Republikanischen zugeneigt; und Professor Fries selbst, wie sehr er den Freisinn der Jugend liebte, warnte vor geheimen Verbindungen, vor eigenmächtigen Handlungen, und wollte, daß sie ihre Sache mehr wie den Gegenstand philosophischer Betrachtung, denn als eine politische Maxime nehme, und eher einer wissenschaftlichen Sekte, als einer politischen Faktion gleiche.

Indessen war nun die Gährung in den jungen Gemüthern. Wie isolirt sie auch zwischen den Völkern und Thronen mit ihren Idealen dastanden, schien ihnen doch in ihrer Welt Alles Einklang und Einheit. Sie glaubten, was sie liebten, und sahen, was sie glaubten. Trotziger scholl (im Winter von 1818 auf 1819) ihr Wort und Lied von Freiheit. Einer der Übrigen forderte den bekannten Stourdza zum Zweikampf; ein anderer verirrte sich bis zum Meuchel-

Digitized by Google

mord *). Diese That, dann Lönings, des Apothekers, Nachfolge, endete Alles. Es erschienen die ihrer Form nach so genannten Bundestagsbeschlüsse vom 20 Sept. 1819, und die Mainzer Kommission begann ihre Untersuchungen, von denen das bisher Erzählte ein Auszug des Wesentlichen und Geschichtlichen ist.

Nirgends offenbarte sich in Allem eine zusammenhängende Verschwörung. Sands und Lönings That stehen so einzeln und von einander unabhängig da, wie das Adressenwesen im Großherzogthum Hessen wegen Einführung einer ständischen Verfassung (1818), und die Judenverfolgung in mehrern Städten. Das Volk der Deutschen blieb überall ohne Theilnahme an den jugendlichen Weltverbesserungsplanen. Es erscheinen in der ganzen Untersuchung, ausser einem halben Dutzend Advokaten im Darmstädter Verein, meistens nur Gymnasiasten, Studenten und Kandidaten. Das gesammte machtlose Treiben derselben war Nachwirkung dessen gewesen, was die Höfe anfangs selbst, stillschweigend oder mit heimlicher Thätigkeit, zur Abwerfung des französischen Jochs begünstigt hatten; war Nachwirkung der großen politischen Ideen, welche Fichte und andere ausgezeichnete Männer der Nation ins Leben ausgeworfen hatten für Deutschlands Ehre und Stärke, deren Verwirklichung aber wahrscheinlich durch Interessen und Bedenklichkeiten, durch Eifersucht oder Argwohn der Höfe unter einander, unmöglich geworden sein mochte.

Mit Ausnahme einzelner Fehlschritte, hatten weder die Thronen noch die Völkerschaften Deutschlands von den für ihre Ideale erglühten Jünglingen wirkliche Gefahr zu besorgen. Ueberall fehlte denselben sehr natürlich das öffentliche Zutrauen und, ausser einigen Liedern und Flugschriften, jedes andere Mittel, Revolutionen zu bewirken. Aus Mangel an Geld konnte der Darmstädter Verein nicht einmal eine von ihm allein abhängige Zeitschrift zu Stande bringen. Man erblickte wohl ziemlich überall unter den Jünglingen ungefähr Gleichheit der Gesinnungen, aber nicht Uebereinstimmung in Willen und Mitteln. Jeder handelte, wie es ihm gut schien, unbekümmert um die Andern. Nirgends stand ein Mann von Welterfahrung und Einfluß leitend an ihrer Spitze. Sie trieben es demagogisch für sich selbst.

Auch in Frankreich, auch in England haben wohl zuweilen die jungen Männer an Hochschulen, Lycäen und Kollegien ihr Wesen etwas ungestüm getrieben; aber man wußte sie bald

*) Bemerkenswerth ist die Stelle im Bericht des Bundestagsausschusses, wo § 41 von Sand gesagt wird: „Sein Betragen während der Untersuchung, sein Trotz und seine Unverschämtheit im Lügen, fand bei andern Untersuchungen Gegenstücke.“ — Ferner: „Es verdient von Sand insbesondere bemerkt zu werden, daß er, rücksichtlich des sich ergebenen Verdachtes von Mitwissenschaft des Mordes, kein Bedenken trug, seinen vertrautesten und liebsten Freund einem andern Vereinsglied, mit dem er in weniger innigen Verhältnissen stand, von dem er aber für den Vereinszweck mehr hoffte, aufzuopfern, und die Rettung des letztern durch die Anschuldigung des erstern zu versuchen. Er hatte hierdurch den Grundsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel“, selbst gegen seine Genossen und Freunde in Ausübung gebracht.“ Konstitutionelle Zeitschrift, 2s Januarheft, S. 107 f.

Digitized by Google

von ihrer Verirrung zurückzuleiten, ohne Maasregeln, die der gesammten Nation empfindlich fielen, oder den gebildetern Theil derselben kränkten.

Der König von Würtemberg trug (14 März 1822) endlich und zuerst beim Bundestage darauf an, daß man jene Mainzer Zentral-Untersuchungskommission wieder auflöse, weil sie einerseits ihre Aufgabe erfüllt habe, anderseits in der That die Gefahr nicht groß gewesen zu sein scheine, da „in Folge der gepflogenen Nachforschungen von keiner Verhaftung irgend eines bedeutenden Individuums, und ebenso wenig von Ergreifung irgend einer ausserordentlichen Maasregel, wozu entdeckte Gefahren aufforderten, zu hören gewesen." Ihm stimmten Kurhessen, Großherzogthum Hessen und Luxemburg, die großherzoglichen und herzoglichen Häuser von Sachsen, auch Mecklenburg-Schwerin und Strelitz bei.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß die meisten Mitglieder jener Mainzer Kommission, die Jahre lang nur mit Nachspähung dunkler Verschwörungen und revolutionärer Bewegungen und Umtriebe beschäftigt waren, einerseits eine Menge höchst unschuldiger und an sich unerheblicher Papiere, Briefe und Schriften für großwichtig genug halten, anderseits sogar ihre eigene Person in lebensgefährlicher Stellung glauben konnten. Es erhellt beides aus dem Bericht des bundestäglichen Ausschusses.

Mehrmals wird darin geklagt, daß man „die schriftlichen Beweismittel häufig unvollständig in Beschlag genommen, oder durch Rückgabe anscheinend unerheblicher unvollständig gemacht, oder an die Kommission in fehlerhaften Abschriften geschickt habe"; daß diese genöthigt war, aus einigen Tausend Papieren „voller Lücken, ihrem wahren Sinne nach größtentheils nicht hinlänglich erklärt," eine zusammenhängende Geschichte des politischen Treibens zu schreiben. — Es läßt sich aber auch sehr gut denken, daß unter so vielen Tausend Papieren, aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, in einer Reihe vieler Jahre geschrieben, von Personen stammend, die nichts von einander wußten, schlechterdings kein Zusammenhang möglich war, besonders da manche dieser Papiere auch nur darum aufgegriffen und der Kommission mitgetheilt worden sein mochten, weil dieselben beargwohnt wurden, verdächtig zu sein.

Nicht minder wird auch die Furcht vor Lebensgefahr der Mitglieder der Zentral-Untersuchungskommission durch den Bericht des bundestäglichen Ausschusses beurkundet, und zwar mit der Aeusserung, daß diese Mitglieder „vielleicht ihre persönliche Sicherheit den Angriffen, gewiß aber ihren Namen den Schmähungen und Verwünschungen einer erbitterten Partei — einer mächtigen Partei (!) — preisgegeben" haben.

Es scheint aber doch, mit aller Ehrfurcht für den Ausschuß des Bundestages, bemerkt und zur Ehre der Jugend Deutschlands gesagt werden zu dürfen, daß zu der Zeit, als der Ausschuß den Bericht abfaßte (3 Juli 1822), die Gewißheit vorhanden war, es habe wirklich nie für die Lebenssicherheit jener Personen irgend eine Gefahr statt gefun-

Digitized by Google

den! Auch mag es erlaubt sein, über die Bezeichnung von einer „mächtigen Partei“ leises Befremden zu äussern.

Mächtig kann nur die Partei erst sein, wenn in ihr der Großtheil des Volkes lebt, sonst nie. Dafür ist sie aber wohl selbst nie von Deutschlands Fürsten gehalten worden, die, wenn die Mehrheit ihres Volkes nach Verbesserungen des Zustandes seufzte, gewiß in den Unterthanen keine Partei mehr erblickten, sondern allgemeinen Bedürfnissen und Wünschen väterlich-hilfreich entgegengingen. Diese Partei bestand aber, nach dem Bericht des Bundes-Ausschusses selbst, nur hauptsächlich aus der studierenden Jugend einiger Schulen, und nicht einmal aller deutschen Staaten; hatte in sich selbst keinen Zusammenhang, kein Geld, sondern nur hochfliegende, jugendliche Plane und Urbilder des Bessern; hatte unter ihren Mitgliedern keine einzige Person von Bedeutung, keine vornehmen Beamten; hatte an ihrer Spitze keinen Fürsten, keinen Staatsmann, keinen Feldherrn. Und doch wird diese Partei von jungen Männern, der alle Machtmittel fehlten, eine mächtige Partei geheißen; und doch wird im Bericht das über Deutschland harte Wort ausgesprochen: „Man darf es sich nicht bergen, daß heut zu Tage wirklich mehr Muth dazu erfordert wird, die Sache der Könige zu vertreten, als offene Angriffe auf die bestehenden Verfassungen zu machen!“ — Wie? in Deutschland, wo noch heute die Völker, wie vor zehn Jahren, für ihre angestammten Fürsten muthig in den Tod gehen würden, wenn ein neuer Eroberer denselben drohen wollte? — Oder wäre in irgend einem deutschen Staate wirklich die einst blutig erprobte Liebe des Volkes für seinen Fürsten verloren gegangen? Wo?

Doch genug vom Inhalt des Berichtes. Es ergibt sich aus ihm, daß bei den einzelnen auffallenden Erscheinungen in Deutschland, welche einst die öffentliche Ordnung und allgemeine Sicherheit zu stören drohten, die Aufstellung einer Untersuchungsbehörde nothwendig war, um zuverläßig zu erfahren, von woher diese Bewegungen ausgingen, und ob sie mit einander in thatsächlicher, planmäßiger Verbindung, oder nur einzeln und zusammenhangslos dastünden. Die Arbeiten der Behörde haben erwiesen, daß in allen kein thatsächlicher, sondern nur idealer Zusammenhang statt gefunden, und daß gerade die auffallendsten und gefährlichsten Begebenheiten, die Vorfälle im Odenwald, die Judenverfolgungen, die zwei Mordanschläge durchaus mit einander nichts Gemeinschaftliches hatten. Es hat sich ferner ergeben, daß, mit Ausnahme einiger Advokaten im Darmstädtischen, durchaus Niemand bei den demagogischen Umtrieben (nach Vertreibung der Franzosen aus Deutschland) im Spiel erscheint, als die studierende Jugend an einigen Hochschulen. Ferner: daß diese Jünglinge, mit Ausnahme von Sand, durchaus nichts gethan, was ihnen zum wirklichen Verbrechen angerechnet werden könnte; auch ist keiner von ihnen gerichtlich bestraft worden. Ferner: daß das Volk überall an dem Streben dieser Jünglinge keinen thätlichen Antheil genommen habe, und daß deren Ordensverbindungen, Burschenschaften, Freiheitslieder, Einheitsplane für Staat und Kirche u. s. w. durchaus ohne Wirkung blieben. Ferner: daß beim ersten Ernst, welchen Deutschlands Fürsten für die öffent-

Digitized by Google

liche Ordnung und Sicherheit zeigten, alle gehorsam in das Geleise ihrer Pflicht und wahren Bestimmung zurücktraten.

Aber es ergibt sich auch noch, daß das stürmische Leben und Treiben der begeisterten Jugend eben der Sache, welcher sie dienen wollte, mehr Verderben, als Vortheil gebracht habe. Sie bildete eine Meinungspartei, keine politische Faktion; doch ward sie als eine solche betrachtet. Ja, der Bundestags-Ausschuß hielt sie für eine mächtige Partei. Daher wurden Maasregeln ergriffen, welche mehr Theile des Volkes trafen, als getroffen werden sollten, und ein, wenn auch wohl nicht ganz begründetes, doch auch nicht ganz unbegründetes Mißtrauen lähmte die Schritte mancher wohlwollenden Regierung.

Noch ein Ergebniß ist vorhanden, vielleicht das wichtigste von allen, und vielleicht nicht das übelste: die Regierungen haben erkannt, welcher Geist in demjenigen Theil der deutschen Jugend heute vorherrscht, der binnen zehn und zwanzig Jahren die meisten und wichtigsten Stellen im Heere, in der Kirche, im Rath der Fürsten, in den Schulen und Gerichtshöfen einnehmen wird und muß. Es ist allerdings ein ganz anderer Geist, als jener der alten Zotenlieder, Kommersche, Ordensraufereien und entnervenden Lüderlichkeiten, aus denen vorzeiten zahllose Jünglinge von den Universitäten in den bürgerlichen Beruf übertraten, mit der Schmiegsamkeit eines frommen Wüstlings, wenn ihm das Joch der heiligen Ehe angeboten wird. Nein, es ist ein ernster Geist und Sinn für das Religiöse, Freie und Gerechte, für Deutschlands Ehre und Kraft; es ist ein Geist des religiösen Abscheu's vor Ungerechtigkeit und Unwahrheit, vor Schlendrian und Willkühr. Ich gebe zu, unsere jungen Männer haben auf ihren Hochschulen die Sache etwas übertrieben, eben darum, weil sie jung waren. Aber wenn dieser brausende Most vergohren hat: welchen Wein werden wir zu erwarten haben? Es läßt sich Tausend gegen Eins wetten, daß in zehn und zwanzig Jahren an den Höfen, in den Kabineten und Räthen eine ganz andere Sprache geführt werden wird, als heute.

---

5. Der Kardinal und der Papst.

Kaum hatte Papst Pius VII vierzehn Tage lang den heiligen Stuhl besessen, kündigte er sich, zu nicht geringem Erstaunen der Geistlichkeit selber, entschlossener und kühner, denn eine ganze Reihe seiner Vorfahren, als Wiederhersteller der bis zur Ohnmacht gesunkenen Majestät des römischen Pontifikats an. Er forderte den geistlichen und weltlichen Arm zur Vertilgung der Philosophie auf, denn sie habe das Glück der Welt (der römisch-apostolischen) zerstört. Er stellte den Orden der Gesellschaft Jesu her; salbete den Kaiser des Abendreiches; erneuerte zu Rom die Inquisition; verbot die Verbreitung der Bibel im Volke; kanonisirte Heilige; verdammte die Freimaurer; schloß mit den weltlichen Mächten, so gut es Schwäche derselben oder andere Umstände erlaubten, Konkordate, und streute Bullen und Breven in Fülle aus. Kurz,

Digitized by Google

mit Ausnahme einigen Wankelsinns in bedrängten Zeiten, zeigte er sich mit der ganzen Bestrebsamkeit eines mittelalterischen Papstes.

Pius VII wäre vielleicht gern ein Gregor VII des neunzehnten Jahrhunderts geworden, wenn in diesem noch die Menschheit des eilften Säkulums gelebt hätte. Er fand sie aber nicht vor. Es war ein anderes Geschlecht. Doch ein Mann, nicht mit den Zielen bloß, sondern mit dem Geiste und Starkmuth Gregors VII, wäre auch im neunzehnten Jahrhundert wohl noch ein Gregor VII gewesen. Das konnte Pius VII nicht, weil es ihm an den ersten Erfordernissen zu einem großen Staatsmann fehlte. Denn er begriff und kannte durchaus sein Jahrhundert und seine Zeitgenossenschaft nicht; darum griff er in dasselbe falsch ein, und schadete seiner Kurie, seinen Nachfolgern und seinem Ruhm. Er ließ sich beigehen, das gegenwärtige Weltalter über den Leisten des sechszehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts schlagen und danach bearbeiten zu wollen. Ein Papst hingegen mit Gregors VII großem Geist und Blick hätte sich aus den Schwächen, aus den staatsthümlichen, religiösen und kirchlichen Bedürfnissen, aus den Tugenden und Ideen des neunzehnten Jahrhunderts ein neues Reich gebaut; freilich kein solches, in welchem ein Kaiser baarfüßig im Wollenhemd unter den Fenstern einer Mathilde büßt. Wie der Tonkünstler sein Instrument kennen muß, dem er, als Meister, Töne entlocken soll, oder wie der Feldherr die Oertlichkeiten des Wahlfeldes, auf dem er eine Schlacht annehmen will: so muß der Staatsmann Stimmung, Geist, Bedürfniß, Stärke und Schwäche der Fürsten und Nationen kennen, die er umfassen, treiben und mit sich zu seinem Ziele hinreissen möchte. Darin versehen es die Meisten, und darum bleiben die Meisten Nullen, oder erhalten einen unbeneidenswerthen Ruhm durch ihr Unglück.

Man hätte vom Kardinal Chiaramonti, sobald er die päpstliche Tiara empfing, einen ganz andern, als den Papst Pius VII, erwarten sollen. Seine Homelie, welche er am Weihnachtstage 1797 zu Imola in der ehemaligen cisalpinischen Republik dem andächtigen Volke vorturg, kann man heut nicht ohne Lächeln lesen.

Es sei mir erlaubt, so bekannt diese Weihnachtspredigt des damaligen Kardinals auch ist, hier noch einige Stellen daraus einzuschalten.

„Der ist", sprach er mit der Begeisterung eines Liberalen, „der ist kein Jünger Jesu Christi, der hat in der Schule des göttlichen Meisters seine Pflichten schlecht erlernt, welcher, von trüglicher und habgieriger Weisheit oder flüchtiger Ehre aufgeblasen, das Ebenmaas der bürgerlichen Gleichheit zerstören will, um Gebieter und Herr der Andern zu sein.

„O Mensch, Mensch! wann endlich wählst du aus der Lehre deines Erlösers die Mittel, deine wahre Größe zu behaupten, deine wahre Freiheit zu erringen und die Ketten abzuschütteln?

„Freiheit, sei es im Sinn der weltlichen Weisheit oder im Sinn des katholischen Glaubens, Freiheit schließt jeden Gedanken von Zügellosigkeit aus, welche Gutes mit Bösem, Ehrbares mit Unanständigem vermengt. Fern sei von euch eine solche Vorstellung, die, allen Ge-

Digitized by Google

boten widersprechend, Menschheit, Vernunft und gesammte Wohlthaten des Schöpfers zerstört. Freiheit, diese allen Sterblichen theure Gottesgabe, ist das Vermögen, zu handeln oder nicht zu handeln, aber göttlichen und menschlichen Gesetzen untergeordnet. Sie ist in dieser Welt nur unvollkommen, aber vollkommen in jenem ewigen Vaterlande, wo die Namen Knechtschaft, Unterjochung und Sünde unbekannt sind.

„Die von uns angenommene demokratische Staatsverfassung, meine geliebten Brüder, widerstreitet keineswegs dem Evangelium; umgekehrt, sie fordert von uns jene erhabenen Tugenden, die man nur in der Schule Jesu erwirbt. Und wenn ihr sie ausübet mit frommem Sinn, werden sie das Unterpfand eures Glückes, eures Ruhmes und des Glanzes unserer Republik werden. Stoßet, ich beschwöre euch, den Parteigeist, den Eigennutz, alle unreinen Absichten von euch zurück, die, gleich unwürdig des Menschen und des Christen, und weit entfernt, euer Glück zu mehren, euch, durch Verführungen phantastischer Ehre, zum Verderben leiten würden. Die Tugend allein ist die unerschütterliche Grundlage der Demokratie.

„Ich will euch nicht von Sparta, nicht von Athen sagen, ich will von jenen berühmten Gesetzgebungen Lykurgs und Solons schweigen. Unsere Betrachtungen und Erinnerungen wenden sich angemessener dem Freistaate des alten Roms zu. Gedenket, meine Brüder, der Zierden desselben, jener erlauchten Bürger, und der Mittel, durch welche sie sich der Bewunderung der Welt versicherten. Ich rufe euern Gedanken den Muth eines Mucius Scävola, eines Curtius, der beiden Scipionen, des Torquatus, des Camillus und so vieler Andern zurück, die in jenen denkwürdigen Tagen glänzten! Ihr Lob, von vielen Schriftstellern verkündet, ist noch jetzt Belehrung für die Nachwelt. Ihre Tugenden sind selbst von den Kirchenvätern gepriesen, unter andern durch den erhabenen Philosophen, den heil. Augustinus, der davon ein seiner würdiges Gemälde entwarf. Die Größe und der Ruhm dieser Republikaner war, wie der vortreffliche Kirchenlehrer sich ausdrückt, eine Belohnung, welche ein gerechter Gott ihren Thaten und Tugenden gewährte.

„Die sittlichen Tugenden, welche in der Liebe der Ordnung bestehen, machen uns zu guten Demokraten. Aber diese reine Demokratie, welche unablässig zur öffentlichen Glückseligkeit hinarbeitet, abschwörend dem Hasse, der Untreue und Ehrsucht, ist eben so aufmerksam, die Rechte des Andern zu ehren, als die eigenen Pflichten zu vollstrecken. Nur dadurch befestigt sich die bürgerliche Rechtsgleichheit, welche, richtig verstanden, das Gesetz über alle Staatsgenossen erhaben zeigt, um zu leiten, zu schirmen, zu strafen. Die bürgerliche Gleichheit, abstammend vom ewigen Recht der Natur, und verschönert durch das Sittengesetz, gibt dem Staatskörper die rechte Harmonie, indem Jeder zum Besten Aller, nach Maasgabe seiner körperlichen und geistigen Kräfte, mitwirkt, und hinwieder seinerseits von der gesellschaftlichen Fürsorge alle Vortheile genießt, die er zu erwarten berechtigt ist.

„Meine Geliebten! Erkennet die wirksame Macht der evangelischen Lehre, welche die Tugend, welche die bürgerliche Gleichheit, welche eine weise Freiheit theuer machen

Digitized by Google

und jener freundlichen Sinn ausbreiten will, der das Daſein und die Herrlichkeit der Demokratie befeſtigt. Eine gemeine Tugend könnte vielleicht hinreichen, um die dauerhafte Wohlfahrt anderer Staatsverfaſſungen zu gewährleiſten; aber unſere Verfaſſung verlangt mehr! Strebet dahin, die Höhe der Tugend zu erlangen, dann werdet ihr wahre Demokraten ſein; — erfüllet treulich die Gebote des Evangeliums, und ihr ſeid die Freude der Republik!" —

Im Grunde hatte der Kardinal zu Imola nichts geſagt, deſſen ſich ein verſtändiger Mann zu ſchämen hätte. Aber daß er, als Papſt, denn doch oft geradezu von dem das Gegentheil ſagte, was er als Kardinal geprieſen, und ſogar der Philoſophie den Krieg machen wollte, während der Kardinal ſogar den heil. Auguſtinus mit Auszeichnung den Philoſophen geheißen hatte, — das mag ein Lächeln erregen.

Man muß nicht glauben, daß zwiſchen der entgegengeſetzten Weltanſicht des Kardinals und des Papſtes ein langer Zeitraum verſtrichen wäre. Nein, es war nur ein Zwiſchenraum von ſiebenundzwanzig Monaten. Auch muß man nicht glauben, daß er, wie mancher Andere, in jugendlicher Begeiſterung billigte, was er im reifern Alter, bei genauerer Kenntniß der Welt und des Lebens mit bedenklichem Kopfſchütteln unterläßt. Nein, er war in dem Alter, wo die Täuſchungen der Einbildungskraft verſchwunden ſind. Er zählte zu Imola ſchon mehr denn fünfundfünfzig Jahre.

Wie wir uns die Verwandlung in den Grundſätzen erklären ſollen? — Ganz einfach dadurch, daß der Kardinal wohl gern Papſt geworden wäre (und es auch durch den Einfluß des damals über Italien und Rom gebietenden Frankreichs, den 14 März 1800, ward), aber der Papſt nicht mehr Kardinal, ſondern Papſt ſein wollte. Von nun an arbeitete Pius VII, die weltliche Herrſchaft ſeiner Vorgänger wiederherzuſtellen, nicht im Kirchenſtaate allein, ſondern, durch das ſtarke Gewebe der kirchlichen Hierarchie, auch in fremden katholiſchen Ländern. Es mißlang ihm. Kaiſer Napoleon war kein Kaiſer Heinrich IV, und das neunzehnte nicht mehr das eilfte Jahrhundert. Pius VII ſchleuderte in einem einzigen Jahre, ja in einem einzigen Monate (Juni 1809) ſogar, zwei Bannbullen gegen Napoleon, die aber auf Europa ungefähr dieſelbe Wirkung machten, wie der Anblick der mit Pfeilen und Bogen bewaffneten Aſiaten bei der ruſſiſchen Armee auf das franzöſiſche Heer, welches, als die Aſiaten wirklich abſchoſſen, laut auflachte. Indeſſen ließ der Monarch von Frankreich den Papſt doch, wegen dieſer Feindſeligkeit, wodurch die franzöſiſchen Unterthanen beſtimmt zum Aufruhr gereizt werden ſollten, als Staatsgefangenen nach Paris abführen.

Man ſtellt Pius VII gern als Märtirer dar. Er iſt perſönlich ein humaner, gebildeter, liebenswürdiger und ſehr frommer Fürſt. Aber nicht ſeiner Frömmigkeit und Religioſität, ſondern ſeiner politiſchen Anſichten und Zwecke wegen wurde er Märtirer, wie mancher andere Fürſt es geworden iſt, dem die nöthige Klugheit oder das nöthige Glück fehlte. Er wurde Märtirer, nicht für die Religion, ſondern für die kirchliche Hierarchie, für die im Gang der Zeiten verlornen Rechtſame des heiligen Stuhls. Jetzt droht ſich das ſpaniſche Reich gänz-

Digitized by Google

lich von demſelben zu trennen. Noch einige Päpſte in dieſem alterthümlichen Geiſte und noch einige Mißgriffe: und wir werden zu Rom zwar einen Papſt, aber in andern Reichen, wie in den erſten chriſtlichen Zeitaltern, und wie noch in der griechiſchen Kirche, ſtatt römiſcher Nunzien, dem Papſte an Hoheit gleiche Patriarchen erblicken.

---

6. Deutſche Volkstreue.

Es iſt bei geſammten deutſchen Völkerſchaften, ihnen ehrenvoll, noch die tiefe, unerſchütterliche, religiöſe Kindesliebe zu ihren Fürſten, wie in den Jahrhunderten des Mittelalters und der noch frühern Zeit. Dieſe religiöſe Liebe iſt nicht mit dem Strohfeuer ſchmeichleriſcher Vergötterungsſucht, wie bei den Franzoſen, zu vergleichen; iſt nicht Ergebniß von Ueberlegung oder Gewohnheit: ſondern ſcheint ganz der Eigenthümlichkeit des deutſchen Gemüths entſproſſen. Den deutſchen Völkern iſt ihr Fürſt ein unſichtbarer Vater, dem ſie, wie einem immer an ſie denkenden, immer für ſie ſorgenden, wie einem Urbilde des Guten, mit ſtiller Zärtlichkeit anhängen; dem ſie nicht Vorwürfe machen mögen, wenn er auch fehlt; dem ſie nie zürnen, den ſie ſogar weinend entſchuldigen, wenn er ſie — verkauft oder vertauſcht. Eine ſolche Liebe hat nichts von Studentenliedern und Gymnaſiaſtenplanen zu fürchten, wohl aber von der Unbeſonnenheit derer, welche Fürſten gewöhnen, an die Liebe ihrer Unterthanen nicht zu glauben, ſondern dieſe wie eine menteriſche, verrätheriſche, empörungsluſtige Maſſe zu betrachten.

Vielleicht das rührendſte Beiſpiel der deutſchen Treue haben in neuern Zeiten die wackern Heſſen gegeben. Denn ihr verſtorbener Kurfürſt Wilhelm I (geb. 3 Juni 1743) hatte durchaus nicht jene wohlwollende, bürgerfreundliche Volksthümlichkeit, wie Kaiſer Franz I oder König Maximilian von Baiern, oder Friedrich Wilhelm III von Preuſſen. Er war hart, ſogar rauh, zurückſtoßend, unfreigebig, und doch blieb ihm ſein Volk in den Zeiten der Verlaſſenheit und Verſtoßung mit unendlicher Treue ergeben. Es vergaß nie, was er pflichtmäßig zur Beförderung des Landbaues, der ſtrengen Gerechtigkeitspflege und des beſſern Schulweſens gethan hatte; aber vergaß ſeinen Starrſinn, ſeinen Geiz, ſeine willkührlichen Gewalthandlungen, und wie das arme Land ſich vergebens unter ihm zum Wohlſtand emporringen wollte, während er in ſeine Schatzkammer Gold auf Gold häufte.

Es iſt leider bekannt, wie er beſtändig zu ſeinem Vergnügen, als bloße Liebhaberei, mitten im Frieden einen beträchtlichen Haufen Kriegsvolks unterhielt, denſelben exerzieren und dreſſiren ließ, und wie er zu dem Ende alljährlich viele Tauſende ſeiner Unterthanen dem Pfluge, den Werkſtätten, ihren Aeltern und Verwandten vorenthielt. Er hatte von dieſer Soldatenſpielerei nur zweimal einigen Nutzen; das erſtemal, als er am 12 September 1787, für die jährliche Summe von 675,000 Kronthaler, geradezu zwölftauſend ſeiner Landskinder auf vier Jahre an England in den Krieg vermiethete; das anderemal, als er eben ſo viele ſeiner Unterthanen zum Nutzen ſeines Hausſchatzes, im Jahr 1792 an Großbritannien in Kriegsſold und

Digitized by Google

Dienst hingab. Hingegen im Jahr 1806, als es Ernst galt, als Napoleon ihn und sein Land bedrohte, als er an der Spitze seiner wohlgerüsteten und tapfern Hessen mit ernsterm Widerstand die Hochachtung des übermächtigen Siegers, und sehr wahrscheinlich anständige Friedensbedingungen gewinnen konnte; als er, wo nicht überwinden, doch ruhmreichen Untergang finden konnte: da ließ er seine Schätze einpacken, und entfloh mit ihnen zu seinem Bruder, dem Landgrafen Karl, ins dänische Gebiet. Seine Armee mußte sich schmachvoll von den Franzosen entwaffnen lassen.

Dennoch hing ihm das brave Hessenvolk mit unzerstörbarer Ergebenheit an. Mehrmals erhob es blutige, doch vergebliche Aufstände. Der Kurfürst selbst wohnte ruhig, seit dem Juli 1808, mit einem kleinen Hofstaat in Prag, und erwartete da den Ausgang der Dinge. Nur, da Oesterreich im Jahr 1809 die Waffen wieder gegen Napoleon lüpfte, entschloß er sich endlich, im Hessenlande heimlich auf eigene Kosten Truppen werben und zur Unterstützung Oesterreichs sammeln zu lassen. Er griff einen Theil seines Schatzes dafür an. Doch Napoleons zu schnelle Siege machten diesen Entwurf eitel, und alle die brave Mannschaft, die der Stimme ihres Kurfürsten gefolgt war, wurde ohne weitere Unterstützung ihrem harten Schicksal überlassen. Der durch Ausgesandte des Kurfürsten bewirkte Aufstand des tapfern Obersten Dörnberg (im April 1809) endete blutig und zum Unglück zahlloser Haushaltungen. „Die Wenigen, welche als Verfechter der kurfürstlichen Rechte, Hab und Gut verlassend, mit seltenem Glücke durch die Flucht dem Blutgerüste entamen," sagt der neueste Lebensbeschreiber des Kurfürsten *), „wurden von ihm kalt aufgenommen und mit Unfreundlichkeit behandelt, und waren nicht selten dem drückendsten Mangel und Elend preisgegeben."

Das alles schwächte die Freude der treuen Hessen nicht, als der greise Kurfürst im November 1813 wieder, in Folge der Siegestage von Leipzig, mit seiner Familie nach Kassel zurückkehrte. Mit Freudenthränen und Jubelgeschrei empfing ihn sein Volk. Aber das Entzücken verminderte sich bald, als er Alles, was seit seiner siebenjährigen Entfernung vom Lande hier geschehen war, wie nicht geschehen betrachtete; als er die im Königreich Westphalen angestellt gewesenen Zivil- und Militärbeamten wie Verbrecher von ihren Aemtern stieß, ohne Entschädigung; als er nachmals, bei Auflösung der Landwehr und Linientruppen, die Offiziere mit so kärglichem Wartgeld entließ, daß sie davon nicht leben konnten, und sie seine Gerechtigkeit wie sein Mitleiden vergebens anflehten; als er, bei Erschöpfung des Landes, während sein Privatschatz anschwoll, die Auflagen vermehren wollte; als er die unter der westphälischen Regierung geschehenen Domänenverkäufe aufhob und die rechtmäßigen Eigenthümer von Haus und Hof trieb, hinwieder die Schuldner des Staats, welche ihre Schuld schon an die westphälische Regierung entrichtet hatten, anhielt, dieselben Kapitalien noch einmal an seine Staatskassen zu zahlen; als er durch ein hartes Gesetz alle Druck- und Lesefreiheit beschränkte, und die hessi-

*) Cramers Zeitgenossen, 108 Heft.

Digitized by Google

schen Landstände seit dem Jahr 1816 nie wieder einberief, sondern in unbeschränkter Machtvollkommenheit regierte.

Ein Schlagfluß endete am 27 Februar 1821 das Leben des siebenundsiebenzigjährigen Greises. Seine Unterthanen richteten zwar ihren Blick mit frohern Erwartungen auf seinen Sohn und Thronfolger Wilhelm II, aber klagten den Vorgänger nicht mehr an. Was er gethan, und wie sehr es in und ausser Deutschland allgemeine Mißbilligung erfahren haben mochte, wußten sie mit Kindesehrfurcht durch seine frühere Erziehung, durch seine Neigung zur Sparsamkeit, durch seine eigenthümlichen Vorstellungen von Pflichten und Rechten eines Landesherrn, durch sein hohes Alter zu entschuldigen, in welchem man nicht leicht mehr angenommene Begriffe ändert und sich den rings verwandelten Verhältnissen und Vorstellungen des Zeitalters willig anschmiegt.

Mit ähnlicher Ergebenheit waren die Baiern ihrem ehemaligen Kurfürsten Karl Theodor zugethan, obwohl er wenig leistete, ihre innige Anhänglichkeit zu verdienen, und sogar einmal im Begriff stand, sie für ein anderes Volk an Oesterreich auszutauschen. Mit welchen ungeheuern Opfern haben Schlesien und Tirol, dann alle übrigen Völkerschaften Deutschlands ihre starke Volkstreue beurkundet in den Zeiten Napoleonischer Gewaltherrschaft! — Es werden viele Lobreden auf die Fürsten geschrieben. Die Völker verdienen solche gewiß nicht minder, und sie sind ihnen vielleicht minder gefährlich, als jenen, weil sie weniger leicht vom Weihrauch betäubt, wohl aber durch Anerkennung ihrer Tugenden in denselben gestärkter werden.

---

7. Fanatismus unserer Tage.

Es würde mich nicht, es würde keinen von der Lage der Dinge unterrichteten Mann befremden, wenn wir, die wir schon so viel Ekelhaftes und Gräuelvolles des barbarischen Mittelalters haben wiederkäuen müssen, noch den blutigen Kelch der Religionskriege ansehen müßten. Wenn ich schon nicht glaube, daß Europa den Religionskrieg in seiner reinen Abscheulichkeit wiedersehen werde, ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß den Kriegen, die von europäischen Mächten in der nächsten Zukunft unter einander werden geführt werden, sich mehr oder weniger theologische Galle beigesellen müsse. Das haben wir der albernen Pfiffigkeit derjenigen Staatsmänner zu danken, welche aus sogenanntem Staatsinteresse (eigentlich zum Vortheil ihrer Partei) allen Unflath wieder aufrühren liessen, welcher in den Hefen des Volks noch vom Jahrhundert der Kirchentrennung liegen geblieben ist.

Als Vorschmack davon können wir aus Deutschland und der Schweiz die restaurirte rohe Polemik mehrerer katholischer Zeloten, gegen Protestanten nicht nur, sondern auch gegen den einsichtvollern Theil ihrer eigenen Kirche, die lächerliche Bekehrungs- und Wunder-Lust von Schwärmern und Schlauköpfen, die Behandlung des edeln Deutschen Wessenberg, die neuern Konkordate u. s. w., dann dagegen die entbrannte Wachsamkeit der protestantischen

Digitized by Google

Zionswächter und ihr argwöhniſches Wer da? bei jeder neuen Erſcheinung, annehmen; aus Frankreich die gräßlichen Mördereien in den Südprovinzen gegen die dortigen Proteſtanten; aus Großbritannien die gefühlloſe Zertretung der armen iriſchen Katholiken; aus Spanien die blutdürſtige Frömmigkeit des Trappiſten und anderer Mönche, an der Spitze der ſogenannten Glaubensarmee u. dgl. m.

Ehemals war es Grundſatz aller weiſern Regierungen, die Hand ſo wenig als möglich in theologiſche Händel zu ſtecken, die ihnen zuletzt immer ſelbſt gefährlich werden konnten, weil Nationen ihre religiöſen Ueberzeugungen durchaus auſſer der Domäne der Politik wiſſen. Jetzt ſcheint es der politiſche Fanatismus zum Grundſatze erheben zu wollen: man müſſe zum Beſten der Hierarchie und Oligarchie Offenſiv- und Defenſiv-Allianz mit dem religiöſen Fanatismus ſchlieſſen.

Mir fällt dabei immer ein Wort ein, welches, ich glaube der treffliche Klinger *), im Jahr 1803 ſchrieb: „Käme Chriſtus heute zur Welt, und predigte ſeine Religion in dem Geiſte und Sinn, wie er ſie einſt am Jordan gepredigt hat, es würde ihn zu Rom die Inquiſition ſchnell als Ketzer ergreifen, ihn in die Engelsburg feſtſetzen, wenn ſie nicht, um dem Gräuel ſchneller zuvorzukommen, etwas Aergeres thäte. In proteſtantiſchen Ländern könnte er weder Pfarrer noch Schulmeiſter werden, denn ſchwerlich würde er die ſymboliſchen Bücher unterſchreiben wollen. Und wie ſehr würde er ſich wundern, wenn man ihm ſagte: er müßte erſt nach Halle ziehen, ſeine Religion zu ſtudieren, wenn er ſie predigen oder lehren wollte.“

---

8. Mittelalteriſcher Jakobinismus.

Iſt es uns redlicher Ernſt, die europäiſchen Völker zur willenloſen Verehrung eines zügelloſen Willens auf dem Thron, und zur gedankenloſen Unterwürfigkeit gegen eine gedankenfeindliche geiſtliche Gewalt zurückzuführen: ſo müſſen wir nicht bei halben Maasregeln ſtehen bleiben, ſondern vom Grund aus helfen. Wir müſſen nicht von der Herrlichkeit des Lebens im Mittelalter reden, wo es zwar Leibeigene, aber doch auch freie Leute gab, ſondern von der Vortrefflichkeit unſerer Altvordern frühern Datums, von den Aſiaten müſſen wir ſprechen; denn aus Aſien ſtammen wir! Warum blicken wir nicht freudig zurück in dieſes alte, verlorne Paradies unſerer Völkerjugend? Da weiß man noch nichts von Volksrevolutionen, ſondern nur von Hofrevolutionen, wenn etwa ein Bruder den andern, oder ein Sohn den Vater, oder ein Neffe den Oheim vom Throne ſtößt. Da ſieht noch jetzt ein halber Welttheil im Dalailama ſeinen Fleiſch gewordenen Gott, und küßt er den Staub vom Fuße des Prieſters hinweg. Da iſt noch der Humor, mit welchem der Khan, Schach oder Sultan des Morgens aufgeſtanden iſt, der Zivil-

*) Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Literatur. Erſter Theil, S. 55. Köln 1803.

Digitized by Google

und Kriminalkodex für die Nation. Da gilt noch in den Kasten der Hindu der altübliche Unterschied der Volksklassen in urbildlicher Vollendung; und können wir auf chinesischen Hochschulen die Etikette und das Zeremoniel studieren, diese geliebte Basis guter Ordnung.

Unsere jetzigen Lobredner des Mittelalters sind entweder verkappte Jakobiner oder unwissende Nachbeter. Denn eben damals hatten ja die weltlichen Fürsten den Personen der Päpste, Kardinäle und Bischöfe übler mitgespielt, als jetzt geschieht; eben damals lehnten sich ja sogar Mönchsorden gegen Roms Gewalt auf, die jetzt dessen Stützen sind; eben damals ermunterten und belohnten die Höfe geistvolle Gelehrte und Schriftsteller, die nach Wahrheiten forschten, deren man heute gern entbehren möchte; eben damals hatten selbst die freiheitärmsten Nationen ihre Landstände, und andere Völker hatten Verfassungen, wie man sie selbst heutiges Tages nicht so carbonarisch macht.

Weiß man denn nicht, wie damals die Justicia von Arragonien, wenn sie den Eid des neuen Königs empfangen hatte, ihm mit auf die Brust gesetzter Degenspitze sagte: „Wir sind so viel als Sie. Wir machen Sie zu unserm König und Herrn, auf daß Sie, wie Sie eben geschworen haben, unsere Rechtsame und Freiheiten handhaben und bewahren. Wo nicht, — nicht!“

Oder man erinnere sich doch an die alte Verfassung von Brabant, aus der ich zur Warnung nur einige Artikel hersetzen will:

„Der Herzog soll die Prälaten und andern Geistlichen nicht ohne Vorwissen, Genehmigung und ausdrückliche Einwilligung der beiden andern Stände, des Adels und des Volks, versammeln.“

„Der Herzog soll keine Steuer erheben, oder Auflagen machen, ohne Einwilligung der Stände des Landes.“

„Es soll kein Ausländer eine Ehrenstelle in Brabant bekleiden, ausgenommen unwichtige Aemter.“

„Es soll der Herzog keinen seiner Unterthanen anders, als auf dem Rechtswege, belangen und verfolgen, damit sich der Angeklagte durch Sachwalter vertheidigen und seine Angelegenheit öffentlich verhandeln könne.“

„Wenn der Herzog durch Gewalt, oder Hinterlist, oder anders, die Freiheiten derer von Brabant gefährden möchte, können dieselben, nachdem sie schuldiger und ehrlicher Maßen protestirt haben, vom Huldigungseid losgebunden, frei thun, was ihnen gut dünken wird.“

Aber wohin mußte auch solches Unwesen führen? — Zum größten Verderben des Landes? Dies gerieth zu einem Wohlstand, zu einem Reichthum, zu einem Namen und Ansehen, daß es seinen meisten Nachbarn ein Aergerniß und Gräuel ward, wie es heutzutage etwa Nordamerika oder England Vielen geworden sind.

Digitized by Google

9. Wirkungen der Zeitungs-Zensur.

Welches sind die Wirkungen der Preßfreiheit in den jungen Staaten Nordamerika's und in dem alten England? Die Leute dort lesen und prüfen Alles, und behalten das Gute.

Welches sind die Wirkungen der Zensur von Druckschriften? — Hindert man damit die Verbreitung gefährlicher Grundsätze und Wahrheiten? Nein; denn selten weiß ein Zensor selber, welche Grundsätze und Wahrheiten gefährlich sind, und die übrigen Leute wissen schon zuviel, oder haschen desto lieber nach verbotenen Früchten. — Hindert man damit die Verbreitung mißbeliebiger Nachrichten? Nein; denn sie stehen in ausländischen Zeitungen, gehen von Briefen in Briefe, von Lippen zu Ohren über, und wirken als verbotene Gerüchte schärfer und übler. — Befördert man damit Vertrauen zur Regierung? Nein, das Gegentheil. Der einfältigste Bauer denkt: wer recht thut, hat das Licht nicht zu scheuen. Keiner läßt sich gern befehlen, was er für Wahrheit halten soll.

Wenn sich die Franzosen über ihre Zeitungszensuren lustig machen wollen, zitiren sie den Moniteur und die andern Pariser Blätter, worin die Nachrichten von der Rückkehr Napoleons aus Elba gemeldet werden.

Erste Nachricht. März 1815. Der Unhold ist aus seiner Verbannung entronnen; er ist aus Elba entwischt.

Zweite Nachricht. Der korsische Währwolf (l'ogre) ist beim Kap Juan ans Land gekommen.

Dritte Nachricht. Der Tiger hat sich zu Gap gezeigt. Truppen sind auf allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er endet damit, als elender Abentheurer in den Gebirgen umherzuirren. Entrinnen kann er nicht.

Vierte Nachricht. Das Ungeheuer ist wirklich, man weiß nicht durch welche Verrätherei, nach Grenoble entkommen.

Fünfte Nachricht. Der Tirann hat in Lyon verweilt. Entsetzen lähmte Alles bei seinem Anblick.

Sechste Nachricht. Der Usurpator hat es gewagt, sich der Hauptstadt bis auf sechszig Stunden zu nahen.

Siebente Nachricht. Bonaparte nähert sich mit starken Schritten. Aber niemals wird er bis Paris gelangen.

Achte Nachricht. Napoleon wird bis morgen unter den Mauern von Paris sein.

Neunte Nachricht. Der Kaiser Napoleon ist in Fontainebleau.

Zehnte Nachricht. Gestern Abends hielten Se. Majestät der Kaiser und König ihren Einzug in den Palast der Tuilerien. Alles ist in unaussprechlichem Jubel.

Digitized by Google

10. Die Erziehung der Prinzen.

Man ſollte glauben, der Erziehung keines Kindes werde in der Regel größere Sorgfalt geweiht, als der Erziehung des künftigen Landesfürſten. Allerdings; aber er hat das Schickſal, aus Zärtlichkeit erdrückt und aus übergroßer Sorgfalt verzogen zu werden. „On nous apprend tout," ſagte ſelbſt ein Fürſt, „excepté ce que nous devons savoir." Ich will nicht davon reden, daß zuweilen, wie am ehemaligen franzöſiſchen Hofe, Schlechtigkeit der Höflinge abſichtlich dahin arbeitete, den Thronerben zu entnerven und zur Selbſtherrſchaft unfähig zu machen, um ihn ewig bevogten oder durch Freudenmädchen und Günſtlinge beherrſchen zu können: ſondern ich ſpreche von einer Erziehung, die ganz redlich gemeint iſt.

Und wird da nicht gegen die einfachſten Grundſätze gewöhnlich am bitterſten geſündigt, ſelbſt von denen, welche Einſicht genug hätten, das Beſſere zu erkennen? Die gemeinſte Bürgersfrau von einigem Verſtande würde ſich z. B. hüten, die Eitelkeit ihres Kindes mit dem ewigen: „Was werden die Leute ſagen!" zu überreizen, oder die Thatkraft deſſelben mit der Erinnerung zu erſchlaffen: „Du haſt Vermögen, du wirſt einſt reich, du biſt ſchon vornehmer, als viele Menſchen ſind!" — An fürſtlichen Höfen aber geſchieht häufig das platte Gegentheil von Allem. Ehe man noch im unmündigen Kinde das Reinmenſchliche entfaltet hat, will man ſchon das Fürſtliche daran herauszimmern.

Napoleon, der, wie Cyrus und Moſes und andere große Fürſten des Alterthums, oder wie zu neuerer Zeit Peter der Große, Heinrich IV, Friedrich der Große, in der ernſten Schule des Schickſals, und nicht unter verweichlichenden Schmeicheleien und Beluſtigungen, ſeine Jugend verlebt hatte, war doch durch den kaiſerlichen Purpur um alle Erinnerung deſſen gebracht, wodurch er groß geworden. Er konnte ſogar die Frau von Montesquiou zwar bei Anläſſen, über die Art und Weiſe rühmen, wie ſie ſeinen Sohn, den König von Rom, erzog, und die eher den ſtrengſten Tadel verdient hätten.

Die Zimmer des Kindes waren im Erdgeſchoſſe der Tuilerien gegen den Hof derſelben hinaus, wo gewöhnlich müßige Gaffer und Neugierige umhergingen, in der Hoffnung, das Kind durch die Fenſter zu ſehen. Eines Tages — ſo erzählte Napoleon in St. Helena mit wahrem Wohlgefallen, und um die Weisheit der Frau von Montesquiou hervorzuheben — eines Tages war das Kind gar böſe und unartig, und durch keine Vorſtellungen zu beſänftigen. Frau von Montesquiou befahl ſogleich, die Fenſterläden zu ſchlieſſen. Das Kind, kaum dreijährig, erſchrickt über die plötzliche Finſterniß, und fragt „Mama Quiou", warum das? Ihm antwortet Frau von Montesquiou: „Weil ich Sie viel zu lieb habe, um der ganzen Welt Ihren Zorn ſehen zu laſſen. Was hätten doch alle dieſe Leute, die Sie vielleicht dereinſt alle regieren werden, von Ihnen geſagt, wenn die Sie in ſolchem Zuſtande geſehen haben würden! Meinen Sie denn, die Leute möchten Ihnen gehorſam ſein, wenn ſie wüßten, daß Sie ſo unartig wären?" — Das Kind verſprach ſogleich, es nicht mehr zu thun. „Sehen Sie wohl," ſagte Napoleon

Digitized by Google

zu Las Cases: „Das iſt ein ganz Anderes, als wie ſich Villeroi mit Ludwig XV benahm, der zu dieſem, als Kind, ſagte: „Sehen Sie, mein Gebieter, alles jenes Volk da gehört Ihnen. Alle die Leute, die dort ſtehen, ſind die Übrigen!“ *)

In der That hat Villeroi nichts Anderes als Frau von Montesquiou geſagt, nur etwas runder heraus hat er's geſprochen.

Wenn die Verziehung der Fürſtenkinder ſchon von der Wiege her ſo begonnen iſt, muß ſich Niemand wundern, wenn elende Höflinge das Verderben im reifern Alter der jungen Thronerben vollenden können. Der Herzog von Anjou, der als Philipp V im Jahr 1701 den ſpaniſchen Thron bekam, war damals noch ein unerfahrner Knabe von ſiebenzehn oder achtzehn Jahren. Der Präſident von Kaſtilien, Don Manuel Arias, hatte nichts Dringenderes zu thun, wie er ſich unter kriechenden Höflichkeiten ihm zum erſtenmal nahte, als den jungen König allerunterthänigſt zu erinnern: „daß ſämmtliche Spanier ſeine Knechte (valets) wären, er aber der Herr, unabhängig von Allem, abſolut ſei; daß Alles, was er begehre, auf der Stelle, ohne Widerrede geſchehen müſſe; daß, und wäre die geſammte ſpaniſche Monarchie auf einem Punkt verſammelt, ſie nur eine berathende, er allein die entſcheidende Stimme habe; daß er doch nicht vergeſſen ſolle, Gott habe ihn an die Spitze eines nicht nur monarchiſchen, ſondern wirklich deſpotiſchen Staates geſtellt, der deſpotiſcher als jeder andere in der Chriſtenheit ſei.“ **)

Um einen Thronerben zum ausgezeichneten, vortrefflichen Fürſten zu bilden, muß man ihn nothwendig erſt zum ausgezeichneten, vortrefflichen Menſchen erziehen, das heißt, alle ihm von der Natur verliehenen Anlagen zu einer Vollendung entfalten, deren ſie irgend fähig ſind. Er ſollte, als Menſch, zuerſt angeleitet werden, alle Menſchen als Seinesgleichen zu ehren, und die Lumpen des Bettlerknaben und ſeinen eigenen Putz als Nebendinge und Gaben des Zufalls betrachten. Er ſollte daran gewöhnt werden, jedem Seinesgleichen durch Körperkraft, Geiſtesſtärke und Gemüthsadel überlegen zu werden, ſchon ohne Krone ein Fürſt unter Menſchen zu ſein. Aber nicht durch Verzärtelung wird körperliche Kräftigkeit, von der oft die des Geiſtes nur zu ſehr abhängig iſt, befördert, ſondern durch Abhärtung, Entbehrung und Uebung. Peter der Große ward Schiffszimmermann, Heinrich IV kletterte barfuß mit ſeinen Geſpielen an den Bergen von Bearn.

Der künftige Monarch ſoll nicht zum Gelehrten erzogen, aber ſein Gedächtniß muß anhaltend und früh geübt werden; er iſt nicht zum Schöngeiſt, auch nicht zum Philoſophen beſtimmt, aber ſein Witz, ſein Scharfſinn muß fortdauernd durch Aufgaben beſchäftigt ſein. Er ſoll einſt der freieſte Mann ſeines Reichs ſein: darum muß er früh zur Selbſtſtändigkeit, Mäßigung, Religioſität und Selbſtbeherrſchung gezogen werden. Er muß früh gewöhnt werden, unabhängig

*) *Las Cases* Mémorial de Sainte-Hélène. I, 390.

**) Schreiben des Marquis de Louville an Beauvilliers, in den erſtern Mémoires secrets sur l'établissement de la maison de Bourbon en Espagne.

Digitized by Google

von Allen, ſich als Diener Aller anzuſehen; nichts für ſich, Alles für Andere zu ſein und zu haben, vollkommen zu werden, um der Welt Vollkommenes leiſten zu können.

Man fürchte doch nicht, daß der, welcher ſelbſt im Privatſtande ein ausgezeichneter und herrlicher Mann wäre, auf dem Throne eine unbedeutende Rolle ſpielen würde, oder daß er bei der Thronbeſteigung vergeſſen könnte, daß er Fürſt ſei. Dergleichen lernt ſich leicht. Wir haben es an Napoleon erfahren. Oder waren andere aus dem Privatſtande zur Regierung großer Staaten emporgeſtiegene Männer, waren die Sully und Colbert, die Chatam und Pitt, die Bernſtorf und andere große Staatsdiener nicht vorzügliche Könige? — Große Staatsdiener waren ſie! ſagt man. Aber ſollen Könige nicht große Staatsdiener ſein; iſt dies nicht, nach Friedrichs II Erklärung des königlichen Berufs, ihr Beruf? Oder haben ſie auſſerdem noch einen andern?

---

11. Der franzöſiſche Klerus.

Die Bemühungen der Ultra (ich ſpreche alſo von Frankreich) und ihrer frommen Mithelfer, die Volksknechtſchaft zu reſtauriren — um mich eines legitimen Ausdrucks zu bedienen —, ſind in ihrer Art gar nicht übel berechnet. Sie haben kein anderes Ziel, als die Maſſe der Nation wieder, durch Armuth derſelben, vom Adel und der Prieſterſchaft abhängig zu machen. Für den Adel wird vermuthlich durch beſondere Geſetze geſorgt werden, ſobald die linke Seite der Deputirtenkammer zur Nichtsheit gebracht iſt. Für die Geiſtlichkeit iſt hinlänglich durch ſie ſelbſt geſorgt. Man hat aus dem Geſetzbulletin berechnet, daß, wenn die frommen Schenkungen an die Kirche in gleichem Maaſe fortgeſetzt werden, wie ſie ſeit einigen Jahren geſchahen, die Kirche in zwanzig Jahren wieder, wie ehemals, den dritten Theil alles Gutes von Frankreich beſitzen werde.

Die hohen Geiſtlichen leiden in dieſem Lande wirklich keine Noth. Freilich, wenn man das Sendſchreiben der franzöſiſchen Kardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe (gegeben zu Paris den 30 Mai 1819) an Se. Heiligkeit, Papſt Pius VII, lieſet, und ſie da von der „Angſt und Noth ihres Herzens, von der Troſtloſigkeit, zu der ſie gebracht ſind, von ihrer höchſtbetrübten Lage und den Ueberbleibſeln ihrer Armuth“ reden hört, ſollte man glauben, ſie lebten in einer der zehn Hauptverfolgungen der alten Chriſten, und hätten nicht, womit den Hunger zu ſtillen. Doch kann man ſich darüber vollkommen beruhigen. Denn in Frankreich lebt kein einziger Biſchof, der nicht ſeine fünfzehntauſend Franken jährlich zu verzehren hätte, ungerechnet mancherlei Nebeneinnahmen; nicht ein Kardinal Erzbiſchof, der nicht alle Jahre ſeine fünfundfünfzigtauſend Franken Einkünfte genöſſe. Es wurde vom Deputirten Labbey de Pompieres in ſeiner Rede (vor der Deputirtenkammer am 13 Juni 1820) dargethan, daß der Erzbiſchof von Paris für ſein Erzbisthum hunderttauſend, ferner als Kardinal dreißigtauſend, desgleichen als Groß-Almoſenier hunderttauſend Franken, und auſſerdem noch eine Zivilpenſion habe. — Um die nie-

Digitized by Google

dere Geiſtlichkeit bekümmert man ſich nicht halb ſo ſehr. Mancher arme Vikar auf dem Lande muß mit 250 Fr. jährlich zufrieden ſein. Deſto beſſer gehorcht ein ſolcher ſeinen Obern.

Das Geſetzbulletin gibt zahlloſe Beweiſe von der Thätigkeit der Miſſionarien und Klöſterlinge, dem Glanze der Kirche wieder durch Legate von Geſunden und Sterbenden, auf Unkoſten der rechtmäßigen Erben, emporzuhelfen. Im Jahr 1815 ſtarb zu Paris, im Stadtviertel du Marais, ein alter, reicher Mann, der ſeit achtundzwanzig Jahren von ſeiner armen Nichte gepflegt und beſorgt worden war. Vermöge ſeines letzten Willens vermachte er ſeinem Beichtvater 30,000 Fr., einem Hoſpital 20,000 Fr., einem Nonnenhauſe 50,000 Fr. u. ſ. w.; der armen Nichte hingegen nur eine Leibrente von 800 Fr.

Dabei bleibt es nicht. Will man, zu Gunſten privilegirter Klaſſen, das Volk verarmen laſſen, muß man es auch verdummen. Nicht umſonſt eifert man gegen den wechſelſeitigen Unterricht der Volksſchulen, und preiſet man die Unterrichtsweiſe der Jeſuiten, der Chriſtſchulenbrüder oder Ignorantins an. Man läßt allem Aberglauben ungehinderten Lauf, ſagt kein Wort gegen Schriften, welche Schwärmerei, Frömmelei und die albernſten Vorſtellungen zur Verdummung des Volks in Gang bringen; aber die Werke helldenkender Männer werden, wenn nicht verboten, doch verdächtigt und verketzert; Bemühungen zur Verbreitung hellerer Einſichten werden, als frevelhafte Verſuche des Carbonariweſens, heimlich oder öffentlich unterdrückt.

Um einen Begriff zu gewähren, mit welchem legitimen Unſinn heutzutage verſucht wird, den Geiſt der Kinder zu verkrüppeln, will ich einige Fragſtücke aus einem kleinen Schulbuche herſetzen, welches von den Ignorantins und Jeſuiten beim erſten Jugendunterricht gebraucht wird. Es führt den Titel: „Das kluge dreijährige Kind.“ *)

Das kluge dreijährige Kind nämlich war ein Kind, welches einſt einem Herrn Erzbiſchof, und von dieſem einem Patriarchen zu Jeruſalem empfohlen worden war. Da es die Ritter ſahen, ſprachen ſie: „Sieh da, das kluge Kind! Woher kommſt du denn?“ — Das Kind antwortete: „Von meinem Vater und meiner Mutter, und ich bin von Jeſu Chriſt erſchaffen.“ — Alle dieſe weiſen Antworten wurden dem Kaiſer Hadrian hinterbracht, der damals zu Rom war, und das Kind zu ſich kommen ließ, um es über mancherlei merkwürdige Dinge zu befragen, von denen folgende als Probe dienen mögen.

Der Kaiſer. Wie iſt der Himmel gemacht?

Das Kind. Wenn er von Menſchenhänden gemacht wäre, würde er längſt eingeſtürzt ſein; und wenn er geboren wäre, würde er ſchon längſt geſtorben ſein.

Kaiſer. Welches ſind die erſten Worte Jeſu Chriſti?

Kind. Was St. Johannes ſagt: Im Anfang war das Wort.

Kaiſer. Welche Erwartung haben die Kauf- und Handelsleute?

Kind. Umzukommen und zu verderben. Denn ihre Güter kommen vom Betrügen.

*) L'enfant sage à trois ans. A Bruyères, chez la veuve *Vivot*; an 1806.

Digitized by Google

Kaiſer. Was ſagſt du von den Kindern?

Kind. Alle die da ſterben vor ihrem dritten Jahr und getauft ſind, werden ſelig werden.

Kaiſer. Welche Strafe erleiden Kinder, die ungetauft ſterben?

Kind. Sie müſſen im Finſtern bleiben, und gelangen nicht zum Anſchauen unſers Herrn und Heilandes.

Kaiſer. Was ſagſt du von den Rittern?

Kind. Ich ſage nichts Böſes und nichts Gutes von denſelben.

Kaiſer. Was iſt ein Mann?

Kind. Das Ebenbild Jeſu Chriſti.

Kaiſer. Was iſt das Weib?

Kind. Das Ebenbild des Todes. (Im Deutſchen iſt der Tod männlichen, im Franzöſiſchen la mort weiblichen Geſchlechts.)

Kaiſer. Wie viel Sprachen gibt es in der Welt?

Kind. Es gibt deren zweiundſiebenzig.

Kaiſer. Wie viel Arten der Schlangen ſind?

Kind. Vierzehn Arten.

Kaiſer. Was trägt den Erdball?

Kind. Das Waſſer.

Kaiſer. Wer trägt und hält das Waſſer?

Kind. Das ſind die vier Evangeliſten.

Kaiſer. Wer trägt und hält die vier Evangeliſten?

Kind. Das geiſtliche Feuer.

Kaiſer. Wer trägt und hält das geiſtliche Feuer?

Kind. Ein Baum, gepflanzt im Paradieſe.

Kaiſer. Wie lang, breit und hoch war die Arche Noah's?

Kind. Sie war dreihundert Ellnbogen lang, zweihundert und dreißig hoch und ſechszig breit.

Kaiſer. Welches iſt die erſte Stadt geweſen?

Kind. Das war Syria (Zirie).

Kaiſer. Warum muß man am Freitag faſten?

Kind. Am Freitag ſchuf unſer Herr den Adam; am Freitag tödtete David den Rieſen Goliath; am Freitag nahm Jeſus menſchliche Geſtalt an; am Freitag ward er gekreuzigt, und am Freitag wird er ins Thal Joſaphat herniederſteigen, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Kaiſer. Wer iſt am erſten ins Paradies gekommen?

Kind. Der bußfertige Schächer.

Kaiſer. Welches iſt die herrlichſte Hochzeit, die je geweſen?

Digitized by Google

Kind. Die Hochzeit des Speisemeisters (Alchitriclin), an der Christus Wasser in Wein verwandelte.

Kaiser. Wo war unser Herr und Heiland vor der Schöpfung?

Kind. Es geziemt uns nicht, die Geheimnisse unsers Herrn zu wissen.

---

12. Die heutigen Jahrhunderte.

Der geistvollste Mann auf Erden hat immer noch, wenn er es auch eben nicht gesteht, aus frühern Jahren seine Doss Aberglauben, Vorurtheil und Dummgläubigkeit oder Bigoterie behalten. Eben so besitzt auch das gesittungs- und bildungsreichste Volk seinen bildungs- und sittenlosen Pöbel von allen Ständen, in Seiden und Zwilch.

Einen je höhern Grad ihrer Selbstentfaltung die Nation erreicht hat, um so mannigfaltigere Abstufungen der Bildung werden bei ihr wahrgenommen werden, vom unbeholfenen, aberwitzigen Sinn des nackten Wilden aufwärts bis zu dem im Licht der Wahrheit verklärten Geiste des Aristoteles, Plato, Tacitus und Franklin. Wie der Geognost in Urgebirgen, Flözlagern und Trappbildungen die hinterlassenen Niederschläge undenkbar früher Aeonen erkennt, in welchen sich unser Erdplanet formte: so erkennt der heutige Weltweise in jetzt lebenden Nationen noch die Vorstellungs- und Denkarten sämmtlicher verflossener Jahrhunderte, welche zur Erziehung der Nation wirkten und Bodensatz zurückliessen. Wir haben unter uns nicht bloß Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, nein, es leben wahrhaftig unter uns noch die Heiden aus der Druidenzeit, die Kannibalen von den Völkerwanderungen, die Schwärmer der Kreuzzüge, die Faustgerechten der Ritterwelt, die Fanatiker der Reformation, die Abgeklärten des philosophischen Jahrhunderts.

Daraus erklärt sich mancherlei Erscheinung; z. B. warum, bei so ungleichartigen Gemengtheilen, unter zivilisirten Nationen mehr Gährung, als unter rohen, bildungslosen Völkern statt finden könne, deren Genossen ungefähr einerlei Kulturstufe inne haben. Ferner: wie es möglich sei, daß (dem Namen nach) eine und dieselbe Nation gestern die Republik, heute die Feudal-Oligarchie, gestern die Intoleranz, heute die Toleranz, gestern die Aufklärung, heute den Mystizismus und sogar den Fanatismus, gestern vive l'empereur! heute vive le roi! mit gleicher Begeisterung und in vollem Ernste ausrufen und vertheidigen konnte.

Es kommt nur darauf an, welchem von den vielen heut lebenden Jahrhunderten gestattet ist, das Wort zu haben. Und dies hängt wieder oft davon ab, welches von den Jahrhunderten eben im geheimen Staatsrath dieses oder jenes Landes Sitz und Stimme habe.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Das königliche Irrenhaus in Charenton.

Ein von dem Oberarzt des königlichen Irrenhauses von Charenton, Hrn. Royer-Collard, dem Minister des Innern am 15 Dezember 1822 eingereichter Bericht, über die ärztlichen Verhältnisse dieser Anstalt während der vier Jahre 1818, 1819, 1820 und 1821, befaßt wesentlich folgende Angaben.

In dem erwähnten Zeitraume wurden in das Haus aufgenommen 766 Irren, nämlich 445 Männer und 324 Weiber. Die Minderzahl der letztern könnte, der herrschenden Meinung zuwider, glauben machen, die Seelenkrankheiten kommen öfter beim männlichen als beim weiblichen Geschlechte vor; allein diese Folgerung wäre irrig. Das Irrenhaus von Charenton ist eine freie Versorgungsanstalt (pensionnat libre), und bei einer solchen können hundert verschiedene Ursachen einwirken, um das Verhältniß der Anzahl beider Geschlechter so oder anders zu bestimmen, ohne daß darum auch auswärts dieses nämliche Verhältniß angetroffen würde. Noch ein besonderer Umstand kommt hinzu, der das angegebene Mißverhältniß vollends erklärt. Die weiblichen Irren des Hauses sind alle nur Kostgängerinnen, während seine männlichen Bewohner nicht bloß Kostgänger sind, sondern neben diesen die geisteskranken Invaliden-Militairs alle und die meisten dienstthuenden Krieger im gleichen Verhältnisse aufgenommen werden. Daraus geht ein Ueberschuß der Männer nothwendig hervor, welcher bei den Weibern nicht statt findet.

Diejenigen Formen der Krankheit, welche bei beiden Geschlechtern am zahlreichsten vorkommen, sind die Raserei (Manie), die Schwermuth (Melancholie) und die fixen Ideen (Monomanie). Das Verhältniß dieser drei Formen zu den Geschlechtern zeigte sich hingegen ungleich. Bei den Männern betrugen die Fälle von Melancholie und Monomanie beide zusammen nicht über einen Drittheil der aufgenommenen Kranken, während sie bei den Weibern die volle Hälfte ausmachen. Anderseits dann ward jene Verrücktheit, die sich bei Gehirnkongestionen, welche mit unvollständiger Lähmung begleitet sind, darstellt, und die wechselnd oder der Reihe nach den Karakter der Monomanie, der Manie, der Narrheit (démence) und selbst des Blödsinns annimmt, — diese Klasse der Geisteskranken, sage ich, ward ungleich viel häufiger bei Männern als bei Weibern beobachtet. Während sie bei den letztern nur in dem Verhältnisse von 1 zu 40 vorkam, ward sie bei den erstern im Verhältnisse von 1 zu 5 angetroffen. Diese nämlichen Verhältnisse waren auch schon in frühern Jahren beobachtet worden, und es ist dieser Thatverhalt einer nähern Untersuchung für die Ausmittelung seiner Ursachen vorzugsweise zu empfehlen.

Auffallend ist noch der Umstand, daß in den vier Jahren 1818 bis 1821 die Zahl der in die Anstalt eingetretenen Irren diejenige der vier unmittelbar vorangehenden Jahre um 138 überstiegen hat; eine ähnliche, doch minder beträchtliche Zunahme war bereits auch in den Jahren

Digitized by Google

1814 bis 1817 bei Vergleichung mit den frühern wahrgenommen worden. Sie beweisen das vermehrte Zutrauen, welches die Anstalt gewonnen hat, und das sich einzig nur auf ihre gegenwärtige Einrichtung und Verwaltung gründen kann.

In den Registern der geheilten Irren wird zwischen vollständigen und unvollständigen Heilungen unterschieden, worüber eine Erklärung vorausgehen zu lassen nothwendig ist. Vollständige Heilungen sind jene, die sich durch eine gänzliche Herstellung der Seelenkräfte darstellen, die keine Spur der vorhergehenden Krankheit zurücklassen, und deren Gründlichkeit auch durch eine hinlängliche Zeit erprobt ist. Die unvollständigen Heilungen bieten diese Verhältnisse nicht dar; entweder haben die Seelenkräfte, wenn sie auch scheinbar regelmäßig vor sich gehen, dennoch von ihrer ursprünglichen Stärke oder Kraft etwas eingebüßt; oder die Kranken haben gewisse Täuschungen, gewisse Grillen, oder wenigstens eine gewisse unruhige, für die Eindrücke auch der kleinsten Dinge empfängliche Reizbarkeit beibehalten; oder es machen endlich der aussetzende Karakter der Krankheit, eine unzweideutige körperliche Anlage, oder die zu frühe Unterbrechung der Absonderung und der angemessenen Lebensordnung, die Rückfälle beinahe unvermeidlich. Solche Heilungen, wie unvollständig sie auch sind, bleiben darum nicht minder eine große Wohlthat für die Kranken und für ihre Familien, so daß es ungerecht und tadelhaft sein würde, darüber nicht Rechenschaft zu geben.

In dem Zeitraum der obgedachten vier Jahre haben 141 vollständige und 25 unvollständige Heilungen bei männlichen, und hinwieder 105 vollständige und 27 unvollständige Heilungen bei weiblichen Kranken statt gefunden; insgesammt also 301 Heilungen, von denen 249 vollständige und 52 unvollständige sind. Wird demnach die Gesammtmasse der aufgenommenen Irren, ohne Unterscheidung der Natur und Zeit des Uebels, zusammengefaßt, so ergibt sich das Verhältniß vollkommener Heilungen zu jener Gesammtzahl ungefähr wie 2 zu 5. Der ersten Rechnung nach ist ein Drittheil, der zweiten zufolge sind zwei Fünftheile der Kranken genesen.

Wenn diese erste allgemeine Uebersicht bereits schon ein befriedigendes Ergebniß darstellt, so geht daraus jedoch das eigentliche und wahre Verhältniß der Heilungen noch keineswegs hervor. Um dieses auszumitteln, wird erforderlich, genauer noch einerseits die Zahl der wirklich Geheilten, und anderseits jene der in der Anstalt wirklich behandelten Kranken festzusetzen. Hinsichtlich der erstern gibt das ärztliche Tagebuch des Hauses in der That eine bedeutend größere Zahl von Geheilten an, indem daraus hervorgeht, daß von den 233 Irren, die am 1 Januar 1822 von den 769 während der vier vorhergegangenen Jahre Aufgenommenen zurückgeblieben waren, 41 (26 männliche und 15 weibliche) bereits am 1 Okt. letzthin geheilt entlassen worden sind, und darüberhin in jenem Zeitpunkt 7 Männer und 3 Weiber, zusammen 10, so gut wie völlig genesen, ihre Entlassung erwarteten; ich könnte hinzufügen, daß 10 bis 12 andere noch Hoffnung für ihre Heilung geben, die wahrscheinlich gutentheils in Erfüllung gehen wird. Es zeigt sich hieraus, daß mit Weglassung dieser letztern, und wenn das Zuverlässige nur, nicht das bloß Wahrscheinliche berechnet wird, die obgezählten 249 vollständigen

Digitized by Google

Heilungen auf 300, und die Gesammtzahl aller vollständig und unvollständig Geheilten auf 352 gesteigert werden muß.

Was dann hinwieder die Zahl der aufgenommenen Irren betrifft, so ist diese viel größer, als die der eigentlich ärztlich behandelten. Es ist nämlich unstreitig der Fall, daß alle die, welche zur Zeit ihres Eintritts bereits als entschieden und völlig unheilbar mußten angesehen werden, keiner Behandlung fähig waren, eine solche darum auch nicht erhielten, und demnach in eine Rechnung, welche zunächst den Erfolg der ärztlichen Behandlung darstellen soll, nicht aufgenommen werden dürfen. Solcher Personen aber waren 246; nämlich:

Dreiundachtzig mit Gehirnkongestionen und unvollständiger Lähmung befallene Individuen, eine Klasse von Kranken, die, wofern ihr Uebel eine gewisse Höhe erreicht hat, nicht nur keine Heilung zulassen, sondern einen mehr oder minder beschleunigten Tod mit Gewißheit erwarten müssen;

Sechsundzwanzig epileptische Irren, die gleich den vorhergehenden für unheilbar müssen angesehen werden;

Einundzwanzig Blödsinnige;

Fünfundvierzig Kranke, deren Narrheit als bleibend (démence confirmée) zu achten ist, theils Alters wegen, theils in Folge eingetretener Geistesschwäche aus anhaltender Melancholie oder Raserei;

Endlich einundsiebenzig Irren aus den Klassen der von Melancholie, Monomanie und Manie Befallenen, die seit fünf, sechs, acht, zwölf und mehr Jahren krank sind, und entweder in ihren Familien vernachlässigt blieben, oder in andern Anstalten verschiedentlich waren behandelt worden, und die, wenn auch nicht unter die vollendeten Narren zu rechnen, doch zur Zeit ihres Eintritts für entschieden unheilbar anzusehen waren.

Will man nun diese 246 Kranken von den 769 in die Anstalt Aufgenommenen abziehen, so vermindert sich die Zahl der zur Zeit ihrer Aufnahme für ärztliche Behandlung empfänglichen Irren auf 523, auf welche dann auch, nicht aber auf 769, die erzielten Heilungen berechnet werden müssen. Wenn nun zuvor ist gezeigt worden, daß die Zahl der vollkommenen Heilungen auf 300, so wie jene der vollständigen und unvollständigen Heilungen zusammen auf 352 ansteigt, so erhält man eine günstigere Rechnung, als die erstere nicht war. Werden nur die vollständig Geheilten in Anschlag gebracht, so ist ihr Verhältniß zu den Aufgenommenen wie 57 zu 100; rechnet man hingegen die vollständig und unvollständig Geheilten zusammen, so erhält man höchst annähernd das Verhältniß von 67 zu 100; das will sagen, im ersten Falle wurden drei Fünftheile und im zweiten zwei Drittheile der Kranken geheilt. Ich zweifle, ob irgendwo, in oder ausser Frankreich, ein günstigeres Resultat bisher sei erhalten worden, und ich glaube demnach, daß die Anstalt von Charenton sich damit allerdings die gerechtesten Ansprüche auf das öffentliche Zutrauen erworben hat.

Die Zahl der Todten betrug 140, also ungefähr den sechsten Kranken. Beim ersten An-

Digitized by Google

blick muß eine ſolche Sterblichkeit groß erſcheinen. Um dieſelbe jedoch richtig zu würdigen, wird erforderlich, die verſchiedenen Krankheiten genauer ins Auge zu faſſen, welche den Tod herbeigeführt haben; vorzüglich muß ausgemittelt werden, ob nicht viele dieſer Krankheiten bereits keiner Kunſthilfe zugänglich und unbezweifelt tödtlich waren, als die damit befallenen Kranken in die Anſtalt eintraten. Darüber melden nun ihre ärztlichen Tagebücher und die ihnen zu Grund liegenden Beobachtungen Folgendes.

Vorerſt finden ſich unter den geſtorbenen Kranken 59, die zur Zeit ihres Eintritts paralytiſch, und 22, welche lungenſüchtig waren; bei den einen wie bei den andern aber hatte die Krankheit damals ſchon jene Höhe erſtiegen, auf der die Kunſt den unvermeidlichen Ausgang einzig noch mehr oder weniger hinausrücken, niemals aber abwenden kann. Dies ſind alſo bereits 81 Individuen, welche, als ſie uns übergeben wurden, dem Tode unvermeidlich geweihte Opfer waren. Wird die Unterſuchung weiter fortgeſetzt, ſo zeigen ſich unter der Zahl der übrigen Todten drei, welche während epileptiſcher Anfälle plötzlich ſtarben; acht, die von tödtlichem Schlage getroffen wurden; ſieben, die ſich durch verſchiedentlichen Selbſtmord das Leben raubten, und endlich ein unglücklicher Blödſinniger, welcher, ohne zu wiſſen was er that, ſich durch gänzliche Verſchlieſſung der Organe des Athmens erſtickt hat. Es ſind dies nochmals 19 Sterbefälle, gegen welche die Kunſt überall nichts vermochte, und welche auch die ſorgſamſte Aufſicht weder vorſehen noch verhüten konnte.

Die 19 letztern den 81 vorhergenannten beigezählt, geben die Geſammtzahl von 100 Todten, welche unſtreitig eine Ausnahmklaſſe bilden, und in die Berechnung der gewohnten Sterblichkeit der Irren in der Anſtalt nicht dürfen aufgenommen werden. Beſeitigt man dieſelben, wie es billig und recht iſt, ſo verringert ſich die Zahl der Todten auf 40, welche mit der auf 669 verminderten Zahl der Aufgenommenen das Verhältniß der Sterblichkeit ungefähr wie 1 zu 16 darſtellt. Dieſes aber iſt gewiß eins der günſtigſten Ergebniſſe, das in öffentlichen Irrenanſtalten darf erwartet werden.

Ich könnte noch weiter gehen und darthun, daß von den 40 Todten, welche ich in Rechnung brachte, die meiſten in Folge unheilbarer organiſcher Fehler, denen auf keine Weiſe begegnet werden konnte, geſtorben ſind; eine ſolche Erörterung würde jedoch hier am unrechten Orte ſtehen. Ich will mich darum einzig nur auf die Bemerkung beſchränken, daß zufällige Krankheiten bei den Irren, beſonders die chroniſchen, faſt niemals gleich anfangs erkannt werden mögen; daß die damit Befallenen entweder ſelbſt davon nichts wiſſen, und was ſie fühlen, nicht darthun, oder es verheimlichen, oder endlich durch ihnen ſelbſt unbewußte falſche Angaben den unterſuchenden Arzt täuſchen; daß anderſeits die meiſten Kranken einen faſt unüberwindlichen Widerwillen gegen Arzneien zeigen; ſo daß dann alſo meiſtens beinahe ganz unmöglich wird, einerſeits die Natur und den Grad der Krankheit gehörig auszumitteln, und anderſeits das einzig paſſende Heilverfahren gehörig anzuwenden.

Dieſe Umſtände erklären nun gewiß vollkommen hinreichend die in dem vierjährigen Zeit-

Digitized by Google

raum, wovon hier die Rede iſt, in der Anſtalt von Charenton ſtatt gefundene Sterblichkeit. Ich kann aber den Anlaß nicht vorbeigehen laſſen, ohne die Verblendung ſo vieler Familien zu beklagen, welche, theils aus falſcher Zärtlichkeit, theils aus verderblichen Vorurtheilen, ſich eher nicht entſchlieſſen, uns ihre Kranken zu übergeben, bis die Krankheit, entweder lange Zeit vernachläſſigt oder unzweckmäßig behandelt, bereits eine Höhe erreicht hat, wo nicht nur jede Heilung unmöglich, ſondern der tödtliche Ausgang auch ſchon unvermeidlich geworden iſt. Unter günſtigern Umſtänden würde der gute Erfolg gewiß häufiger erzielt werden.

Dieſen allgemeinen Betrachtungen über die Verhältniſſe der Geheilten und der Geſtorbenen will ich nun noch etliche beſondere beifügen, die einiges Intereſſe darbieten können.

Das Verhältniß der Geheilten, wenn die unvollſtändigen Heilungen mitgezählt werden, iſt etwas ſtärker beim weiblichen als beim männlichen Geſchlecht, und es iſt dieſer Unterſchied in der Anſtalt von Charenton ſeit ſiebenzehn Jahren, während welcher mir ihre ärztliche Leitung anvertraut war, ſich immer gleich geblieben. Anderſeits war die Zahl der Sterbefälle doppelt ſo groß bei den männlichen als bei den weiblichen Irren. Woher rührt dieſer Unterſchied, da doch auf beiden Seiten Pflege, Sorgfalt, Lebensordnung und alle äuſſern Verhältniſſe die gleichen geweſen ſind? Die Urſache iſt einzig dieſe, daß die organiſchen Gehirnkrankheiten und inſonderheit die Gehirnkongeſtionen mit unvollſtändiger Lähmung, wie ich ſchon oben bemerkt habe, bei den weiblichen Irren ungleich ſeltener als bei den männlichen vorkommen. Auch Apoplexie und Epilepſie waren bei dieſen letztern häufiger.

Vollſtändige Heilungen fanden nur bei der Melancholie, Monomanie und Manie ſtatt; ihr Verhältniß war ungefähr das gleiche bei allen dieſen drei Formen der Geiſteskranken. Bezüglich auf das Alter bieten die Heilungen folgende Reſultate dar: die meiſten kommen in dem Alter von zwanzig bis vierzig Jahren vor; von fünfzig bis ſechszig ſind ſie viel minder zahlreich, und nur einige ſehr wenige wurden an Irren von ſechszig bis ſiebenzig Jahren erzielt. Dieſe letztern Ergebniſſe treffen übrigens zuſammen mit den in allen Irrenhäuſern überhaupt gemachten Wahrnehmungen.

Digitized by Google

Die europäiſchen Protektorate.

Einleitung.

Der Alt-Erzbiſchof von Mecheln, wenn er ſich über ſtaatsthümliche Erſcheinungen unſers Zeitalters äuſſert, ſchreibt oft mit feiner Ahnungsgabe, die ihn einigemale ſogar zum Propheten geſteigert hat; oft mit ſcharfſinniger, wenn auch flüchtiger Berechnung der Umſtände, die ihn zum glücklichen Rathgeber machen könnte; nie aber ohne jene Klarheit, Anmuth und Würde, wodurch er bei ſeinen Leſern neue Ideen einzuſchmeicheln oder bekannten Vorſtellungen den Schmuck der Neuheit zu geben weiß, und ſich zum Lieblingsſchriftſteller der, ich möchte ſagen, politiſchen Toilette macht. Auf keine ſeiner Flugſchriften ſcheint er aber ſelber ſo vielen Werth gelegt zu haben, als auf ſeine jüngſte (Parallèle de la puissance Anglaise et Russe relativement à l'Europe. A Paris. Avril 1823), wenn er nicht etwa mit zärtlichen Vätern die Schwäche gemein hat, das jüngſte Kind das liebſte zu heiſſen.

Er beginnt mit feierlicherm Ernſt. Er hat es nicht mehr mit einem Volke, er hat es mit einem Welttheil, mit der nächſten Zukunft deſſelben zu thun; er ſpricht zu den geſammten Europäern über die Intereſſen der Menſchheit und über das Loos, welches unſern Kindern fallen wird. Nicht eben deswegen würden wir aber dieſer Schrift hier gedenken, wenn ſie nicht zugleich zwei andere Veranlaſſungen dazu böte. Sie beſchäftigt ſich nämlich mit einem Gedanken, welcher ziemlich gangbar ſowohl an den Höfen als in den Völkern geworden iſt: nämlich, daß die Mächte des Feſtlandes nichts Großes mehr ohne Genehmigung Rußlands oder Englands unternehmen können; daß dieſe beiden Reiche die Erben der Napoleoniſchen Weltgebieterſchaft geworden ſind. Ferner: ſie liefert über die gegenwärtige Stärke beider Reiche, wodurch ſie die ſchirmherrlichen Rollen über Europa empfangen haben, eine Reihe von Angaben und Thatſachen, die, mit Sorgfalt geſammelt, mit Einſicht zuſammengeſtellt, Jedem lehrreich werden können.

Was aber die Folgerungen betrifft, welche Herr de Pradt aus ſeinen Vorderſätzen lockt, geben ſie ſeiner Schrift eine Färbung und Haltung, die er ihr wohl eigentlich nicht geben wollte Sie hört auf, Rede an die europäiſche Welt zu ſein; ſie wird zum Wort des Augenblicks im Sinn einer der franzöſiſchen Parteien, mit dem durchſchimmernden Wunſch, auch andere Höfe und Völker für jenen Sinn zu gewinnen.

Laſſen wir aber den Alt-Erzbiſchof zuerſt reden, und behalten wir uns, nach Mittheilung ſeiner Hauptgedanken und Thatſachen, das Wort vor.

Digitized by Google

Die jetzigen Schirmherren Europa's.

Nach dem Untergang Napoleons sind die Staaten unsers Welttheils dem gebietenden Einflusse zweier unwiderstehbaren Hauptmächte hingegeben. Wie der Stolz sich auch dagegen sträube, und mit weicherlei Anschein von Selbstständigkeit man es auch verberge: im Grunde muß man sich dennoch dem Banner einer oder der andern dieser Hauptmächte, Englands oder Rußlands, anreihen. Der vormals gehaßte Diktator freilich athmete auf dem Felsen von St. Helena aus; aber die Diktatur und ihr gewichtiger Druck sind geblieben. Eine jener Mächte kann den Staaten allen Reichthum, die andere ihnen das Dasein selbst entreissen; die eine fühlt sich durch ihre eigenen Vortheile, Gesetze und Sitten gezügelt, die andere durch das alles nicht; sie muß sich erst Vortheile vom Auslande schaffen; Gesetze und Sitten verrathen noch asiatische Abkunft, Alles hängt noch vom Willen und Wort eines Einzigen ab.

Zwar bestehen noch zwei mächtige Staaten, Frankreich und Oesterreich, aber jenen weder an innerer Stärke noch Unabhängigkeit gleich. Denn die Grundlagen der Unabhängigkeit wurden jenen durch die Natur verliehen, diesen verweigert. Man fühlt dies auch aller Orten klar genug. Schon die Aengstlichkeit verkündet es, mit der man sich überall bei jedem irgend bedeutenden Geschäfte befragt, was man in Petersburg, was man in London dazu denke. Bei jedem Ereignisse, soll gehandelt werden, erwartet man ein Visa, in einer oder der andern dieser Welthauptstädte unterzeichnet.

Und merkwürdig, ja in den Jahrbüchern Europa's noch nie Aehnliches: das Schicksal pflanzte die auf das Leben des Welttheils einwirkenden Hauptgewalten ausserhalb der Bühne ihrer Thätigkeit, gab ihnen fast entgegengesetzte Bestandtheile ihrer Größe, und gründete sie auf ganz verschiedenen Elementen. Der Untergang der Napoleonischen Diktatur war ihr gemeinschaftliches Werk; von da an traten sie beide wieder, aber nun als Nebenbuhler, auseinander. Mit größerer Eifersucht haben sich Rom und Karthago nie beobachtet. England und Rußland wetteifern, sich in den Augen der europäischen Welt gegen einander geltend zu machen. Sie gleichen Herolden, an die Aussenenden des Welttheils gestellt, die wechselsweise rufen: Wer folgt lieber mir, als jenem?

Wem sollen wir folgen?

Großbritanniens gegenwärtige Bevölkerung.

Das Wesentliche, was den Staat gewaltig macht, ist seine Volksmenge. Die europäische Bevölkerung der drei britischen Königreiche steigt auf 18,000,000 Seelen. Die Zählungen haben bewiesen, daß sich die Menschenzahl auf britischem Boden vom Jahr 1792 bis 1822, also ungefähr binnen einem Menschenalter, um ein Fünftel vermehrt hat Eines solchen Zuwachses kann sich kein anderer europäischer Staat rühmen. Und England empfing ihn während beständiger Kriege. Aber die Geissel des Krieges traf England selbst nie, nur die Gefilde des Festlandes. Während fast jede Hauptstadt hier einen siegenden Feind einrücken sah, während zwanzig Fürsten umher-

Digitized by Google

krten, als Flüchtlinge, und in ihre verwüsteten oder zerstückelten Gebiete zurückkehrten, stand England unerschüttert in der Mitte seiner Wellen, zog Gold und Waaren des Weltkreises an sich und nährte und kleidete Freunde und Feinde. In andern Ländern fraß das Schwert Tausende; in England belebte der Krieg nur den Kunst- und Gewerbsfleiß, und in der Fülle desselben mehrte sich die Masse der Menschen. Für England ist die Pforte des Janustempels nur das Thor des Plutus.

Das Wachsthum der britischen Bevölkerung erhöht freilich die Macht des Inselreichs, ist aber zugleich auch der Vortheil des Festlandes. Denn England ist der größte Waarenverbraucher und Einkäufer auf der Welt; seiner bedürfen daher alle Nationen zum Absatze ihrer Erzeugnisse. Handel und Verkehr sind das Leben der heutigen Nationen. Das Volk, welches am meisten verbraucht, ist allen Völkern das willkommenste. Was liegt den Europäern daran, ob in türkischen oder afrikanischen Landen sich das träge, nichts von uns bedürfende Menschengeschlecht vermehrt oder vermindert!

Die Bevölkerung der britischen Pflanzstätten und Indien wird hier nicht in Anschlag gebracht; denn sie vermehrt die Macht Alt-Englands nicht unmittelbar in Europa, sondern nur mittelbar durch den Handelsverkehr.

Englands Staatshaushalt.

Spricht man von den britischen Finanzen, so muß man bloß die beiden Königreiche Schottland und England im Sinn haben. Denn weder die Einkünfte von Irland noch von allen Indien und Pflanzstätten bilden einen Theil davon.

Das Budget von England erhebt sich, zufolge des im Unterhause am 6 Februar 1823 abgestatteten Berichtes, für das Jahr 1823 auf eine Einnahme von 1,328,000,000 Franken, auf eine Ausgabe von 1,200,000,000 Fr. — Es liegt etwas Ungeheures, Unerhörtes, Fabelhaftscheinendes darin, daß zwölf Millionen Menschen hinreichten, um einen so ausserordentlichen Aufwand zu bestreiten. Hätte England die Vortheile, welche Frankreichs Boden und Bevölkerung anbieten, so müßte es in diesem Verhältnisse die Einnahme von 3,600,000,000 Fr. erschwingen. Spanien, die ehemalige Herrin Amerika's, der Gold- und Silberländer, konnte es, mit einer Volkszahl der britischen ungefähr gleich, nie über eine Einnahme von 160,000,000 bringen. Und Oesterreich, das weitläufige, das volkreiche, hat alle Mühe, eine jährliche Einnahme von 800,000,000 zu erschwingen.

Wie ehemals in Venedig, in Genua, in Holland, begann auch in England das Emporgehen des Wohlstandes und Weltverkehrs mit dem Aufgang gesetzlicher Volksfreiheit. Denn von da an wurden alle Einsichten, alle Kräfte, alle Stimmen für das Allgemeine und Eine lebendig. England ist jetzt die Börse aller Nationen, der Stapelplatz des Welthandels. Es spielt mit Summen, deren Namen allein schon andern Völkern das Gefühl der Ohnmacht gibt. Auch sieht man britische Staatsmänner ohne Bedenken die ungeheuersten Entwürfe eingehen, und über

Digitized by Google

Hinderniſſe und Schwierigkeiten leichtes Schrittes fortgehen, vor deren Anblick die Verwaltungen an hundert andern Orten erlahmen würden. Aber wahrlich, auch nirgends ſonſt kann man einer ſo kleinen Zahl von Steuerfähigen Summen von 300,000,000 Fr. auflegen, wie in England ſeit 1819.

Hier hat ein ſehr anſehnlicher Theil der Bevölkerung ſeine Vortheile, ſein ganzes Daſein mit der öffentlichen Schuld, das heißt, mit dem Kredit der Nation, verbunden. Das thut auf dem Feſtlande nur der kleinſte Theil der Landeseinwohner. Da haftet die öffentliche Schuld faſt ausſchließlich nur an Kapitaliſten; die übrige Volksmaſſe bekümmert ſich nicht um ſie, hält ſie vielleicht für den Quell alles Uebels, und würde eher für ihre gänzliche Vernichtung ſtimmen. Man hat erlebt, daß in Frankreich die vier größten Handelsſtädte, Bordeaux, Lyon, Rouen und Lille nicht einmal im Stande waren, ein Wechſelbureau von Bankzetteln aufrecht zu halten, während England ſeine Zahlungen durch Hunderte von Provinzialbanken leiſten ſieht. Wird das Feſtland einmal dieſelbe Höhe von Einſicht über Verbindung der Privatintereſſen mit denen der Geſammt-Geſellſchaft erreicht haben: dann fallen ihm dieſelben Vortheile zu, welche England aus dieſer Einſicht gewann.

Noch ein merkwürdiger Umſtand. Betrachtet man die ungeheure Einnahme, welche man in England vom Volk erhebt; bedenkt man, daß ein großer Theil derſelben, nicht weniger als achthundert Millionen, keineswegs unmittelbar von Erzeugniſſen des Ackerbaues im Ganzen, ſondern vermittelſt der Getränkſteuer von unzähligen Artikeln, an unzähligen Orten, durch unzählige Hände erhoben wird: ſollte man glauben, die Geſetze müßten unaufhörlich gegen Betrug und Unterſchleif in Anſpruch genommen werden. Aber die Thatſachen beweiſen das Gegentheil. Vom Jahr 1817 bis 1822 hat ſich die Zahl gerichtlicher Verfolgungen in Trankſteuerſachen um mehr als zwei Drittel vermindert.

Es iſt wirklich einzig und bewundernswürdig, die Moralität einer Nation zugleich mit den Auflagen, von denen ſie belaſtet wird, wachſen zu ſehen. Das war nur dem Lande vorbehalten, das in bürgerlicher Ausbildung alle übrigen Länder übertrifft, weiß, Steuern werden nicht durch Unterſchleife, ſondern durch Arbeit und Fleiß leichter, und dazu Verfaſſung und Ordnungen hat, in denen die freieſte Entwickelung aller Kräfte und Anlagen geſichert iſt. England ſchont ſeines Ackerfeldes ſehr; es hält ſich beſonders an die Konſumtion. In den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten, dieſem vervollkommneten England, hat man noch einen Schritt weiter gethan. Der Boden iſt völlig frei; die Konſumtion allein muß Alles leiſten. Man möchte ſagen, daß dort der Menſch den Erdboden nur mit Ehrfurcht anrührt, der ihn nährt und ihm eine immerwährende Zuflucht iſt. Doch auch in England überſteigt die unmittelbar auf das Land haftende Steuer nicht 36,000,000 Fr.

Ueberhaupt beträgt die Geſammtſteuer auf Grund und Boden in England nur den eilften Theil aller öffentlichen Einnahmen; — in Frankreich, wo das Budget auf 900,000,000 Franken feſtgeſetzt iſt, etwas mehr als dritten Theil; in andern Ländern noch mehr.

Digitized by Google

Nach dem Bericht des englischen Ministers über den Zustand von England im Jahr 1821 verbraucht das britische Volk allein, nur Brod ausgenommen, mehr als das ganze übrige Europa; z. B. an Zucker jährlich 400,000,000 Pfund, während Frankreich, bei anderthalbmal stärkerer Volkszahl, kaum 100.000,000 Pfund gebraucht. Auch ist die Konsumtion und der innere Verkehr von England weit beträchtlicher noch, als der Verkehr mit dem Auslande. Der Ertrag der Douanen belief sich auf 240,000,000, und die eigentliche Getränksteuer auf 800,000,000.

Englands Handel.

Ein aufgeklärtes Volk muß ein verkehrtreibendes, und umgekehrt ein Handelsvolk ein aufgeklärtes sein. Englands Verkehr steigt von Jahr zu Jahr. Nach den auf Befehl des Parlaments im Druck bekannt gemachten Berichten betrug der Werth der Ausfuhr, im Mittelanschlag, vom Jahr 1793 bis 1802 758,000,000 Fr.

Vom Jahr 1803 bis 1812 911,200,000.

Vom Jahr 1815 bis 1821 1,443,500,000.

Englands Ausfuhr betrug im Jahr 1822;

Nach Deutschland	240,000,000 Fr.
Nach Rußland	82,000,000.
Nach Italien	84,000,000.
Nach China und Indien	78,000,000.
Nach Brasilien	54,000,000.
Nach dem spanischen Amerika	23,000,000.

Von Schiffen für den innern Handel liefen im Jahr 1822 in die englischen Seehafen ein 16,000. Vom auswärtigen 8,500.

Welch ein Riesenbild des Verkehrs ist in diesen paar Zahlen angedeutet!

Nur die Ausfuhr von Baumwollenfabrikaten stieg im J. 1821 auf den Werth von 550,000,000 Fr., und der von Schafwollenwaaren auf 141,000,000. Die Wolle von Botany Bay übertrifft weitaus die schönsten Wollenwaaren von Spanien und Sachsen. In gleichem Verhältnisse ist die Fabrikation der Seidenzeuge in England emporgegangen. Zeuge, die man sonst Jahrhunderte lang aus Indien zu uns brachte, werden jetzt von den Briten nach Indien eingeführt.

Es herrscht in Europa ein tiefgewurzeltes Vorurtheil. Man bildet sich ein, England fürchte die Konkurrenz anderer Handelsmächte, es wolle gern die übrigen Staaten vom Weltverkehr ausschliessen. Allerdings bestand dieser Grundsatz in frühern Zeiten bei den Briten. Sie wollten ausschließlich sein. Aber jetzt urtheilen sie anders. Es ist nicht mehr die ehemalige Zeit. Sie, in gewachsener Kenntniß, finden, daß das am vortheilhaftesten ist, was dem Zeitalter zusagt. Während andere Höfe, von beschränktern Einsichten, immer nach dem Uralten zurückstreben und damit ihre eigene Kraft thöricht genug lähmen, schreiten die Briten vorwärts. Sie streichen einen Artikel nach dem andern aus ihrer Navigationsakte. Sie haben als Grundsatz aufgestellt,

Digitized by Google

vollkommene Handelsfreiheit allen Staaten zu gestatten, unter der einzigen Bedingung der Reciprocität. Sie würden damit freilich ein jährliches Opfer von 210,000,000 Franken von ihren Zöllen bringen, aber immer dabei gewinnen. Denn je blühender ihre Kolonien durch unmittelbaren Verkehr mit andern werden, je reicher wird England mit wachsender Konsumtion in den Niederlassungen. „So lange Ostindien eine Art bloßer Faktorei war," sagte der englische Minister in seinem amtlichen Bericht ans Parlament, „war auch die Konsumtion da nur die einer bloßen Faktorei. Sie fängt an bedeutend zu werden, weil man sie auf wohlfeile Art mit allen Bedürfnissen versieht und mächtig zur Vervielfältigung ihrer Erzeugnisse ermuntert. Je mehr man einer Nation Spielraum zu Ankäufen gibt, desto größern gewinnt sie zum Absatze ihrer Produkte und Fabrikate. Wegen der Einfuhren sich bedenklich zeigen und nur erpicht sein auf Ausfuhren, heißt einen großen Markt anlegen wollen, aber aus Eifersucht und Neid nicht die Mittel dazu in Anwendung bringen."

Ein Monopol um das andere verschwindet. Die Briten wollen unbedingte Handelsfreiheit im Ernst. England hat jetzt auch das Monopol der Südseekompagnie abgeschafft, desgleichen das System der Primen.

Englische Kolonien.

Kolonien leisten dem Mutterstaate bei dessen Unternehmungen eigentlich keine unmittelbaren Dienste; verlangen vielmehr Besatzungen, Schiffe u. s. w. zu ihrer eigenen Hut. Es war 1756, bei Englands Anschlägen gegen Canada und Acadia, eine in der neuern Geschichte der Kolonien seltene Erfahrung, daß die nordamerikanischen Engländer Hilfskorps bildeten. Der wahre Nutzen von Kolonien besteht lediglich im Handelsverkehr. So beschäftigt gegenwärtig z. B. Canada nur allein, das ehemals für Frankreich als eine Last angesehen wurde, den vierten Theil der britischen Handelsschiffe, nämlich 600,000 Tonnen.

Ostindien kann man kaum noch eine britische Niederlassung heißen. Es ist ein unermeßliches Reich von wenigstens 60,000,000 Einwohnern. Diese Menschenmasse muß von einem britischen Heere, 22,000 Mann stark, und unterstützt von 120,000 Mann eingeborner Soldaten, im Zaum gehalten werden. Europäische Gesittung schreitet hier von Jahr zu Jahr weiter, und die Wirkung allgemeinerer Bildung wird früh oder spät der Abfall Ostindiens sein müssen. Die Macht und Größe dieses Reiches und seine Entfernung vom Mutterstaate wird das Werk der Befreiung begünstigen, wie es der Fall beim englischen Nordamerika und späterhin beim spanischen und portugiesischen Südamerika war. — Was wird England bei diesem Abfall verlieren? Nichts; im Gegentheil, eher gewinnen wird der Mutterstaat, dem die Unterhaltung seiner dortigen Beamten und Truppen und ewigen Feldzüge geringen Gewinn von den Hoheitsrechten gibt, während ihm keine Macht der Welt den Handel entreissen kann. Was hat denn England an Nordamerika verloren? Nichts. Es hat beim Verlust gewonnen, und gewinnt, je mehr Nordamerika aufblüht.

Digitized by Google

Man hat bisher ganz irrige Begriffe über die Nebenbuhlerei der vereinigten Staaten mit England, rücksichtlich des Handelsverkehrs, gehegt. Aber nach dem amtlichen Berichte des britischen Ministeriums über den Zustand Englands vom Jahr 1822 hört nothwendig alle Selbsttäuschung darüber auf. Englands unermeßliche Ueberlegenheit ist ausser allen Zweifel gesetzt. Es führte in diesem Jahre aus: inner Europa für 641,000,000 Fr; ausser Europa für 365,000,000. Hingegen Amerika nach Europa 100,000,000; nach andern Welttheilen 150,000,000.

Welch ein Unterschied! Einzig haben die vereinigten Staaten nur in den Antillen Vorzug vor den Engländern; da beherrschen sie die Märkte, weil sie die Lebensmittel liefern, die diese Inseln am liebsten unmittelbar von Amerika beziehen. Sobald aber von Erzeugnissen des Kunstfleißes Rede ist, behauptet Britannien wieder sein unbestrittenes Uebergewicht.

Englands Seewesen.

Nie kannte der Ozean eine gewaltigere Beherrschung seiner durch menschliche Macht, als gegenwärtig durch Englands Zepter. England unterhielt im letzten Kriege mehr denn tausend Schiffe jeder Größe, mit 130,000 Matrosen oder Seesoldaten bemannt. Es hat seine Hafen alle einander nahe, zwischen denen die Verbindung nicht so leicht gehemmt werden kann, wie in Spanien oder Frankreich, wo ein Theil am Weltmeer, ein anderer am Mittelmeer liegt.

Jede Seemacht, die es einzeln mit Englands Flotten aufnehmen will, wird nothwendig in Grund gebohrt, findet nur ein La Hogue, ein Trafalgar. Ein Kriegesbund aller Seemächte gegen England stände diesem an Reichthum von Schiffen und gewandten Seemännern kaum gleich, hätte alle Nachtheile der Koalitionen, und würde einzeln zertrümmert.

England, zur Behauptung seiner ungeheuern Herrschaft auf den Wellen, hat den ganzen Erdball mit einer Kette von insularischen und militärischen Posten umsponnen, die ihm zugleich als Zuflucht seiner Flotten, als Vorrathskammern, Zeughäuser und Beobachtungspunkte dienen.

Vom Kriegshafen Hallifax im Norden Amerika's aus schirmt es seine Besitzungen in jenen entlegenen Weltgegenden, und bleibt es den vereinigten Staaten vor der Thür; dann kommen die Bahama-Inseln auf der Antillenstraße und auf dem Verbindungswege zwischen Nord- und Südamerika; da hat es sich zu New-Providence ein neues Gibraltar gebaut. Der größere Theil der Antillen selbst gehört den Briten; in St. Lucie haben sie einen drohenden Militärpunkt gegen Frankreichs Martinique; Antigoa ist ihr Arsenal; der ganze Archipel liefert ihnen, was zu Angriff oder Vertheidigung nothwendig ist. Die Insel Trinidad im Angesicht des weiland spanischen Amerika's sichert den Verkehr mit jenen vormals verschlossenen Gegenden, und muß früh oder spät, wegen seiner geographischen und militärischen Bedeutsamkeit, Zankapfel zwischen den vereinigten Staaten und England werden. Selbst in Surinam faßten die Briten, mit Hilfe des Wiener Kongresses, festen Fuß.

Auf den Straßen von Europa nach Amerika und Südafrika macht England das unangreifbare St. Helena zu seiner Veste, deckt durch das Vorgebirg der guten Hoffnung seinen

Digitized by Google

Zug nach Indien, und seit es im Jahr 1814 durch Verträge auch Isle de France bekam, ward es Meister in den dortigen Meeren. Welche Seemacht möchte sich an Ostindien auf dem Wasserwege machen? Der Küsten von Malabar und Coromandel Eigenthümer, ließ England sich von den Portugiesen noch Cochin und von den Holländern Ceilan abtreten. Selbst in den entferntesten Weltmeeren zwischen Asien und Amerika hat es in dortigen Archipeln seine Stationen errichtet, und Neuholland zu seinem Hauptplatze gemacht.

Dieselbe planvolle Einrichtung finden wir zur Befestigung der Herrschaft auf den europäischen Gewässern. Ueberall britische Posten. Gibraltar hält den Schlüssel zum Mittelmeer, Malta in der Mitte desselben droht nach Italien, Afrika und die Levante, Corfu öffnet oder schließt den adriatischen Golf, bestreicht Italiens Ost-, Griechenlands Westküsten, und kann nach Gefallen Oesterreichs einzige drei Hafen, Venedig, Triest und Fiume, sperren. Malta und Corfu machen das Mittelmeer zu einem geschlossenen Meer.

Weiter im Norden muß Jersey die französischen Küsten beunruhigen, Cherbourg beobachten. Damit aber, was sich nicht durch den Kanal wagen mag, nicht weiter gegen Mitternacht unbemerkt durchgehe, ließ sich England die Insel Ferroë von den Dänen geben. Helgoland bewacht die Mündungen der Elbe und Weser von Deutschland und die Flotten des Nordens, wenn sie durch den Sund kommen wollten.

So hat Großbritannien seine Vestenkette um den Erdball geschlungen. Wer bricht sie leicht? So kann es sich in einer für seine Bevölkerung allzuungeheuern Ausdehnung mit weniger Mannschaft überall behaupten. Es läßt die Natur und die Befestigungskunst für sich streiten. Man glaube doch nicht, die Briten werden unter ihren Lorbeern einschlummern oder fahrlässig werden, wie schon andere Staaten. Da wecken die Buchdruckerpressen, da die Parlamentsredner; da hält die öffentliche Meinung Schildwacht. Ja, Fürsten und Minister können in der Stille ihrer Kabinete unter ihren Staatsgeheimnissen einschlafen. Wir haben der Beispiele genug. Aber wo für das Heil einer Nation nicht Einzelne sorgen, sondern die Nation in Parlamenten und öffentlichen Blättern mitsorgt, mitspricht: da hört der Schlaf auf.

Englands Landmacht und Herrscherstärke.

Die Bevölkerung der drei britischen Königreiche beträgt, wie wir wissen, 18,000,000 Menschen. Da von diesen aber zur Bemannung der Kriegsflotten über 100 000 Matrosen abgegeben werden müssen, kann das Heer zu Lande nur um so viel mäßiger sein.

Erst durch Napoleons Drohen mit Landungsversuchen ward England auch eine Landmacht. Alles sprang damals zu den Waffen. Im Jahr 1815 betrug die Zahl sämmtlicher Truppen 300,000 Mann. Mit verschwundener Gefahr ward die Masse vermindert. Im Jahr 1819 belief sich die Stärke des Heeres auf 99,000 Mann; im Jahr 1821 ist sie auf 81,000 Mann festgesetzt worden, davon aber der größere Theil in Indien, Irland und den unzähligen Niederlassungen und insularischen Militärposten zerstreut liegt.

Digitized by Google

Schwerlich kann Großbritannien zu Feldzügen auf dem Festlande mehr als im Durchschnitt 50,000 Mann hergeben, ohne Fabriken und Manufakturen stillstehend zu machen. Napoleon fand in den Ebenen von Kastilien und in den Feldern von Waterloo nur die Männer wieder, die er durch seine Dekrete aus den Werkstätten getrieben und brodlos gemacht hatte.

Albion ist die weltumwälzende Macht, nicht Frankreich. Albion ist die weltverjüngende Macht, aber nicht durch seine Heereskräfte zu Wasser und zu Lande, sondern durch die höhere Stufe bürgerlicher Entwickelung, in der es, über alle Nationen erhaben, die Erzieherin aller wird. England hat viel zur französischen, das heißt, zur europäischen Revolution gewirkt. Es entfaltete die dem Festlande bisher dunkel gebliebenen, wahren Grundsätze des geselligen Zustandes, und erwies durch sein eigenes Glück und Aufblühen den Werth dieser Grundsätze. Wie konnte das Festland gleichgültig bleiben? England hat die vereinigten Staaten Nordamerika's gebildet und sich bald in mehrern Stücken von denselben übertroffen gesehen. Die vereinigten Staaten hinwieder sind für das spanische Amerika geworden, was England für Europa ist. Jene Grundsätze und Wahrheiten sind tief in das innere Leben der Völkerfamilien eingedrungen; sie werden einst herrschen müssen. Sie werden in den unermeßlichen Reichen von Canada, Ostindien, Neuholland u. s. w. gelehrt und geübt. Spaniens Macht reichte einst weiter als die britische, ohne auf die Menschheit so groß einzuwirken. Denn wo Spaniens Zepter hinreichte, erstarrte Alles im dummen, stummen Glauben und knechtischem Befehl-Folgen. Wie konnte sich das verbreiten, was seiner Natur nach Stillstand war? Englands Grundsätze, Ansichten, Institutionen und Gesetze werden Ansichten, Grundsätze, Institutionen und Gesetze aller Völker; denn sie gehen aus dem gesunden Menschenverstande, aus der Natur der Dinge hervor, nicht aus dem Aberglauben des Herkommens, nicht aus der Willkühr einiger an der Spitze stehender Beamten.

Englands Uebermacht und Herrscherstärke beruht also nicht so fast auf seine Landmacht — es kann, es will keine Landmacht sein —, sondern auf seine höhere politische und bürgerliche Ausbildung, da die meisten übrigen Mächte nur schüchtern dem Riesengange Großbritanniens nachschleichen, gefesselt von den Vorurtheilen und Gewohnheiten des Altherkömmlichen; es beruht seine Herrscherstärke auf die Ueberlegenheit seines Seewesens und auf seine örtliche Lage.

Eben dadurch wird es noch lange unüberwindlich stehen. Denn nur durch einen Bund aller Seemächte ist England angreifbar, und alle Seemächte zusammen übertreffen nicht die Masse und Gewandtheit der britischen Flotten, und sind schon darum schwächer, weil sie Verbindung von vielerlei Mitteln, Interessen und Nebenabsichten sind, die zuletzt mit gegenseitiger Feindseligkeit auseinander gehen. Sie sind schon darum schwächer, weil sie ihre Kräfte gar nicht, ohne Englands Erlaubniß, zusammenführen können. Wie wollen die baltischen Flotten zu denen des Ozeans oder des Mittelmeers kommen? Die holländischen, die spanischen, die französischen Flotten, konnten sie sich denn nur weit von ihren Küsten und Hafen entfernen, ohne geschlagen zu werden? Man denke an Doggersbank, Egmond, Trafalgar u. s. w.

Digitized by Google

Englands örtliche Lage iſt ſo vortheilhaft, daß es ganz bequem die Hauptſtraßen des Meeres ſperren, faſt alle Umriſſe des Welttheils beſtreichen, ja in wenigen Stunden mit ſeinen Schiffen an den Küſten Hollands und Frankreichs ſein kann. Es iſt auf Helgoland, im Kanal, in Gibraltar, in Malta, überall Nachbarin von Europa. Wo ein Landungsplatz iſt, da kann der Brite angreifen. Aber das Innere der Länder iſt ſeinem Schwerte verſchloſſen, und wo öde Küſten ſind, wird ſein Drohen eitel. Daher begnügt ſich das britiſche Kabinet, Bundesgenoſſen unter den Landmächten zu behalten und ihnen zum Landkriege Subſidien zu reichen. Durch eigene Kraft kann es weder Rußland, noch Oeſterreich, noch Preuſſen anfallen und ſchrecken, oder zwingen, wenn es auch Petersburg, Odeſſa, Trieſt u. ſ. w. in Steinhaufen verwandeln würde.

So iſt die Gewalt Englands durch ihre eigene Natur wieder begrenzt. Sie kann nie allzufurchtbar und zerſtörend für Europa werden; noch weniger für die entlegenen Staaten Nordamerika's. Die Verwüſtung der Stadt Waſhington, welch eine fruchtloſe Rache! Auch das hieß nur wieder, nach einem Ausdruck des Admirals Rodney, der Havre bombardirt hatte: „Fenſterſcheiben mit Guineen einwerfen!“

Dann iſt auch England noch auf andern Seiten zu ſchwach, um ſich in ſeiner wirklichen Größe nicht zu überheben. Und es erkennt ſeine Gefahren. Sie ſtammen aus Fehlern im Innern ſeines ſtaatsthümlichen Baues. England hatte ſich in ſeinem Oberhauſe eine Ariſtokratie, als Magiſtratur, nicht als eine hochadeliche Körperſchaft, gebildet. Es ſchuf dieſe Ariſtokratie zum Beſten des Staats; der Staat ſollte nicht zum Beſten der Ariſtokratie da ſein, wie anderer Orten. Aber ſchon ſtrebt die Lordſchaft mehr hin, Feudal-Adel zu werden, als Volksadel zu ſein. Das wird zum faulenden Fleck am Gebäu der Verfaſſung. Von der andern Seite hat der miniſterielle Einfluß auf die Wahlen der Repräſentanten im Unterhauſe, mithin auf den Geiſt deſſelben, eine ſolche Größe gewonnen, daß er mit den durch die Verfaſſung begehrten Freiheiten unverträglich wird. Während die Pairskammer in ihrer majeſtätiſchen Feſtigkeit und Unbewegbarkeit eine Schutzwehr der Ordnung gegen die Beweglichkeit des Volkes iſt, ſoll die Kammer der Repräſentanten gleichzeitig des Volkes Schutzwehr ſein. Dies aber zu ſein, hindert der miniſterielle Einfluß von Zeit zu Zeit immer mehr. Die Mißbräuche wachſen. Einzeln ſind dieſe kaum mehr zu tilgen, ohne alle anzugreifen. Daher entſprangen die Radikalen. Und dieſe werden bleiben, ſo lange die Uebel bleiben, durch welche ſie ihr Daſein empfingen.

Ein anderes Unheil geſellt ſich noch dieſem zu. Die Mehrzahl der Engländer iſt von allem Grundeigenthum ausgeſchloſſen. Von zwölf Millionen Menſchen ſind zwei Drittel faſt ganz eigenthumslos. Alle kleinen Beſitzungen ſind nach und nach in die Hand weniger Landbeſitzer übergegangen. Eben der Fall iſt's mit der Gewerbskraft. Sie gehört bloß einigen Beſitzern ungeheurer Kapitalien; die Maſſe des Volks lebt von Lohn und Gehalt, und arbeitet für Rechnung der Reichen. Iſt Arbeit genug vorhanden, iſt auch die Menge der Arbeitenden ruhig; fehlt jene, wird das ganze Land unruhig. Die Ruhe des Staats hängt hier, wie in jedem

Digitized by Google

Reiche, von der Fähigkeit ab, daß sich das Volk Leben und Wohlsein fristen kann; aber in keinem Reiche ist diese Bedingung gefährdeter durch Umstände, als eben in England. Verwandlung in politischen und Handelsverhältnissen mit andern Nationen, abändernde Laune des Geschmacks bei den bisherigen Waarenverbrauchern, ja die einfache Verbesserung einer Maschine, die viele Tausend Hände entbehrlich machen kann, reicht hin, die öffentliche Ruhe in Gefahr zu bringen.

Diese Umstände, innig mit Allem, was zu Großbritanniens Größe gehört, verflochten, legen der Regierung den Zwang einer ewigen Besorgniß auf. In andern Ländern lebt das Volk größtentheils vom Erzeugnisse seines Grundeigenthums; in England hingegen nur von dem, was andere Völker von englischen Waaren verbrauchen. Hier hängt es ganz von den Fremden ab. Es würde durch ein allgemeines und wohlvollzogenes Verbot der englischen Waaren in Hunger, Müßiggang und Verzweiflung gerathen. Ohne Handelsverkehr wäre das britische Seewesen todt und das System der Niederlassungen in fremden Weltgegenden eitel. — Englands Handel umfaßt freilich den ganzen Erdkreis, aber eben darum ist es vom gesammten Auslande abhängig.

Napoleons großer Fürstengeist erkannte dies. Er faßte den ungeheuern Gedanken des Kontinentalsystems; ein Gedanke, der ihn überlebt hat, der nie wieder erlöschen kann; ein Gedanke, der seinen Urheber weit über alle diejenigen hinausseht, die je nach Englands schwacher Seite geforscht hatten. Zwei Thatsachen haben es beurkundet.

Das Schicksal hat gewollt, daß Englands beide Hauptmärkte gerade bei seinen zwei wichtigsten Nebenbuhlern liegen müssen, in Rußland einerseits, und anderseits in den vereinigten Staaten. Die englischen Kapitalien sind es, die größtentheils den russischen Grund und Boden ausbeuten. Petersburg umfaßt eine britische Stadt. In den Tiefen der sibirischen Bergwerke wirkt Englands Hand. Die letzten Angaben von der Schiffahrt durch den Sund beurkunden, daß im Jahr 1822 nicht weniger als 3166 englische Schiffe durch jene Meerenge, und die meisten nach Rußland, segelten. Als Napoleon die britische Flagge von allen Gestaden verbannte, die er gewältigen konnte, zog ihm der englische Handel mit Rußland, das diesem Handel sein Emporgehen dankt, den Krieg zu, in welchem er selber unterging. — Von der andern Seite, als Napoleon im Jahr 1811 England mit Amerika entzweite, fand jenes schlechten Ersatz für seinen unterbrochenen Handel mit den vereinigten Staaten durch den Brand des Washingtoner Kapitols, oder durch Beschimpfung der nordamerikanischen Ufer. Damals bekannte England, daß es von der amerikanischen Marine mehr Schaden gelitten habe, als von allen vereinigten Flotten Europa's möglich wäre. Der Stillstand der Werkstätten, das Nothgeschrei der in Armuth und Mangel gestürzten Volksmasse versetzten die britische Regierung in bedenklichen Zustand.

So ist demnach Englands Herrscherstärke, wie groß sie auch sei, durch ihre eigene Natur zur Selbstbezähmung gezwungen. Die ganze Welt kennt die verwundbare Achilles-Ferse, und England verkennt sie nicht.

Digitized by Google

Man wirft der britischen Staatsklugheit tausend Dinge vor, wie man sie dem Kaiser Napoleon vorgeworfen hat. Es sind immer die Besiegten, die Minderfähigen, die da schreien und ihrer ohnmächtigen Rachsucht mit Worten Luft machen. Hat Preussen denn wohl Schlesien unter besserm Titel erworben, als England Ostindien erwarb? Wer gab denn Amerika den Europäern, oder wer denn Polen an die Mächte des heiligen Bundes? Verlieren wir darüber kein Wort.

Wir haben auseinandergesetzt, daß England eine unfestländische Macht sei, — nicht auf dem Festlande unmittelbar schalten könne, — da nichts zu erobern habe, — und folglich nicht in angriffsweiser Stellung sein möge. Was muß daraus folgen? England, welches für sich selbst von keiner europäischen Landmacht Gefahr zu besorgen hat, unmittelbar und allein auch keine europäische Macht überwältigen kann, seine Größe nur auf Handel begründet sieht, und eben darum den Frieden lieben, das Dasein mehrerer unabhängiger Staaten wollen muß — England hat in Bezug auf die Mächte des festen Landes durchaus kein höheres Interesse, als Aufrechthaltung des Friedens und Beschirmung des Schwächern gegen den Stärkern.

Und dieses Interesse hat sich, seit England eine Macht ist, seit König Wilhelm III nie geändert, sondern immerdar thatsächlich erwiesen. Es trat in die vorderste Reihe der großen Verbindungen, die gegen Ludwigs XIV Länderſucht geschlossen war; es beschützte im Jahr 1740, durch sein Vermitteln, die österreichische Monarchie gegen Zerstückelung; hingegen im siebenjährigen Kriege verhütete es die Vernichtung Preussens, indem es sich an Friedrich den Großen anschloß; und im französischen Revolutionskriege, wie in dem gegen Napoleon, wich es nicht vom Kampfplatze, wenn Alle wichen, bis endlich Frankreich wieder in die alten Grenzen zurückgebannt war. Als sich die mächtige und stolze Katharina von Rußland 1790 gegen die Türkei warf, oder der schwedische Gustav gegen Dänemark, wer anders, als England, stand auf der Seite der Schwächern, und nöthigte die Stärkern, ihre Beute fahren zu lassen?

Es ist die Natur der Dinge, es ist das Bedürfniß Großbritanniens, was der englischen Staatsklugheit von jeher diesen Weg vorzeichnete. Sie kann sich ihm nicht entziehen. Sie folgt ihm instinktmäßig, zur Selbsterhaltung. Es lebt bei dem Inselvolk eine öffentliche Meinung, die Frucht seiner bewundernswürdigen Institutionen, wovon die wenigsten Völker des Festlandes noch kaum eine Ahnung bei sich empfinden. Vor dem Strahle dieser Meinung erbleichen alle gespenstische Schatten des Vorurtheils oder des leidenschaftlichen Hasses und Eigensinns einzelner Machthaber, können Irrthümer nie von langer Dauer sein und kleinliche Hofränke nicht anhaltend obsiegen.

Noch in den letzten Tagen hatten wir einen schlagenden Beweis davon. Lord Londonderry leitete Englands politische Bewegungen mit auffallender Hinneigung zu den Ansichten des heiligen Bundes. Aufgeblasen durch einen Sieg, den er für sein Werk hielt, behandelte er die Grundsätze staatsthümlicher Freiheit, aus der er nie viel machte, mit Verachtung und

Digitized by Google

Wegwerfung. Sein Sinn, in Betreff Griechenlands, lag unter einer falschen Idee gefangen, die er sich mit Oesterreich von der Bedeutsamkeit der osmanischen Pforte, als Gegengewicht für Rußland, gemacht hatte. Die Zeit hat allen seinen irrigen Ansichten strenges Recht widerfahren lassen. Um der russischen Macht ein Gegengewicht in der osmanischen zu geben, mußte diese doch vor allen Dingen erst selbst eine Macht sein. Aber diese Hauptbedingung fehlte, und ihr Mangel wird immer deutlicher. Trotz seiner Vorliebe für den heiligen Bund konnte aber Lord Londonderry dennoch es nicht über sich bringen, Grundsätzen zu huldigen, wie sie der Troppauer Kongreß ausgesprochen hatte. Und sobald dieser Minister von der Bühne verschwand, zwang Englands wahrer Gedanke seinen Nachfolger, die Verbindungen mit Verona zurückzunehmen und in Betreff Griechenlands und der Türkei eine andere Richtung zu wählen. Einstimmig mit der öffentlichen Meinung vermag das britische Kabinet Alles, und im Widerspruch mit derselben nichts. Die öffentliche Meinung aber fordert Handhabung des Friedens auf dem festen Lande, der Handelsinteressen willen, — Beschirmung der öffentlichen Freiheiten überall, der britischen Handelsinteressen willen, — standhafte Widersetzung gegen jede Macht, die das Festland unterdrücken möchte, ebenfalls der britischen Handelsinteressen willen. Englands Wohlsein hängt vom Wohlstand, folglich von der Freiheit und Unabhängigkeit der festländischen Reiche ab. Von armen, rohen Völkern kann der Brite keinen Nutzen haben im Verkehr.

So wird Großbritannien durch die Natur der Dinge zur Schirmherrnrolle europäischer Gesittung und Freiheit berufen. Es übernimmt diese Rolle seines eigenen Wohls wegen. Es muß sich, seines Wohls wegen, jeder Uebermacht entgegenstemmen, welche die Selbstständigkeit der festländischen Staaten bedräut.

Von Frankreich ist gegenwärtig nichts für die Unterjochung der Nebenstaaten zu befürchten. Aber Frankreichs Bewegung gegen Spanien gab dem britischen Kabinete sogleich diejenige Haltung, welche vorauszusehen war. Auch Oesterreich an sich ist für Europa nicht furchtbar; eben so wenig Preussen. Die stärkste aller Mächte des festen Landes ist unstreitig jetzt Rußlands; und so ist nichts natürlicher, als daß Englands Wachsamkeit und Widerstand gegen Rußland gerichtet ist; daß, diese Macht zu beobachten und einzuschränken, die Grundlage der britischen Staatsklugheit geworden ist.

Rußlands Gebiet.

England und Rußland, die zwei europäischen Hauptmächte, bilden den vollkommensten Gegensatz unter sich, nur darin einander ähnlich, daß sie, beide an den Aussenenden des Welttheils liegend, fast unüberwindlich durch ihre Lage sind: England vom Meere umgürtet, Rußland durch Wälder, Wüsten, Steppen und Sümpfe; und daß sie beide ihren Arm über die andern Welttheile ausstrecken. England steht auf dem Gipfel bürgerlicher Ausbildung und Gesittung, Rußland noch auf den untern Stufen derselben. Englands Interessen sind mit dem

Digitized by Google

Glück und Wohlstand aller Nationen verflochten; Rußland steht einzig da, nur durch diplomatische Verhältnisse mit entfernteren Nationen in Berührung. England, reich und gewaltig durch Freiheit, Kunst, Wissenschaft und Verkehr, will nur das Leben in diesen Elementen verbreitet sehen; Rußland zeigt, wie das alte Thrazien, nur seine Soldaten, sein Eisen, den Machtspruch seines Gebieters.

Rußlands Gebiet umfaßt beinahe den siebenten Theil der Erdkugel. Polen ist das Thor des unermeßlichen Reiches gegen Europa geworden. Vermittelst Polens ist dieses Reich erst näher an den Verein der europäischen Welt gerückt; vermittelst Polens baut es seine Arsenale an den deutschen Grenzen auf. Vormals mußte es seine Kriegsbedürfnisse erst aus dem entfernten Innern beziehen; das machte seine Unternehmungen kostspielig, langsam und unsicher. Jetzt aber hat es seine Niederlagen und Vorräthe an der Weichsel und am Bug. Es ist vorauszusehen, die Weichsel wird endlich, früh oder später, der russische Grenzstrom, vom Krapak bis zum baltischen Meere. Unter allen Uebeln, welche aus der Theilung Polens erwachsen sind und noch erwachsen werden, ist keins der geringsten, daß die Russen damit festen Fuß diesseits der Weichsel gewannen.

Ringsum hat Rußland heutzutage keine Nachbarschaft mehr, durch welche es sich beunruhigt fühlen könnte. Mit der Wegnahme Finlands entledigte sich Rußland eines alten, standhaften, wachsamen und lästigen Nebenbuhlers. Die Türkei in ihrer Ohnmacht ist heutzutage Niemandem mehr furchtbar, als in ihren Verwirrungen sich selber. Rußland hat sich vom Niemen bis fast zur Oder so tief in Preussen hineingeschoben, daß es durch eine einfache Seitenbewegung rechts ein Drittel des ganzen Landes von allem übrigen der Monarchie abschneidet. Durch diese örtliche Stellung wird Preussen eben so sehr, als durch die Ungleichheit der Streitkräfte beider Mächte, dem Russischen untergeordnet. Oesterreich, wenn auch stärker als Preussen, ist darum doch kein gefährlicher Nachbar für Rußland. Ungerechnet seine geringere Macht, ist es übel abgegrenzt, zumal gegen das russische Gebiet, und von der Seite ohne Befestigung und natürliche Haltung. Rußland kann jeden Tag den Krieg, nur fünfzig Wegstunden von Wien entfernt, eröffnen und in Mähren eindringen, wo alle Straßen bis zur Hauptstadt offen stehen. Olmütz und Brünn können kein großes Heer im Zuge aufhalten.

So hat denn Rußland um sich her nur schüchterne und zitternde Angrenzer. Es ist durch sein Klima, durch seine Entlegenheit vertheidigt; es hat für sich den Raum und die Zeit; man gelangt da nur mit müden Füßen zu den Wällen von Eis. Die Schatten Karls XII und Napoleons irren warnend um die Grenzen und mahnen an das Loos, was den Verwegenen in jenen traurigen Feldern erwartet. Niemand kann jenen Wildnissen das Uebel vergelten, was von ihnen her beständig kommen kann. Sie sind so unermeßlich, daß auch das größte, das an Talent und Tapferkeit furchtbarste Heer, das Heer eines Napoleon, darin wie ein Zug Ameisen verschwindet. Eine kleine Armee vermag wider Rußland nichts, sie ist wie keine. Eine große kann da nicht lange ausdauern, wo ringsum Armuth und Einsamkeit herrscht, die Zufuhr in-

Digitized by Google

Steppen, Wäldern, Sandwüsten mühsam ist, und nach wenigen, heißen Sommermonden ein erstarrender Winter plötzlich einbricht.

Rußlands Bevölkerung.

Wer kennt sie genau? Wer zählt die einsamen Horden, die in den weitläufigen Wildnissen Asiens, Südrußlands oder des Kaukasus umherschwärmen? Die Lebensweise dieser Völkerschaften macht die bei gesitteten Nationen üblichen Aufnahmen der Seelenzahl unnütz.

Beschränkt man sich bloß auf die Bevölkerung des europäischen Rußlands, Polen inbegriffen: so mag die Zahl von fünfzig Millionen Menschen nicht übertrieben sein *). Und wäre sie zu groß in diesem Augenblick, wie schnell kann sie erreicht sein! Kaum vor mehr als hundert Jahren sah man, wo jetzt Petersburg mit vierhunderttausend Einwohnern prangt, nur Fischerhütten; Odessa, eine Schöpfung von vierzig Jahren, zählt schon fünfzigtausend Seelen. Rußland hat, um in seiner Bevölkerung Riesenschritte zu thun, alle Vortheile, welche die Natur den Gefilden Nordamerika's gab, dessen schnell anschwellende Volkszahl wir anstaunen.

Wir müssen nicht auf das allein sehen, was der gegenwärtige Augenblick darbietet, sondern auf die nahe Zukunft. Wahr ist's, Rußland steht noch auf einer untern Stufe der Gesittung; aber die Völkerschaften, jetzt von oben her durch ein einziges Band umfaßt, nichts weniger als von der Natur in ihren Anlagen versäumt, beginnen sich zu entfalten. Die russischen Offiziere, welche der Krieg in unsere Gegenden herführte, unterschieden sich in Kenntniß und äusserer Bildung durch nichts von den Offizieren anderer Nationen des gesitteten Europa's; oder wer erblickt zwischen den aus Liebe zum Vergnügen oder zur Wissenschaft in unsern Gegenden reisenden Russen, was sie niedriger setzt, als die Völker, zu denen sie kommen? Es mangelt dort nicht an einem kunstliebenden Hofe, an Beförderungen des Handels und Verkehrs, an Schulen und Bildungsanstalten. Nicht mehr die russische Barbarei, nein, die russische Zivilisation ist für Europa das Schreckenvolle. Und besonders im Kriegswesen haben die Russen die bedeutendsten und für unsern Welttheil drohendsten Fortschritte gemacht.

Rußlands Heer.

Jenseits der Weichsel fällt ein Vorhang, der sehr schwierig wahrnehmen läßt, was dahinter vorgeht. Die Regierung ist, nach morgenländischer Art, in das Kabinet des Fürsten verschlossen. Er spricht allein, schreibt nichts, macht nichts bekannt. Man kann nur errathen. Napoleon führte nicht über achthunderttausend Mann gegen Rußland vor; man behauptet, Alexander stellte ihm eine Million entgegen. Warum sollte man das bezweifeln, wo nichts den Willen des Selbherrschers beengt? Wo der gemeine Mann abgehärtet, treu, blind gehorsam und tapfer

---

*) Und doch ist diese Zahl bestimmt, sogar für das gesammte russische Reich, noch zu groß.

A. d. H.

Digitized by Google

iſt, während das Land Ueberfluß an Pferden hat? Nimmt man dazu, daß die Offiziere Männer von Bildung ſind, daß die ruſſiſchen Heere ſich die beſten Theile europäiſcher Kriegskunſt angeeignet haben: ſo wird man fühlen, welche furchtbare Macht Rußland gegen das übrige Europa iſt. Hunderttauſend Polen, brave und ſchöne Leute, die ihren Muth ſchon an tauſend Orten bewährt haben, bilden den Vortrab.

Rußland hat keine Nachbarſchaft zu fürchten, derentwillen es ſeine Streitkräfte vertheilen müßte. Dieſe ſind übrigens zahlreich genug, nach allen Seiten hin Spitze zu bieten. Rußland kann ſich alſo ohne Sorgen gegen Europa aufſtellen, und den Feldzug in einer Nähe von vierzig Stunden von Berlin, oder fünfzig Stunden von Wien, oder einige Meilen von Stockholm eröffnen. Man kann Rußland dagegen auf keiner ihm empfindlichen Stelle angreifen. Es hat keinen Seehandel, keine Kolonien, keine Niederlagen ſeiner Schätze in fremden Staaten.

Rußlands Staatsklugheit.

Seit den Zeiten Peters des Großen hörte Rußland niemals auf, ſich durch Eroberungen auszubreiten. Man möchte ſagen, ſeit hundert Jahren ſei das Kabinet von Petersburg nur aus einem einzigen Mann zuſammengeſetzt geweſen: ſo unveränderlich und folgerecht herrſchte da immer ein und derſelbe Grundgedanke.

Einſt war Rußland fern vom ſchwarzen Meere und der Donau. Jetzt gebietet es auf beiden. Einſt ward es durch Schwedens Macht erſchüttert; jetzt iſt Finland an das ruſſiſche Reich geknüpft. Es war kein Weg zu den blühenden Theilen Europens vorhanden; jetzt gibt Polen die Heerſtraßen dazu.

Seit 1799 ſahen wir fünfmal Rußlands kriegeriſches Einſchreiten in die Angelegenheiten der ſüdlichen Länder des Welttheils. Seitdem erſchien es jederzeit an der Spitze der großen, die Staatenverhältniſſe ordnenden Mächte. Im Wiener Kongreſſe vollendete es ſein Werk. Es ſicherte ſich ſeine Stimme in den Angelegenheiten Südeuropa's. Wer hätte glauben ſollen, daß Rußland angerufen werden könne, in Sachen Neapels und Piemonts zu richten? Man machte den Gebieter einer Million Soldaten zum Friedensrichter Europens. Man öffnet ihm die Wege durch Italien und Deutſchland. Und was kann ein Kaiſer von Rußland ſeinen Kriegern zu Archangel und Nowgorod Anlockenderes verheißen, als die Sonne und die Früchte Frankreichs, Oeſterreichs, Italiens und Spaniens?

Man rühmt Kaiſer Alexanders Gerechtigkeit und Edelſinn. Aber er lebt nicht immer. Man ſagt: Rußland liegt weit von Frankreich, Spanien und Italien. Aber ſeit es Warſchau beſitzt, iſt es Deutſchlands Nachbar und nicht entfernter, als ein großer Theil Preuſſens oder Oeſterreichs. Man ſagt: Rußland iſt nicht reich. Aber Rußland hat Ueberfluß an Allem, was Andere zum Behuf des Krieges erſt mit Geld kaufen müſſen; und wenn man ſtärker iſt, als Andere, ſo iſt man auch nahe daran, Herr ihres Geldes zu ſein. Uebrigens beſitzen Staaten,

Digitized by Google

welche Kredit haben, auch das Geld, was sie nicht haben. Einem großen Reiche, wie Rußland, kann der Kredit nie mangeln.

Der Himmel setzte auf den russischen Thron einen seltenen Mann, einen Mann, der, an der Spitze einer unumschränkten und dabei ungeheuern Gewalt, sie nie mißbrauchte und überall mit bewundernswürdiger Mäßigung handelte. Aber Mäßigung ist nicht immer im Gefolge der Politik und des Gefühls der Ueberlegenheit. Europa findet also die Gewährleistung seiner Unabhängigkeit nur in der Tugend des Selbherrschers aller Reussen. Könnte man nicht von der Grundlage dieser Gewährleistung dasselbe sagen, was Kaiser Alexander mit schmerzlichem Tone zur Frau von Stael sprach, als sie ihm viel Schmeichelhaftes über das Glück äusserte, was er seinen Völkern schaffe? „Dabei bin ich selbst nichts, als ein glücklicher Zufall!“ sagte er, um darauf hinzudeuten, daß die edelsten Gesinnungen nicht jederzeit den Mangel fester Einrichtungen ersetzen. Was die Tugend heute baut, reißt morgen die Leidenschaft des Andern nieder. Die Menschen ändern, aber die Gewalt bleibt. Behaupten wollen, die Gewalt Rußlands werde immer unermeßlich und immerdar mit Mäßigung ihres Inhabers bestehen, heißt behaupten, daß es nicht mehr dieselbe Gewalt sein werde, oder daß sie nicht von menschlichen Wesen gebraucht werde.

Die Regierung des russischen Reiches ist ein Kind Asiens. Der Fürst vereinigt Alles in sich. Nur sein Gedanke waltet, nur sein Mund gebietet. Der Sultan zu Konstantinopel ist durch das Gesetz seines Landes, durch ein geschriebenes, vom Himmel gekommenes, von allen seinen Unterthanen gekanntes Gesetz beschränkt. In Rußland ist dergleichen unbekannt. Rußland hatte seine Strelitzen, wie Konstantinopel Janitscharen hat. Jenes aber wußte sie zu unterwerfen und zu vertilgen. Auch Petersburg hatte Pallastrevolutionen, wie Konstantinopel; aber ein dirigirender Senat ist minder drückend, als ein Korps Ulema's.

Gesellige Ausbildung und Gesittung findet sich in Rußland nur in den obern Ständen. Aber alles Andere ist roher Pöbel. Der Mittelstand ist in Rußland nur kaum geboren. Da ist kein anerkanntes Recht des Volkes, da kein gesetzliches Mittel für das Volk, seine Gesinnungen zu äussern. Die Ideen des orientalischen Despotismus leben in Kraft; und Soldaten lasten auf die Freiheiten der Einwohner, wie auf die Politik der auswärtigen Mächte. Es gibt da nichts, was, wie in England, verwandt mit den Grundsätzen freier Nationen, für die Freiheit der Nationen spricht; die bestehende Ordnung der Dinge steht vielmehr mit derselben in vollem Gegensatze. Man bemerkte es zu Troppau, Laibach und Verona. Und die Sprache, die dort unverhohlen geführt ward, veranlaßte den Einspruch Englands.

Die Summe des Ganzen.

So weit der Alt-Erzbischof von Mecheln. Er zieht endlich alle Thatsachen noch einmal zusammen, um das Ergebniß daraus zu folgern.

England und Rußland, sagt er, sind die beiden Hauptmächte Europens; sie üben über

Digitized by Google

dieſen Welttheil ein Protektorat, das Niemand abwenden kann; ſie ſelbſt ſind auf eigenem Grund und Boden unangreifbar.

Englands Bevölkerung kann nie ſo übermäßig anwachſen, daß ſie auf irgend eine Weiſe endlich für Europa furchtbar würde; aber die ruſſiſche kann dereinſt Europa erdrücken. England mag ſeinen Feinden wohl einen Theil des Reichthums, Rußland aber den ſeinigen das Daſein rauben können. England kann weder unmittelbar noch allein für ſich auf dem feſten Lande feindſelig handeln; hingegen Rußland faßt dieſes auf mehrern Punkten, unmittelbar und ſo ſtark, daß eine einzige Macht ihm keinen glücklichen Widerſtand leiſten kann, kaum ein Bund vereinter Mächte.

England hat in ſeinem Handelsverkehr eine verwundbare Seite, und wird eben dadurch genöthigt, andere Staaten mit Schonung zu behandeln. Rußland hat keinen auswärtigen Verkehr, durch den es großem Verluſte bloßgeſtellt wäre.

England hat zum Zweck ſeiner Politik, ſich Jedem zu widerſetzen, der das Feſtland beherrſchen möchte; es muß für Europens ſtaatsthümliche Freiheiten wachen. Rußland hingegen iſt der geborne Widerſacher dieſer Freiheiten. England iſt in feſtgeordneter Verfaſſung; Rußland aſiatiſch, durch Alleingewalt, beherrſcht. England erkennt eine öffentliche Meinung und eigenthümliche Einrichtungen, wodurch ein bleibendes, feſtes Syſtem der Regierung gebildet, und auf welches die Regierung, wenn ſie davon abirrt, wieder zurückgeführt wird. Rußland hat nichts, als den Willen eines Einzigen, von dem Alles abhängt, wie vergänglich, ſchrankenlos und wandelbar er auch ſein mag.

Genug, aus Allem, was Herr de Pradt aufſtellt, geht das Ergebniß hervor: daß die Europäer ſich nicht dem Protektorate Rußlands oder Englands entziehen können, und daß ihnen zwiſchen beiden höchſtens nur die Wahl bleibe. Welche Wahl aber zu treffen ſei, iſt nach ſeiner Darſtellung durchaus nicht ſchwer zu erkennen.

Obgleich der Alt-Erzbiſchof zu allen Europäern ſpricht, ſcheint er doch wohl eigentlich nur ſeine Landsleute, die Franzoſen, im Auge gehabt zu haben. Er ſieht die Hofpartei und die Ultra ſich zum Grundſatze der ſogenannten abſoluten Monarchie, folglich zu Rußland, hinneigen. Darum ſcheint es ihm räthlich, der Partei der Liberalen und dem franzöſiſchen Volke für England ein günſtiges Wort zu ſagen und den alten Nationalhaß zu mindern.

Wir übrigen Europäer aber, wenn wir auch weder Rußlands noch Englands ungeheure Ueberlegenheit, noch ihre jetzt nothwendig erwachſende Nebenbuhlerei um das europäiſche Primat, hinwegläugnen dürfen, haben doch, ſcheint es, gar keine Urſache, für die Unabhängigkeit der ſelbſtſtändigen Reiche ſo viel zu fürchten, und zur Wahl eines Schirmherrn ſchreiten zu müſſen, wie der beredte Erzbiſchof aus ſeinen Vorderſätzen folgern möchte. Gerade die unvermeidliche Nebenbuhlerei beider Hauptmächte führt die Gewährleiſtung der Unabhängigkeit für alle übrigen mit ſich. Nur wo Einer allein alle Andern überwiegt, da iſt wahre Gefahr.

Der Alt-Erzbiſchof geſteht übrigens ſelbſt, daß von der Uebermacht Englands, ſchon weil

Digitized by Google

es keine Landmacht iſt, wirklich für die Freiheit, den Wohlſtand und die Kultur Europens wenig zu fürchten ſei, weil England, ſeiner Natur nach und ſeines eigenen Aufblühens willen, die Kultur, den Wohlſtand und die Unabhängigkeit der einzelnen europäiſchen Staaten wünſchen muß. Alle Beſorgniſſe ſollen ſich folglich gegen die nordiſche Rieſenmacht wenden.

Sind dieſe Beſorgniſſe wohl gegründet? Darüber nur einige Erinnerungen.

Von der Furcht vor Rußland.

Es hat mit den ſogenannten Protektoraten und Univerſalmonarchien noch nirgends in der Welt, und am wenigſten in Europa, glücken wollen. Alle zerfielen ſchneller, als ſie ſich bildeten. Die Allherrſchaft des mazedoniſchen Alexanders und Karls des Großen löſete ſich mit dem letzten Seufzer ihrer Stifter auf, und die Napoleoniſche verſchwand, ehe Napoleon ſelbſt.

Ueber barbariſche und unter ſich zuſammenhangsloſe Völkerſchaften kann die Regierung einer aufgeklärtern Nation allerdings eine Schirmherrſchaft von längerer Dauer begründen, weil die wahrhafte Ueberlegenheit nicht in der Menge der Waffen und Unterjochungsmittel, ſondern in der Größe des Geiſtes beruht, der jene Mittel bewegt. Unter Nationen von einerlei Geſittungsgrad, einerlei Freiheitsliebe, einerlei Stolz, iſt wahre und dauerhafte Oberherrlichkeit einer einzelnen über alle nicht möglich, ſondern nur ein fortgeſetzter Krieg mit wechſelndem Glück, wie es zur Zeit Napoleons der Fall war. Spanien konnte die unermeßlichen Reiche im Süden und Norden Amerika's nur ſo lange ſchirmherrlich beherrſchen, als die Provinzen jener Länder ſchlecht bevölkert, zuſammenhangslos unter ſich und von weit geringerer Ausbildung waren, denn die des Mutterlandes. Sobald ſie dieſem gleich wurden, machten ſie ſich vom Protektorate los, wie es früher die vereinigten Staaten Nordamerika's in Bezug auf England gethan hatten. Das unermeßliche ruſſiſche Reich, einer wahren Univerſalmonarchie wenigſtens in ſeiner Landausdehnung ähnlich, vom Nordpol bis zur Krimm und von der Weichſel bis zur Mauer von China, dauert nur durch die Schwäche, Zuſammenhangsloſigkeit und geringe Ziviliſation der durch Sprachen, Wälder, Wüſten und Steppen getrennten Völkerſchaften fort In dem ganzen ruſſiſchen Welttheil, von ungefähr 350,000 Geviertmeilen, befinden ſich nur etwa 46,000,000 Menſchen, während Deutſchland allein auf 11,000 oder 12,000 Geviertmeilen bei 30,000,000 Seelen vereint. Erreicht Rußland jemals eine Bevölkerung, verhältnißmäßig der von Deutſchland gleich: dann wird wohl ſchwerlich noch ein und derſelbe Zepter Alles zwiſchen Warſchau und Kamtſchatka beherrſchen.

Es iſt gar nicht mit Herrn de Pradt zu befürchten, daß die Bevölkerung des ruſſiſchen Reiches in gleicher oder auch nur ähnlicher Schnelligkeit wachſe, wie die der nordamerikaniſchen-Freiſtaaten. Es mag allerdings ſein, daß der Boden Rußlands den Anbauern alle die Vortheile darbietet, wie Nordamerika; aber man muß doch nicht vergeſſen, daß es nicht die Vortheile des Bodens, ſondern die der Verfaſſung und Geſetzgebung ſind, welche ein Land volkreich und blühend machen. Spanien und Neapel ſind trotz ihres ſchönern

Digitized by Google

Himmels nicht so sehr, wie ehemals, bevölkert; alljährlich aber strömen Tausende von Auswanderern ins freie Amerika aus, und die armen, aber freien Felsenthäler der Schweiz sind fast übervölkert.

Die Städte Petersburg und Odessa, welche in kurzen Zeiträumen so groß anwuchsen, geben wahrlich keinen Maasstab für die rasche Zunahme der russischen Volkszahl im ganzen Reich. Handel, öffentliche Anstalten u. s. w. ziehen vom Aus- und Inlande viele Familien nach den Hauptstädten, indessen das Leben der übrigen Provinzen still und langsam schleicht. Selbst die ausserordentliche Masse von Kriegern — man spricht von beinahe einer Million, welche Rußland immer in verschiedenen Richtungen umherbewegt —, muß eher zur Schwächung, als zur Beförderung des schnellern Fortschreitens der Population wirken.

Die Bevölkerung hält in der Welt mit der Zivilisation, und diese mit der Kultur des Landes überall gleichen Schritt. Rußlands Zivilisation ist trotz großer und hundertjähriger Mühen noch nicht weit gediehen. Die Bildung der Offiziere bei der russischen Armee, oder die der russischen Reisenden, ist so wenig ein Beweis für die vorgeschrittene Zivilisation der Volksmasse, als die schnellgewachsene Population von Odessa und Petersburg das gleichmäßig starke Zunehmen der übrigen Landesbevölkerung beurkundet. Denn jene Offiziere und Reisende, meistens Söhne reicher und angesehener Häuser, wurden theils von kenntnißvollen Ausländern, theils in trefflichen Unterrichtsanstalten der Hauptstädte erzogen, an denen die Volksmasse keinen Theil nimmt.

Es scheint uns daher die Vergleichung zwischen Rußland und den nordamerikanischen Freistaaten, rücksichtlich des raschen Fortschreitens der Bevölkerung und Gesittung, eine rednerische Uebereilung des Alt-Erzbischofs von Mecheln zu sein, wenn nicht ein Kunstgriff, um den Europäern, oder besser den Franzosen, ein heilsames Schrecken einzujagen. Die Zivilisation der russischen Völkerschaften kann unmöglich in demselben Grade vorwärts gehen, wie die der Nordamerikaner. Denn dort muß sich die Masse der Nation erst aus der angestammten Barbarei allmälig entwickeln; hier aber bestand der Grundstock der Kolonialbevölkerung schon aus zivilisirten, europäischen Familien, und die alljährlich dahin Auswandernden sind wiederum Männer von mehr oder weniger Bildung, reiche Eigenthümer, arbeitsame Landleute, Handwerker, Handelsleute, Offiziere, Gelehrte und Künstler, denen es im alten Europa aus irgend einer Ursache — und dergleichen gibt es wohl — zu eng wird.

Also von dieser Seite wenigstens darf Europa vor Rußland in den nächsten hundert Jahren keine Furcht haben, ganz zerdrückt und zertreten zu werden (d'être écrasé), besonders wenn sich je die Regierung Rußlands bewogen finden sollte, in den Bemühungen zur Aufklärung und Bildung des Volkes nachzulassen, oder dem, was bisher geschah, wohl gar w.. :r entgegenzuarbeiten.

Uebrigens müssen wir endlich einmal aufhören, Stärke und Gewalt eines Reiches nach der Zahl der Bevölkerung und der Geviertmeilen zu berechnen. Wir wissen ja, daß die Masse nichts

Digitized by Google

ist, sondern Alles der Geist, welcher die Masse bewegt. Was vermochte das gesammte Europa gegen das revolutionäre Frankreich, so lange es von der Idee der Freiheit begeistert war? Was Englands ungeheure Macht gegen Nordamerika's Provinzen? Was der Bund der Kaiser und Könige gegen König Friedrich II und seine heldenmüthigen Preussen?

Herr de Pradt möchte bezweifeln, daß selbst ein Bund der Fürsten und Völker Europens stark genug sei, dem Vordringen Rußlands zu widerstehen. Will er uns glauben machen, daß die Völker Deutschlands, Oesterreichs, Preussens u. s. w. sich die Schirmherrschaft und den Machtspruch des Nordens williger aufzwingen lassen würden, als einst das Protektorat Napoleons? Wir wissen, was Volkskriege sind. Rußland selbst gab Beweis davon; das kleine Griechenland gibt ihn noch heute.

So lange der edelmüthige Alexander den Norden beherrscht, dürfen die Europäer wohl wegen Unterjochungs- und Protektorats-Entwürfen furchtlos schlafen. Der Alt-Erzbischof von Mecheln aber deutet auf die Gefahr einer Gewährleistung hin, welche die Unabhängigkeit der europäischen Staaten in der Tugend eines einzelnen edeln Mannes suchen müsse. Allerdings, wenn Europa's Sicherheit keine andere Bürgschaft hätte!

Indessen eine gewichtigere Gewährleistung liegt in der höhern Zivilisation, in den konzentrirtern Streitkräften und Hilfsmitteln, im Nationalstolze und Freiheitssinn des übrigen Europa, so wie auch darin, daß Rußland allerdings ebenfalls seine verwundbare Seite hat, so gut als England. Diese verwundbare Seite scheint Hr. de Pradt nicht zu kennen. Er hält Rußland für unangreifbar, für gefeit, und erinnert an die warnenden Schatten Karls XII und Napoleons. Doch erinnert er an die unrechten Leute. Denn diese wollten nicht die Vertheidigung ihres Daseins und Rechtes, sondern ganz etwas Anderes.

Rußlands verwundbarste Seite ist weder die gegen Persien, noch die gegen die Ostsee, noch die am schwarzen Meere; sondern gerade die ist's, welche dem übrigen Europa zugewandt ist und diesem am nächsten liegt. Hier drängen sich mehrere der verhältnißmäßig volkreichsten, der zum Theil kultivirtesten Provinzen des gesammten Reiches zusammen. Hier können sich noch die Heere europäischer Mächte ohne alle jene Gefahren bewegen, die ihnen in den unermeßlichen Einöden des rauhern Innern drohen. Hier haben Oesterreich und Preussen, als Nachbarn, zur Ersetzung ihrer in Schlachten erlittenen Verluste, oder zur Vollendung ihrer Siege, die Hilfsmittel schnell zur Hand, welche Rußland nur langsam, auf ungebahnten Wegen, aus großen Fernen herbeischaffen kann. Hier sind noch im Lande selbst Lebens- und Kriegsbedürfnisse aufzutreiben und Winterlager zu finden, wie in andern angebauten Gegenden des Welttheils, ungerechnet, daß Englands Schiffe zur Beihilfe kaum einen längern Weg zurückzulegen haben, als die Transporte, welche von Petersburg oder Moskau zu Lande herbeigeführt werden müssen. Mit dem Verluste dieser Provinzen wäre Rußland plötzlich wieder für Europa in seine ehemalige Unfurchtbarkeit zurückgeworfen, und durch Abgang der hier wohnenden zehn Millionen Seelen auf die unverhältnißmäßig schwache Volkszahl von 35 bis 36 Millionen herabgebracht, von denen fast

Digitized by Google

ein Drittheil im entfernten Asien lebt. Rußland hätte dann, seines gegenwärtigen Vortheils quitt, nämlich an den Schwellen Deutschlands, an den Thoren Preussens und Oesterreichs zu stehen, den alten Nachtheil zurückempfangen, sich zur Wiedereroberung dieser Gegenden durch weite, unwirthbare Landschaften bewegen zu müssen, in welchen mit Leichtigkeit vorzudringen, oder in welchen zu überwintern es russischen Heeren nicht bequemer ist, als andern europäischen.

Die Eroberung Polens, Litthauens und Kurlands gegen Rußland zu machen, dürfte doch wohl für die deutschen Heere nicht zu den Unmöglichkeiten gezählt werden; für die Heere, welche über eine Reihe von Schlachtfeldern, gegen den größten Feldherrn des Jahrhunderts, nach Paris vordrangen. Hätte sich Napoleon mit der Einnahme jener Gegenden begnügen können: er würde sich und sie behauptet haben; er hätte mit keinen Einöden und tödtlichen Winternächten zu streiten gehabt. Für Rußland ist Angriff und Eroberung der genannten Provinzen, wären sie ihm einmal entrissen, offenbar schwieriger, als für das nähere, volkreichere, angebautere und festere Deutschland. Auch ist es bekannt, daß sowohl Kurland als Litthauen und das übrige Polen weniger durch eine Reihe von Schlachten und Siegen, als durch die Politik oder Unpolitik der Kabinete, in Rußlands Gewalt kamen.

Es ist allerdings nicht unmöglich, daß früh oder spät ein Tag erscheint, an welchem Oesterreich wie Preussen die Politik ihrer Vorfahren beklagen, durch Polens Zerstückelung die überlegene nordische Macht bis an die Grenzen Mährens und Schlesiens, bis auf wenige Tagmärsche von Berlin, Wien und Königsberg, geführt zu haben. Aber es ist auch nicht unmöglich, daß ein Tag erscheint, da eben diese Mächte, im blutigen Kampfe um Selbsterhaltung, den Theil für's Ganze aufopfern, und durch Freigebung ihrer polnischen Besitzungen, durch Herstellung des alten Reiches der Piasten, wieder eine ansehnliche und ewige Zwischenmacht, als Vormauer gegen Rußland, gründen. Der erste Ruf der deutschen Mächte zur Wiedervereinigung und Verjüngung des alten, gesammten Polens würde sogleich ein begeistertes Heer unter ihre Fahnen sammeln, würde die riesenhafte Macht Rußlands in seinem Innersten erschüttern und den Sieg vorbereiten.

Also ist eben der Umstand, durch welchen Rußland den übrigen Mächten des Welttheils überlegen und furchtbar geworden ist, wieder derjenige, durch welchen Rußland am meisten Gefahr läuft, von seiner Hoheit und seinem Einflusse einzubüßen. Hier ist nicht nur die verwundbare Seite Rußlands, sondern die in ihrer Verwundung ihm gefährlichste. Und das ist's, was allerdings zur Beruhigung Europens oder wenigstens derer gesagt zu werden verdiente, welche durch die drohenden, finstern Prophezeiungen des Alt-Erzbischofs von Mecheln hätten erschreckt werden können.

Wenigstens ist bis jetzt den Staaten des Festlandes das Protektorat des Petersburger Kabinets so wenig als das des britischen aufzwingbar oder unvermeidlich. Rußland kann nur ein guter Bundesgenosse, nie ein gebietender Schirmherr Oesterreichs und Preussens sein. Oesterreich und Preussen hinwieder können auch nur entweder gemeinschaftliche Freunde, oder nur

Digitized by Google

gemeinschaftliche Feinde Rußlands sein. Gelingt es dem Petersburger Kabinet jemals, des Einen Bundesgenoß wider den Andern zu werden: dann erst ist die Schirmherrschaft über beide eingeführt. Denn die Politik vermag mehr, als das Schwert; auch hat sich Napoleon die Welt weniger auf den Schlachtfeldern, als in den Kabineten, unterworfen.

Heute sind jene drei mächtigen, einander begrenzenden Reiche unter sich innig verbündet. Sie wurden es anfangs durch die Noth und Gefahr Aller, dann durch die persönliche Freundschaft ihrer Häupter, endlich durch den Gegensatz ihrer Regierungsformen gegen die volkischern Verfassungen, welche im übrigen Europa beliebter waren. Der Bund dauert nur so lange, als die Veranlassung zu demselben. Dann treten nachher diejenigen Verhältnisse von selbst ein, welche zwischen großen und kriegerischen Nachbarreichen durch Nebenbuhlerei, Furcht, Hoffnung und Reibung entgegengesetzter Interessen in zahllosen Berührungspunkten, unwillkührlich herbeigeführt zu werden pflegen.

Die Republik Andorre, mitten in den Pyrenäen, zwischen Frankreich und Spanien. *)

Andorre, wo als Volkssprache Katalonisch gesprochen wird, ist ein an dem südlichen, Frankreich als Grenze dienenden Abhange der Pyrenäenkette gelegenes, neutrales Land, welches jedoch die meisten Geographen mit unter der Landschaft Foix, der sie auch in der That nicht gänzlich fremd ist, begriffen haben.

Dieses Ländchen, dessen Flächeninhalt nicht mehr als ungefähr ein Neuntel des Departements der Ariége beträgt, bildet eine kleine Republik, die aus den sechs Gemeinden Canillo, Encamp, Ordino, la Massane, Andorre-la-vieille, Saint-Julien, und einer großen Anzahl anderer, insgesammt der geistlichen Gerichtsbarkeit des Bisthums Urgel unterworfener Dörfer und Weiler besteht. Der Hauptort darin, von welchem das Thal seinen Namen hat, und unter den Dörfern wahrscheinlich eins der ältesten, ist Andorre-la-vieille. Hier

*) In mehrern französischen Blättern ist kürzlich von einem neutralen, mitten in den Pyrenäen gelegenen Thale die Rede gewesen, welche die konstitutionnellen Armeen nicht weniger als die Insurgenten in Spanien, im Glücke sowohl als im Unglücke, respektirt haben, und die Existenz einer solchen unabhängigen, bis auf den heutigen Tag so viel als unbemerkt gebliebenen Republik zwischen Frankreich und Spanien ist eine auffallende und gleichwohl ausser Zweifel liegende Thatsache. — Nachstehende, diesen kleinen Freistaat betreffende Notizen sind theils der *Statistique du département de l'Ariége* des Herrn Mercadier, vormaligen Ober-Ingenieurs des gedachten Departemens, enthoben, theils die Resultate der Beobachtungen eines andern Gelehrten, der kürzlich einen Ausflug nach dem um die Republik Andorre herumliegenden Theile der französischen Pyrenäen unternommen hat.

Digitized by Google

verſammelt ſich der allgemeine Landrath. Er beſteht aus vierundzwanzig Mitgliedern, die lebenslänglich im Amte bleiben und zu gleichen Theilen aus den ſechs Pfarrgemeinden genommen ſind. Wird eine dieſer Stellen durch Tod oder auf andere Weiſe erledigt, ſo beſetzt ſie der Landrath wieder, und zwar aus denjenigen Einwohnern der Gemeinde des Abgegangenen, welche auch ſchon öffentliche Stellen bekleidet haben. Dieſer allgemeine Land- oder Thalrath hat zwei Syndics, die er ſelbſt ernennt. Dieſe berufen die Rathsverſammlungen und ſtehen an der Spitze der öffentlichen Geſchäftsverwaltung. — Das Kriminalgericht der Republik war vor der franzöſiſchen Revolution aus zwei Landrichtern (Viguiers), von denen der eine durch den König von Frankreich, der andere durch den Biſchof von Urgel ernannt wurde, und ſechs andern, vom Landrathe ernannten Thaleinwohnern zuſammengeſetzt geweſen, welche gemeinſchaftlich in erſter und letzter Inſtanz über Kriminalfälle zu entſcheiden hatten. Dieſe Behörde führte den Namen las Cortès. Jeder Landrichter ernannte auf einen ſechsfachen, ihm von dem Landrathe aus der Geſammtheit der Einwohner gemachten Vorſchlag einen Bayle. Dieſen Bayles kam es zu, über Zivilprozeſſe in erſter Inſtanz zu ſprechen, und nach Belieben konnte man ſich in ſolchen Angelegenheiten ſeinen Richter unter ihnen auserſehen. Von dem Bayle durfte in Zivilſachen an einen lebenslänglichen Richter, der wechſelsweiſe von dem Könige von Frankreich und dem Biſchof von Urgel ernannt wurde, als an die zweite Inſtanz, appellirt werden. Von dieſer zweiten Behörde fand auch noch an eine dritte und letzte, und zwar, je nachdem der Richter in zweiter Inſtanz von dem König oder von dem Biſchof ernannt war, entweder an den großen Rath des Erſtern oder an eine Rathsbehörde des Letztern Appellation ſtatt. Uebrigens hatte das Ländchen Andorre, zumal was die Erbſchaften betraf, ſeine eigenthümlichen Geſetze. Die älteſten Söhne nämlich waren Univerſalerben, während die jüngern ſo zu ſagen leer ausgingen. Der Polizei ſtanden in jeder Gemeinde zwei Konſuln vor, die von dem Landrathe ernannt und alle zwei Jahre abgeändert wurden.

Die Landſchaft Andorre hat ſehr viele Gebirge, die größtentheils mit Tannenwäldern bewachſen ſind. Der Boden iſt ziemlich unfruchtbar und ſtarrt von Felſen. Unter den mehrern Gewäſſern, welche hier entſpringen und das Land durchfließen, iſt die Embalire das bedeutendſte. Sie nimmt alle übrigen auf und geht dann nach Spanien, um ſich in die Ségre zu ergießen. Zu Ranſol, in der Pfarrgemeinde Canillo, findet ſich eine Eiſengrube; auch ſind zu Encamp, Caldes, Ordino und in dem zu derſelben Gemeinde gehörigen Weiler von Serrat vier Hammerſchmieden im Gange, für welche das Erz theils aus der Grube von Ranſol, dann aus derjenigen von Serrere, welche am Fuße der Bergſpitze deſſelben Namens im Departement der Ariége jenſeits der einen Quelle des Fluſſes Aſton liegt und zu der Gemeinde Cabaires gehört, und endlich aus dem Gebirge von Puymaurin, in dem Carol-Thale des Departements der öſtlichen Pyrenäen, gezogen wird. Der Weiler von Caldes iſt auch noch wegen ſeines Reichthums an Mineralwaſſern bemerkenswerth.

Die Einwohner von Andorre beſitzen wenig der Kultur fähiges Erdreich, hingegen viel

Digitized by Google

Vieh, Wiesen und Weideplätze, und sind größtentheils ein Hirtenvolk. Sie mußten dem Bischof von Urgel eine jährliche Abgabe von vierhundert und achtzig Franken, und doppelt so viel an die Landschaft Foix bezahlen. Dagegen hatten sie das Recht, aus dieser Provinz alljährlich 1800 Ladungen Roggen, 21,600 Myriagrammen am Gewichte, ein gewisses Quantum Vieh aller Art, und überhaupt jede nicht verbotene Waare ohne weitere Abgabe in ihr Thal ein- und hinwieder nach der Landschaft Foix auszuführen, in welche auch den Andorreschen Grubenprodukten freier Eingang gestattet war.

Alle Jahre, am Sonntage vor St. Johannis, ordnete das Völkchen von Andorre drei Mitglieder des Landraths nach dem Dorfe Siguer in Frankreich ab, um bei der dortigen Munizipalität den Eid der Treue zu Handen des Königs von Frankreich abzulegen. Diese Abgesandten mußten dann noch ferner versprechen, nichts vorzunehmen, das den Interessen der Gemeinde Siguer zuwiderliefe, diese, falls es Krieg geben sollte, zeitlich zu berichten, und wenn der eine oder der andere ihrer Einwohner in den Fall kommen sollte, das Thal von Andorre zu bereisen, denselben auf ihre Unkosten beherbergen zu lassen. Hinwieder mußten drei von dem Maire bezeichnete Einwohner von Siguer in die Hände der Deputirten von Andorre einen, ähnliche Verpflichtungen enthaltenden, Eid ablegen. Alsdann spielte man eine Parthie Kegel zusammen. Der verlierende Theil bezahlte einen Trunk von fünfzehn Litres, und auf dem öffentlichen Platze wurde der Wein genossen. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die Andorraner nie eine solche Kegelparthie sollen gewonnen haben. Uebrigens regalirte man die Abgesandten am Abend ihrer Ankunft mit einem Schmause und mit zwei Mahlzeiten am nächstfolgenden Tage. Dieselben Zeremonien fanden in dem Dorfe Miglos statt, und, was nicht wenig auffallend ist, auch die Einwohner der spanischen Dörfer Alins, Arreu und Tor pflegten ungefähr auf dieselbe Zeit Deputirte nach dem Dorfe Viedessos zu schicken, wo sie einen ähnlichen Eid zu leisten hatten und ungefähr auf die gleiche Art aufgenommen wurden, mit dem Unterschied jedoch, daß man nicht Kegel spielte, die Mahlzeiten sich auf ein einziges Nachtessen beschränkten, welches im Gasthofe statt fand und von den Spaniern für dreizehn Personen bezahlt wurde, und daß die Deputirten und Munizipalbeamten nach beendigter Mahlzeit tanzend durch das Dorf zogen, dann in dem Gasthause sich neuerdings gütlich thaten, auch die Tänze noch eine Weile fortsetzten und dann erst sich zur Heimkehr anschickten.

Die Andorraner waren von allen Auflagen frei. Sie pachteten die Berge, um ihr Vieh auf denselben weiden zu lassen, und der Ertrag dieser Pachtungen lieferte ihnen den nöthigen Geldbedarf. Ihre Gerechtigkeitspflege stand, so wie die Polizei und die Finanzen, zur Handhabung guter Ordnung, unter der Oberaufsicht des Intendanten von Perpignan.

Noch heutzutage wird das Thal von Andorre auf ebendieselbe Weise regiert, wie ehemals; doch hat die Revolution die Unabhängigkeit desselben von Frankreich zur Folge gehabt. Mit dem Jahr 1790 weigerte sich die Departementalverwaltung, die jährliche Kontribution von neunhundert und sechszig Franken, welche von ihr als eine Feodalabgabe betrachtet wurde, anzunehmen,

Digitized by Google

wogegen die Andorraner ihrerseits das Recht, ein Quantum Korn aus dem Departement zu beziehen, einbäßten. Gegenwärtig setzt ihnen Frankreich keinen Landrichter, auch keinen Zivilbeamten mehr. Ihre öffentlichen Angelegenheiten haben aufgehört, unter französischer Aufsicht zu stehen; in ihren besondern Streitigkeiten kann an keine französische Gerichtsbehörde mehr appellirt werden; auch schicken sie keine Abgeordneten mehr nach Miglos und Siguer.

In ältern Zeiten gehörte das Ländchen Andorre zu dem Vize-Komitate von Castelbon oder zu der, einen Theil der Diözese von Urgel ausmachenden, Landschaft Urgelet, und wurde von dem Grafen von Foix und dem Bischofe des gedachten Sprengels gemeinschaftlich besessen; auch schreiben seine Gebräuche sich zum Theil von dem am 8 Sept. 1278 erlassenen schiedsrichterlichen Spruche her, welcher den zwischen dem Grafen von Foix, Roger Bernhard IX, und dem Bischof Peter von Urgel vorwaltenden Streitigkeiten ein Ziel setzte. Dieser von sechs Schiedsrichtern genehmigte Entscheid wurde in Gegenwart des Königs Peter von Arragonien ausgesprochen, und von diesem nach seinem ganzen Inhalte garantirt. Zufolge dieser Uebereinkunft waren der Graf und der Bischof befugt, wechselsweise ihre Unterthanen, die Einwohner von Andorre, mit einer jährlichen Abgabe zu belegen. Ersterer hatte freie Hand, zu fordern, so viel er wollte; Letzterer war auf ein Maximum von viertausend Sous, nach dem Münzfuße der Grafschaft Mergueil, angewiesen. Der Bischof bezog ein Viertel, der Graf drei Viertel von den Sporteln der Gerechtigkeitspflege, welche von den Landrichtern beider Herren gemeinschaftlich verwaltet wurde. Die Urtheilssprüche der gedachten Beamten konnten vor einen von dem Bischof und dem Grafen ernannten Appellationsrichter gebracht werden, welcher in letzter Instanz zu entscheiden hatte; und endlich blieben die dem Grafen in dem Thale von Andorre zustehenden Besitzungen ein Ehrenleben, das den Lehenträger zu nichts weiter als zu einer Huldigung gegen den Bischof verpflichtete. Von der Zeit dieser Konvention an und gemäß ihrem Inhalte blieben der Graf und der Bischof fortwährend in dem Besitze von Andorre, bis der Graf von Foix, sammt seinen Gerechtsamen auf dieses Thal, von König Heinrich IV der Krone Frankreich einverleibt wurde.

Der Bezirk von Andorre bildet eine Art von Bassin, dessen Grenzen ringsum und einzig mit Ausnahme zweier Stellen durch hohe Bergspitzen und Gebirgsgräthe gebildet sind. Die eine dieser zwei Stellen liegt südlich gegen Spanien hin, bei der Fähre über den Fluß Embelire, welche so zu sagen das einzige Eingangsthor zu dem Ländchen ausmacht; die andere befindet sich östlich, auf der Seite der Gemeinde Hospitalet, wo die Grenze des Bezirkes bis an die Quelle der Ariége reicht, mit diesem Flusse zusammenfällt und erst in einer Entfernung von mehr als sechstausend Metern unversehens eine entgegengesetzte Richtung nimmt, indem sie über einen Theil seines linken Uferlandes hinweg sich nach dem Pic de Porteil hinzieht, um von nun an nicht mehr von den höchsten Berggipfeln zu weichen.

Dieser Theil des linken Flußufers der Ariége, welcher die Soulane heißt, bildet nach Süden hin eine mit vortrefflichen Weideplätzen besetzte Spitze. Dieser Strich Landes liegt den

Digitized by Google

Einwohnern der Gemeinde Merens so bequem, daß sie ohne Unterlaß nach demselben gelüstet und versucht haben, sich seiner mit Gewalt zu bemächtigen. Dies veranlaßte einen Prozeß, der lange Zeit bei dem Parlament von Toulouse betrieben und endlich um das Jahr 1795 durch bevollmächtigte Richter, welche der König aus dem souveränen Rathe von Perpignan ernannt hatte, zu Gunsten der Gemeinden Encamp und Canillo entschieden wurde. Gleichwohl haben die Einwohner von Merens nicht aufgehört, sich den gedachten Boden anzueignen, was leicht zu neuen Erörterungen Anlaß geben dürfte *). H.

Die spanischen Glaubensbanden.

Obgleich die folgenden Nachrichten Briefen ältern Datums entnoben sind (der letzte ist gegeben: Barcelona den 28 März 1823), bleiben sie darum zur Geschichte der Zeit nicht ganz ohne Werth. Daher mögen sie auch jetzt noch, nach Ausbruch des Krieges gegen Spanien, ihren Platz hier einnehmen. D. H.

— — Was uns das Nöthigste wäre, um schnell in gesetzlicher Freiheit und Ordnung vorzuschreiten, mangelt uns in Spanien am meisten, — ich meine Kraft in der Hand der Obrigkeiten und freiwilliger Gehorsam des Volkes gegen sein Gesetz. Es wird viel befohlen, es wird wenig gethan. Keine Nation kann weniger auf sittlichem Wege vorbereitet gewesen sein, ihre Fesseln zu zerbrechen, als diese. Der Spanier muß scharf gehalten werden, wenn er gehorchen soll. Von der einen Seite ist er durch Schlaffheit der Sitten, durch Schwachheit der Regierungen von jeher zu einer gewissen Ungebundenheit gewöhnt, die an Anarchie streifte; von der andern Seite ist seine Denkart durch Unwissenheit zu sehr verwildert, durch die dreihundertjährige Inquisition zu sehr verkrüppelt, durch die Menge der kleinen und großen Gewaltsherren zu sehr abgespannt und niedergedrückt. Hier werden viele Jahre nöthig sein, um nur dahin zu gelangen, wo menschlicher gehaltene Völker in einem einzigen Jahre der Freiheit sein können. Schwerlich war wohl im untern Italien das Schulwesen des Volks, schwerlich die Gerech-

*) Einer der letzten Landrichter von Andorre war Hr. Pilhes, Verfasser des *Bienfait anonyme*, eines im Jahr 1784 zum erstenmal auf die Bühne gebrachten Lustspiels. Wie es scheint, haben die Einwohner von Andorre seit 1814 an den Minister des Innern von Frankreich geschrieben, und bei ihm neuerdings um die Bestätigung ihres Landrichters angesucht. Der Minister, welcher zuerst nicht wußte, wovon die Rede sei, zog seinen Kollegen, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zu Rathe, der, nachdem er seine Archive hatte durchstöbern lassen, zuletzt die sämmtlichen Titel der Oberlehensherrlichkeit von Frankreich hervorfand. Demzufolge wurde, auf den Bericht des Ministers, eine die Ernennung eines Landrichters von Andorre enthaltende Ordonnanz erlassen. Dem Bulletin der Gesetze ist diese Verfügung nicht einverleibt.

Digitized by Google

zigkeitspflege, schwerlich die Sorgfalt für öffentliche Sicherheit elender, als unter der alten königlichen Regierung in Spanien. Hier fand man die neapolitanischen Lazaroni allerwärts, Bettler, Diebe, Weglagerer, oft ganze, wenn auch nicht lange beisammenbleibende, Raubbanden. Aus diesem Gelichter haben sich nun die jetzigen Glaubensrotten gebildet. Wenigstens sind sie der Stamm der umherschwärmenden Horden; die übrigen mögen theils gezwungen, theils durch Armuth oder priesterliche Ueberredung dazu gekommen sein.

Wenn man bei Ihnen in Deutschland und der Schweiz wirklich noch mit dem Titel einer Glaubensarmee einen edeln Begriff verbindet; sich darunter großsinnige, oder auch nur eigennützige Ausgewanderte denkt, die sich mit ihrem politischen Glaubensbekenntnisse im Vaterlande nicht behaglich fühlten; etwa Leute, wie die ehemaligen französischen Emigranten im Condéischen Korps, unter denen auch Prinzen, Edelleute und zahlreiche Männer von Bildung waren: so wird man endlich, wenn je der Krieg Frankreichs gegen Spanien ausbrechen sollte, zuverlässig von der grundfalschen Vorstellung zurückkommen. Ich begreife es wohl, die französischen Blätter, wenigstens die von einer gewissen Farbe, müssen diesen Glaubenshelden nothwendig jetzt Lobreden halten; müssen dieses Gesindel sogar, und gern oder ungern, mit dem ehemaligen ausgewanderten Adel Frankreichs in eine Art Vergleichung bringen; ja französische Präfekten und Generale dürfen es nicht ablehnen, mit den Anführern jener Horden an gleicher Tafel zu speisen: aber unfehlbar wird eine Zeit erscheinen, da sowohl Zeitschriften als Präfekten und Generale die Sprache ändern.

Der Kern der Glaubensrotten besteht hauptsächlich aus dem Auswurf des Volks, nicht nur des spanischen, sondern auch anderer Nationen. Rechtliche Männer liessen sich in Spanien nicht ungezwungen zu den Schandthaten gebrauchen, denen sich die Glaubensritter und ihre Anführer widmeten. Man verstärkte sich also besonders auch durch Ausländer, welche schon früher in Spanien gedient, oder sich sonst daselbst aufgehalten hatten.

Selbst mehrere ihrer jetzigen Anführer, die Misas, die Mosen Anton, die Romagosa, welche zuerst den Spuk mit kleinen Banden längs den französischen Grenzen anfingen, sind Leute, welche man anderswo gewiß nicht in guter Gesellschaft dulden würde, vielleicht nicht einmal im Lande frei umhergehen liesse.

Vom Misas ist erwiesen, daß er ein grausamer, brutaler Mann von jeher gewesen, der sich schon mehrerer Mordthaten und Räubereien schuldig gemacht hat, verurtheilt worden und der Strafarbeit durch Flucht entkommen ist. Er geht jetzt mit dem Titel eines Brigadegenerals bei der Glaubensarmee geschmückt einher.

Mosen Anton ist eines Bauers Sohn, aus dem Dorfe Arbusias, fünf Stunden von der katalonischen Stadt Mataro, im Gebirg gelegen. Er sollte geistlichen Standes werden, und studirte im tridentinischen Seminarium zu Vich, das unter Schutz und Aufsicht eines jeweiligen Bischofs, dermalen des berüchtigten Strauch, stand. Mosen Anton aber ging, wohl mit Geld versehen, wieder davon ins Gebirge, errichtete eine Bande, zahlte jedem Ge-

Digitized by Google

meinen täglich neun Realen, und verſtärkte ſich ſo in kurzer Zeit. Es verſteht ſich, daß er das Geld nicht aus eigenem Vermögen hatte. Man gab es ihm. Die Mönche und einige Pfarrer thaten im Beichtſtuhl und von der Kanzel das Möglichſte, die Werbungen für ihn zu beſchleunigen. Das alles aber war nur im Bisthum Vich. Moſen Anton iſt übrigens ein Mann von der Entſchloſſenheit eines Bravo, doch ohne Kenntniß und äuſſerſt roh. Das Wort Moſen iſt eigentlich eine Verkürzung von Monſeñor, welcher Titel den Geiſtlichen in Katalonien gegeben wird. Anton empfing den Beinamen unſtreitig ſpott- oder ſcherzweiſe, da er es, ſeiner Unwiſſenheit willen, nicht hatte bis zu einem Subdiakonat bringen können.

Es iſt übrigens zu bemerken, daß aus jenem Seminarium zu Vich mehrere Perſonen, gleich dem Moſen Anton, in das Gebirg ausgingen oder ausgeſandt wurden, welche an verſchiedenen Orten Aufſtände zu Gunſten des heiligen Glaubens erregen ſollten. Denn der heilige Glaube wurde überall vorangeſtellt. Denn die Mönche, die höhere Geiſtlichkeit und ihr Anhang betrachteten die ſpaniſche Revolution nicht als einen politiſchen Kampf, ſondern für einen zwiſchen der Hierarchie und der Ketzerei, oder Freigeiſterei, oder Freimaurerei ausgebrochenen Krieg. Der Untergang der Inquiſition war in ihren Augen für Spanien das, was in Frankreich einſt die Zerſtörung der Baſtille war. Vom Könige hatten ſie ſich wenig Beiſtand zu verſprechen. Er ſelbſt mußte ihn bei ihnen ſuchen. Sie kannten ſeine Schwäche und trotzten noch auf ihre Stärke. Sie konnten es auch wohl. Denn in unſern ſpaniſchen Klöſtern, weit über dreitauſend an der Zahl, hatte ein thätiges Heer gelebt, das durch Beſetzung der Pfarreien auf den Dörfern gewaltige Macht erworben hatte.

Ein groſſer Theil der ſpaniſchen Bauern wußte anfangs der Revolution, wenn er auch von der Inſel Leon, von Riego, von Quiroga, von Cortes u. dgl. reden hörte, lange nicht, was vorging. Er bekümmerte ſich auch wenig darum, und dachte, das ſei eine Sache der Herren, die ihn nichts angehe. Erſt als er hörte, es komme darauf an, daß die Abgaben auf alle Spanier gleich vertheilt, die Frohndienſte, die läſtigen Thor- und Binnenzölle, die halben Zehnten u. ſ. w. abgeſchafft werden ſollten, da begriff er die Sache, und was er begriff, das ergriff er auch.

Indeſſen war dies nicht überall, am wenigſten in abgelegenen, armen Bergdörfern, der Fall, wo auch die Laſt der Frohndienſte, Abgaben, Zehnten u. ſ. w. minder empfunden ſein mochte. Hier hatten die Geiſtlichen freieres Spiel und fanden ſie willigern Glauben, ſelbſt wenn ſie predigten, daß die Franzoſen doch wenigſtens gute Katholiken, die ſpaniſchen Konſtitutionellen aber lauter Lutheraner, Arianer und Teufelsanbeter wären.

Die hier gebildeten Aufſtände in den Bergen von Katalonien und Arragonien waren jederzeit mit denen von Navarra und Biscaya im Einverſtändniß. Denn Alles wurde von auſſen her geleitet und gleichzeitig mit groſſem Geldaufwand betrieben. Man ſagte es ſich nicht nur in Madrid und den übrigen Städten, nein, man ſagte es in den Dörfern, die man aufgewiegelt

Digitized by Google

hatte oder aufwiegeln wollte, laut, daß nichts ohne bestimmte Befehle geschehe, die einerseits aus dem Pavillon Marsan in Paris, anderseits aus dem Pallaste von Madrid kämen.

Denn der Abscheu der Spanier vor den Banden des Glaubens, und hinwieder die Rohheit, Zuchtlosigkeit und Brutalität dieser Banden, ist so groß, daß auch selbst diejenigen Bürger des Landes, welchen eine Herstellung absoluter Monarchie, einer Inquisition und alles alten Verderbens ganz gelegen wäre, dennoch solchen Helfershelfern die Hand nicht bieten würden. Die französischen Anschürer der Flammen eines Bürgerkrieges bei uns haben sich also nicht bloß in ihren Maasregeln, wofür sie Millionen opferten, einfach verrechnet, sondern dreifach. Denn nicht nur blieb ihr ganzes Treiben fruchtlos, sondern sie verhinderten, durch Unterstützung jener Rotten, ihre eigenen Augen, klar zu erkennen, wer in Spanien wirklich wider die Cortesverfassung sei; ja, sie haben durch jene Rotten und deren verübte Gräuelthaten viele Personen bewogen, fester an der neuen, gesetzlichen Ordnung der Dinge zu halten, Personen, die ihr vielleicht in den ersten Jahren im Herzen sehr abhold gewesen sein mochten.

Als man sich an den Grenzen endlich überzeugte, daß mit den Glaubensheiden da, wo sie bisher ihr Wesen getrieben hatten, wenig auszurichten sein würde, weil sie immer von den Konstitutionellen geschlagen, verfolgt, waffenlos und elend auf den Boden Frankreichs zurückkamen, beschloß man eine kühnere Maasregel. Man wollte, um jeden Preis, ein Insurgentenkorps bis in die Mitte Spaniens, ja bis Madrid vorschieben. Diese Erscheinung mußte nothwendig, wenn irgend Zündstoff zu einer Gegenrevolution vorhanden war, Alles in Brand setzen. Eben dieses Korps konnte selbst einen Meisterstreich vollziehen, konnte, wo nicht den König aus seinem Pallaste entführen, doch des Königs Flucht begünstigen und decken. Die Zeit war dringend, denn schon sprach man zu Madrid von der Verlegung des königlichen Sitzes nach Corunna, Cadix oder Sevilla, im Fall eines offenen Bruchs mit Frankreich. Die Zeit war günstig, denn wir hatten Winter, und er herrschte mit ungewöhnlicher Strenge. Noch jetzt (Anfang Märzes) ist der Gipfel des Monsegn, Angesichts Barcelona's, ganz mit Schnee bedeckt, ungeachtet der Thermometer schon viele Tage des Mittags zwölf Grad Reaumur, um Mitternacht fast eilf und des Morgens neun Grad zeigt. Im Innern Spaniens lebte Alles in tiefem Frieden. Kein Mensch glaubte ernsthaft an einen Krieg mit Frankreich, am wenigsten aber daran, daß sich ein Haufe Insurgenten so weit hervorabentheuern würde.

Zwischen Madrid und Paris fanden die nöthigen Verabredungen statt. Als Alles zur Ausführung reif war, ging die Unternehmung gegen Madrid im vorigen Monat (Februar 1823) von statten. Dazu wurde eine Division von viertausend Mann des Glaubensheeres, darunter ein Bataillon des in Frankreichs Diensten stehenden deutschen Regiments von Hohenlohe, ausersehen und unter Anführung Bessieres und Uhlmanns wirklich vorgeschoben.

Das plötzliche Erscheinen der Insurgenten und deutschen Söldner in Kastilien bewirkte mehr Ueberraschung, als Schrecken. Viele glaubten gar nicht daran und lachten. Die Ortschaften, durch welche der abentheuerliche Zug ging, waren zu keinem Widerstande vorbereitet, zeigten

Digitized by Google

aber auch nichts weniger als eine Neigung, ſich den ſpaniſchen und deutſchen Helden der Inquiſition und abſoluten Monarchie anzuſchlieſſen.

Im königlichen Pallaſte zu Madrid wurde nun Alles voll geheimer Thätigkeit, das Wagſtück Beſſieres und Ühlmanns zu benutzen. Es war darum zu thun, die bisherigen Miniſter ſogleich zu entfernen, und ihre Stellen durch Männer zu beſetzen, wie man ſie eben brauchte. Man kannte ſchon den vorläufigen Entſchluß der Cortes zur Verlegung des königlichen Sitzes. Der König ſelbſt war ſchon von ſeinen vertrautern Rathgebern zu Allem geſtimmt, den Cortes Spitze zu bieten. Doch konnten die Bewegungen im Pallaſte keineswegs ſo heimlich geſchehen, daß ſie nicht hätten bemerkt werden ſollen. Einige Mitglieder der Cortes wurden von dem, womit man umging, belehrt Sie machten darauf in der Sitzung diejenigen wichtigen Anträge, welche allein geeignet waren, den Zweck aller in- und ausländiſchen Umtriebe zu zerſtören. Sie wurden angenommen.

Abends am 18 Februar (1823) begaben ſich demnach die Staatsſekretäre zum König. Sie äuſſerten ihm ihre Beſorgniſſe wegen eines allerdings möglichen Einfalls der Franzoſen in Spanien, und wegen der Folgen, die unvermeidlich wären, wenn der König in der Nähe der Kriegsbühne bliebe, oder wenn er und ſeine Familie wohl gar in die Hände der Feinde Spaniens fallen könnte. Sie baten ihn daher um nöthige Vollmacht, diejenigen Verfügungen zu treffen, welche allenfalls von den Umſtänden erheiſcht werden könnten. Die Miniſter Gasco, Lopez Baños und Navarro unterſtützten den ſchriftlichen Antrag noch mündlich.

Als der Letzte geredet hatte, ſchrie der König: „Nicht anders als in Fetzen und Stücken bringt Ihr mich von hier weg! Weicht aus meiner Gegenwart!“ (No saldré de aqui sino es hecho pedazos; retiraos de mi presencia!) Demungeachtet wagten es die Miniſter, ihm fernere Vorſtellungen zu machen und ſeine allfälligen Irrthümer zu berichtigen. Umſonſt. Er antwortete ihnen ungefähr immer daſſelbe und wies ſie fort. Sie gingen alſo, in der Ordnung, wie ſie eben ſtanden, wieder hinaus; nur Gasco und Lopez Baños blieben noch im Zimmer zurück Es kam zum Wortwechſel. Der König, wie es ſcheint, konnte ſich in der Wuth nicht mäßigen, und wies ihnen in den unanſtändigſten Ausdrücken die Thür. Sie begaben ſich alſo fort. Lopez Baños ſagte nur beim Hinausgehen: „Vielleicht bereut Ihre Majeſtät einſt dieſe Ausdrücke.“ Der Infant Don Francisco verſichert, der König habe geſagt: Dieſe Cortes haben den ganzen Plan zerſtört.

Die Staatsſekretäre wollten folgendes Tages dem Könige ihre Entlaſſung eingeben. Es war Morgens zehn Uhr. Ein Kammerherr aber bedeutete ihnen, der König ſei verdrießlich, den ganzen Tag unſichtbar geweſen. Er, der Kammerherr ſelbſt, habe ihn ſeit vergangenem Abend nicht geſehen, wo er noch die Rede zur Schlieſſung der Cortes unterzeichnet hätte.

Inzwiſchen hatte man nun auch Nachricht, daß Beſſieres über Siguenza vorgegangen ſei und zu Colmenar einigen Lärm verurſacht habe. Weil man aber über dies alles in der

Digitized by Google

Sitzung der Cortes nicht öffentlich sprach und in Madrid die tiefste Ruhe herrschte, ward der König wieder zweifelhaft. Um zwei Uhr Nachmittags ließ er endlich den Finanzminister rufen, gab ihm ein Papier und sagte: „Vollzieh ohne Verzug diesen Beschluß!“ — Der Beschluß war ungefähr folgendes Inhalts: „Ich habe für gut gefunden, aus der Zahl der Staatssekretäre zu entlassen die Herren ... (hier folgten die Namen sämmtlicher Minister, mit Ausnahme des Herrn Eiea); und bis ich andere ernenne, sollen die Oberbeamten der Ministerien den Dienst versehen.“ — Der Befehl ward auf der Stelle vollstreckt.

Es mochte vier Uhr Nachmittags sein, da wußte ganz Madrid den Vorfall. Man sagte sich schon, welche Ernennungen nun geschehen, und wie diese bloß auf Französischgesinnte fallen würden. Man setzte damit das Anrücken des Insurgentenhaufens in Verbindung. Man ließ sich nicht ausreden, es sei hier auf einen Hauptschlag abgesehen, wenigstens auf Stiftung augenblicklicher Verwirrung, um desto sicherer handeln zu können. Man lief auf den Straßen zusammen. Volkshaufen sammelten sich beim Sonnenthor, auf den Konstitutionsplätzen und in den Umgebungen des Pallastes. Die Unzufriedenheit war allgemein sichtbar Die Haufen schwollen gegen Abend immer mehr an. Die Munizipalität versammelte sich und ließ die Milizen unter Gewehr treten. Das Volk verlangte, man solle den König bitten, die verabschiedeten Minister wieder einzusetzen. Die Munizipalität schickte eine Abordnung an die beständige Deputation der Cortes.

Um neun Uhr strömte eine zahllose Menge Volks zum Pallaste der Cortes, wo bei der beständigen Deputation noch ungefähr vierzig andere Mitglieder der Cortes waren. In allen Straßen, an allen Ecken schrie man: „Setzet die Minister wieder ein! Nieder mit den Zurriaguisten, die uns zu Grunde richten! Ernennet eine Regentschaft, denn der König ist ... .!“ Das Volk ward hier ab- und an die Munizipalität zurückgewiesen. Nun strömte die Menge nach dem königlichen Pallaste und beauftragte zehn bis zwölf Personen, dem Könige die Ursachen anzuzeigen, warum die ganze Stadt in Bewegung sei. Der König trat mit seinen Vertrauten zusammen. Es herrschte natürlich große Verlegenheit. Um zehn Uhr Nachts ließ der König endlich durch Herrn Eiea den sechs abgesetzten Ministern sagen, sie sollten ihre Stellen wieder antreten, und der Befehl, den er um zwei Uhr gegeben habe, sei für jetzt wieder zurückgenommen.

Sobald diese Sinnesänderung kund ward, zerstreuten sich die Volkshaufen, aber darum nicht minder mißmuthig und mißtrauisch. Wie konnte es anders sein?

Noch um zwölf Uhr Nachts versammelte der König den ausserordentlichen Rath um sich und erzählte, daß die Minister vorigen Tag des Abends zu ihm gekommen und in ihn gedrungen wären, Madrid zu verlassen. Darüber sei er aufgebracht gewesen und hätte die Minister verabschiedet. Die Minister dann sollten noch, beim Hinuntergehen, patriotische Lieder gesungen haben. Der letzte Zusatz war offenbar die dumme, lächerliche Erdichtung irgend eines Menschen,

Digitized by Google

der sich dem Könige dadurch hatte angenehm machen wollen. Aber man ersieht daraus wenigstens, wie plump die Umtriebe im Pallaste zu Madrid sich machen.

Die Minister gingen des andern Morgens (den 20) zum Könige. Gasco und Lopez Baños wurden vorgelassen. Sie erklärten ihm: „daß ihre Wiedereinsetzung weder Sr. Majestät noch ihrer eigenen Personen würdig scheine; daß sie aber seinem Rufe Folge geleistet haben, um die beunruhigten Gemüther zu besänftigen und dem Könige Zeit zu lassen, eine weise Wahl von Ministern zu machen; daß sie selber, so lange sie noch im Amt sein müßten, fortfahren würden, zur Rettung des Vaterlandes das Beste zu rathen, und daß sie ihn zu dem Ende bäten, einige Personen von sich zu entfernen, die ihn verführen wollten, den Umständen zum Trotze in Madrid zu bleiben. Der König äusserte sich über nichts. Er sagte nur immer: „Gut, gut, gut!“

Während dies im Pallaste vorging, hielten die Cortes ihre erste vorbereitende Sitzung. Und als sie hinausgingen, rief ihnen eine unermeßliche Menge Menschen zu: Eine Regentschaft! Eine Regentschaft! — Dieser Ruf dauerte den ganzen Tag überall fort. Auf dem Konstitutionsplatze ward eine Bittschrift an den Stadtrath abgelesen, die Jeder unterschreiben konnte. Doch Alles begab sich ohne weitere Unordnungen. Die Regierung hatte nöthige Vorsichtsmaasregeln gegen jede Ausschweifung getroffen. Linientruppen sowohl als Milizen standen beständig unterm Gewehr; zudem wurde noch ein Geschwader Küraſſiere der Königin und ein Bataillon Fußvolks in die Stadt gezogen. Die Leute gingen gegen Abend auseinander. Den Tag darauf und alle folgenden blieb es still. Man war zufrieden, als man hörte, der König habe sich entschlossen, Madrid zu verlassen und, während des allfälligen Krieges, die Stadt Sevilla zum Aufenthalt zu wählen.

Man übereilte die Abreise des Königs nicht. Auch war kein Grund dazu vorhanden. Denn Uhlmanns und Besseres Insurgentenhaufe gelangte nicht weit. Er ward in vielen kleinen Gefechten zerstreut. Die Dorfschaften machten auf die einzelnen Banden Jagd, die sich durch unwegsame Gebirge und abgelegene Ortschaften entfernten. Die Ultrapartei am Hofe war abermals in ihrer Hoffnung bitterlich getäuscht. Aber ich begreife auch nicht, wie sie aus der Erscheinung eines Haufens von viertausend Mann so große Erwartungen schöpfen, wie sie Plane darauf bauen konnte. Ohne Zweifel meinte sie, eine so große Abtheilung des Glaubensheeres werde ganz Spanien zur Begeisterung für Inquisition und servile Werthschaft entflammen.

Jener Bessieres, den ich persönlich kenne, war übrigens ganz der geeignete Mann zu solcher Waghalserei. Er ist von Geburt ein Franzose, ein Mann von mittlerm Alter. Im letzten Kriege kam er mit dem General Mauriee Matthieu, als Bedienter, nach Spanien. Er ward, wie mir erzählt ist, von einigen Spaniern durch eine Summe Geldes gewonnen, den General, seinen Herrn, zu ermorden. Aber bei der Nacht verfehlte er das bezeichnete Opfer,

Digitized by Google

und sein Dolch traf, statt des Generals, den Aide-de-Camp desselben. Der Mörder flüchtete durch einen Garten über dessen Mauer und entkam glücklich. Er schlug sich zu den Guerillas.

Hier empfing er eine Offizierstelle, wurde späterhin verabschiedet, verheirathete sich mit einer Spanierin von ganz gemeinem Stande und lebte von seinem geringen, meistens schlechtbezahlten Sold, vom Spiel und Schuldenmachen. Am 10 März 1820 war er hier in Barcelona einer der heftigsten Schreier für die Konstitution, und besuchte fleißig die patriotischen Gesellschaften. Allein man erzählte sich von ihm die obigen Geschichten, man hielt ihn für einen französischen Spion und traute ihm nicht. Wirklich ward er im Juni 1821 verhaftet und wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen die Konstitution von einem Kriegsgericht, bei welchem General Villacampa den Vorsitz hatte, zum Tode verurtheilt. Die Truppen waren schon zur Exekution auf dem Richtplatze aufmarschirt, als die Vollziehung des Urtheils, wegen Anrufung obwaltender Amnestie, verschoben ward. Einer höhern Weisung zufolge wurde Bessieres darauf, als Ausländer, über die Grenze gebracht, von wo er dann einige Monate später, als Anführer einer Bande für Glauben und Legitimität, in die spanischen Berge zurückkehrte.

Sein Gefährte Uhlmann ist aus Riga in Liefland. Er befand sich als Handlungsdiener eines Hauses von Malaga für dasselbe auf Reisen, und da während des letzten Krieges ein Korps von Ausländern in Andalusien errichtet ward, trat er in dasselbe als Offizier ein. Hier stieg er nach und nach bis zum Oberstlieutenant auf. Als der König im Jahr 1814 zurückkehrte, war Uhlmann in Valencia beim General Elio und Werkzeug desselben in aller Art Verfolgung gegen die Freunde der Konstitution. Wegen seiner Dienste, die er in den sechs für Spanien schreckenvollen Jahren von 1814 bis 1820 geleistet hatte, erhielt er den Rang eines Obersten und das Gouvernement des Schlosses Peniscola in der Provinz Valencia.

Als im Jahr 1820 die Cortesverfassung obsiegte, traute ihm natürlich Niemand. Er wurde seiner Stelle entlassen, doch mit beibehaltenem Gehalt Allein er selbst traute dem Frieden nicht, zumal sein Gönner Elio im Gefängnisse saß. Er entfernte sich und trat nun feindlich gegen Spanien auf, vereint mit den Glaubensbanden.

Ich habe schon gesagt, alle Versuche Frankreichs, einen Bürgerkrieg bei uns zu entzünden, sind eitel und werden eitel bleiben. Es läuft zuletzt Alles auf vereinzelte Raubzüge und Mordereien aus. Das Volk, selbst der ungebildetere Theil desselben, besonders seit Entfernung der Mönche, will die freiere Verfassung. In Barcelona sieht man keinen Mönch mehr. Sie sind alle nach Afrika, Amerika und sonstihin versendet worden.

Die von Verona aus hergesandten Noten haben den Nationalstolz der Spanier tief verwundet; haben Erbitterung in allen Volksklassen erregt; haben augenblicklich in den Cortes allen Zwiespalt gehoben. Die Cortes waren eigentlich in ihren Meinungen nie getrennt gewesen; aber man hatte durch allerlei vom Hofe ausgegangene Umtriebe es dahin gebracht, die angesehensten Mitglieder, wie Arguelles und Galiano, gegen einander mißtrauisch zu machen. Das ist nun vorüber. Einstimmig ist man in Spanien, wie aus allen Zeitblättern erhellt, daß die

Digitized by Google

großen nordiſchen Monarchen durch eine franzöſiſche Partei übel bekehrt, übel berathen worden ſind, und ſich durch jene Noten mit ſich ſelber in Widerſpruch ſetzten. Denn wie konnten ſie, nachdem von ihnen Spanien in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung ſchon ſo lange anerkannt worden war, ſich plötzlich gegen Spanien erklären, hingegen Portugall mit Schweigen übergehen, das eben dieſe Grundſätze, nach uns, angenommen hatte? Warum verdammen ſie an Spanien, was an Portugall ihnen nicht tadelhaft ſcheint? Vermuthlich, weil Portugall unter Großbritanniens Aegide ſteht. Iſt das ein Rechtsgrund zum Reden und zum Schweigen?

Man will die Welt, wenn ſie Glaubenskraft genug hat, glauben machen, die ſpaniſche Nation ſei nebſt ihrem Könige von einer Handvoll Revolutionairs unterjocht. Wäre dies wirklich, ſo wäre es jede Stunde anders, ſchon längſt anders. Aber gerade im Volke und ſonſt niegends liegt die Gewalt, die jetzige Verfaſſung emporzuhalten. Man hat hier nicht, wie in andern Monarchien, ein zahlreiches, wohlbeſoldetes, ſtehendes Heer, das Volk damit im Zaum zu halten. Nein, die Hauptmacht iſt hier im Volke ſelbſt und ſind die Milizen. — Man beruft ſich auf die Menge der Glaubensbanden überall. Aber die wären nie erſchienen, alle Gährungen in Madrid wären nie erfolgt, Spanien genöſſe den innern Frieden, wenn Frankreich nicht aus dem Sanitätskordon an den Pyrenäen eine Obſervationsarmee zur Unterſtützung der Mißvergnügten, der Hofleute und Mönche gemacht, nicht durch Lieferungen von Geld, Waffen und ſogar Kleidern erſt Glaubensbanden geſchaffen hätte. Und doch, was richteten ſie aus? Sie ſind verabſcheut. Man jagte ſie über die Grenzen zurück. Da gab man ihnen friſche Waffen und ſchickte ſie uns wieder ins Land.

Die Mehrheit der ſpaniſchen Nation iſt entſchieden für den jetzigen Zuſtand der Dinge. Die Mehrheit, ſage ich, und verſtehe darunter die große Mehrheit der Bürger und Landleute. Denn die Aufhebung der Frohndienſte, des halben Zehntens, nebſt anderer beträchtlicher Abgaben, ſo wie der Genuß der Gemeingüter, die Gleichheit Jedermanns vor Gericht, die Gleichheit Aller, nach ihrem Vermögen Steuern zu entrichten, die völlige Gleichheit bei Vertheilung der Einquartierungen und Requiſitionen, die verbeſſerte Juſtizpflege u. ſ. w., das insgeſammt iſt für Bürger und Bauer kein eingebildeter, ſondern wahrer und baarer Gewinn. Ehemals laſtete auf dieſen Ständen jede öffentliche Laſt ausſchließlich. Die Kloſtergüter ſind bis jetzt noch nicht zum hundertſten Theil verkauft, theils weil ſich bisher wenige Käufer dazu meldeten, theils weil auch darauf geſehen wird, daß damit nicht ſolcher Unfug wie in Frankreich getrieben werde, theils weil (bis vor dem 7 Juli vorigen Jahrs) noch Viele die Rückkehr der alten Willkühr erwarteten oder fürchteten. Wirklich iſt die Konſtitution erſt ſeit jenem entſcheidenden Tage in volle Wirkſamkeit getreten. Inzwiſchen ſind die Kloſtergüter in viele Pachtungen zerſtückelt und weit beſſer denn ehemals bewirthſchaftet.

Die Neckereien und Unfugen und Brutalitäten der Glaubensbanden haben in vielen Gegenden des Landes die ruhige Zufriedenheit des Volkes erſt zur Begeiſterung für die beſſere Ver-

Digitized by Google

faſſung und endlich gar zum wahren Fanatismus geſteigert, wie es bei den Spaniern nicht fehlen kann. Aus vielen Beiſpielen will ich nur ein einziges anführen.

Porreras iſt ein beträchtliches Dorf, oder vielmehr Flecken, unweit Reus in der Provinz Tarragona. Die Männer hier bildeten ein eigenes Milizbataillon, und dieſes wurde bald der Schrecken der herumſchweifenden plündernden und mordenden Glaubensborden. Vor etlichen Monaten, da die rüſtigen Männer eben auf einem Zuge abweſend waren, fielen die Glaubenshelden mit groſſer Ueberlegenheit in Porreras ein. Die Einwohner ſahen ihre Ankunft, und flüchteten mit Allem, was ſie fortſchleppen konnten, nach Reus. Nun plünderten die Vertheidiger der katholiſchen Religion nicht nur die Häuſer, ſondern auch die Kirchen, ſogar die Gräber. Einige Prieſter und Mönche zogen mit dem Bilde des Gekreuzigten voran auf allen Gaſſen und ermunterten zur Zerſtörung. Dann begann der Mordbrand. Alles ſollte Aſche werden. Als man in Reus von dem Einbruch der Räuber hörte, machten ſich ſogleich Truppen dahin auf. Zu ihnen ſtießen noch in Eile die Braven von Porreras. Aber die Glaubensritter, obgleich ſie den Kommenden fünffach überlegen waren, flohen mit ihrer Beute, ohne länger zu warten, davon. So blieben noch ungefähr dreißig, meiſtens ſehr artige, Häuſer vom Brande verſchont. Die Eigenthümer derſelben aber riefen, als ſie das Unglück der Andern ſahen: „Wir wollen nichts voraus haben. Das Schickſal Einzelner ſoll das Schickſal Aller ſein!“ Und ſie brannten mit eigener Hand ihre eigenen Häuſer nieder, unter dem Rufe: Constitucion ó muerte! und unter Abſingung patriotiſcher Lieder.

Auch die Hellſehendſten hier glauben an keinen offenen Krieg von Seiten Frankreichs, und nach meiner Anſicht ſpricht der auſſerordentliche Geldaufwand Frankreichs zur Erregung eines Bürgerkrieges in Spanien am meiſten dafür, daß es nicht Luſt habe, ſelber in Spanien einzudringen. Unterdeſſen werden die Milizen in Städten und Dörfern in Waffen geübt, aber zur Erſparung der Unkoſten keine Heermaſſen zuſammengezogen. Sollte das Unglaubliche ſich ereignen und Frankreich wirklich Ernſt machen, ſo iſt man auf Alles gefaßt. Sollten die Franzoſen unerwartet einrücken, würden ſie nirgends eine Armee finden. Dieſe wird ſich erſt durch das Vorſchreiten der franzöſiſchen Truppen bilden, indem dann von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt die bewaffneten Bürger oder Milizen kompagnien- und bataillonsweiſe abziehen und zurückgehen, die Weiber, Kinder, Alten und Unzuverläſſigen aber zurückgelaſſen werden. Werden nur von den Franzoſen die Glaubensbanden in Zucht gehalten, ſo hat man für die Zurückbleibenden vom franzöſiſchen Militär nichts zu fürchten. Es iſt übrigens ſchon jetzt darauf hin Alles wohl organiſirt. Die feſten Plätze ſind und bleiben hinlänglich beſetzt, und die Franzoſen würden an denſelben nicht vorbeigehen, ohne Truppen zur Beobachtung oder Belagerung ſtehen zu laſſen, wodurch ſie ſich in gleichem Verhältniſſe beim Vorrücken ſchwächen, wie die ſpaniſchen Bataillone beim Zurückziehen an Maſſe ſich vergrößern.

Es ſcheint auch, ſollte es je zum Schlagen kommen, man wolle dem Feinde das Vordringen bis zur Linie von Valencia, Madrid und den Grenzen Galliziens nicht erſchweren,

Digitized by Google

um seine Kräfte so viel möglich zu vertheilen und ihn durch mehrere Hundert große Guerillas aufzureiben. Und diese Art zu kriegen ist nicht nur die wohlfeilste für dieses Land, sondern der ganzen Lage Spaniens und dem Karakter seiner Einwohner die angemessenste und vortheilhafteste. Es dürfte sich der Fall ereignen, daß der in Spanien eingedrungene Feind bald auf allen Seiten mit Guerillas, mit Hunger und Klima zu kämpfen hätte. Doch Frankreich kann keinen Krieg mit Spanien wollen. — — —

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Schweizerische Strafrechtspflege. Geschwornengerichte; über ihre Einführung in der Schweiz überhaupt und dem Kanton Waadt insbesondere *).

Ein großer Theil der Schweiz ist, hinsichtlich aller Verhältnisse der Rechtspflege, seit Langem im Stillstande geblieben. Jene Rechtsherkommen und Gebräuche einer frühern Zeit, welche sonst kaum irgendwo das hellere Licht unsers Jahrhunderts ertragen mochten, scheinen sich ins schweizerische Gebirgsland geflüchtet zu haben, wo eingewurzelte Vorurtheile, blinde Ehrfurcht für Alles, was alt heißt, und erklärter Widerwille gegen alle seit fünfzig Jahren aufgestellte Theorien, ihre Stützen sind. Den Wahrheiten geht es da wie den Menschen: man fragt nach der Zahl ihrer Jahre, und wenn sie nicht alt genug erscheinen, wird ihnen der Eintritt in den Senat versagt.

Die Karolina und ältere eben so barbarische Gebräuche haben noch heutzutage in mehrern Schweizerkantonen ihre Herrschaft erhalten: Tells Söhne dulden jetzt noch die Qualen der Folter, und werden, was am bedauerlichsten ist, durch dieselben entwürdigt. Wo man ihre Martern nicht mehr in der ursprünglichen Vollkommenheit anzuwenden sich getraut, da wird für nöthig erachtet, Stockschläge oder ein ähnliches Surrogat zu gebrauchen.

Es wäre jedoch ein großer Irrthum, wenn man die Magistrate der Kantone deshalb für grausam oder unwissend halten wollte. Ihre Regierung kann im Ganzen genommen väterlich genannt werden, und dies nicht etwa in spöttischem Sinne, wie öfters geschehen ist. Es mangelt der Schweiz keineswegs an Einsicht und Kenntnissen; auch, was in der That befremden kann, eine richtige Urtheilskraft geht der Folter zur Seite, ohne daß diese von ihr betroffen wird. Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte des menschlichen Geistes, von einem über gar verschiedene Dinge sehr vernünftig sprechenden Menschen das Geständniß zu hören, in seinem Lande werde jene seltsame logische Beweisart von den Gerichten angewandt,

---

*) Im Auszuge einer Abhandlung des Genferschen Rechtslehrers, Hrn. Rossi.

Digitized by Google

und zu bemerken, wie er davon mit der nämlichen Ruhe und fast auch mit gleicher Zufriedenheit spricht, wie man etwa anderswo von einer ausgezeichneten Schule des wechselseitigen Unterrichts redet. Daß bei so bewandten Umständen dann auch die geheime Rechtspflege, das geschriebene Verfahren, mangelhafte oder vollends gar keine Konfrontationen statt finden, darüber mag man sich nicht wundern, und es ist dies wenigstens sehr folgerecht. Bei einem so kräftigen logischen Werkzeuge, wie die Folter ist, müssen alle übrigen völlig entbehrlich werden.

Dieser Mechanismus des Rechtsverfahrens wird freilich nicht in sämmtlichen Kantonen gleichmäßig angetroffen. In Genf, zum Beispiel, sind, mit Ausnahme der Jury, die französischen Formen bisher beibehalten worden. Einzig nur wird in ihrer Anwendung, und bis richtigere Theorien an die Stelle treten, dasjenige vermieden, was der individuellen Freiheit allzugefährlich erscheint, und zur Zeit des Kaiserthums sich eingeschlichen hatte.

Im Waadtlande ist die Folter abgeschafft, und es darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Waadtländer diese Wohlthat der bernischen Verwaltung zum Theil zu verdanken haben. Auch ist weder der Stock noch ein ähnliches Werkzeug an die Stelle der Werkzeuge der klassischen Folter getreten. Wer mag jedoch dem erfinderischen Geiste eifriger Wahrheitforscher Schranken setzen? Noch jüngsthin, in dem zum selbstständigen und freien Kanton gewordenen Waadtlande, hat es an Richtern nicht gefehlt, die sich auf dieser edeln Bahn auszuzeichnen wußten. Sie lassen die Angeschuldigten an vielen Dingen Mangel leiden; um dieselben zu schrecken, werden die verfänglichsten Fragen und die furchtbarsten Drohungen angewandt; bei der strengsten Jahrszeit werden sie Monate lang in Kerkern behalten. Dies sind jedoch alles nur gemeine und gewöhnliche Mittel; die eifrigsten Kriminalvorstände haben noch andere gar viel scharfsinnigere erfunden, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Einer aus ihnen fiel auf den Gedanken, die Inquisiten mit Grütze zu speisen; nach vierzehn Tagen, sagt er, sind sie dermaßen entkräftet, daß kein Widerspruch mehr statt findet und sie zu Allem willig werden. Ein anderer ließ, in einem Falle, wo mehrere der Mitschuld beilagt waren, einen derselben aufrecht gegen eine Mauer stellen und mehrere Wochen in dieser Stellung behalten, ohne daß er auch nur einmal sitzen oder niederliegen durfte; darüberhin ward noch, um die völlige Entkräftung des Widerspenstigen zu beschleunigen, seine Nahrung auf die kleinste Portion herabgesetzt. Ein dritter endlich gelangte doch wirklich zur Ueberzeugung, daß Rechtspflege und Martern nicht völlig eins und dasselbe sind. Ich bin, äusserte er sich gelegentlich, auf die Behandlung der Gefangenen achtsam geworden; seitdem einer sich aus Verzweiflung über die erlittene Marter erhängt hat, habe ich mein früheres Verfahren aufgegeben, und ich kann dasselbe nicht mehr für zweckmäßig halten *).

*) Es sind diese Angaben alle einer Denkschrift entnommen, die einen der einsichtigsten und aufgeklärtesten Magistrate des Waadtlandes, den Appellationsrichter de la Harpe, zum Verfasser hat. Sie ist eine der vom Staatsrathe des Kantons Waadt gekrönten Preisschriften, über die Frage: ob die Einführung der Geschwornengerichte dem Kanton zuträglich sein dürfte. Es kann die Richtigkeit dieser Angaben also keinem

Digitized by Google

Inzwischen iſt die Anwendung oder wenigſtens die Zulaſſung dieſer gewaltſamen Mittel gegen Inquiſiten nicht das einzige Gebrechen des waadtländiſchen Verfahrens in Straffachen. Es iſt dieſes Verfahren weder gleichförmig, noch geſchrieben, noch einer Behörde anvertraut, deren Einrichtung ein erträgliches Gewohnheitsrecht herbeiführen könnte. Jeder Friedensrichter und jede Gerichtsſtelle thun, was ihnen gutdünkt, und es herrſcht eine gänzliche Willkühr in dieſem Zweige der Staatsverwaltung. Die Freiheit der Einzelnen oder die öffentliche Sicherheit ſind alltäglich der offenbarſten Gefahr ausgeſetzt. Mit einem Wort, es verhält ſich im Kanton Waadt wie überall, wo weder Oeffentlichkeit überhaupt, noch öffentliche Verhandlungen, noch eine hinlänglich wirkſame moraliſche Verantwortlichkeit der Richter, noch irgend eine der dem Staatsverein und ſeinen einzelnen Gliedern wichtigen Gewährleiſtungen vorhanden iſt. Die Rechtspflege bleibt daſelbſt, auch in der günſtigſten Vorausſetzung, allzugefährlichen Mißbräuchen ausgeſetzt, und nicht ſelten gleicht ſie dem Kampfe des Starken mit dem Schwachen.

Ein ſolcher Stand der Dinge kann dem Waadtländer unmöglich gefallen. Seit Kurzem hat ſich dieſe Landſchaft von der Herrſchaft Berns, der ſie gleichſam als Unterthanenland angehörte, frei gemacht. Die während dieſes Vorgangs ſtatt gefundene politiſche und moraliſche Erſchütterung konnte nicht anders, als ihrer Ziviliſation einen kräftigen Antrieb ertheilen. Nachdem der Waadtländer ein Vaterland erlangt hatte, mußte er fühlen, daß dieſer Vortheil ein leerer Name bliebe, wofern nicht auch ſeine bürgerlichen Inſtitutionen der neuen Ordnung der Dinge angepaßt würden. Wenn zwar unſtreitig ſeine Magiſtrate in ihren Amtsverrichtungen achtungswerthe und beruhigende Eigenſchaften zu Tage legen, ſo weiß heutzutage doch Jedermann recht gut, daß die Staatseinrichtungen einzig nur bleibend ſind, während die Menſchen vorübergehen, oder zuweilen ſelbſt auch anders werden, als ſie zuvor waren.

Unabhängigkeit und politiſche Freiheit ſind unſtreitig köſtliche Güter für ein Volk, welches ſich ſelbſt zu achten weiß; ſie bilden und erhalten den Gemeingeiſt wie den Nationalgeiſt. Der Leibeigene muß ein herabgewürdigter Menſch werden. Wo indeß die politiſche Freiheit nicht hinwieder auch mit der perſönlichen Freiheit und Sicherheit vereinbart iſt, da bleibt in der Meinung zwar allerdings noch Vieles, in der Wirklichkeit hingegen nur Weniges für den Bürger gewonnen. Es iſt wohl immerhin ſchön, ſagen zu können, man gehöre einem unabhängigen Volke an; aber traurig iſt's, wenn man hinzufügen muß: ein willkührlicher Verhaftsbefehl kann mich heute noch treffen. Auch eine einſichtvolle und redliche Verwaltung mag keinen Erſatz für den Mangel der Gewährleiſtung perſönlicher Freiheit geben. Wofern die Wünſche der Waadtländer ſich auf jene beſchränkten, müßten ſie vollkommen befriedigt ſein; alsdann aber war es auch der Mühe nicht werth, durch eine Revolution ſich der berniſchen Herrſchaft zu ent-

---

Zweifel unterliegen, und überhaupt ſind alle hier vorkommenden Thatſachen über den wirklichen Zuſtand der Rechtspflege im Kanton Waadt aus der durch die Regierung ſelbſt veranſtalteten Sammlung der Preßſcheiften über die Einführung der Jury geſchöpft.

ziehen. Die gute und treue Verwaltung der Berner ist, vormals und jetzt noch, sattsam anerkannt, und nirgend anderswo vielleicht wird so vieler Wohlstand in den untern Klassen und beim Bauernstande angetroffen, als in der Landschaft Bern.

Die Regierung von Lausanne hat gefühlt, daß sie die Wünsche ihrer Angehörigen nicht ausser Acht lassen dürfe. Die schnelle und unmittelbare Wirkung der öffentlichen Meinung auf die Regenten ist ein kleinen Staaten eigenthümlicher Vorzug. Hinwieder wird es in diesen zuweilen auch leichter, ihre Bildung oder ihre Entwickelung zu hindern, weil das Verhältniß der bei der bestehenden Ordnung der Dinge interessirten Personen ungleich beträchtlicher als in größern Staaten ist. Die Verwaltung eines kleinen Pachtgutes erheischt, unter übrigens gleichen Umständen, verhältnißmäßig mehr Leute, als ein größeres Grundeigenthum nicht bedarf. Dieser Fall tritt vorzüglich im Waadtlande ein, wo für 180,000 Einwohner ungefähr dritthalbhundert Richter aufgestellt sind. Daraus läßt sich leicht folgern, welch eine Menge von Angestellten, Verwandten, Klienten und andern zugethanen Personen mehr die Magistratur des Kantons, bei solcher Einrichtung der Rechtspflege, haben muß. Die Masse der Einwohner theilt sich in Schutzherren und Schützlinge, wobei ganz natürlich die erstern alles Bestehende gut und vortrefflich finden.

Der aufgeklärte und unabhängige Theil der Nation verlangt inzwischen Reformen in der Gesetzgebung, und hauptsächlich in der Strafgesetzgebung des Kantons. Um das Uebel an der Wurzel anzugreifen, ward die Einführung der Jury bei Straffällen als das einfachste und sicherste Mittel vorgeschlagen.

Es findet sich, sagt man, eine vollständige bürgerliche Gleichheit im Waadtlande, und ein gewisser Unterricht ist ziemlich allgemein und gleichförmig verbreitet: somit können auch die Bürger recht gut durch Ihresgleichen beurtheilt werden. Dieses Verfahren ist nebenbei keine eigentliche Neuerung; man kehrt damit gewissermaßen zu der alten Sitte des Landes zurück, und es werden dadurch nur einige in den germanischen Sitten verschlossene Keime entwickelt. Erst nachdem Lausanne seine Befreiungen und Rechte eingebüßt hatte, ward ihre frühere Entwickelung völlig gehemmt; was ist natürlicher, als daß jetzt, da wir Freiheit und Unabhängigkeit wieder erlangt haben, und ächte Waadtländer neuerdings geworden sind, — der bessere Theil jener Sitten auch wieder in neues Leben gerufen, verbessert und umfassender angewandt werde? Es wäre lächerlich, zu glauben, daß in einer auf keine zweihunderttausend Einwohner ansteigenden Bevölkerung zwei- bis dreihundert Rechtsgelehrte sich finden könnten. Das ausschließliche Vorrecht des Besitzes der Rechtskunde ist dem Kanton noch nicht zugetheilt worden. Was sind denn aber, wenigstens der Mehrzahl nach, die Richter dieses Kantons? Geschworne sind es, welche alle Nachtheile der Jury, ohne einen einzigen Vortheil dieser Einrichtung, an sich tragen; Geschworne, die darüberhin gewisse Mängel haben, welche bei einer ächten Jury nicht möglich sind.

Dieser Gesichtspunkt der Sache wird von den Gegnern der Jury meist übersehen. Sie

Digitized by Google

wollen nicht begreifen, daß eine zweckmäßige Einrichtung der Jury das Mittel an die Hand gibt, die Zahl der Richter bis zu derjenigen Zahl geschickter Rechtsgelehrter zu vermindern, die man in einer gegebenen Bevölkerung theils anzutreffen, theils zum öffentlichen Dienste bereit zu finden hoffen darf. Es ist in der That ein seltsam widersprechendes Ding, wenn man einzig nur Richter haben will, und dabei doch kollegialische Gerichte, zahlreiche Gerichtsstellen, Gerichte erster und zweiter Instanz, mit einem Wort, eine Legion von Rechtsbeamten verlangt. Es heißt dies das Unmögliche fordern, wofern man nicht etwa glaubt, ein Ernennungsdekret könne hinreichen, um den Gewählten zum guten Richter zu machen; oder auf's Verdienst komme es nicht an, wofern man nur Richter habe. Und wie verhält sich's mit diesen sogenannten Richtern? Es sind Leute, welche über alle Fragen des Thatbestands wie des Rechtsbestands entscheidend absprechen; die, wenn irgend ein Einfluß von aussen sie leitet, ihre Willkühr bei Entscheidung der Rechtsfrage geltend machen können, in Fällen, wo die Thatsache allzuklar ist; oder bei der Frage über den Thatbestand, wo etwa grober Irrthum hinsichtlich der Rechtsfrage sie einem allzubittern Spotte aussetzen möchte; Leute, die mehr oder weniger gefürchtet sind, zumal, bei ihrer großen Anzahl, im Verkehr des täglichen Lebens nicht leicht ein Schritt zu thun möglich ist, ohne Jemandem zu begegnen, der ihrer Verwandtschaft, Freundschaft, Gönner- oder Schützlingschaft angehört, und wo nebenbei Jeder weiß, wie leicht möglich ist, daß er selbst auch einem dieser Universal-Rechtsmacher in bürgerlichen und Strafsachen unter die Hand gerathen kann; Leute, deren Verantwortlichkeit ein leerer Schatten ist, weil Jeder sich hinter seine zahlreichen Amtsgefährten versteckt; Leute, die, wo sie zufällig mit einem wirklichen Rechtsgelehrten in einem Gerichtshofe zusammentreffen, zur negativen Kraft werden, die vorsetzlich einer positiven, welche dadurch geschwächt werden soll, zur Seite gestellt wird.

Man muß Anwald, oder vollends im Fall gewesen sein, zuweilen als Ersatzmann bei einer Gerichtsstelle aufzutreten, um alle jene gemeinen Vorurtheile für die zahlreichen Gerichtsstellen richtig zu würdigen. Wir wollen großmüthig sein, und annehmen, daß in einem mit zahlreichen Gerichten bestellten Lande kein einziges möge gefunden werden, das aus lauter unfähigen Gliedern bestehe; wir wollen annehmen, daß in jedem ein oder zwei Rechtsgelehrte sitzen, für die dieses Wort kein Spottname sei. Im Waadtlande, wo ohne die Friedensgerichte zwanzig Gerichtsstellen sich vorfinden, würde dies schon vierzig Magistrate geben, welche geschickte Rechtsgelehrte sind; dreimal so viel demnach, als England Richter hat.

Die fähigen Richter sind entweder rechtschaffene Männer, oder nicht; die übrigen fühlen entweder, was ihnen mangelt, oder sie fühlen dies nicht. Im ersten Fall sind sie furchtsam, wagen nicht, eine eigene Meinung zu haben, und werden dadurch Werkzeuge in der Hand der erstern. Diese erstern, wenn sie mit der Einsicht Rechtschaffenheit verbinden, bedürfen des Beisatzes der zweiten auf keine Weise, die alsdann eine unnütze, dem Staatsvermögen lästige Zulage werden. Sind hingegen die erstern gefährliche Leute, dann laufen die übrigen auch allezeit Gefahr, unfreiwillig und unbewußt, Mitschuldige derselben zu

Digitized by Google

werden, und es ist dies ein gar schlimmer Dienst, welchen sie der Gesellschaft erweisen, indem sie die moralische Verantwortlichkeit ihrer Verführer mindern. Fühlen sie hingegen ihre Schwäche nicht, so gehen die Geschäfte darum keineswegs besser. Ein gewandter Amtsgenosse, welcher sie irre leiten will, kennt die Mittel, deren er sich dafür zu bedienen hat, recht gut; er weiß ihren Irrthümern wie ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, und sie glauben zu machen, was er ihnen eingab, das hätten sie selbst erfunden. Ein eben so geschickter, aber rechtlicher Amtsgenosse würde sich zu solchen Listen nicht herablassen, und es ist die Ungerechtigkeit, welche sich ihren Sieg mittels solcher Gehilfen sichert.

Diese nämlichen Menschen sind aber meist auch eben so eigensinnig als blind; und die Unwissenheit ist es keineswegs, die dem äussern Einflusse und den Versuchungen der Verkehrtheit kräftigen Widerstand leistet. Wenn nun der Fall eintritt, daß diese Leute, sei es aus Irrthum oder aus einer noch minder zu entschuldigenden Ursache, alle in gleichartige Verirrung gerathen sind, was kann es alsdann Schrecklicheres und Empörenderes für redliche und aufgeklärte Magistrate geben, als eine Stellung, worin sie dem blinden Uebergewicht der Mehrzahl zu folgen und das Unrecht gutzuheißen sich genöthigt sehen? Je mehr man der Sache nachdenkt, desto gewichtiger erscheinen die Gründe gegen ein Verfahren, welches die Rechtsfragen, oftmals die schwierigsten und bedenklichsten, der Entscheidung einer zahlreichen Gerichtsstelle unterlegt. „Die Beschlüsse werden durch Stimmenmehrheit gefaßt; dagegen ist bemerkt worden, die Erfahrung habe gezeigt, daß man besser thäte, sich an die Minderheit zu halten, aus dem ganz natürlichen Grunde, weil die Zahl der guten Köpfe derjenigen der schiefen allezeit weit nachsteht." *) Es wird damit einleuchtend, daß, „wenn die Zahl der Richter vermehrt und ihre Urtheile mit einfachem Stimmenmehr erlassen werden, dadurch die Wahrscheinlichkeiten zu Gunsten des Rechts oder der Wahrheit vermindert, und in gleichem Verhältnisse hingegen jene für die Ungerechtigkeit oder den Irrthum vermehrt werden." **)

Würde man demungeachtet geneigt sein, auf eine zahlreich besetzte Gerichtsstelle Werth zu legen: was soll man alsdann von denen halten, die vollends auch für jede kleine Abtheilung des Staates eine solche Gerichtsstelle verlangen? Es hält schwer, sich eine Einrichtung zu denken, die mehr Widersprüche und Ungereimtheiten befaßt. Will man einen aus geschickten Rechtsgelehrten gebildeten Gerichtshof aufstellen, so wird, je zahlreicher derselbe ist, die Schwierigkeit, andere Gerichtsstellen mit fähigen Männern zu bestellen, um so größer sein. Von zwei Dingen muß demnach nothwendig eins eintreffen: entweder sind in allen Gerichtsstellen die fähigen und rechtskundigen Männer in Minderheit vorhanden, oder um zwei bis drei gut besetzte Gerichtsstellen zu haben, können die der übrigen Bezirke nur höchst ärmlich und dürftig bestellt werden. Es ließe sich sagen, der Häuptling der Rechtspflege nöthige die Angehörigen zu einem

*) *Montesquieu*, lettres persanes, l. 86.

**) Hr. Comte, in der Einleitung zu seiner Uebersetzung von Philipps Buch über die Jury.

Lotteriespiele, worin neben einer Menge schlechter eine sehr kleine Zahl guter Zettel vorkommt. Wehe denjenigen, welchen die Ziehung der Loose ungünstig ist! — „Hätten die Briten unsere Einrichtungen, so befänden sie sich in der nämlichen Lage, wie wir: es müßte ihnen eben so unmöglich sein, ein Korps von sechstausend Richtern vom gleichen Gehalte, wie ihre nunmehrigen sind, aufzustellen, als hinwieder eine Akademie von sechstausend tragischen Dichtern zu bilden.“ *)

Vielleicht mag einst die Zeit kommen, in der unsere Rechtsgeschichte für ein Gewebe von Mährchen gehalten, und ihre Glaubwürdigkeit selbst von unbefangenen und aufgeklärten Kritikern in Anspruch genommen wird. „Unsere Altvordern“, wird man alsdann sagen, „haben unstreitig die größte Sorgfalt auf eine gute Rechtspflege gewandt; vielfältige Denkmäler bezeugen uns wenigstens, daß sie unaufhörlich davon gesprochen haben. Auch konnten, in den Verhältnissen ihrer Kultur, die Rechtsfragen nicht anders als sehr verwickelt, zart und schwierig sein. Sie mußten also geschickte Rechtsgelehrte, gründlich in den Rechtswissenschaften bewanderte Männer haben, um die Entscheidung jener Fragen nicht dem Zufall preiszugeben. Wer möchte glauben, daß ihnen jemals eingefallen sei, solche Leute ließen sich zu Tausenden finden? Man schlage in den Universitätsregistern nach, und ziehe von den Studierenden der Rechtskunde zuerst diejenigen ab, die übel ausschlagen, also die Mehrzahl; hernach alle die, welche sich den Geschäften des Anwalds, Sachwalters oder Notars widmen, — Berufsarten, die um so gesuchter sein werden, als die Zahl der Gerichtsstellen größer ist, und die Menge der Geschäfte sie einträglicher macht; ferner die, welche, nachdem sie den Doktorhut angenommen haben, aus Familienrücksichten, Gesundheitsgründen oder um anderer Verhältnisse willen ihn nachher wieder ablegen; diejenigen, welche Verwaltungs- oder auch wohl Militärstellen annehmen, und endlich die, welche sich der Lehrkanzel oder bloß theoretischen und spekulativen Studien zu widmen vorziehen: so wird sich klar ergeben, daß für die Richterstellen nur eine sehr kleine Zahl geschickter Rechtskundigen übrig geblieben ist. Wie könnte es anders sein? Wäre die Zahl der Richter wirklich so groß gewesen, wie sie verleumderischerweise unsern Altvordern angedichtet wird, was würde erfolgt sein? Für talentreiche Männer hätten diese Stellen gar keinen Reiz gehabt; denn ihr Gewicht und Glanz müßten durch ihre Menge sehr vermindert, und die Gehalte überaus gering gewesen sein, um nicht alle Staatseinkünfte einzig nur auf die Bezahlung der Richter zu verwenden, so daß diese Magistratspersonen mit den Amtsschreibern ungefähr auf gleicher Reihe gestanden wären; nichts hätte ihre Unabhängigkeit gesichert, und ihre moralische Verantwortlichkeit, die sich auf ein großes öffentliches Ansehen stützen muß, wäre beinahe ganz verschwunden. Unsere Altvordern können demnach unmöglich, was für Jedermann einleuchtend ist, so gänzlich mißkannt haben; sie lebten in einem philosophischen und aufgeklärten Zeitalter; wenn sie von einer großen Zahl Richter gesprochen haben, so waren diese Richter

*) Comte, in der obbemerkten Einleitung.

entweder Geſchworne, oder Beiſitzer, Räthe, Auditoren oder ſonſt irgend etwas; aber unmöglich iſt, daß bei ihrer Kenntniß des römiſchen Rechts, dem ſo viele und große Lobeserhebungen von ihnen ertheilt wurden, ſie daſſelbe gleichzeitig dermaßen ſollten vergeſſen haben, um ſtatt etlicher Prätoren ganze Schaaren von Richtern aufzuſtellen. Zuverläſſig wohl haben ſie das Wort Richter im Sinn der judices bei den alten Römern gebraucht. Es waren Männer, die einzig nur den Thatbeſtand zu beurtheilen hatten."

Wenn dann aber einerſeits ſo gewichtige Gründe zuſammentreffen, welche die Nothwendigkeit einer Verminderung in der Zahl der Richter darthun, ſo iſt anderſeits einleuchtend, daß dieſe Verminderung einzig nur durch die Einführung der Jurys in bürgerlichen und Strafhändeln möglich wird. Die Entſcheidung aller Fragen, des Thatbeſtandes wie des Rechtes, einer kleinen Zahl Rechtsgelehrter anzuvertrauen, wäre allzugewagt. Bei ausgemitteltem und entſchiedenem Thatbeſtande findet ſich in der moraliſchen Verantwortlichkeit des Richters, inſofern dieſelbe ganz und ungeſchwächt vorhanden iſt, eine hinlängliche Gewährleiſtung für die Strafanwendung. Einige ſeltene Fälle ausgenommen, könnte die Ungerechtigkeit des Richters dem Blicke der Rechtskundigen, ſo wie aller einſichtigen und unbefangenen Perſonen, ſich nicht entziehen. Ein Richter, welcher, um pflichtvergeſſen handeln zu können, kein anderes Mittel hätte, als den beſtehenden Rechtsvorſchriften ein willkührliches und launenhaftes Verfahren zu unterſchieben, würde ſehr bald in der öffentlichen Meinung verloren und der ihm anvertrauten wichtigen Stelle unwürdig erklärt ſein. Die Fragen über den Thatbeſtand und die vermiſchten Fragen ſtellen ſich hingegen ungleich gefährlicher dar. Die Menſchen ſind ſelten, welche einen Rechtsfall, bei dem ſie kein unmittelbares Intereſſe haben, bis in ſeine kleinſten Einzelnheiten verfolgen. Wenn ſie die ausgezeichnetſten und merkwürdigſten Verumſtändungen deſſelben gefaßt haben, fühlen ſie dabei doch immer auch, daß manche Nebenumſtände ihnen entgangen ſein können; ſo daß ſie eine entſchiedene endliche Meinung auszuſprechen ſich nicht getrauen; oder es fehlt wenigſtens dieſer Muth gerade denjenigen, deren Meinung von großem Gewichte ſein müßte. Die Entſcheidungen über den Thatbeſtand ſind nicht mit Gründen belegt, oder ſie ſollten es wenigſtens nicht ſein, weil die Pflicht ihrer Begründung mehr Gefahren als Vortheile darbietet. Allein gerade deshalb entziehen ſich die Entſcheidungen über den Thatbeſtand dann auch großentheils oder ganz der Kritik. Es kann die Ungerechtigkeit nicht durch Darſtellung fehlerhafter Schlußfolgerungen entdeckt werden; der Richter bleibt allezeit gedeckt: wer mag ihm darthun, daß ſeine innere Ueberzeugung eine mit ſeinem Gewiſſen in Widerſpruch ſtehende Lüge iſt?

Will man die Zahl der Richter auf diejenige der fähigſten und des öffentlichen Zutrauens würdigſten Rechtskundigen, welche ſich dem Richteramte zu widmen bereit finden, herabſehen, ſo leuchtet alsdann von ſelbſt ein, daß man nicht Richter haben kann, welche in jedem Bezirk eines Landes wohnen. Ihre Zahl würde dazu nicht hinreichen, und es vereinbaren ſich mancherlei Gründe, die ihren gewöhnlichen Wohnſitz im Hauptorte beſtimmen. Sie müſſen in der Lage ſein, ihre Kenntniſſe allezeit vermehren und weiter ausbilden zu können, indem das Bedürfniß

Digitized by Google

hiefür bei jeglichem Richter so lange fortdauert, als er an seiner Stelle bleibt. Ein langer Aufenthalt in der Provinz oder auf dem Lande vereinzelt und trennt den Gelehrten auf eine nachtheilige Weise von der Gesellschaft. Gibt er sich bloß mit Theorie ab, so wird er leicht auf Träumereien verfallen; soll er hingegen seine Wissenschaft ausüben, so steht er in großer Gefahr, ein Schlendrianist zu werden; seine Ansichten werden befangen und beschränkt, und seine Eigenliebe, welche weder Zaum noch Mitbewerber in der Nähe findet, wird zuletzt übermäßig und blind. In jeder Provinz bildet sich allmälig ein eigenes Rechtsverfahren, das von dem der übrigen mehr oder minder abweichend ist, und woran man desto fester hält, weil es als einheimisches Erzeugniß betrachtet wird. Es gibt aber keine fruchtbarere Quelle von Zwist, Eifersucht und Abneigung, als die Uebung eines ungleichen Rechtsverfahrens. Die Richter des nämlichen Landes müssen in der Lage sein, einander öfters sehen, sprechen, und über wichtige, neue, schwierige Rechtsfragen sich vertraulich unterreden zu können. Dadurch allein nur mag sich ein geregelter und einförmiger Rechtsgang ausbilden. Es kommen die gesetzgebende und vollziehende Gewalt öfters in den Fall, das Befinden des Richterstandes einzuholen. Dies darf alsdann aber nicht von einer kleinern oder größern Abtheilung desselben herkommen; es muß der gesammte Richterstand das Befinden ausstellen, wodurch über einzelne Punkte das nationelle Rechtsverfahren festgesetzt werden soll. Man wird sagen, es seien dies britische Ideen. Ich gebe es zu, und weit entfernt, den Einspruch zu scheuen, achte ich mich durch denselben vielmehr geehrt. Es sind die Ideen und, was mehr bedeutet, die Institutionen eines freien Volkes; Einrichtungen, die durch lange Erfahrung bewährt sind, deren erste Keime von Deutschland ausgingen, zur Zeit, wo seine Völkerschaften frei waren, und die hinwieder auch den Institutionen der Römer, im Zeitraume römischer Freiheit, ähnlich sind. Es waren nicht zierliche Reden und ein künstlicher Wortkram, die zum wahren Glücke der Nationen wenig helfen, was jene Völker für Freiheit hielten. Wir, Bewohner des Festlandes, die wir stets von Freiheit sprechen, allezeit nur über den höchsten Gipfeln des Staatsgebäudes schweben, und gleichsam Alles verachten, was nicht unmittelbar mit einigen Hauptsätzen der staatsthümlichen Lehre zusammenhängt, was haben wir damit erzielt, was haben wir für unsere Städte und auch vollends für unsere Dörfer gewonnen? Zwei Spielhäuser, deren das eine Lotterieamt und das andere Rechtspallast heißt *).

*) Die Anglomanie wäre in Rechtssachen unstreitig eben so lächerlich, wie in Modedingen, und es wird Niemandem einfallen, die umschweife, Fiktionen und Anomalien des englischen Rechtsverfahrens, zumal der Zivilprozedur, nachahmen zu wollen. Hingegen halte ich dafür, daß richtigere Grundlagen, als ihr System hat, kaum anderswo zu finden sein dürften. Uebrigens haben sich diese Grundsätze bei den Briten ausgebildet, weil sie allein nur, gegen Ende des Mittelalters, der Zwingherrschaft nicht unterlegen sind. Mit Recht ist von der Freiheit gesagt worden, sie sei alter Herkunft. Demungeachtet beruft man sich immer auf die Vorzeit, statt vielmehr treffend und wahr mit Bacon zu sagen: *Specie antiquitatis introducit novitatem.*

Digitized by Google

Es gibt ein einziges vernünftiges Mittel, wodurch man theils ein gut beſtelltes Richteramt erhalten, theils den Angehörigen eine ſchnelle und in der Nähe befindliche Rechtspflege ſichern kann; das Mittel beſteht in der Einrichtung der Jury, für bürgerliche ſowohl als Straffälle. Jede Provinz, jede Landesabtheilung erhielte ihre Jury und ihr Kriminalgericht, welchem ein oder höchſtens drei Richter vorſäßen. Sollte man, der britiſchen Einrichtung gemäß, die Jury über den Thatbeſtand ſowohl als über die Rechtsfrage entſcheiden laſſen wollen, ſo müßte, in gewöhnlichen Fällen wenigſtens, der vorſitzende Rechtsgelehrte der Jury die Rechtsſätze und das hypothetiſche Ergebniß des Entſcheides (verdict) auslegen; würde man hingegen vorziehen, die Verrichtungen der Jury auf die Ausmittelung des Thatbeſtandes zu beſchränken, ſo läge dem Richter ob, nach erfolgtem Ausſpruche der Jury, die Rechtsfrage zu entſcheiden und das Geſetz anzuwenden.

Wir müſſen hier bei einigen allgemeinen Sätzen ſtehen bleiben. Es wäre ein Buch erforderlich, wenn die ganze Einrichtung zergliedert, in ihren Einzelnheiten vorgetragen und gegen die Einwürfe vertheidigt werden ſollte, die mit mehr und weniger ſcheinbarem Gewicht, am meiſten vom Schlendrian und von Solchen, welche durch die Aenderung ihre Stellen zu verlieren beſorgt ſind, erhoben werden. Dafür konnte es hier keineswegs zu thun ſein. Eben ſo wenig wollte man eine Abhandlung zu Gunſten der Jury ſchreiben. Vor einem befugten Richter dürfte die Frage wohl bereits entſchieden ſein. Statt gründlicher Einwendungen ſind es Gefühle, Vorurtheile oder perſönliche Vortheile, welche gegen ſie geltend gemacht werden. Es gibt redliche, aber oberflächliche Leute, die keinen Anſtand nehmen, über dieſe Frage auf eine Art abzuſprechen, welche drollig gefunden werden könnte, wofern ſich's nicht um Freiheit und perſönliche Sicherheit handeln würde. Andere hinwieder haben, in ihrer Stellung, allerdings gewichtige Gründe, um die Jury abzulehnen, indem dieſe neben einer unbeſchränkten Gewalt unmöglich beſtehen kann. Gäbe es Mittel, den Fortbeſtand einer Garantie zu ſichern, da wo alle andern zu Grunde gegangen ſind, ſo möchte ich gewiſſen Leuten den Vorſchlag machen, ſie ſollten die Wahlverhältniſſe für die Stellvertreter, ſo wie die dieſen letztern erforderlichen Eigenſchaften und ähnliche Verhältniſſe mehr, nach ihrem Belieben feſtſetzen, wofern ſie einzig nur das öffentliche Rechtsverfahren und eine ächte Jury für alle bürgerlichen ſowohl als Straffälle einräumen. Sie würden dieſen Vorſchlag vermuthlich nicht annehmen. Denn ſie könnten dabei niemals Gebieter über Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger werden; ihre zwingherrlichen Geſetze würden durch die Jury gelähmt; und um die materiellen Vortheile der willkührlichen Herrſchaft zu erreichen, müßten ſie Gewalt anwenden; ſie ſähen ſich zur Anwendung ſolcher Mittel genöthigt, denen vorzubeugen unmöglich iſt, und die nicht immer zum Vortheil derer ausſchlagen, welche ſich ihrer bedienen, zu Staatsſtreichen nämlich *).

Unſere Abſicht war einzig nur, darzuthun, daß, wofern man vom Richteramte ſich einen richtigen Begriff macht, und wofern man Richter haben will, die dieſes Namens und der wichtigen Befugniſſe, welche die Geſellſchaft ihnen überträgt, würdig ſeien, die Jury als nothwendiger Beſtandtheil des dazu erforderlichen Syſtems, und als ein unentbehrliches Werkzeug muß angeſehen werden für die Vorbereitung des Stoffes, auf welchen die Wiſſenſchaft des rechtskundigen Richters ſoll angewandt werden.

Ein zahlreiches Kollegium fähiger Richter iſt in jeglichem Lande ein Unding. Was ſind aber die Glieder, welche unwürdig darein gewählt wurden? Ihren Kenntniſſen zufolge ſind ſie höchſtens als Geſchworne anzuſehen; ihrer Stellung und Wahlart nach, weil eine unbedingte Verwerfung derſelben nicht ſtatt findet, ſind ſie Kommiſſäre. Sie können weder die Garantien

*) Man vergleiche, im Anhang des Buches von Phillips über die Jury, den Prozß von Penn und Mead.

Digitized by Google

des guten Richters, noch diejenigen des ächten Geschwornen darbieten. Und somit scheint das in den europäischen Staaten vorherrschende Rechtsverfahren ganz darauf angelegt, gleichzeitig die Vortheile der Freiheit und die Gewährleistungen des Rechts zu zerstören. In schwierigen und verwickelten Fällen wird die Wirksamkeit des fähigen Rechtskundigen gelähmt; für Fragen über den Thatbestand und für solche, die leicht zu lösen sind, gehen die Garantien der Unparteilichkeit und eines entschlossenen Bürgersinnes verloren.

Die Fragen über den Thatbestand werden bei dieser Einrichtung dem Urtheile von Leuten unterlegt, die sich dazu am wenigsten eignen. Denn es dürfte wohl nicht bloß ein unfähiger, sondern selbst auch ein fähiger Rechtskundiger gar viel weniger im Stande sein, Thatsachen, Vorfälle des Lebens, Zeugnisse und Anzeigen richtig zu würdigen, als dies hingegen die im täglichen Verkehr mit Menschen und Geschäften lebenden Bürger thun können. A priori weiß man nichts, oder man ist wenigstens, wofern abstraktes Urtheil ausschließlich zum Führer gewählt wird, bei Würdigung einzelner Fälle vielen Irrthümern und Uebereilungen ausgesetzt. Ueber Geschäftsverkehr und Vorfälle des bürgerlichen Lebens, über die Gesinnungen, welche den Handlungen zum Grunde liegen, über die auch wohl geheimen Gründe der Selbstsucht, die auf unsern Willen Einfluß haben können, über die physischen Eigenschaften der Dinge und die äussern Kennzeichen gewisser Thatsachen, wodurch diese mehr oder minder ungerecht, mehr oder minder strafbar werden, mag jeder mit richtiger Urtheilskraft und einigen Kenntnissen versehene Bürger viel besser als ein Rechtsgelehrter entscheiden. Je geschickter dieser ist und je gründlichern Studien er oblag, desto fremder ist er dem thätigen Leben geblieben, und desto weniger weiß er, was gewöhnlich in der Hütte des Landbauers, auf dem Markte, im Kaffeehause und in der Schenke vorgeht. Handelt sich's um die Würdigung eines Schadens, so ist er ausser Stand, denselben zu schätzen; ist's um einen Schimpf zu thun, so sind ihm alle örtlichen und besondern Umstände, wodurch derselbe erschwert oder hinwieder auch geringfügig werden kann, unbekannt. Ist's eine Zänkerei, so bleibt er auf das, was er vom Hörensagen weiß, beschränkt; denn er war nie Zeuge solcher Auftritte; er kennt weder die Veranlassungen, welche sie herbeiführen, die Ursachen, wodurch sie heftiger werden, noch die eigenthümlichen Verhältnisse der Bürgerklasse, die sich ihnen am leichtesten hingibt, und am allerwenigsten den persönlichen Karakter der Beklagten. Ich erinnere mich, einst einem Augenschein beigewohnt zu haben, welchen ein Richter zu Ausmittelung der Verhältnisse und des Gebrauchs eines Steinbruchs vornahm. Während die Parteien, die Anwälde, die Zeugen und der Gerichtschreiber ihre Geschäfte verrichteten, unterhielt mich der Richter, welcher übrigens ein einsichtvoller Rechtsgelehrter war, mit dem Hersagen langer Stellen, die er aus Tacitus und Horaz auswendig wußte. Wir konnten allerdings nichts Besseres thun; denn der wackere Mann verstand von der Sache, die zu beaugenscheinigen war, gerade so wenig als ich selbst. Wenn er nachher einen richterlichen Entscheid ausgesprochen hat, so bin ich überzeugt, daß dies in richtiger Anwendung des Gesetzes geschehen ist, aber worauf anders hin, als auf die durch Experten ausgemittelte Thatsache?

Man sagt freilich, die Richter seien nicht verpflichtet, der Meinung der Sachverständigen zu folgen: wie könnten sie aber anders thun? Eben um ihr Gewissen nicht zu beunruhigen, müssen sie dem Befinden der Experten folgen. Je gewissenhafter der Richter ist, desto weniger wagt er, davon abzugehen. Darum werden die Rechtshändel, bei denen eine entscheidende Untersuchung durch Sachverständige statt fand, eigentlich durch zwei Geschworne beurtheilt, die man Sachverständige heißt, die zuverläßig aber den Namen von Geschwornen nicht verdienen, weil sie von allen erforderlichen Gewahrleistungen einer Jury keine einzige darbieten.

Wie viele Rechtshändel gibt es aber nicht, bei denen dem Richter eben so nöthig wäre, das Befinden von Sachverständigen zu kennen, als in den Fällen, wo man gewohnt ist, solche zu ernennen? Es sind nur wenige Fragen über den Thatbestand, oder über Absicht des Thäters,

Digitized by Google

wo dies, den obstehenden Bemerkungen zufolge, über die Unfähigkeit der Rechtsgelehrten für ihre Entscheidung nicht der Fall wäre. In der Jury aber finden sich die besten Sachverständigen. Aus diesem, wie ich glaube, entscheidenden Gesichtspunkte betrachtet, scheint mir die Frage von der Jury auf der andern Frage zu beruhen, ob man mehr oder minder fähige Sachverständige verlange; solche, die mehr oder weniger Zuversicht einflößen. Es ist eine gemeine, aber allezeit wahre Redensart: Jeder treibt sein Handwerk. Der Rechtsgelehrte soll das Recht auslegen und anwenden; der Weltmann und Geschäftsmann soll über Thatsachen und Absicht urtheilen, weil die Erfahrung ihm dafür alle erforderlichen Angaben liefert.

Eine zahlreich besetzte Jury kann, wie man leicht einsieht, keinen der Nachtheile haben, von denen oben in Bezug auf Gerichtsstellen die Rede war; hingegen bietet dieselbe ein größeres Gewicht auf der Wagschale der Wahrheit dar, wofern nämlich die Verdicts allezeit nur durch ungetheilte Stimmen ausgesprochen werden dürfen. Ein gewisser Spielraum hinsichtlich der Zahl der Geschwornen ist nicht allein der größern Sicherheit wegen, sondern auch in politischer Hinsicht nothwendig: es wird dadurch ein bedeutenderer Theil der Nation zur Theilnahme gezogen; die Anstalt wird somit volksthümlicher; eine bessere Schule der Vaterlandsliebe, einer kräftigen, aufgeklärten, den Gesetzen folgsamen Vaterlandsliebe mag nicht gefunden werden.

Diese Betrachtungen sind es, welche die Waadtländer, nebst vielen andern Gründen mehr, ihrer Regierung vortragen konnten, um durch Einführung der Jury eine Reform ihrer sehr fehlerhaften Rechtsverwaltung zu erzielen.

Ist der Staatsrath von Lausanne hierüber in Zweifel gestanden, oder war er schon vorausbin überzeugt, die Einrichtung der Jury sei für den Kanton Waadt unzweckmäßig? Es scheint aber, es sei derselbe, wenigstens hinsichtlich der Straffälle, allerdings zweifelhaftig gewesen, und er habe die Einführung der Jury gleich anfangs keineswegs für ganz unthunlich gehalten. Demnach liesse sich vermuthen, die vollziehende Gewalt hätte für angemessen erachtet, über eine so wichtige, Freiheit, Ehre, Leben und Eigenthum der Bürger unmittelbar betreffende Frage auf die zuverlässigste und feierlichste Weise, durch Ueberreichung eines Gesetzesentwurfs an den gesetzgebenden und souverainen Rath, die öffentliche Meinung zu befragen, und, sei es, daß der Entwurf die Aufstellung einer Jury befaßte oder nicht, ihm die Gründe für und wider ihre Einführung vorzulegen. Die dadurch veranlaßte Berathung würde den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet haben, und man hätte auf jeden Fall einen unzweideutigen Ausdruck der öffentlichen Meinung des Kantons erhalten. Wäre dieser gegen die Jury ausgefallen, so konnte darüber keine moralische Verantwortlichkeit auf dem Staatsrathe lasten. Niemand denkt daran, dem Staatsrathe von Genf die Aufhebung der Jury zum Vorwurf zu machen, indem der Repräsentantenrath es ist, der sie beschlossen hat. Die Regierung der Waadt schlug einen andern Weg ein. Die wichtige gesetzgeberische und politische Frage ward von ihm, so zu sagen, in eine akademische Frage verwandelt, und am 10 August 1819 die Preisaufgabe bekannt gemacht: **Kann die Einführung der Jury bei Straffällen im Kanton Waadt zuträglich erachtet werden?**

Digitized by Google

Das Unglück Irlands.

Die Proteſtanten in Frankreich, die Katholiken in Irland.

Es ſind in Europa zwei Punkte durch ihr langes, altes, immer wiederkehrendes Elend berühmt. Sie danken dieſes Elend nicht der ungeſunden, oder ſtürmiſchen, oder kargen Natur ihres Bodens und Himmels, ſondern ihren Regierungen und Geſetzen. Dieſe Punkte liegen nicht in entfernten Auſſenenden Europa's, wo die Ziviliſation des Welttheils noch nicht die alterthümlichen Urſachen und Wirkungen der Barbarei brechen konnte, nicht in der Türkei, noch weniger in den angrenzenden halbwilden Ländern: ſondern ſie ſind Theile derjenigen Staaten, die bei den Europäern ſelbſt den Ruhm haben, allen andern in Geſittung, Wiſſenſchaft, Kunſt, Gewerbfleiß, Verfaſſung, Geſetzgebung, Freiheit und Aufklärung voranzuſtehen. Das Verfahren gegen die unglücklichen Bewohner jener beiden Punkte iſt ſo hart, ſo alle Billigkeit und Menſchlichkeit verwundend, daß, wenn Aehnliches in Preuſſen oder Oeſterreich oder Rußland geſchähe, die Briten darin Stoff und Beiſpiel zur Verherrlichung ihrer weiſen Einrichtungen finden, und die Franzoſen Geſchrei über die Barbaren des Nordens erheben würden. Aber jene Unglücklichen wohnen mitten unter den Franzoſen und Briten ſelbſt. Man ſchweigt, man beachtet ſie kaum. Es ſind die Proteſtanten im ſüdlichen Frankreich; es ſind die Katholiken in Irland.

Das Loos beider iſt ein ſchmachvoller Fleck in der Geſchichte unſers Zeitalters, desjenigen Zeitalters, in welchem alle Parteien, wie ſie auch heißen mögen, für Völkerglück, geſetzliche Ordnung und Gerechtigkeit kämpfen. Die Verhältniſſe beider verdienen näher gekannt zu ſein, wenn auch nur, um richtigere Vorſtellungen von dem zu empfangen, was von Zeit zu Zeit öffentliche Blätter über die traurigen Ereigniſſe jener Gegenden melden, und zum Theil ſelbſt von denen nicht ganz verſtanden iſt, welche öffentliche Berichterſtatter ſein wollen.

Inzwiſchen iſt es uns diesmal beſonders darum zu thun, die ſtaatsthümlichen innern Verhältniſſe Irlands, die Quellen ſeiner ewigen Unruhen und Zerrüttungen und Bürgerkriege zu betrachten, von denen noch immer die Zeitungen angefüllt ſind. Nur als Gegenbild, oder vielmehr der Verwandtſchaft willen, ſoll der Zuſtand der proteſtantiſchen Franzoſen aufgeführt werden. Fürwahr, die Proteſtanten haben ſo wenig Recht, ausſchließlich den Katholiken Intoleranz vorzuwerfen, als die Katholiken den Proteſtanten. Die Verachtung, das Verfolgen und Unterdrücken Andersgläubiger iſt keine Wirkung der chriſtlichen Religion oder einer ihrer Kirchen, ſondern der Irreligion, der Barbarei und des Abfalls derer von Jeſu Chriſto und den

Geſetzen Gottes, welche durch Zufall der Geburt oder dem Namen nach einer dieſer Kirchen, übrigens aber ihrer Leidenſchaftlichkeit und Geiſtesverblendung angehören.

Das Loos der franzöſiſchen Proteſtanten.

Die Proteſtanten bilden jetzt wieder mehr als den zwanzigſten Theil von der Bevölkerung Frankreichs. Man weiß, wie feierlich ihnen durch das Edikt von Nantes religiöſe und bürgerliche Freiheit zugeſichert war. Man weiß, wie wenig ihnen die Könige das Wort hielten, bis Ludwig XIV ſogar das Edikt von Nantes im Jahr 1685 ſelbſt widerrief. Faſt eine Million treuer Franzoſen mußte darum ihr Vaterland verlieren.

Endlich erſchien das ſogenannte philoſophiſche Jahrhundert. Endlich erſchien der vielgeprieſene und milde Ludwig XVI, und er erließ über ſeine lange verfolgten proteſtantiſchen Unterthanen das ſogenannte Gnaden-Edikt im Jahr 1787. In Oeſterreich, in Deutſchland, in Preuſſen, bei allen ziviliſirten Völkern des Erdballs hätte ein ſolches Edikt für mehrere Millionen Seelen ein Ungnaden-Edikt, ein Denkmal der beſtehenden Barbarei und Finſterniß geheißen.

Welche Gnade denn bewilligte ihnen Ludwig XVI? Die, daß die proteſtantiſchen Franzoſen für immer vom Recht ausgeſchloſſen ſein ſollen, öffentlichen Gottesdienſt zu feiern; daß ihre Prediger nicht einmal öffentlich in einer Amtskleidung erſcheinen, oder ihren Amtsnamen bei rechtsfähigen Zeugniſſen unterſchreiben ſollen; daß ſie insgeſammt keine Gemeinde, nicht einmal eine Korporation bilden und keine richterliche, keine obrigkeitliche, ja nicht einmal vom Staat anerkannte öffentliche Lehrſtellen bekleiden ſollen. Nur das, was das natürliche Recht nicht zu verweigern geſtattete, und nur ihre Geburten, Heirathen und Todesfälle wegen Erbſchaften u. ſ. w. zu beſcheinigen, nichts mehr, als das, ward ihnen aus Gnaden vor dem Geſetze geſtattet. — Standen wohl je die Chriſten Afrika's und Griechenlands unter muhamedaniſcher Gnade viel beſchränkter, oder die entarteten Judenſchaften in chriſtlichen Staaten mehr ausgeſtoßen, als die proteſtantiſchen Chriſten Frankreichs unter ihren katholiſchen Mitfranzoſen?

Erſt die Revolution ſtellte ſie ihren Mitbürgern in Rechten gleich. Kein Wunder, daß ſie die herbeigeführte menſchlichere Ordnung, die Monarchie in konſtitutioneller Form, liebten, und nachher eben ſo ſehr die Schreckensherrſchaft der franzöſiſchen Republikaner haßten, in welcher göttliche und menſchliche Ordnung wieder zu Grunde ging. Der neueſte und geiſtvollſte Darſteller von den Schickſalen der Proteſtanten in Frankreich *) bemerkt, daß zu Nimes, wo ſie noch kaum ein Drittheil der übrigens katholiſchen Bevölkerung ausmachen, faſt eben ſo viel Proteſtanten als Katholiken das Leben auf dem Blutgerüſte der Revolutionstribunale verloren. „Die Robespierre, die St. Juſt, die Carriers“, ſagt er, „hatten der römiſchen Kirche gehört. Die Rabaut St. Etienne, die Barnave, die Boiſſy d'Anglas waren Proteſtanten.“

---

*) Die Hierarchie und ihre Bundesgenoſſen in Frankreich. Beiträge zur neuern Kirchengeſchichte. S. 254 ff.

Digitized by Google

Napoleon endete die Gräuel und die Verwirrungen der Anarchie. Es gehörte dazu ein fester und großer Herrschergeist, wie der seinige. Protestanten wie Katholiken standen unter dem Schilde einerlei Gesetzes sicher. Niemand hörte von religiösen Verfolgungen. Nachdem er gestürzt und auf den Felsen von St. Helena verbannt worden war, konnte selbst der Zorn seiner Feinde, der Grimm seiner Lästerer keine Thatsache, sondern nur Verdächtigungen gegen ihn auftreiben, als habe er den Protestanten im Herzen doch nicht wohlgewollt.

Sobald er gefallen und Ludwig XVIII durch die Hand größtentheils nichtkatholischer Fürsten und Heere auf den Thron gesetzt war, hoben zu Nimes und in den Cevennen die Verfolgungen wider die Protestanten von neuem an, wider sie, die eben mit Stolz über die seit 1790 nie gebrochene Fortdauer ihrer Gesinnungen für einen Gott, einen König und ein Gesetz im ganzen französischen Reiche den Bourbonen ihre Glückwünsche dargebracht hatten. Nun flößten die fanatischen Priester ungestört wieder in Katechismen, Predigten und Beichtstühlen Haß gegen die Protestanten ein, eiferten gegen gemischte Ehen mit denselben, versagten ihnen die Beerdigung ihrer Todten auf katholischen Begräbnißplätzen. Hirtenbriefe und Mandements der Bischöfe eiferten offen oder hinterlistig gegen die „Ketzer und Exkommunizirten", obwohl die königliche Charte den Franzosen von beiderlei Kirchen einerlei Schutz und Recht verheißen hatte. Man befahl den Protestanten im südlichen Frankreich wieder Theilnahme an den kirchlichen Feierlichkeiten der Katholiken; verdrängte sie, wo es irgend ausführbar sein konnte, von öffentlichen Stellen, und die königliche Ordonnanz vom 27 Februar 1821 setzte ihre Schulanstalten, wie die der Katholiken, unter Aufsicht des Bischofs vom Sprengel, ohne ihres besondern Rechtes in Betreff des Religionsunterrichtes, und der ihnen gebührenden Aufsicht über denselben, auch nur zu erwähnen. So schritt man stufenweise fort, trotz König und Charte, die Protestanten aus ihren staatsthümlichen Rechten zu verdrängen.

An der Spitze einer kleinen Schaar vertrieb Napoleon die Bourbonen, und ward, nach der Schlacht bei Waterloo, wieder vertrieben. Die Tage der Verwirrung wurden von den katholischen Priestern und ihrem Anhang im südlichen Frankreich mit schauderhaftem Erfolg benutzt, um die Protestanten zu plündern, ihren stillen, vielbeneideten Gewerbfleiß zu zerstören. Mordbrennerbanden zogen umher, äscherten Landhäuser und Dörfer ein, raubten Gebäude aus, hieben Olivenpflanzungen nieder; mordeten Männer, Kinder, Greise; mißhandelten Weiber und Jungfrauen; schrieben Brandschatzungen und gezwungene Anleihen aus; zerstörten an einigen Orten die Kirchen, rissen an andern die Gebeine der Todten aus den Gräbern; mordeten und raubten dreißig Stunden lang in Nimes, kerkerten in andern Städten die Unglücklichen ein, und — die Obrigkeiten sahen zu, schwiegen; die Minister schwiegen; in der Deputirtenkammer durften sogar Mitglieder der Ultrapartei wagen, alle jene gräßlichen Ereignisse als erlogenes Fabelwerk öffentlich wegzuläugnen. Man hütete sich noch lange nachher, die Vorfälle ernstlich zu untersuchen, die Fehlbaren zu strafen. Das geschah im zweiten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts mitten in Frankreich.

Digitized by Google

So hat sich der unglückseligen, ihres Glaubens willen von Priestertücke und Pöbelrohheit verfolgten Protestanten Südfrankreichs Niemand mit Ernst angenommen; nicht ihr eigener König, nicht die Stellvertretung der Nation zu Paris, nicht irgend einer der Sieger, die damals den verstoßenen Bourbonen zum andernmal das Zepter gaben, und von denen ein Wink genügt haben würde, Frieden zu gebieten. „Sie liessen die ihnen überreichten Denkschriften, im gewohnten Schlendrian des Geschäftshandwerks, den französischen Behörden zukommen, oder würdigten sie gar keiner Antwort," sagt der oben erwähnte Geschichtschreiber. „Da erbarmten sich ihrer christliche Privatleute. Es waren die Methodisten in England. Sie sandten einen Abgeordneten in die beklagenswerthen Landschaften. Sie sorgten für Unterstützungen aller Art. Sie zogen das Werk der Finsterniß ans Licht *), in dem es nicht ferner gedeihen konnte. Sie zeugten für das Christenthum gegen die Politik des Zeitalters, und hatten keinen Theil an dem Schandflecken, den die Verfolger und ihre gleichgültigen Zuschauer auf dasselbe warfen, dem unvergänglichen, hätte das Blut der Griechen ihn nicht bedeckt."

Indessen jene gräuelvollen Ereignisse lassen sich, wenn auch nicht rechtfertigen, wenn auch nicht einmal entschuldigen, doch unter mildern Ansichten fassen. Man kann sagen: es mischte sich in den Religionsgroll vielleicht auch politische Wuth, so daß etwa diese nicht weniger als jener zu den Schandwerken beitrug; — oder: Priestertücke und dumme Raserei des Pöbels sind sich in allen Zeitaltern und Ländern immerdar gleich; — oder: das in jenen Südgegenden heißer wallende Blut der Menschen wirkte nicht wenig zu den Ausschweifungen; — oder: die Regierung und die Gebildetern der Nation schwiegen, nicht sowohl aus Gleichgültigkeit oder böser Absicht, als vielmehr aus Scham und Verdruß über die befleckte Volksehre, und hätten der Welt gern das Geschehene verhüllt oder verläugnet, wie auch wohl eine gute Familie die schlechten Streiche eines unwürdigen Mitgliedes nicht gern ruchbar werden läßt.

Aber wie anders erscheint daneben der Druck und das Leiden der irländischen Katholiken unter britischem Zepter! Hier gesellen sich nicht politischer und religiöser Fanatismus zusammen, ein ganzes Inselvolk unglücklich zu machen; hier ist kein warmer Südhimmel am Aufflammen wilderer Leidenschaft Ursach; hier raset nicht Pöbelwuth und Priestertücke: sondern es wird unter den ruhigsten Berechnungen, mit dem kältesten Blute, ganz gesetzlich, ein wackeres Volk, weil es katholischen Glaubens ist, knechtisch herabgewürdigt, unterdrückt, zertreten, von Zeit zu Zeit zur Verzweiflung gebracht, dann wieder mit Bajonetten und Galgen zur Ruhe getrieben; und man läugnet die Gräuel nicht hinweg, man schämt sich ihrer nicht, man bringt sie öffentlich zur Sprache.

Noch in diesem Augenblick dauert das Verderben Irlands fort. Noch im März dieses Jahres 1823 (den 4, 5 und 6 März) war das Leiden des Königreichs drei Nächte hinter ein-

*) Rapport sur la persécution des protestans français, par le Rév. *C. Perrot.* Londres, 1816.

Digitized by Google

ander der Gegenstand lebhafter Berathungen im Unterhause des britischen Parlaments, und man hieß zuletzt alle Vorschläge, die zum Bessern leiten konnten, albern, boshaft, ja aufrührerisch. Mit hundert und fünf Stimmen gegen achtundsechszig Stimmen verwarf man Alles.

Keinem der heutigen Zeitgenossen, welchem die gährungsvollen Verhältnisse des Welttheils anziehend sind, wenn auch nur zur belehrenden Betrachtung, sollte das Loos Irlands fremd dastehen. Irland liegt uns nicht entfernter, als Griechenland; Irland hat seit vierhundert Jahren unter dem Druck der britischen Verwaltung fast kaum weniger gelitten, als Griechenland unter der Verwaltung der osmanischen Pforte. Auch in Irland, wie in Griechenland, sehen wir seit vier Jahrhunderten eine beinahe ununterbrochene Kette von Aufständen, Mördereien, Plünderungen und Hinrichtungen; auch in Irland ist, wie in Griechenland, unter dem langen Leiden das Volk verwildert, arm, unwissend, grausam, rachsüchtig und tückisch geworden. Wer zählt seit diesen Jahrhunderten alle Aufstände, Verschwörungen, Metzeleien und einzelne Ermordungen? Wer die Tausende, die auf den Blutgerüsten sterben mußten?

Noch immer von Jahr zu Jahr lesen wir in öffentlichen Blättern von den irischen Unruhen, von den dabei erscheinenden Gräueln. Ein ewiger Krieg ist's, wie er zwischen Türken und Griechen statt fand, und wie er zwischen Sklaven und Herren geführt wird. Es ist Aufruhr von Bauern, die fast vor Hunger sterben, gegen die reichern Eigenthümer, gegen die Polizeibeamten, gegen die Zehntensammler, gegen Alle, die als Unterdrücker angesehen werden. Es sind ungeordnete, einzelne Kämpfe der Wuth, der Verzweiflung, der blinden Rachsucht, die jedesmal mit noch größerm Elend der Rasenden enden. Daneben wird die Verfolgung, welche die Protestanten des südlichen Frankreichs erduldeten, wirklich nur zu einem „politischen Scharmützel", wie sie in Paris Lord Wellington lächelnd genannt haben soll.

Aber der beklagenswürdige Zustand Irlands ist um so auffallender und räthselhafter, als er in der Nähe eines der reichsten, aufgeklärtesten, menschenfreundlichsten Völker, unter den Augen desselben, ja mit seinem eigenen Willen fortdauert. England, stolz und eifersüchtig auf seine Freiheit, erröthet nicht, einen Theil von den Genossen seines eigenen Reichs mit derselben Härte vom Genusse der Freiheit auszuschliessen, wie es sonst den eidsgenössischen Republiken an ihren unterthänigen Landschaften zum Vorwurf gereichte. England, stolz auf seine Verfassung, auf die Reihe seiner großen Staatsmänner, auf seine Gesetzgebung und Verwaltung, möchte sich in dieser Hinsicht wohl schwerlich mit Frankreich, Preussen, Oesterreich, Dänemark u. s. w. in gleiche Linie stellen wollen. Und doch haben Frankreich, Deutschland, Dänemark, Preussen, Oesterreich u. s. w. keine einzige Provinz, die so übel verwaltet, so grausam von mehrhundertjährigen Bürgerkriegen verwüstet, so verarmt, von einem so unwissenden und elenden Volke bewohnt ist, als das Königreich Irland unter britischer Regierung. Ja, selbst die Verwaltungen des Kirchenstaats und Neapels, wo die Polizei noch zuweilen mit den Räubern kapitulirt, stehen edler da. Denn wenn man daselbst auch von überfallenen, geplünderten oder weggeschleppten Reisenden, oder einzelnen Mordthaten, und von der Armuth, Rohheit und Trägheit des gemei-

Digitized by Google

sen Volkes hört, — ist das alles mit dem ungeheuern Stand der Dinge von Irland, mit den Unterjochungsgesetzen, Empörungen, Mordbrennereien, Hinrichtungen und den immer wiederkehrenden Verzweiflungen der Menschen auf dieser Insel zu vergleichen?

Gewöhnlich wurden wir vom Gang der irländischen Angelegenheiten durch Parteistimmen, zusammenhangslose Zeitungsberichte und Parlamentsreden belehrt, denen schon wegen ihrer Natur die geschichtliche Treue und Glaubhaftigkeit abging. Bestimmter erkennen wir die Quellen des irländischen Elendes aus einer Abhandlung (on the state of Ireland) im Juni des *Edinburgh Review* (vom J. 1822), die von einem sachkundigen Manne stammt und in England selbst mit Beifall gekrönt ward. Diese nun legen wir hier zum Grunde.

Ueberblick der neuern Schicksale Irlands.

Voraus müssen wir indessen, um den gegenwärtigen Zustand des unglücklichen Königreichs uns besser erklären zu können, einige geschichtliche Angaben senden.

Die Insel, welche auf ihrem Flächenraum von vierzehnhundert Geviertmeilen Ueberfluß an Getreide, Flachs, Hanf, Viehweide, Wald, Torf, Steinkohlen, Blei u. s. w. gewährt, wurde im zwölften Jahrhundert von den Engländern erobert und verwaltet. Die Unterjochten, ehemals in viele kleine Stämme mit eigenen Häuptlingen vertheilt, sträubten sich vergebens wider die Herrschaft der eingedrungenen Nachbarn. Jeder ihrer Versuche zur Freiheit hatte nur größere Strenge der Sieger zur Folge.

Der Haß der Ueberwundenen und der Ueberwinder empfing in der allgemeinen Kirchentrennung der Europäer neue Nahrung. England und Schottland rissen sich von der katholischen Kirche los; Irland blieb ihr treu und fest ergeben. Auch Irland ward die Bühne von gräuelhaften Religionskriegen. Pfaffenstolz und Pfaffenwuth von beiden Seiten hetzte die Volkshaufen gegen einander. Auch die katholischen Irländer machten im Jahr 1641 ihre sizilianische Vesper. Binnen wenigen Monden ermordeten sie alle Protestanten und Engländer auf irischem Boden. Es wurden bei vierzigtausend Menschen erschlagen. Nur Dublin bewahrte sich für England. Am gräßlichsten war die Würgerei in der Provinz Ulster. Ein halbes Jahrhundert währten Kampf und Gesetzlosigkeit. Erst durch den Sieg König Wilhelms III über seinen Gegner Jakob und die französische Armee am Boynefluße (1690), zuletzt durch die Eroberung von Limmerik (1693) wurde Irland wieder ganz überwältigt.

Von dieser Zeit her stammen die Gesetze gegen die katholischen Irländer, Gesetze, von denen Burke im Parlament sagte: „Sie sind so blutdürstig, als irgend andere von katholischen Fürsten sein konnten; und waren sie nicht blutdürstig, so waren sie noch ärger; so waren sie die Menschen- und Bürgerwürde entehrend, langsam, aber sicher in ihren grausamen Wirkungen. Sie ließen den Leuten nur das Leben, um in ihnen alle Rechte des Lebens, alle Gefühle der Menschlichkeit verhöhnen zu können."

Der Katholik durfte (nach dem catholic code) zu seiner eigenen Vertheidigung nicht einmal

Digitized by Google

Waffen haben, keine liegenden Güter erwerben, kein Geld auf Unterpfand leihen, zur Wahl keines Parlamentsgliedes stimmen, nicht als Vormund seiner eigenen Kinder handeln, nicht den mindesten Theil an der öffentlichen Verwaltung seiner Grafschaft oder seines Bezirks nehmen. Der Irländer wurde wie ein Fremdling in seinem Vaterlande behandelt, oder ärger noch, wie ein beständiger Feind. Einen Irländer mitten im Frieden zu tödten, wurde kaum für ein Hauptverbrechen gehalten. Nur Protestanten bekleideten alle Stellen. Alle Wege zu Ehren und Reichthümern waren den katholischen Eingebornen verschlossen. Der Vorwand, „die Fortschritte des Papstthums zu hemmen", war und blieb nur Vorwand. Man legte es darauf an, den katholischen Glauben auszurotten. Und dieser Zustand dauerte bis zu unsern Zeiten, bis gegen die letztern Regierungsjahre Königs Georg III.

Rechnen wir den Einfluß ab, welchen europäische Gesittung im Allgemeinen auf Herren und Knechte zu haben pflegt: welchen wesentlichen Unterschied finden wir in Behandlung der Irländer von ihren britischen Unterjochern, und in Behandlung der Griechen von ihren asiatischen Gebietern?

Den Griechen war, wie den Irländern, das Tragen der Waffen verboten; den Griechen war, wie den Irländern, der größere Theil ihres ehemaligen Landeigenthums durch Ausländer genommen; den Griechen war, wie den Irländern, aller Antheil an der öffentlichen Verwaltung entrissen. Die Türken sahen die Griechen, wie die Engländer die Iren, wegen ihres verschiedenen Glaubens, als geborne Feinde der bestehenden Regierung an. Die Türken trachteten nach Herabwürdigung und Verächtlichmachung des christlichen Glaubens im alten Griechenland, wie die Briten nach Ausrottung des katholischen Glaubens in Irland.

Freilich hatten die Irländer ein Parlament; aber es war nur von Protestanten besetzt, und in vollkommener Abhängigkeit vom britischen Parlament. Zwar wurde diese Abhängigkeit im Jahr 1782 aufgehoben, aber mehr dem Schein als Wesen nach. Der Vizekönig und die Minister leiteten es vermittelst der Bestechungen nach Willkühr. Daher kein Wunder, wenn den Uebeln des Volkes damit wenig abgeholfen war. Bisher hatte dieses Volk nicht einmal das Recht gehabt, seine eigenen Wollenfabrikate auszuführen, oder mit den britischen Kolonien Handel zu treiben. Erst im Jahr 1781 ward den Irländern dies erlaubt, und erst seitdem erhob sich der Wohlstand und stieg die Bevölkerung in gleichem Verhältnisse. Man zählte im Jahr 1785 nur noch 2,845,932 Einwohner; im Jahr 1891 schon 4,206,612, und im Jahr 1821 sogar 6,846 949 Seelen.

Der Ausbruch der französischen Staatsumwälzung konnte auf das tief niedergedrückte Volk nicht ohne Einfluß bleiben. Das bisher dumpfe Gefühl des Unrechtlichen in seinem Zustande ward zum Gedanken. Es ward sich seiner unzerstörbaren Rechte bewußt. Die Katholiken verlangten in ihrer an den König gerichteten Bittschrift gleiche Rechte mit den irländischen Protestanten. Die Bitte schien in einem aufgeklärten Jahrhundert nicht unbillig, um so weniger, weil damals unter etwa 4,300,000 Einwohnern kaum 500,000 nichtkatholisch waren. Die Bitte

Digitized by Google

traf den gewähltesten Augenblick. Denn bei dem Sturm in Frankreich mußte der Regierung viel daran liegen, im Lande Frieden zu behalten. Man weiß aber das Erbübel gewöhnlicher Machthaber, welche sich über das Herkömmliche oder über vorgefaßte Meinungen nicht aus eigener Kraft erheben können: daß sie dem Stoße der Nothwendigkeit eher als dem der bessern Ueberzeugungen weichen.

Man schaffte vielerlei den Katholiken Drückendes und Kränkendes ab, und mäßigte den sogenannten katholischen Codex; behielt aber noch vom Alten immer genug bei, um Alles wieder, sobald man wollte, auf den vorigen Fuß herstellen zu können, wie dies häufig geschieht, wenn man gezwungen handelt und eine Staatslist für Staatsklugheit hält. Daher waren die Irländer nicht zufrieden gestellt. Noch immer blieben die Engländer und die wenigen irländischen Protestanten Herren und Obere des gesammten Volks. Kein Katholik konnte Mitglied des irländischen Parlaments werden. Das Mißvergnügen ward lauter. Man hörte aller Orten von Wigbklubbs. Man bewaffnete sich heimlich. Man sah Räuberbanden als Defenders, als vereinigte Iren umherziehen. Durch Milde und Klugheit wurde allgemeiner Aufstand verhütet. Aber er brach aus im Jahr 1796, als Lord Carhampton, der mit Vollmacht zu jeder Gewalt in Irland ankam und sich mit der Mehrheit des Dubliner Parlaments gegen die Katholiken verstand, die frühere Mäßigung beiseite setzte. Die Flammen des Aufruhrs wurden mit Blut gelöscht, brachen aber im Jahr 1798 von neuem aus, und hätten furchtbar werden können, hätten die Franzosen, statt zwölfhundert Mann, wenigstens zwölftausend Mann zur Hilfe gesandt. Viele Dörfer wurden Asche. Viele Familien verarmten. Zahllose Menschen kamen in Treffen, einzelnen Mördereien und Hinrichtungen ums Leben. So ward Ruhe hergestellt.

Als Pitt darauf die Vereinigung Irlands mit Großbritannien ausführte, und im J. 1801 das irische Parlament mit dem altbritischen zu einem verband, mochte er sich wohl schmeicheln, die schwere Aufgabe für lange Zeit oder für immer gelöset zu haben.

In der That hatte diese Verschmelzung viel Hoffnungerregendes. Es ließ sich erwarten, daß, bei Auflösung aller Interessen beider einst getrennten Reiche in ein einziges großes, die Eifersucht und der verderbliche Argwohn enden werde, welcher gewöhnlich den Schwächern gegen den Stärkern in feindselige Spannung setzt. Es ließ sich erwarten, daß nun unbefangener und parteiloser die irischen Angelegenheiten behandelt werden würden, wenn in den gesetzgebenden Kammern zu London die Urtheile aufgeklärter, unabhängiger und leidenschaftloserer Männer ertönten, und nicht bloß die der irländischen Protestanten, welche von den katholischen Irländern gewissermaßen als ihre natürlichen und örtlichen Gegner angesehen werden konnten. Pitt mochte sich sogar schmeicheln, daß eine vollkommene Gleichstellung der Irländer in ihren Rechten mit den übrigen Briten, das heißt die vollendete Emanzipation Irlands, endlich aus der Vereinigung der Reiche hervorgehen müsse.

Allein er hatte in seinen Berechnungen sich selbst und Andere getäuscht. Der König, vermöge seines Krönungseides, und so lange dieser nicht abgeändert wird, konnte und kann nie

Digitized by Google

darein willigen, daß Katholiken in Großbritannien mit den Nichtkatholiken gleiche staatsbürgerliche Rechte haben. Ja, die Emanzipation der Katholiken von Irland ist durch die Vereinigung der beiden Reiche, statt erleichtert, nur um vieles erschwert. Denn das britische Volk möchte, bei seiner jetzigen Bildungsstufe, schwerlich gern im Ober- und Unterhause eine beträchtliche Anzahl Katholiken erscheinen und thätig werden sehen.

Von der andern Seite aber ward den Irländern durch die Vereinigung mit England im Wesentlichen wenig geholfen. Die große Mehrheit des irischen Volkes, das heißt fünf Sechstheile der gesammten Bevölkerung, sind einer kleinen Zahl in allen Rechten nachstehend, und zwar bloß ihres kirchlichen Glaubens willen. Die einzelnen Erleichterungen, welche dem Lande gewährt worden sind, erquicken nicht das Ganze, und alle bisherigen Maasregeln gehören zu den unfruchtbaren halben Maasregeln. Die Unzufriedenheit dauert daher fort mit der Armuth, Rohheit und Unwissenheit der Masse. Und die Gefahren fortdauernder Erschütterungen und Bürgerkriege können bei dem Fortbestand ungerechter, widernatürlicher, dem Geiste des Zeitalters widersprechender Verhältnisse nicht verschwinden.

Nothwendigkeit der Milderung von Irlands Schicksal.

Der Geschichtschreiber Hume hat die Bemerkung gemacht, es fände sich im Gange der menschlichen Schicksale ein niedrigster Standpunkt, von welchem aus nothwendig ein neues Steigen erfolgen müsse. Es dürfte diese Wahrnehmung auf das wirkliche Verhältniß von Irland Anwendung leiden. Die Menge des hier angehäuften Elends, das Uebermaas der Bevölkerung dieses Landes, die zunehmende Verwilderung des verzweifelnden Volkes werden die Regierung nöthigen, seinen Beschwerden und Klagen endlich die Aufmerksamkeit zu widmen, welche Gerechtigkeit und Menschlichkeit längst schon forderten.

Vom Zeitpunkte der Eroberung an ist Irland, wenige und kurze Zwischenräume ausgenommen, unter einem militärischen, despotischen und grausamen Regimente gestanden. Statt die Ursachen und Heilmittel des Uebels zu erforschen, bestrebten sich die Beherrscher des Landes einzig nur, die Unzufriedenheit der Einwohner zu ersticken. Die blutigen Hilfsmittel rachsüchtiger und schwacher Regenten wurden ununterbrochen angewandt; Hinrichtungen und militärische Gewaltthaten folgten einander beinahe unaufhörlich in dem unglücklichen Lande.

Was waren die Ergebnisse einer solchen Verwaltung? Ist die Bevölkerung dadurch folgsamer, ordnungsliebender und arbeitsfleißiger geworden? Die Antwort liegt vor Augen. Nie mochte durch Unterdrückung eine gedeihliche Ruhe, oder durch Waffengewalt Friede und Wohlstand erzielt werden.

Die Erfahrung muß jeden denkenden Menschen zu der Ueberzeugung leiten, es sei das bisher in Irland angewandte Verwaltungssystem von Grund aus fehlerhaft und verkehrt. Es sind Aufruhr und Mord während vierhundert Jahren fast ununterbrochen an der Tagesordnung gewesen. Wenn der Kampf zwischen Unterdrückung und Rache ruhte, so ward die Zwischenzeit

Digitized by Google

von beiden Theilen zu neuen Rüſtungen benutzt, und jener wurde jedesmal mit verſtärkter Wuth neu begonnen. Die Anreizungen zu Verbrechen haben ſich vervielfacht; die böſen Gewohnheiten ſind im Volke erhärtet; die zunehmende Strenge der Geſetze hat hinwieder neue Verbrechen veranlaßt. Acht verſchiedene, unter eben ſo vielen Namen bekannte Aufrührerbanden haben nach einander gleiche Ausſchweifungen begangen; Tauſende ſind auf dem Schaffotte als Schlachtopfer gefallen, und jetzt noch dauert dieſes unglückliche Verhältniß fort.

Soll dies allezeit ſo fortwähren? Sind der Schlachtopfer noch immer nicht genug? Reichen Jahrhunderte von Schande, Unglück und Bürgerkrieg nicht hin, im Parlamente die Ueberzeugung herrſchend zu machen, daß Zwang und rohe Gewalt das Mittel nicht ſind, womit feſte Grundlagen von Ordnung und Friede in Irland erzielt werden mögen?

Die Irländer ſind keineswegs von Natur böſe; ihre Gefühle und Neigungen ſind von denen der Engländer nicht verſchieden; ihre eigenthümlichen Verhältniſſe, ihre große Armuth, ihre grobe Unwiſſenheit, die Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, womit ihre Vorurtheile beleidigt, ihre Rechtſame gekränkt und verletzt wurden, ſind es, was die Irländer grauſam, wild und rachſüchtig gemacht hat.

Die herrſchende Unzufriedenheit geht auch keineswegs aus politiſchen Syſtemen hervor. Proteſtanten und Katholiken, Wighs und Tory's ſind gleichmäßig die Vorwürfe der Volksrache geweſen. Denn es iſt ein wahrer Sklavenkrieg, der hier geführt wird.

Sollte es demnach nicht Zeit ſein, einen vollſtändigen Wechſel der Verwaltungsgrundſätze in einem Lande eintreten zu laſſen, welches ſich in ſo entſetzlicher Lage befindet? Muß man nicht eingeſtehen, daß die Umſtände ſolche Aenderung gebietend fordern, und daß dabei nicht mehr von Wahl und Konvenienz, ſondern von höchſter Nothwendigkeit nur die Rede ſein kann? So lange Irland eine Million hungernder Unterthanen zählte, konnte es England nicht ſchwer fallen, dieſelben gewaltſam, auch unter ungerechtem Drucke zu behalten. Allein, mit Hilfe der Kartoffeln iſt die Bevölkerung Irlands ſeither auf nahe an ſieben Millionen angeſtiegen, worunter faſt ſechs Millionen in Dienſtbarkeit und in der äuſſerſten Armuth leben. Sollte nun wohl noch, auſſer den Korporationen von Dublin, irgend ein beſonnener Menſch es möglich achten, daß England eine für die Bezähmung einer ſolchen Maſſe von Unzufriedenen hinreichende Kriegsmacht in Irland unterhalten könne? Würde man ſogar in jedes irländiſche Dorf Garniſon legen, ſo wäre dieſe Inſel, wenn auch hundertmal reicher als ſie nicht iſt, die Koſten einer ſolchen Bewachung nicht werth. Wenn alſo England Verbindungen mit Irland unterhalten will, ſo müſſen dieſe dem letztern Lande einige Vortheile darbieten, was bis dahin ſo ganz und gar nicht der Fall war. Es muß dem Volke (und unter dieſem Namen verſtehen wir nicht die Geiſtlichkeit, die Beamten und die Korporationen), es muß der Volksmaſſe, welche in Hütten wohnt, einleuchtend werden, daß ihr eigenes Wohl Gehorſam den Geſetzen und Achtung für Regierung und Staatseinrichtungen heiſcht. So lange dies nicht der Fall iſt, wird man vergeblich auf Ruhe und beſſere Verhältniſſe in Irland hoffen. Die Wirkungen ſtrenger Geſetze

Digitized by Google

und Maasnahmen sind vorübergehend; und so lange die Quellen des Uebels unberührt bleiben, wird jene Strenge den Abscheulichkeiten, die sie durch Strafen neu reizt, nur einen wo möglich noch grausamern Karakter ertheilen.

Es hält schwer, bei solchen Betrachtungen kalt zu bleiben; aber von politischen Meinungen und Parteiansichten, wir wiederholen es, ist hier keine Rede. Es handelt sich um einen gar viel wichtigern Vorwurf, als die Trennung der Wighs und Torys, und um einen also wichtigen, daß in edeln Gemüthern ihm jeder Parteigeist weichen muß. Die Schuld kann auch nicht dem jetzigen Ministerium zugerechnet werden: sie fällt auf die ganze britische Nation zurück und auf alle ihre Staatsmänner, die seit zwei Jahrhunderten an der Leitung der Geschäfte Theil genommen haben. Man könnte ein großes Buch schreiben, wenn eine genaue Erörterung der verschiedenen Ursachen sollte vorgenommen werden, welche den jammervollen Zustand der irländischen Nation herbeigeführt und dieses Land zum Kampfplatze blutgieriger Leidenschaften gemacht haben. Hier will man sich auf die Angabe der Haupturſachen, durch die so große Noth und Spannung veranlaßt ward, und auf die Bezeichnung der Mittel, wodurch bessere Verhältnisse erzielt werden mögen, beschränken. Mit Beiseitelassung untergeordneter Punkte soll darum einzig nur von der Freilassung (Emanzipation) der Katholiken, von der Geistlichkeit und den Zehnten, von den Beamten und Richtern, von der Erziehung, von den Finanzgesetzen und von der Bevölkerung die Rede sein. Hoffentlich werden die nachfolgenden Untersuchungen die Ursachen aufdecken, welche bisher dem Wohlstande Irlands im Wege standen, und zugleich zeigen, was, wenn dieser befördert werden soll, geschehen muß.

Emanzipation der Katholiken.

Es kann unmöglich in Zweifel gezogen werden, daß Irlands Hauptübel auf dem Umstande beruht, demnach eine kleine Minderheit seiner Bewohner im ausschließlichen Besitze der Regierung und aller Vortheile der Staatsverwaltung sich befindet, während der großen Mehrheit der Nation alle Zugänge zu Ansehen und Reichthümern verschlossen sind. Es ist dieses Volk gezwungen, die Last einer kostbaren und verdorbenen Regierung zu tragen, während es weder selbst Antheil daran nehmen, noch Schutz von ihr erwarten darf. „Die irländische Regierung", sagt Hr. Grant in einer Rede, welche seinem Geiste und Herzen gleichmäßig zur Ehre gereicht, „hat niemals mit dem Volke sympathisirt, und es ist dies allezeit durch Macht und List der Ausländer beherrscht worden, ohne je seiner eigenen Vortheile theilhaft zu werden... Während die Regierungen überall den Wünschen und Bedürfnissen der Völker Rechnung getragen haben, so ist hingegen seit der Regierung Heinrichs des Zweiten kein einziger Monat verflossen, wo die irländische Regierung sich ohne Unterstützung von aussen her hätte halten können."

Die abscheuliche Gesetzgebung im catholic code hat zwar seither Veränderungen erlitten: aber noch ist viel Anstößiges zurückgeblieben, und manches, was ungerecht und drückend, schlimmen Eindruck und Reiz unterhalten muß. Die Einräumungen, welche den Katholiken gemacht

Digitized by Google

wurden, gingen entweder zu weit, oder sie sind unzureichend. Entweder mußte das meiste dessen, was bewilligt ward, verweigert, oder es mußte eingeräumt werden, was man noch weiterhin verweigern will. Die Bigoterie konnte einige Scheingründe aufstellen, um die Katholiken in fortwährender Sklaverei zu erhalten und sie aller politischen Rechte zu berauben; nachdem ihnen aber die wichtigsten eingeräumt waren, nachdem sie aus der Erniedrigung emporgehoben, bewaffnet wurden und einen Einfluß erhalten hatten, der ihnen nicht wieder entzogen werden mag: warum soll nun der Werth der ihnen gethanen Einräumungen wieder aufgehoben werden? Warum sollen Argwohn und Mißtrauen gegen die Katholiken fortdauern? Warum wird ihnen abgeschlagen, was im Verhältnisse zu dem schon Bewilligten unbedeutend ist? Der Nachtheil liegt nicht im innern Werth des Verweigerten, sondern im Gefühle des stolzen Uebermuthes einerseits, und in der Erniedrigung anderseits, welche beide von jener Weigerung ausgehen.

Es ist behauptet worden, die Ausschliessung der Katholiken vom Parlamente und Gerichtsstellen, von Korporationen und allen ansehnlichen oder einträglichen Aemtern, werde nur von einer kleinen Zahl Menschen als Unrecht gefühlt. Dem ist nicht also: auch der Geringste unter den irischen Katholiken weiß sehr gut, daß seine Glaubensgenossen von gewissen den Protestanten zustehenden Rechtsamen ausgeschlossen sind, und daß ihre Stellung in der Gesellschaft untergeordnet ist. Er weiß, daß die sie beschränkenden Gesetze zum Theil fortbestehen, und er vermag nicht, das Gegenwärtige mit dem früher Bestandenen zu vergleichen. Es ist kein einziger Katholik in Irland, der nicht wüßte, daß die Gesetze ihn bedrücken, während die Protestanten von ihnen begünstigt sind; er sieht die bestehenden Gesetze als Siegerzeichen des Protestantismus über den Katholizismus und Englands über Irland an; die Erinnerung früherer Zeiten steigert die Bitterkeit dieser Gefühle, indem dieselbe von den Leiden der Väter und den Gewaltthaten der englischen Statthalter eine unermeßliche Fülle wahrer und übertriebener Erzählungen fortpflanzt. Die irischen Bauern haben gute Anlagen und viel natürlichen Verstand. Die auf ihre Verhältnisse berechneten Maasnahmen der Regierung bleiben ihnen nicht unbekannt, und sie würdigen mit einer Kraft, die alle Leidenschaften aufzuregen geeignet ist, die Umstände, durch welche sie auf verzweifelte Entschlüsse hingeführt werden. Man kann sagen, es lebe unter ihnen ein nationeller Geist, welcher alles, was englisch ist oder aus England kommt, verhaßt macht. Wenn dieser Zug ihres Karakters oberflächlichen Beobachtern entgangen ist, so bleibt hingegen nur allzugewiß, daß durch ihn und die sich ihm anknüpfenden Verhältnisse ein enges Band unter ihnen geknüpft ist, und daß sie alle vertrauensvoll auf einen Zeitpunkt hoffen, wo ihnen gelingen werde, sich des Doppeljoches von England und vom Protestantismus vollends zu entledigen.

Diese Stimmung würde bedeutsam gemildert worden sein, wenn die Aufhebung der beschränkenden Strafgesetze im Jahr 1793 vollständig geschehen wäre; ihr theilweiser Fortbestand hat die herrschenden Vorurtheile ungeschwächt erhalten. Die Katholiken stehen in der Ueberzeugung, die

Digitized by Google

Sicherung der Landeseroberung und eine schimpfliche Erniedrigung seiner Bewohner seien der Zweck jener Gesetze. Sie halten fest an dem Glauben, daß sie nicht als Katholiken, sondern als Irländer solchen Schimpf erleiden. Umsonst versucht man, diese Vorstellung für irrig zu erklären, und darzuthun, daß die gegenwärtig bestehenden Gesetze jene Kränkung nicht enthalten, zumal auch nur die höhern Klassen von ihnen betroffen werden. Das Volk urtheilt nach dem Thatverhalt, nach dem, was es sieht und hört; was in Büchern steht oder ihm vordemonstrirt wird, bleibt unbeachtet. Der anti-katholische Geist der Regierung ist es, welcher alle Einräumungen vergiftet, und die wirklich vorhandene Ungleichheit spottet der vom Buchstaben des Gesetzes ausgesprochenen Gleichheit. Die Oranier-Gesellschaften, von denen so häufige Störungen der öffentlichen Ruhe ausgehen, und die bei ihren lärmenden Trinkgelagen und Mahlzeiten die Katholiken durch schimpfliche Kränkungen mißhandeln, werden von der Regierung geduldet, und dadurch wird hinwieder die Ueberzeugung genährt und befestigt, daß die Regierung sie hasse und verachte.

Ohne die Emanzipation werden alle Bemühungen und Versuche für die Herstellung von Ordnung, Ruhe und Wohlstand vergeblich sein. Es muß eine große, durchgreifende, offene und Allen verständliche Maasnahme das Volk zu der Ueberzeugung führen, daß die katholischen Strafgesetze rechtlich und faktisch aufgehoben sind. Man würde sich arg täuschen, wenn man glauben wollte, daß bloße Empfehlungen vom Throne herab, Empfehlungen, welche bisher ohne Wirkung geblieben sind, die erniedrigende Lage, worin die Katholiken sich versetzt glauben, könnten vergessen machen. Solche wilde Thiere, wie diese *Orange-Men* sind, mögen durch keine Ermahnungen zu milden und humanen Gesinnungen gebracht werden. Es muß befehlend gegen sie eingeschritten und ihnen unmöglich gemacht werden, die Katholiken zu mißhandeln; sie müssen sich's gefallen lassen, daß diese mit ihnen gleicher Rechte genießen. Gerechtigkeit und Staatsklugheit fordern dies gebieterisch, und dadurch einzig nur mögen die Katholiken, nach dreihundertjähriger Unterdrückung, zu der Ueberzeugung gelangen, daß ihre Freilassung eingetreten ist; alsdann nur mag ihr Mißtrauen verschwinden, und es wird dasselbe dankbaren Gesinnungen gegen König und Parlament, so wie hinwieder einer ausführlichen Anhänglichkeit an die Verfassung Platz machen.

Jede durchgreifende Verbesserung der Verhältnisse des Landes ist alsdann möglich gemacht, indem freilich Niemand erwarten wird, daß die Emanzipation durch sich allein nur und unmittelbar alle damit bezweckten wohlthätigen Aenderungen verwirklichen werde. Gehässige Leidenschaften, welche seit Jahrhunderten eingewurzelt sind, lassen sich nicht durch ein Gesetz mit einmal verwischen. Es wird Zeit erfordert, um die Leidenschaften zu sänftigen, um die irischen Bauern allmälig ihrer Versunkenheit zu entheben, und um sie an Fleiß und Ordnung zu gewöhnen; immerhin aber wird jener Unterscheid für sich allein schon das Verhältniß des Landes wesentlich verändert und die unvermeidlichen Uebel erträglich gemacht haben: denn unerträglich

Digitized by Google

sind nur diejenigen Unordnungen und Leiden, deren Hebung möglich und leicht wäre, wofern die Ergreifung des dazu erforderlichen Mittels nicht beharrlich verweigert würde.

Kirchliche Einrichtungen und Zehnten.

Die kirchliche Einrichtung Irlands ist neben der antikatholischen Gesetzgebung das größte Hinderniß für den Wohlstand des Landes. Durch die Unionsakte ist die protestantische für die herrschende Religion erklärt worden; dadurch kann jedoch das Parlament nicht gehindert werden, die kirchliche Gesetzgebung abzuändern oder Reformen damit vorzunehmen, wie der Vortheil der Religion selbst sie fordert. In jener Akte wird weder das System der Zehnten noch die Ueberzahl dem Volke lästiger Kirchendiener gewährleistet. Wenn die kirchliche Einrichtung ehrwürdig sein soll, so geht eben daraus hervor, daß man nicht Anstand nehmen darf, einzelne Privatinteressen zu kränken, wenn Mißbräuche kundbar gemacht werden sollen, welche schlimme Ergebnisse haben. Die Abhilfe dieser Mißbräuche müßte sich wohlthätig erzeigen durch Beförderung des religiösen Volksunterrichts und durch vermehrten Einfluß der Seelsorger auf die Meinungen und Denkart der Volksmasse.

Dasjenige, was in den kirchlichen Einrichtungen Irlands am auffallendsten erscheint, ist die große Ueberzahl der höhern Kirchenämter. England hat sechsundzwanzig Erzbischöfe und Bischöfe. In Irland steigt ihre Zahl auf zweiundzwanzig. Nie ist geklagt worden, daß dieser Würdenträger in England zu viele seien; aber verhältnißmäßig ist ihre Anzahl in Irland offenbar zu groß. England hat neun Millionen Lutheraner oder Anglikaner auf eine Bevölkerung von zwölf Millionen. In Irland finden sich ungefähr sechs Millionen Katholiken bei einer Bevölkerung von sieben Millionen. Die letzte Million Einwohner besteht aus Gliedern der herrschenden (anglikanischen) Kirche und aus verschiedentlichen Dissidenten. Wird nun in Betracht gezogen, wie viele Presbyterianer einzig nur in der Grafschaft Ulster sich finden, so wird man geneigt, mit Herrn Wakefield anzunehmen, von der Gesammtheit der irischen Bevölkerung möge höchstens ein Zwanzigtheil der herrschenden Religion zugehören. Ihre Anzahl kann auf keinen Fall höher als zu fünfhunderttausend, das ist zum vierzehnten Theil, berechnet werden. Für diese kleine Abtheilung bestehen demnach zweiundzwanzig hohe Kirchenämter und dreizehnhundert Benefiziarien. Welch ein schreiendes Mißverhältniß! Wer mit den Verhältnissen Irlands bekannt ist, muß überzeugt sein, daß ein Erzbischof und ein Bischof in jeder Provinz für alle bischöflichen Verrichtungen hinreichend wären. Der gemeine Menschenverstand bezeugt, daß die Zahl der Hirten sich nach derjenigen der Heerde richten soll, und vollends auch, daß kein Hirt erforderlich wird, wo keine Heerde ist. Mit welchen Grundsätzen des Rechts und der Staatsklugheit könnte ein Verhältniß der Dinge entschuldigt werden, wonach die Masse des Volks eine ungeheure und zum Theil ganz unnütze kirchliche Einrichtung bezahlt, für eine Religion, welche nicht die seinige, sondern die durch's Gesetz sanktionirte Religion ist? Nehmen wir für einen Augenblick an, die englischen Protestanten müßten jährlich den Zehnten des rohen Ertrags ihrer

Digitized by Google

Pachtgüter und Garten bezahlen, um dreizehnhundert katholische Priester in anstößigem Luxus zu unterhalten: was würden sie wohl dazu sagen? — Offenbar aber ist die kirchliche Einrichtung Irlands gerade eben so drückend für die Katholiken, das will sagen, für dreizehn Vierzehntheile der Bevölkerung.

Das Bedeutsame in der Sache ist nicht die Zahl der anglikanischen Geistlichen Irlands, sondern die ungeheure Summe, welche alljährlich von den armen katholischen Bauern bezahlt werden muß, um jene Geistlichkeit zu bezahlen. Die wahrhaft ärgerliche Seite der kirchlichen Einrichtungen ist diese, wodurch sie ein Vorbild von Verschwendung und Ungerechtigkeit werden. Das ärmste Land von Europa unterhält wenigstens fünfmal mehr Geistliche, als nöthig ist, und es bezahlt sie zehnmal stärker, als billig und erforderlich wäre, um eine erleuchtete, achtbare und fromme Geistlichkeit zu besitzen.

In England gibt es viele Bisthümer, die nicht über zwei- bis dreitausend Pfund Sterling eintragen; dasjenige von Landaff erträgt nur achthundert bis eintausend Pf. Sterl. In Irland hingegen wirft das kleinste Bisthum viertausend Pf. Sterl. ab. Herr Wakefield hat den Gesammtertrag der Bisthümer und Erzbisthümer auf 146,000 Pf. Sterl. berechnet; die nachfolgenden Angaben werden jedoch darthun, daß diese Rechnung unter dem wahren Sachverhalt zurückgeblieben ist.

Die Jahreseinnahmen betragen:

vom Erzbisthum	Armagh	14,000	Pf. Sterl.
	Dublin	14,000	—
	Tuam	9,700	—
	Cashel	9,000	—
vom Bisthum	Clogher	9,000	—
	Dromore	6,500	—
	Down	7,000	—
	Derry	15,000	—
	Kilmore	7,000	—
	Meath	8,000	—
	Raphoe	10,000	—
	Ferns	8,000	—
	Kildare	8,000	—
	Ossory	6,000	—
	Cloyne	7,000	—
	Cork	6,500	—
	Killaloe	7,000	—
		151,700	Pf. St.

Digitized by Google

Uebertrag	151,700	Pf. Sterl.
vom Bisthum Limmerik	8,000	—
Waterford	8,000	—
Clonfert	4,000	—
Elphin	12,000	—
Killala	4,000	—
Zusammenzug	187,700	Pf. St.

Diese ungeheure Summe rührt nur zum kleinern Theil von den Zehnten her; der ungleich größere beruht auf dem Ertrage des den verschiedenen bischöflichen Sitzen zugehörigen sehr ausgedehnten Grundeigenthums. Die Pachtverträge dürfen von den Bischöfen für nicht länger als einundzwanzig Jahre geschlossen werden; dabei findet aber zu drei Jahren um eine Bestätigung statt, und jedesmal wird ihnen eine Rekognition dafür bezahlt: hieraus ergibt sich ein neuer nicht unbedeutender Zuwachs obiger Summe. Hr. Wakefield glaubt, die Grundstücke nachgenannter Bisthumssitze, ihrem wahren Werthe gemäß verpachtet, würden abwerfen:

das Grundeigenthum vom Primat	140,000	Pf. Sterl.
von Derry	120,000	—
von Kilmore	100,000	—
von Clogher	100,000	—
von Waterford	70,000	—

Diese Berechnung, die wohl eher noch zu niedrig als zu hoch ist, kann darthun, daß das kirchliche Grundeigenthum für den Unterhalt der kirchlichen Einrichtung hinreichen würde. Sein Ertrag muß annähernd eine Million Pf. Sterl. abwerfen. Würde man demnach einem Erzbisthum fünfzehntausend, und jedem der vier Bisthümer in den Provinzen zehntausend Pf. St. zutheilen, so hätten sie sich nicht zu beklagen, und für die übrige Geistlichkeit bliebe noch eine hinlängliche Summe übrig.

Man vergleiche diese Vorschläge mit der kirchlichen Einrichtung in Schottland, von welcher nie geklagt worden ist, daß sie unzureichend wäre. Ihr Kostenbetrag steigt höchstens auf jährlich dreihunderttausend Pf. Sterl., obgleich die Zahl der Kirchgenossen mindestens dreimal so groß wie in Irland ist. Somit wird man eingestehen müssen, daß, was oben vorgeschlagen ist, in vollem Maase jedes Bedürfniß des anglikanischen Klerus in Irland zu befriedigen ausreichend wäre. Der Irrthum ist demnach auch handgreiflich, wenn gesagt wird, die Aufhebung der Zehnten würde den Unterhalt des anglikanischen Klerus gefährden, welcher demungeachtet immer noch der reichste Klerus in Europa bliebe.

Das Patronats- oder Pfründenvergebungs-Recht, welches den irischen Bischöfen zusteht, ist ein nochmaliger sehr ergiebiger Einkommenzweig für dieselben. Aus den Angaben des Hrn. Wakefield ergibt sich, daß 2244 Pfründen in diesem Lande sind. Darunter steht das Wahlrecht

Digitized by Google

für 1391 den Bischöfen, und für 293 der Krone zu; 367 werden durch Weltliche vergeben, 21 durch's Kollegium, und 95 haben weder Kirchen noch Pfarrer. Die wichtigsten und zahlreichsten Patronatsrechte werden von den Erzbischöfen von Dublin und Cashel, so wie von den Bischöfen von Cloyne, Cork, Ferns, Killaloe und Kildare ausgeübt. Der Erzbischof von Cashel verfügt über Pfründen, die zusammen 35,000 Pf. St. ertragen; der Bischof verfügt über eine Pfründe von 3000 Pf. St. und über mehrere andere, die zusammen 50,000 Pf. St. ertragen. Der Bischof von Ferns hat Pfründen zu seiner Verfügung, welche 30,000 Pf. St. abwerfen. Die Pfarre Down hat ein jährliches Einkommen von 3700 Pf. St. Im Bisthum Killaloe finden sich mehrere, die 1500 Pf. St. Einkommen haben. Nach Hrn. Newenhams Angabe beträgt das Einkommen von 56 Pfründen über 40,000 Pf. St. Im Durchschnitt läßt sich also das Einkommen der irischen Pfründen auf 700 bis 800 Pf. St. berechnen, und da ihrer 1300 sind, so übersteigt jenes die Summe einer Million Pf. St. Hr. Wakefield bemerkt, daß eine Pfründe von 500 Pf. St. hier zu Lande für eine sehr geringe angesehen wird.

Die Irländer, sollte man denken, dürften erwarten, daß so wohl bezahlte Kirchendiener ihre Sprengel bewohnen und den Wohlstand des Landes befördern helfen würden; dies ist jedoch nicht der Fall, und die irischen Bischöfe sind vielmehr in den glänzenden Gesellschaftskreisen von London und Bath anzutreffen. Hr. Wakefield führt die Stelle einer Schrift des Hrn. Enfor an, worin bemerkt wird, wie im Jahr 1807 der Primas von Irland, nachdem er seinem Klerus insgesammt die Residenz empfohlen hatte, selbst hingegen alsbald nach England zu Schiff ging. Der Bischof von Cloyne hat geraume Zeit in Bath gewohnt; der Bischof von Meath hat jüngsthin lange in London gewohnt. Der Bischof von Derry (der verstorbene Graf von Bristol) hatte zwanzig Jahre im Auslande zugebracht, und diese Zeit über 300,000 Pf. St. aus seinem Bisthumssprengel bezogen. Es wäre leicht, noch viele andere Beispiele von Nicht-Residenz aufzuzählen; die vorstehenden genügen aber, um darzuthun, daß die Zahl der Bisthümer recht füglich vermindert werden könnte, indem schwer zu begreifen ist, was für Pflichten seines Amtes der Bischof von Derry, während er in Spanien oder Frankreich lebte, zu erfüllen vermochte.

Die Wahrheit ist, daß die kirchliche Einrichtung Irlands durchaus nicht die Beförderung der Religion bezweckt, wohl aber eine Quelle vieler Unordnungen und Bestechlichkeit, und ein politischer Hebel in der Hand der Regierung ist, dessen Umfang und Kraft, wie Hr. Wakefield bemerkt, nur wenige Personen in England genauer kennen. Es werden diese geistlichen Würden und Pfründen auch nicht etwa dem Vortheil der Religion gemäß und für wohlthätige Aufmunterung an Personen ertheilt, denen Tugenden, Kenntnisse und Talente oder geleistete Dienste zur Empfehlung gereichen. „Ich habe wohl öfters", sagt Hr. Wakefield, „behaupten gehört, es seien reiche Pfründen nothwendig, um gelehrte und fromme Männer damit zu belohnen, und um einen heilsamen Wetteifer unter den Kirchendienern zu unterhalten. Sind es denn aber wirklich ausgezeichnete Eigenschaften und Dienste, welche für jene Wahlen beachtet werden? Der Beweis wäre nicht schwer, daß sehr oft hohe Kirchenämter an ganz junge Leute gelangt

Digitized by Google

sind. Man wird vielleicht glauben, es seien dies alsdann Jünglinge gewesen, welche, für diesen Stand erzogen, sich durch Wissenschaft und Verdienst auszeichneten? — Ein Erzbischof war Schiffslieutenant gewesen, bevor er zu seiner kirchlichen Würde gelangte; der Bischof von Clogher war Parlamentsglied, und ein Schloßadjutant erhielt ein Rektorat mit reichem Einkommen. Solcher Beispiele könnte ich noch viel andere mehr aufzählen, aber die genannten sind vollkommen hinlänglich."

Vormals — und wo wir nicht irren, war dies in Irland der Fall bis zur Reformation — zerfielen die Kircheneinkünfte, sowohl die Zehnten als die von Ländereien herrührenden, in vier Theile: einer gehörte dem Bischof, der zweite dem Klerus, der dritte den Armen, und der vierte ward zum Unterhalt der Kirchen verwandt. Jetzt beziehen die Geistlichen Alles. Sie sind nicht gehalten, von ihrem reichen Einkommen auch nur einen Shelling weder für Armenbedürfnisse noch für den Unterhalt der Kirchen zu zahlen. Noch im verwichenen Jahre sind in Irland zehntausend Pf. St. für Kirchenbauten, und seit zwanzig Jahren ist über eine Million Pf. St. theils für Kirchenbauten, theils für Wohnungen der Armen angewiesen worden.

Ein bedeutsamer Theil der Kircheneinkünfte rührt vom Korn-, Hornvieh-, Schweine-, Federvieh- und Kartoffelzehnten her. Im Jahr 1735 ward vom irischen Hause der Gemeinen der Bezug des Zehntens vom Ertrag der Viehweiden bei schwerer Strafe untersagt. Dies wälzte eine vorhin auf den protestantischen Eigenthümern und andern reichen Viehbesitzern haftende Last auf die armen katholischen Bauern über, und was billig diejenigen zahlen sollten, deren Pfarrern die Leistung zu gut kam, ward einer armseligen Bevölkerung aufgeladen, die ohnedies schon ihre eigenen Geistlichen bezahlen mußte. Der Parlamentsschluß befreite die Parks und die großen Grundbesitzungen der Protestanten von allen Beiträgen zum Unterhalt des anglikanischen Klerus; aber vom Gartenlande der Armen ward der Kartoffelzehnten bezogen, und was diese im Schweiße ihres Angesichts zum Unterhalt der Haushaltungen gepflanzt hatten, mußte für den Gehalt von Geistlichen eines Kultus, welcher nicht der ihrige war, hingegeben werden. Wer möchte sich dann noch wundern über Bauernaufstand, und daß sie gegen ihre Bedrücker Rache hegten? Wer sollte sich wundern, daß das scheußliche Zehntensystem eine fruchtbare und fortdauernde Quelle von Mord, Rache und Unordnungen aller Art ist?

Der anglikanische Klerus hält für den Zehntenbezug eigene Bedienstete (proctors), welche unmittelbar vor der Aernte das Land beaugenscheinigen, um den Ertrag von Korn, Heu und Kartoffeln zu würdigen und ihn nach den Marktpreisen zu schätzen. Sie bestimmen alsdann, was der Bauer in Geld zu bezahlen hat. Nicht selten verpachten die Pfarrer ihre Zehnten für eine bestimmte Summe, und zuweilen geschieht dies von den Pächtern nochmals an Unterpächter. Hr. Grattan hat in einer Parlamentsrede darauf Anspielung gemacht, wo er von einer Hierarchie der Raubvögel spricht, welche die Beute der Erzeugnisse der irischen Bauern unter sich theilen. Nicht das Uebermaas der Leistungen allein nur, sagt der Redner, ist drückend, sondern hinwieder auch die Bezugsart. Die Zahlung wird in Zettel von ungleicher Verfallzeit

Digitized by Google

abgetheilt. Wofern diese nicht am Zahltage eingelöset werden, kommt eine Mahnung, die einen Shelling kostet und darüberhin einen halben Shelling Botenlohn. Kann der Bauer nicht zahlen, so wird der Zettel in einen Schuldschein verwandelt, welcher Zinsen trägt und persönliche Haft (Larry-bond) nach sich zieht, so daß bei eintretender Exekution der Bauer seinem Gläubiger mit Leib und Gut angehört. Der Mißbrauch geht hierin so weit, daß in einigen südlichen Theilen der Insel die Bauern dem Zehntenpächter so gut wie leibeigen angehören. Er handelt im Namen des Gutsherrn, und zwingt die Bauern zu unentgeldlichen Frohndiensten beim Heuen, Aernten und Torfeinbringen. „Die Vertheidiger des irländischen Verwaltungssystems", sagt Hr. Wakefield, „behaupten, die Gesetze gewähren jedem Landbauer Schutz gegen Bedrückungen der Einnehmer. Dies mag glauben, wer mit dem wahren Sachverhalt völlig unbekannt ist. Der Theorie nach freilich sollte es also sein; in der That aber trifft es nicht ein. Ich kann als Augenzeuge versichern, daß dem Landbauer unmöglich ist, auf rechtlichem Wege das ihm angethane Unrecht abzuwenden. Seine Armuth verschließt ihm die Gerichte. In Irland steht die Fülle gerichtlicher Förmlichkeiten denen zu Gebote, welche sie zahlen können; dem Armen bleibt das Recht unzugänglich, während es seinem Gegner offen steht: so daß er vor den kirchlichen Gerichten betrieben wird, während sein Pfarrer sich hinter den amtlich handelnden Einnehmer birgt, mit dem Prozesse nichts zu thun hat und demselben fremd zu bleiben scheint. Der arme, gequälte und unwissende Bauer versucht Widerstand und will sich durch Gewalt helfen, weil Nachgeben ihn zu Grunde richtet. In so trauriger Lage gibt er sich der Wuth und Verzweiflung hin; er verbindet sich mit Gefährten seines Unglücks, und weil ihr Widerstand auf ihrer Einigung beruht, so verüben sie gemeinsame Verbrechen, die ihnen eine gerechte Rache zu sein scheinen."

Der Admiralitäts-Sekretär, Herr J. W. Croker, drückt sich in seinem Werke: Irlands vormaliger und gegenwärtiger Zustand, also aus: „Die Rechtspflege mag in Irland dem Armen zu nichts helfen, und dem Reichen dient sie als Luxus. Der Arme kann bei den Gerichtshöfen nur als Zuhörer Einlaß finden. Ein Bauer, der für zehn Pf. St. Unrecht erlitten hat, muß wenigstens sechszig Pf. St. zahlen, wenn er in der Rechtslotterie ein Loos verlangt. Sei er nun Gewinner oder nicht, so bleibt sein Ruin immerhin gewiß."

So verhält sich's mit den Gerichten, vor denen Tausende von Bauern immerfort erscheinen müssen. Vom Unterhause wurde am 18 März lezthin ein Bericht über die Anzahl der in den fünf lezten Jahren vor den kirchlichen Gerichtsstellen behandelten Prozesse verlangt. Der Bericht ward gedruckt, er ist aber noch lange nicht vollständig. Von den Gerichtshöfen in Dublin, Derry, Cork, Limmericke, Clare und aus noch andern Grafschaften mehr waren keine Angaben eingelangt. An manchen Orten wurden die Zehntenprozesse von den andern nicht unterschieden. Aber die bekannten Ergebnisse allein schon zeigen, zu welch furchtbarem Grad die aus dem geschilderten System hervorgehende Bedrückung angestiegen war. In der Grafschaft Tipperary allein nur zählte man im Jahr 1817 (ein Theurungsjahr!) 1084 gerichtliche Betreibungen für

Digitized by Google

Zehntenleiſtungen, und in den fünf Jahren betrug ihre Zahl 3037. In der kleinen Grafſchaft Monagham ſcheinen im Durchſchnitt jährlich etwa 500 von Zehntenleiſtungen herrührende Betreibungen ſtatt zu finden. Die Rechtskoſten ſind ungeheuer groß. Sir H. Parnell meldet, in einem Zehntenprozeſſe, welcher 18 Shell. 10 Den. betrug, ſeien die Gebühren auf 50 Shell. angeſtiegen.

Es ſcheint eine große Willkühr bei den Zehntenſchatzungen zu walten. Die Gerichtsſtelle von Meath werthete im Jahr 1821 den Zehnten vom Acker (acre) Kornfeld zu 25 Shell., während die höchſte Taxe der andern Gerichtsſtellen 16 Shell. nicht übertraf. Die Zehntenſchatzung für den Acker Kartoffeln geht ſehr ungleich von 21 bis auf 5 Shell. herunter. Ihr Durchſchnitt ſcheint 12 bis 14 zu betragen.

Das ſind die Hauptzüge dieſes Zehntenſyſtems, welches weſentlich beigetragen hat, eine Landſchaft, die reich, blühend und glücklich ſein ſollte, in eine Stätte des Jammers und Verbrechens zu verwandeln. Wenn die ſtrengen Parlamentsgeſetze, wodurch dieſe Unordnungen unterdrückt werden ſollten, dieſelben eher vermehrt haben, wer mag ſich darüber wundern? Es iſt kein harter Zwang, der die Menſchen dahin bringen könnte, ſich ſolchen Quälereien zu unterwerfen. Die Truppenzahl leidet unbegrenzte Ausdehnung; es können Schaffote in allen Dörfern errichtet werden; man kann jede Hütte mit Bajonetten umzingeln: alles wird umſonſt ſein. So lange jenes Syſtem fortdauert, werden auch Bürgerkrieg, Mord- und Racheſzenen in Irland nicht aufhören.

Der ganze engliſche Klerus, ſagt man, würde ſich jeder Aenderung im Zehntenſyſtem Irlands völlig widerſetzen. Das iſt aber völlig unglaublich. Wie wäre möglich, daß die Diener der Kirche Stützen einer ſo monſtröſen Einrichtung ſein könnten? Man verſucht dieſelben damit zu ſchrecken, daß man ſagt, die Aufhebung der Zehnten in Irland würde bald auch diejenige in England zur Folge haben. Beide Dinge ſtehen aber in gar keinem Verhältniſſe zu einander. Die kirchliche Einrichtung Englands gleicht derjenigen Irlands ſo wenig, als der Proteſtantismus dem Katholizismus. Wir ſind zwar mit Dr. Paley der Meinung, daß eine billige Verwandlung der Zehnten in England der Kirche und der Nation vortheilhaft ſein würde; Niemandem wird hingegen zu Sinn kommen, daß in England eine im Verhältniſſe der Glaubensgenoſſen allzugroße Ueberzahl kirchlicher Würdenträger und Pfarrer vorhanden ſei; eben ſo wenig verlangt Jemand die Verminderung ihres Gehalts. In Irland verhält ſich dies anders, indem hier vier Fünftheile der großen Kirchenämter und zwei Drittheile der Pfarreien überflüſſig ſind, und nach einer in dieſem Verhältniſſe erzielten Reduktion die Kirchendiener allen Pflichten ihres Standes zu genügen völlig im Stande wären.

Sollte demungeachtet nicht gut gefunden werden, den Klerus zu beſchränken und die Zehnten aufzuheben, ſo müßte wenigſtens eine Veränderung im Zehntenſyſtem vorgenommen werden, weil auf dieſer Bahn blutiger Unruhen beharren zu wollen unmöglich ſcheint. Es ſind mehrere Erſatzmittel vorgeſchlagen worden. Das einfachſte und billigſte ſcheint ein feſtzuſetzendes Quo-

Digitized by Google

tum vom Hundert des Ertrags des Landes zu ſein, wodurch ohne Unterſchied jeglicher Bodenertrag befaßt und der im Jahr 1735 ſo unziemend aufgeſtellte Unterſchied zwiſchen Acker und Weide wieder aufgehoben würde. Das Geſetz ſollte feſtſetzen, daß das auszumittelnde Quotum, als Erſatz des Zehntens zum Unterhalt der Geiſtlichkeit, allezeit vom Eigenthümer bezahlt werden müßte, ſo daß zwiſchen der Geiſtlichkeit und den Landbauern oder Pächtern kein Streit weiter eintreten könnte.

Das Verwaltungsſyſtem Irlands.

Ohne Veränderung in der Verwaltung müßten die Aufhebung der antikatholiſchen Geſetze und der Erſatz des Zehntens durch eine andere Abgabe immer noch unzureichend erſcheinen. Das Land bedarf einer nationellen ſtatt einer Eroberungs-Regierung. Die im Jahr 1793 gemachten Konzeſſionen ſind ohne Erfolg geblieben, weil die antikatholiſche Faktion ſie vereitelt hat. Alles was in konziliatoriſchem Geiſte König und Parlament bewilligt hatten, ward durch die Heuchler wieder gleichſam unterſchlagen. Alle Geſchenke königlicher und nationeller Großmuth wurden durch ſie vergiftet. Die unter der Verwaltung des Herzogs von Richmond und des Hrn. Peel verübten Gewaltthaten der katholiſchen Häuptlinge wurden durch Verfolgungen gegen Mißvergnügte veranlaßt, bei Gelegenheit eines Zuſammenlaufs, welcher einzig nur eine dem Parlament zu überreichende Vorſtellungsſchrift beabſichtigte; und jene Gewaltthaten wurden durch ſchändliche Schriften gebilligt, welche unter dem Einfluſſe der Regierung erſchienen und gegen die Katholiken überhaupt gerichtet waren *). Was bei Anlaß von Lord Talbots Abreiſe geſchehen iſt, hat vielleicht der Regierung über die Unmöglichkeit, dieſes Land weiterhin als eine ferne Kolonie zu behandeln, die Augen geöffnet. Die Irländer ſind längſt gewohnt, dieſe Regierung durch die ultra-proteſtantiſche Partei influenzirt zu ſehen, und ſo lange dieſe Beſtand hat, werden auch die in der wohlwollendſten Abſicht erlaſſenen Parlamentsſchlüſſe kein Vertrauen einflößen.

Es ſind heutzutage die Verbindungen zwiſchen London und Dublin durch vortreffliche Straßen und mittels der Dampfboote ſo leicht und ſchnell eingerichtet, daß nicht einzuſehen iſt, warum die Angelegenheiten von Irland nicht eben ſo gut, wie diejenigen von Schottland, durch einen Staatsſekretär in London geleitet werden könnten. Ein Lord-Statthalter in jeder iriſchen Grafſchaft müßte dem Staatsſekretär über alles, was die öffentliche Ruhe gefährden könnte, Bericht erſtatten, und die Ortsmagiſtrate theils unter Aufſicht halten, theils zur Thätigkeit anſpornen; im gegenwärtigen Verhältniſſe wechſeln bei ihnen fieberhafte Unruhe mit großer Erſchlaffung ab. Die vorgeſchlagene Einrichtung würde den Geſetzen, welche das Volk gewinnen ſollen, Vollziehung, und denen, welche Ordnung handhaben ſollen, eine den Abſichten der Regierung entſprechende, durch Mäßigung und Klugheit geleitete Anwendung verſchaffen. Eine wohlthä-

---

*) Man vergleiche die von Hrn. Plunkett im April 1816 und im April 1822 gehaltenen Reden.

Digitized by Google

tige Reform müßte bald in allen durch die Krone beſetzten Aemtern fühlbar werden: das biſchöfliche Gericht, die Kriminalgerichte, die Finanzkammer und alle übrigen Behörden würden in Kurzem ein anderes Anſehen gewinnen, wenn die Kronwahlen in Irland nach gleichen Grundſätzen, wie in England, geſchähen.

Die Meinung herrſcht ziemlich allgemein, Dublin ziehe große Vortheile aus der Reſidenz des Lord-Statthalters und ſeines Hofes, ſo daß die Entfernung deſſelben der Stadt ſehr nachtheilig werden müßte. Dem iſt aber nicht ſo. Wie ſollte in einer Hauptſtadt von dieſer großen Bevölkerung eine Jahresausgabe von dreißigtauſend Pf. Sterl. von weſentlicher Bedeutſamkeit ſein können? Dublins Wohlſtand ruht auf feſtern Grundlagen, als auf dem Luxus eines Hofes, deſſen Thorheiten in den iriſchen Provinzen ſich durch Nachahmung fortpflanzen. Die Gerichtshöfe, die Univerſität, die leichten Verbindungen mit England, die geſelligen Verhältniſſe ſind es, welche dieſer Stadt einen immer neuen Menſchenzufluß ſichern, wie hinwieder die Kanäle und der erleichterte Verkehr mit Glasgow, Liverpool und Briſtol ihren ausgedehnten Handel gewährleiſten. Seit 1798 hat ſich die Häuſerzahl von Dublin um 4421, und diejenige der Einwohner um 55,821 vermehrt.

Das Verhältniß der Landrichter (sheriffs) in Irland iſt von hoher Wichtigkeit; aber eben bei dieſer Stelle ſind auch die ſchändlichſten Mißbräuche und Verkehrtheiten eingetreten. Die Ernennung der Sheriffs ſoll vom Statthalterrathe ausgehen; in der That aber geſchieht ſie durch die herrſchende Partei in jeder Grafſchaft, und der Unter-Sherif verrichtet die Geſchäfte des Amtes.

„Dieſer Unter-Sherif", ſagt Hr. Wakefield, „iſt meiſtens ein Notar der Grafſchaft, der als Werkzeug für die Anwendung aller Koeruptionsmittel, welche das Miniſterium gut erachtet, gebraucht wird. Die einzige Bedingung für ſeine Anſtellung iſt eine gute Bürgſchaft; und wie groß auch die mit der Stelle verbundene Verantwortlichkeit iſt, ſo findet ſich von Seite der Notare, welche dieſelbe unentgeldlich übernehmen wollen, jederzeit eine ſtarke Nachwerbung. Aus ſichern Berichten weiß ich, daß in der Grafſchaft Tipperary die Stelle eines Unterſherifs zweitauſend Pf. St. jährlich abwirft. Soll Jemand verhaftet werden, ſo wird der Unterſherif, nachdem er den Verhaftsbefehl in Händen hat, nie unterlaſſen, den Bedrohten von der Gefahr zu unterrichten und das gewohnte Geſchenk dafür anzunehmen. Daß ein Verhaftsbefehl gegen Edelleute je wäre vollzogen worden, iſt beiſpiellos. Ich würde eine ſolche Beſchuldigung nicht ausſprechen, wenn ich der Sache nicht völlig ſicher wäre. Ich ſelbſt bin durch Geldbeſtechungen unmittelbar gefährdet worden, und ich könnte leicht mehrere Hundert durch ganz glaubwürdige Perſonen mir bekannt gewordene Beiſpiele anführen."

Zu welcher Schande muß es nicht der Regierung und den Gerichtsſtellen des Landes gereichen, wenn ſolche Mißbräuche unter ihren Augen allgemein und ungeſtört ſtatt finden! — Mit den Richterſtellen verhält es ſich nicht beſſer, und eine Reform iſt hier gleich dringendes Bedürfniß. Hr. Wakefield bezeugt, die iriſchen Richter ſeien „parteiiſch, beſtechlich, unwiſſend

Digitized by Google

und gewaltthätig"; und zu Unterſtützung dieſer Anklage fügt er die achtungswürdigſten Zeugniſſe bei. Während der Debatten über die Unruhen in der Grafſchaft Sligo im Jahr 1806 erklärte Lord Kingston: „er ſehe die Richter als eigentliche Beförderer dieſer Unruhen an", mit dem Beifügen: „das Betragen mehrerer aus ihnen ſei für das Richteramt im höchſten Grade ſchändlich, und ſie verdienten vielmehr aufgeknüpft zu werden, als ihre Stellen zu behalten." Hr. Day beſchuldigt in ſeiner Zuſchrift an den Vorſtand des Geſchwornengerichts der Grafſchaft Kerry, vom Jahr 1811, die Richter „der Nachläſſigkeit, Beſtechlichkeit und Parteilichkeit." Die Richter auf der ganzen Inſel ſind Proteſtanten, und in den nördlichen Grafſchaften gehören ſie vollends auch zur oraniſchen Partei. Die meiſten Geſchäfte, welche vor ſie als Geſchworne-Richter, Sherifs u. ſ. w. gebracht werden, beziehen ſich auf Streithändel, welche zwiſchen den oraniſchen Parteigängern und den katholiſchen Bauern nie aufhören. Wer kann glauben, daß unparteiiſche Geſetze unter ſolchen Umſtänden unparteiiſch angewandt würden, und wie muß das Land beſchaffen ſein, in welchem ein Ausnahmegeſetz (Insurrection act) ſolchen Richtern die Vollmacht ertheilt, „ohne Mitwirkung der Jury jede Perſon, die nach Sonnenuntergang auſſer ihrem Hauſe betroffen wird, zur Deportation zu verurtheilen"?

Hr. Ponſonby bezeugt in einer 1816 im Unterhauſe gehaltenen Rede, er ſei, während er Großſiegelbewahrer in Irland war, zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein Katholik niemals an die Stellen gewählt ward, zu denen dieſelben wählbar ſind; daß auch ein katholiſcher Edelmann nie zu einer Richterſtelle gelangen mochte, und daß die Aemter der Sherifs und Friedensrichter allezeit nur Freunden der einflußreichen Männer zugetheilt wurden. Er ſtellte dar, wie dringend eine Aenderung des Verhältniſſes ſei, wobei das Richteramt zum Werkzeuge politiſcher Zwecke gebraucht wird. Durch perſönliche Bekanntſchaft der Richter hatte er unter ihnen einen gefunden, der zuvor Kellner in einem Gaſthofe geweſen war, und mehrere, welche ähnlichen Verhältniſſen enthoben worden waren. Er gibt Rechenſchaft von den Schritten, die von ihm zu Erzielung einer allgemeinen Reform gethan wurden. Er hatte ſich an die Geheimenräthe und Pairs des Königreichs gewandt, mit dem Anſuchen, ſie möchten ihm, mit Beiſeiteſetzung aller politiſchen Meinungen, diejenigen Richter bezeichnen, für deren Entfernung und Erſetzung ſattſame Gründe vorhanden ſein könnten. Auf dieſe Art brachte er auch wirklich, freilich nur in zwei Grafſchaften, eine Reform zu Stande, bevor er von ſeiner Stelle abtrat. Sein Beiſpiel kann zeigen, wie man zweckmäßig in günſtigen Zeitpunkten verfahren ſollte.

Wir ſind übrigens weit entfernt, die Anklagen gegen die irländiſchen Richter für allgemein treffend oder auf alle ohne Ausnahme anwendbar zu halten. In dieſem wie in jedem Lande gibt es unſtreitig Männer, die, über Parteigeiſt und Leidenſchaft erhaben, ſich von ſolchen nicht beherrſchen laſſen; inzwiſchen muß man der Wahrheit gemäß leider eingeſtehen, daß ihre Zahl klein iſt, und daß mehrere aus ihnen durch den vorherrſchenden Geiſt der Verwaltung bewogen wurden, ſich von den Geſchäften zurückzuziehen.

Es iſt hohes Bedürfniß, daß den irländiſchen Bauern der Zutritt zum Rechte erleichtert,

Digitized by Google

und daß eine Reform des Richteramtes in diesem Lande vorgenommen werde. Die Gerichtshöfe müssen dem Einflusse der Parteien, besonders der antikatholischen Oranienmänner, enthoben werden. Jeder rechtschaffene Mann muß, ohne Hinsicht auf sein religiöses Bekenntniß, zu Beamten- und Richterstellen wählbar sein. Gerichtsbehörden, wie solche gegenwärtig bestellt sind, können unmöglich beim Volke Zutrauen genieſſen. Gesetzt auch, die Richter wären alle rein und unbestechlich, so könnten die Irländer dies so lange nicht glauben, als die Wahlen im ausschlieſſenden Geiste des vorherrschenden Systems geschehen. Das Gift des Mißtrauens lebt in den Gemüthern, und auch der gewissenhafteste Richter kann dem Verdacht der Parteilichkeit nicht entgehen. Endlich dann ist sehr zu wünschen, daß der Klerus vom Richteramte völlig ausgeschlossen werde; das Gute, welches er in diesem Verhältnisse leisten kann, bleibt höchst zweideutig, während das Schlimme sehr gewiß ist.

„So lange die Katholiken von öffentlichen Stellen ausgeschlossen sind," sagt der Verfasser der Betrachtungen über den Zustand von Irland im neunzehnten Jahrhundert, „wird man vergeblich dem katholischen Landbauer von einem unparteiischen Rechte sprechen. Er sieht, daß seine Richter, seine Sherifs und ihre Gehilfen sämmtlich Protestanten sind. Er erblickt auf den Richterstühlen die eifrigsten Zeloten der Geistlichkeit, die ihren Religionseifer in die Politik übergetragen haben. Er sieht, daß in Zehnten-Streitfällen der Zehntherr Richter ist, und öfters für sich allein die schwierigsten Verhältnisse, bei denen sein eigenes Interesse im Spiele steht, entscheidet. Wie möchte man nun im Stande sein, ihn glauben zu machen, er werde unparteiisches Recht finden? So lange die antikatholischen Gesetze dauern, wird das Mißtrauen nicht erlöschen, und jeder Irrthum der Richter wird dem planmäßig verfolgten Zwecke, die Katholiken, deren Herabwürdigung faktisch fortdauert, auch vollends noch ganz zu unterdrücken, zugerechnet."

Damit der Landbauer in den Stand gesetzt werde, sein Recht geltend zu machen, ist eine Verminderung der Gerichtskosten erstes Erforderniß. Hernach muß den Mißbräuchen, die bei der Wahl der Gerichtsdiener (constables) statt finden, gesteuert werden. Ihre Ernennung steht den Obergeschwornen (grands jurés) zu, von denen sie auch abgerufen werden können. Sie sind befugt, auf jede Baronie zehn zu ernennen und ihnen zwanzig Pf. Sterl. Besoldung zu geben: meistens erhalten dieselben aber nur vier bis fünf. Statt zu diesen Aemtern thätige, starke und kräftige Männer zu wählen, werden sie an Thürhüter, ausgediente Kutscher und Günstlinge ertheilt, die man, wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllen, zu entschuldigen hinwieder geneigt ist. So bleibt dann die Behörde ohne Ansehen, die Gesetze ohne Vollziehung, und Strafloſigkeit macht die Uebelthäter immer frecher. Ein unter der unzufriedenen Masse herrschendes System dumpfer Drohungen verbreitet Schrecken, und hindert die Zeugen, vor Gericht Wahrheit auszusagen. Um solchen Nachtheilen das erforderliche Gegengewicht zu halten, sind eine ehrwürdige Magistratur und vorsichtig gewählte Gerichtsdiener erforderlich.

Es dürfte gut und räthlich sein, in jeder Grafschaft einem aus den großen Eigenthümern

Digitized by Google

gewählten Lord-Statthalter und den aus Katholiken und Protestanten ohne Unterschied umsichtig gewählten Richtern die Ernennung der erforderlichen Gerichtsdiener und die ihren Geschäften angemessene Bezahlung derselben zu überlassen. Die britische Regierung hätte alsdann in jeder Grafschaft einen angesehenen und verantwortlichen, mit den örtlichen Verhältnissen bekannten Mann als Gewährleister der öffentlichen Ruhe. Das System der Landespolizei würde dadurch bald einen Bestand und eine Stärke erhalten, welche ihm gegenwärtig zu verschaffen unmöglich ist, und die so gefährliche Mitwirkung der bewaffneten Macht würde selten vonnöthen sein.

Gewiß mag kein Reformenplan für Irland taugen, der nicht darauf abzielt, das Volk für die Landesgesetze und für die Maasnahmen der Regierung zu gewinnen. Die Emanzipation der Katholiken wird das Volk einer Verfassung, welche Allen gleiche Rechte sichert, geneigt machen. Die Aufhebung oder Umwandlung der Zehnten wird die Nation von einer willkührlichen und verderblichen Abgabe befreien. Die Reform der Magistratur und der Richter wird den Parteigeist, welcher das Grab der Gerechtigkeit ist, zerstören, und das Zutrauen der Nation, dessen die Richter bedürfen, herstellen.

Bis dahin wollten die Beherrscher Irlands die wahre Quelle der Unruhen und Verbrechen, deren Schauplatz dieses Land seit langer Zeit ist, nicht einsehen. Es ist keineswegs die Verdorbenheit der vielen verfolgten, unterdrückten und hingerichteten Unglücklichen, welche diese Unordnungen veranlaßt und den schauerlichen Kampf unterhält; die Habsucht, die Unduldsamkeit und die Ungerechtigkeit der Machthaber trägt diese Schuld. Wenn die letztern sich ändern und bessern, so werden die armen Irländer es sehr bald auch thun. Wenn diese von jenen als Menschen behandelt werden, die gleiche Rechte und gleiche Gefühle haben, so werden die politischen und religiösen Feindschaften sich bald mildern. Vor allem möge man sich der großen, durch die Geschichte überall bestätigten und in einer beredsamen Parlamentsrede ausgesprochenen Wahrheit erinnern: „daß Landesverweisungen und Hinrichtungen nicht Regierungsmittel, wohl aber elende Hilfsmittel sind, die das Nichtvorhandensein einer Regierung, welche diesen Namen verdiente, darthun.“

Wenn ausser Zweifel liegt, daß die irländischen Unruhen und der aufrührische Geist der Bevölkerung des Landes großentheils von seinem politischen und religiösen Drucke herrührt, so ist hinwieder auch wahr, daß die Unwissenheit und die Verwilderung, worin die große Volksmenge lebt, jene wesentlich befördern hilft. Um gründliche und andauernde Hilfe zu bringen, ist demnach die Verbreitung von Angewöhnungen der Ordnung, des Fleißes und guten Haushalts unentbehrliches Erforderniß.

Ueber die Zahl und Größe der Schwierigkeiten, welche der Sittenreformator eines ganzen Volkes zu erwarten hat, darf man sich keine Täuschung machen. Das eingetretene Uebermaas der Bevölkerung, die große Armuth, die Sorglosigkeit und der Leichtsinn der Irländer, denen sogar auch die Gefahr des Hungersterbens nicht zu Sinne kommt, dies alles fordert die Regie-

Digitized by Google

rung zu Maasnahmen auf, welche den Fortschritten des Elends zu steuern und wo möglich einigen Wohlstand zu verbreiten geeignet sein können.

Zunächst soll das Erziehungswesen ins Auge gefaßt werden, und die bloße Ausdehnung bisheriger Einrichtungen allein nur wäre unzureichend, so daß auf ein völlig verändertes System gedrungen werden muß. Wenn von der großen Unwissenheit der Irländer die Rede ist, so darf dies nicht im beschränkten Wortsinne verstanden werden: lesen und schreiben können sie mindestens so allgemein wie die Engländer. Hingegen sind die englischen und schottischen Schullehrer meistens achtungswerthe Leute, die den Unterricht nicht auf jene Elementarkenntnisse beschränken, sondern ihre Schüler mit den Pflichten des Christen und Bürgers bekannt und vertraut machen: die irischen Dorfschulmeister sind ein ganz anderer Menschenschlag. Der Verfasser der Schrift: Gedanken und Vorschläge über die Erziehung der irischen Landleute, sagt von ihnen: „Die irländischen Schulmeister stehen unter keinerlei Aufsicht, und gehören keinem Stande an. Sie werden dem Volke enthoben, und alle Vorurtheile, Gewöhnungen und leidenschaftlichen Stimmungen sind ihnen mit dem Volke gemein. Durch sie werden vornehmlich jene geschichtlichen Ueberlieferungen fortgepflanzt, wodurch Mißvergnügen und gehässige Leidenschaften Nahrung erhalten. Als die Briefsteller des Dorfes lassen sie sich ihre diesfälligen Dienste theuer bezahlen. Sie sind im Fall, für die Bauern gewisse Urkunden auszustellen, und solche öfters auch wohl zu verfälschen. In alle Geheimnisse der Haushaltungen eingeweiht, wissen sie sich unentbehrlich zu machen. Man schmeichelt ihnen, und wo sie hinkommen, steht ein Gläschen Branntewein bereit; nebst allen übrigen Fehlern und Gebrechen sind sie meistens auch noch Säufer."

Wem müssen diese Unordnungen zugerechnet werden? Der englischen Regierung und ihren Gesetzen. Statt zweckmäßige Vorschriften für den Jugendunterricht zu geben, hatte das Gesetz unter ernster Strafe allen Katholiken das Lehramt in öffentlichen und in Privatschulen untersagt. Achtzig Jahre lang hat dieses schändliche und barbarische Gesetz auf Irland gelastet. Das Uebermaas der Ungereimtheit mußte dasselbe kraftlos machen, und die Irländer waren klug genug, dem grausamen Gesetze zu Trotze sich den verpönten Unterricht zu verschaffen. Ihre Kinder versammelten sich Sommerszeit im Freien unter Bäumen, um von einem wandernden Schulmeister Unterricht zu empfangen. Wer möchte sich wundern, wenn diese ihnen weder Achtung für ungerechte Gesetze noch Liebe zu einer Regierung, von der sie verfolgt werden, einflößten! Der Irländer ist von Natur für die Dankbarkeit und ihre Gefühle empfänglich. Eine gefällige Behandlung der Lehrer hätte diese der Regierung gewonnen und den Kindern für die Gesetze ihres Landes Liebe eingepflanzt; statt dessen werden sie in unversöhnlichem Hasse gegen alles, was englisch und protestantisch heißt, erzogen; die Engländer werden ihnen als raubsüchtige Tirannen geschildert, welche ihr Land geraubt haben, und als Ketzer, die dem wahren Glauben untreu geworden sind; auch schon die Kinder werden mit dem Gedanken vertraut gemacht, es müsse der erste günstige Anlaß benutzt werden, um jene Eroberer aus der Insel zu

Digitized by Google

vertreiben und das geraubte Land ihnen wieder abzunehmen. Wer Irland kennt, dem können die Folgen dieser Eindrücke im kindlichen Gemüthe auf die herrschende Meinung unmöglich verborgen bleiben.

Das Gesetz, welches die Katholiken vom Lehramte ausschloß, ist nun zwar im Jahr 1782 aufgehoben worden; seine Wirkungen aber dauern noch fort. Die Schullehrer sind keineswegs einer Regierung zugethan, welche sie, als Katholiken, von allen Zivilämtern ausschließt, und unmöglich kann von ihnen erwartet werden, daß den Kindern durch sie Gesinnungen der Liebe und Ehrfurcht für Regierung und Gesetze beigebracht werden.

Die Gehalte der Schullehrer sind so gering, daß ein fähiger und gebildeter Mann sich der undankbaren Arbeit nicht unterziehen kann. Die Wahl der Schulbücher ist möglichst schlecht: es finden sich darunter die Lebensgeschichten von Räuberhäuptlingen, von berühmten Schmugglern, Wahrsagern u. dgl.; man sollte glauben, die Auswahl hätte ganz eigentlich zum Zwecke gehabt, die Phantasie auf die gefährlichsten Irrwege zu führen, die gehässigsten Leidenschaften anzufachen, und über Menschen und Dinge den Kindern die irrigsten Begriffe beizubringen. Wer möchte einen solchen Unterricht Erziehung heißen? Sein Ergebniß ist schlimmer, als die größte Unwissenheit nicht sein kann; denn es besteht in verzogenen und verfälschten Urtheilen *).

Dem katholischen Klerus kann mit Recht die unverzeihlichste Nachlässigkeit zum Vorwurf gemacht werden. Daß er die Schullehrer nicht dahin anweiset, ihre Schüler im Gehorsam und in der Ehrfurcht für die antikatholischen Gesetze zu erziehen, wird man ihm nicht übel nehmen; unverzeihlich hingegen ist seine Gleichgültigkeit über den verderblichen Einfluß der schändlichen Bücher, welche den Kindern in die Hände gegeben werden. Der katholische Klerus widersetzt sich dem Gebrauch der Bibel in den Schulen, und er will dieselbe nur auszugsweise oder mit Anmerkungen begleitet gebrauchen lassen. Wenn sein Bedenken begründet ist, warum sorgt er denn nicht für einen solchen Auszug oder eine Ausgabe mit Anmerkungen? — Mit allen aufgeklärten Katholiken des Landes thut auch der Verfasser der Gedanken über die Erziehung der irischen Landleute das Geständniß, daß die dürftige Klasse ihrer Glaubensgenossen alles religiösen und sittlichen Unterrichts ermangelt.

Um den Schullehrern ein geziemendes Ansehen zu sichern, und um zweckmäßigen Unterricht zu verbreiten, sollten katholische Schulen nach dem Vorbilde der protestantischen Kirchspielschulen in Schottland errichtet werden. Man darf nicht beide Religionen in den gleichen Schulen vereinbaren wollen. Die herrschenden Vorurtheile und die erbitterten Gemüther lassen dies nicht zu. Um den Katholiken Zutrauen einzuflößen und um sie zu überzeugen, daß es nicht um Proselytenmachen zu thun sei, sollten diese Schulen unmittelbar der Leitung des katholischen

*) Hr. Wakefield liefert ein Verzeichniß jener Schulbücher; darunter finden sich die Geschichten der schönen Rosamunde, der Donna Rozina, die von Jeanne Shore, von Mol Flanders; Faust und der Teufel; die Kunst der Liebe und die Kunst des Vorens!

Digitized by Google

Klerus übergeben werden; was jedoch keineswegs die Oberaufsicht einer Behörde hindern würde, die, zu gleichen Hälften aus weltlichen Personen beiderlei Religion besetzt, sonderheitlich über die gute Wahl der Schulbücher zu wachen hätte, und welcher in dieser Hinsicht die Schulen beider Glaubensbekenntnisse gleichmäßig untergeordnet sein müßten.

Es ist vielleicht kein Land, worin größere Summen auf das Erziehungswesen verwandt worden sind, als in Irland. Karl I hatte sieben königliche Schulen gestiftet, denen Karl II ausgedehntes Grundeigenthum schenkte; aber die Einkünfte derselben sind vielfältig ihrer eigentlichen Bestimmung entrückt worden. Der Doktor Bell erzählt (in der Schrift: Verhältnisse und Sitten der irischen Landleute), er habe eine Schule gekannt, deren besoldeter Lehrer ein bediensteter Geistlicher war, welcher fünfzehnhundert Pf. Sterl. Einkommen hatte, während der Küster, ein übrigens fähiger Mann, welcher allen Unterricht besorgte, nur vierzig Pf. St. Gehalt bezog. Seither scheinen sich die Umstände nicht gebessert zu haben. Die den Schulen zugehörigen Grundstücke sind tief unter ihrem wahren Werthe verpachtet, und der Ertrag wird zwischen die nominalen und die wirklichen Schullehrer getheilt. Zur Zeit des Aufenthalts von Hrn. Wakefield in Irland betrug die der Schule Cavan zustehende Landrente neunhundert Pf. St.; in der Anstalt aber befand sich kein einziger Schüler!

Neben den königlichen Schulen sind neununddreißig andere vorhanden, welche *charter shools* heißen. Sie wurden im Jahr 1733 in der Absicht errichtet, die Papisten und andere arme Irländer in der englischen Sprache zu unterrichten; das religiöse Vorurtheil der Ultra-Protestanten hat den Zweck der Stiftung vereitelt und die Anstalt für Proselytenmacherei zu benutzen versucht. Dies ist freilich nicht gelungen, sondern es ward dadurch nur die Zahl der Feinde des Protestantismus wie der Regierung vermehrt und die Spannung zwischen beiden Glaubensgenossen verstärkt. Den Katholiken sind diese Schulen ein Gräuel, und Hr. Wakefield bezeugt, kein Landmann gehe ohne Verwünschungen bei einer solchen vorüber. Wie könnte es anders sein, da in dem zum Gebrauch dieser Schulen bestimmten Katechismus neben andern Fragstücklein mehr auch nachstehendes vorkommt:

„Fr. Ist die römische Kirche eine gesunde und reine Kirche? — Antw. Nein, sie ist höchst verdorben in Lehre und Werk. — Fr. Was hältst du vom Zeichen des Kreuzes, dem die Papisten so große Wichtigkeit beilegen? — Antw. Es ist eine leere und abergläubige Zeremonie. Die Anbetung des Kruzifixes oder des Heilandes am Kreuze ist ein Götzendienst. Die ans Kreuz gerichteten Gebete sind die höchste und unleidlichste Verkehrtheit des papistischen Kultus."

Man muß (sagt Hr. Wakefield) zur römischen Kirche gehören, um sich eine richtige Vorstellung von den Empfindungen eines katholischen Vaters zu machen, der weiß, daß, was ihm höchst ehrwürdig gilt, seinem Kinde als verächtlich und verabscheuenswerth dargestellt wird.

Der Unterhalt dieser Pflegeschulen der Unduldsamkeit und Bigotterie kostet das Publikum jährlich über dreißigtausend Pf. St., zehntausend andere an Privatgeschenken ungerechnet. Die

Digitized by Google

Zahl der Schüler wird auf zweitausend angegeben, demnach dann jeder Schüler jährlich zwanzig Pf. St. kosten würde.

Weiterhin sind zwanzig Diozesanschulen vorhanden, welche große Einkünfte besitzen; dreiunddreißig klassische Schulen, deren Einkommen ungefähr neuntausend Pf. St. beträgt; und endlich noch viele andere von Privatpersonen gestiftete und wohl ausgestattete. Rechnet man dazu, was die hibernische Schule in Dublin und das Hospital der blauen Böcke kosten, so wird man überzeugt sein, daß Irland mehr als hinlängliche Stammgelder für den Volksunterricht besitzt, wenn solche zweckmäßig angewandt und nicht gutentheils ihrer eigentlichen Bestimmung entrückt worden wären. Was in der jüngsten Zeit zu Gunsten der Unterrichtsanstalten in Irland gethan worden ist, beruht ausschließlich auf großmüthigen Anstrengungen der Privaten. Die Zahl der irischen Schulen wird gegenwärtig auf achttausend berechnet (Rede des Hrn. Grant, vom 22 April 1822).

Eine einzig nur durch Liebessteuern bestehende Schule trägt beinahe nothwendig etwas Beschämendes für die Schüler an sich. Aeltern und Kinder fühlen, daß sie um ihrer Armuth willen in diesen Schulen zugelassen werden, und dieses fortdauernde Gefühl der Abhängigkeit hindert in ihnen die Entwickelung des Selbstvertrauens und der sittlichen Würde, die dem Elementarunterricht und seinen Ergebnissen höhern Werth verleihen. Die Grundlage des öffentlichen Unterrichts soll nicht in einer Sammlung von Almosen, sondern in einer Berechtigung, die jedem Gliede der Gesellschaft zusteht, gefunden werden. Dem Irländer sollten gegen die Bezahlung einer kleinen Entschädigung die Schulen offen stehen, und in diesen alle Kinder, reiche und arme, auf völlig gleichen Fuß behandelt werden.

Ueber die schon genannten Stiftungen hinaus verwendet die Regierung jährlich ungefähr neuntausend Pf. Sterl. auf das Kollegium von Maynooth. Diese recht nützliche Stiftung ist ein Seminarium der irländischen katholischen Geistlichkeit, und durch sie werden die Studien im Auslande überflüssig, was dem vaterländischen Geiste leicht nachtheilig werden könnte. Die Regierung zahlt jedem Professor nur den kleinen Gehalt von fünfundzwanzig bis dreißig Pfund Sterl., und eben so viel erhält jeder Seminarist. Diese, zweihundert und fünfzig an der Zahl, haben ein Einstandsgeld von 9 Pf. 2 Sh. zu leisten, und sie müssen die nöthigen Bücher sich selbst anschaffen. Bedenkt man, wie wichtig es ist, einen ehrwürdigen und gebildeten Klerus zu haben, so wird man auch leicht fühlen, daß eine ansehnliche Gehaltserhöhung bei diesem Kollegium erforderlich ist. Die Ersparniß etlicher Tausend Pf. Sterl. kann in keinen Betracht fallen, wo sich's um die Bildung der geistigen Führer eines so zahlreichen Theils der Bevölkerung handelt; auch wäre nichts leichter, als ohne die mindeste Belästigung des Publikums das Kollegium von Maynooth hinlänglich auszusteuern. Jedermann gesteht heutzutage ein, daß das Proselytenmachen eine arge Thorheit ist, und somit bleibt kein Grund mehr übrig, um darauf berechnete Schulen länger fortdauern zu lassen. Sie haben nie den mindesten Vortheil gebracht, und doch beträgt ihr Kostenaufwand jährlich dreißigtausend Pf. Sterl.

Digitized by Google

Wie wünschenswerth aber auch alle bisher angedeuteten Reformen sein müßten, so wäre unstreitig noch wichtiger, die Volksmasse Irlands dem Elend zu entreissen, worin sie versunken ist. Die Arbeitslöhne richten sich jederzeit nach dem Werth der Lebensbedürfnisse. Dieser ist in gewohnten Zeiten in Irland überaus gering. Eine Reihenfolge unglücklicher Verhältnisse hat den irländischen Bauer auf die Kartoffelnahrung beschränkt. Wofern er diese Knollen im Ueberflusse hat, befriedigt er damit das Bedürfniß seiner schmutzigen Armuth, ohne an weiteres zu denken. Mangelt es an Kartoffeln, dann ist gleichzeitig allgemeiner Mangel vorhanden. In Ländern, wo der Bauer Brod und Fleisch speiset, wo er Bier oder Wein trinkt, kann er bei eintretender Theurung sich etwas abbrechen, oder wohlfeilere Nahrungsmittel wählen: der Irländer vermag dies nicht; für ihn sind Kartoffelmangel und Hungersnoth eins und dasselbe.

Zur Zeit des gräulichen Elends, welches in den Grafschaften Clare, Limerick und andern an Shannon grenzenden Provinzen so vielen Menschen das Leben gekostet hat, fand eine Haferausfuhr von Irland nach England statt; die Landleute konnten ihn nicht bezahlen. In etlichen Monaten waren die Kartoffeln auf den fünffachen Preis angestiegen, während das Steigen der Getreidepreise unmerklich blieb. Den Beweis hierfür liefert der Umstand, daß zu diesem in England Käufer gesucht wurden, wo der Markt bereits davon überladen war. Zur Theurungszeit schränkt der Landbauer seinen Verbrauch ein; er stirbt nicht den Hungertod. In Irland ist jene Beschränkung unmöglich; ohne Kartoffeln mag das Leben hier nicht gefristet werden.

Alles muß zu großer und beharrlicher Anwendung zweckmäßiger Maasnahmen einladen, wodurch diese Bevölkerung ihrem Elend könne entrissen werden. Dazu ist erforderlich, daß bei den Einwohnern das Verlangen, sich einen etwas höhern Wohlstand zu verschaffen, rege gemacht und ihnen die dazu führenden Mittel dargereicht werden. Die Arbeit muß, was zur Befriedigung der neuen Bedürfnisse erforderlich ist, gewähren können, damit der Arbeitsfleiß beim Irländer den nöthigen Sporn erhalte. Man weiß, wie überaus träge derselbe ist, und man darf sich darüber nicht wundern, weil ihm aller Reiz zur Arbeitsamkeit mangelte. Wo der Arbeitslohn kein Mittel zu Verbesserung der Lage des Arbeiters auch bei angestrengtem Fleiße gewährt, da müssen Trägheit und Lässigkeit überhand nehmen; hingegen findet sich im menschlichen Herzen ein anhaltender Thätigkeitstrieb, welcher überall, wo Hoffnung ihm zur Seite steht, seinen Zustand zu verbessern strebt. In dem Verhältnisse, wie die Arbeit erträglicher wird und einen erhöhten Genuß bringt, wird auch der Arbeitsfleiß gesteigert; diese Erscheinung zeigt sich allenthalben. Das Beispiel der Thätigkeit ist ansteckend; der Geschmack für neue Genüsse und erhöhten Wohlstand breitet sich mehr und mehr aus, und endlich trifft die Zurückbleibenden und in der Trägheit Verharrenden das Verwerfungsurtheil der Meinung.

Wenn die englische Regierung jene drückenden Steuern aufheben würde, welche der Volksmasse einige vormals von ihr gekannte Genüsse und einige andere, die in ihrem Bereiche liegen

Digitized by Google

könnten, entzogen haben, so müßte daraus großer Vortheil für Irland und vielleicht selbst auch eine Vermehrung der Staatseinkünfte hervorgehen.

Seit dem Jahr 1807 ist Irland mit drei Millionen Pf. St. mehr wie zuvor durch Steuern belegt worden. In diesem Jahre war sein Steuertrag 4,191,950 Pf. St. Im Jahr 1821 betrug solcher nur noch 3,844,889 Pf. St.; das will sagen: statt, wie man hoffte, sie zu vermehren, haben die Einkünfte sich um 347,061 Pf. St. vermindert. Die Auflagen auf Branntewein, Thee, Zucker, Kaffee, Wein und Tabak waren bedeutend vermehrt worden: aber noch bedeutender hatte der Verbrauch sich gemindert.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die ungeheuer gesteigerten Abgaben nicht allerdings eine Miturſache der entsetzlichen Armuth des irländischen Landvolks sein sollten. Thee, Zucker und Branntewein sind keinem Landmanne zugänglich, die Schmuggler ausgenommen. Das Gewerbe dieser letztern findet große Aufmunterung in dem Gewinn, welchen es abwirft, und in den Luxusgenüssen, die es verschafft; der muthlose und in die äusserste Armuth gerathene Mensch hingegen kann von den Steuern nicht betroffen werden, weil er nichts Steuerbares verbraucht. Hr. Newport, in seiner Parlamentsrede vom 22 April 1822, hat sehr richtig und beredsam gesagt: „Der Arm des Steuereinnehmers findet sich unter der eisernen Hand der Armuth gelähmt. Die Machtvollkommenheit des Parlaments ist vernichtet. Ihr habt die Personen besteuert und zugleich ihre Hilfsquellen zerstört; statt der Einkünfte habt ihr das Stammvermögen mit Steuern belegt, und anstatt den Staatsschatz zu bereichern, sammelt ihr Haß und Verwünschungen ein!“

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Einkünfte Englands durch die Aufhebung drückender Taxen gewinnen würden; ausser allem Zweifel aber liegt, daß jene Aufhebung dem Landmanne solche Gegenstände des Verbrauchs zugänglich machen würde, die es ihm gegenwärtig nicht sind, und daß dadurch seine Thätigkeit neuen Antrieb erhielte. Der Landmann würde sich an eine Art Wohlstand gewöhnen, seine Bedürfnisse würden sich vermehren und seine Thätigkeit sich verhältnißmäßig erweitern.

Ein solcher Wechsel in der Meinung und in den Gewöhnungen des Landvolks würde der öffentlichen Ruhe nicht minder zuträglich sein, als dem Privatwohl der arbeitenden Klasse. Man denke an eine schlimme Aernte und überlege die Folgen derselben. Läßt sich vernünftigerweise hoffen, eine zahlreiche Bevölkerung, die unmittelbar vom Elend zum Hunger übergeht, werde den Gesetzen gehorchen und für das Eigenthum Achtung tragen. Es liegt ausser Zweifel, daß allerdings ein guter Theil der blutigen Auftritte, die in Irland statt gefunden haben, eine Folge der aus dem höchsten Elend entsprungenen Verzweiflung ist.

Menschen, die weder Eigenthum noch Mittel besitzen, um jenes zu erwerben, müssen nothwendig die zum Schutze des Eigenthums erlassenen Gesetze als ein Hinderniß jeder Besserung ihrer Verhältnisse und als unbillige Bevorrechtung der kleinern Zahl betrachten. Alles hingegen, was dahin zielt, den irländischen Landmann arbeitsfleißig zu machen, und ihn dadurch in den

Digitized by Google

Stand zu setzen, sich einiges Eigenthum zu erwerben, zielt offenbar auch dahin, ihm für die das Eigenthum schützenden Gesetze Achtung einzuflößen.

Irlands Unstern brachte mit sich, daß die neuen Gesetze, welche den Arbeitsfleiß der Landleute aufmuntern sollten, eine gerade umgekehrte Wirkung hatten. Zur Zeit des Unionsvertrags wurde nämlich, in der Absicht, die irländischen Fabriken zu begünstigen, ein Eingangszoll von Zehn vom Hundert des Werthes auf englische nach Irland gehende Stahlwaaren, auf Wollen- und Baumwollentücher gelegt, und ein gleicher Eingangszoll traf hinwieder die irländischen nach England gehenden Waaren. Diese Maasnahme ist von nicht zu berechnenden nachtheiligen Folgen, am meisten jedoch für Irland, begleitet gewesen. Aus den dem Unterhause erstatteten Berichten zeigt sich, daß der Gesammtwerth aller im Jahr 1819 in Irland eingeführten Baumwollentücher, Wollenwaaren und Garne mehr nicht als 221,000 Pf. St. beträgt. Seither hat sich diese Einfuhr keineswegs vermehrt, und es scheint, daß die sämmtlichen Baumwollenfabriken dieses Landes nicht über drei- bis fünftausend Menschen beschäftigen. Da sollte man also wohl denken, Irland müßte viel englische Baumwollenwaare verbrauchen; in der That aber ist dieser Verbrauch nicht größer, als derjenige der kleinen Inseln Jersey und Guernsey. Die dem Parlament vorgelegten Douaneregister von Dublin für 1821 geben den Werth aller nach Irland eingeführten Baumwollenwaare auf 199,862 Pf. St. an. Diese Summe, vereinbart mit derjenigen vom Werthe der in Irland fabrizirten gleichartigen Stoffe, muß, im Verhältnisse zum Verbrauch einer gleich zahlreichen Bevölkerung in England, über alle Begriffe geringhaltig erfunden werden.

Man will zwar nicht behaupten, daß dieser geringe Verbrauch einzig nur von der schützenden Auflage herrühre; gewiß hingegen ist, daß diese viel dazu beiträgt. Sie befaßt nur Zehn vom Hundert, in der That aber vertheuert sie die Waare dem Konsumenten um Zwanzig bis Fünfundzwanzig vom Hundert. Die Zahl irländischer Kapitalisten ist klein; die Geldvorschüsse für die Eingangsgebühren sind lästig; die Förmlichkeiten der Douanen sind es nicht minder; und das Ergebniß davon ist, daß etliche reiche Kaufleute das Monopol dieses Handels genießen, und daß ein Verkehr, der von vielen Kleinhändlern betrieben werden sollte, ausschließlich von einigen reichen Kaufleuten abhängt, welche die Preise bestimmen. Jene schützenden Abgaben sind demnach in der That ein Hinderniß der allgemeinern Verbreitung und Benutzung der Baumwollenwaaren geworden. Der den englischen Manufakturen von daher zuwachsende Schaden ist nun zwar groß; er reicht aber doch bei weitem nicht an den Nachtheil, welchen die irländische Bevölkerung dadurch erleidet. Wie könnte man vernünftigerweise glauben, es werden Zehn vom Hundert Einfuhrzoll hinreichen, um die Errichtung oder das Aufblühen von Fabriken in einem Lande zu erzielen, dem es an Steinkohlen, an vervollkommneten Maschinen und an Kapitalien mangelt, beim Dasein der Konkurrenz von England, das diese Vortheile alle besitzt? Wie leicht war vorauszusehen, daß die Hauptwirkung jener Maasnahme eine Beschränkung des Absatzes der englischen Baumwollenwaare und die Behinderung des Landvolks, sich an englische Kleidungsart zu gewöhnen, sein würde?

Digitized by Google

Schon zwiſchen zwei Nachbarvölkern müßten ſolche Hemmungen allezeit eine fehlerhafte Berechnung heißen; zwiſchen zwei Abtheilungen des nämlichen Reiches aber kann auch nur keine Entſchuldigung dafür ſtatt finden. Nichts Ungereimteres läßt ſich denken, als die Anmaßung, England oder Irland wechſelsweiſe gegen den Kunſtfleiß des einen und andern ſchützen zu wollen; man könnte ungefähr eben ſo gut den Verſuch machen, ſchützende Maasregeln für die Induſtrie der Grafſchaft Kent gegen diejenige der Grafſchaft Suſſex in Anwendung bringen zu wollen. England iſt im Beſitze mannigfaltiger natürlicher und künſtlicher Vortheile, auf denen das Blühen ſeiner Baumwollenfabriken beruht: Irland beſitzt jene nicht. Warum will man gegen natürliche Verhältniſſe anſtreben? warum den Irländer zwingen, bei ſeinen Lumpen zu bleiben, indem man ihm den Gebrauch engliſcher Fabrikate erſchwert oder unmöglich macht? Die engliſchen Geſetze enthalten freilich der Beiſpiele viele von unziemenden Vorſchriften für die Nationalinduſtrie; aber unter allem Tadelnswerthen dieſe kommerziellen Geſetzgebung ſind unſtreitig wohl die ſogenannten ſchützenden Zölle Irlands das Ungereimteſte, was man ſich denken mag.

Nicht minder verwerflich müſſen hinwieder auch die Zehn vom Hundert Abgabe der irländiſchen nach England gebrachten Baumwollenfabrikate ſein. Wäre vom Zeitpunkte der Union an die Einbringung irländiſcher Fabrikate nach England zollfrei geweſen, ſo iſt wahrſcheinlich, daß der niedrige Arbeitslohn im erſtern Lande engliſche Fabrikanten vermocht hätte, gewiſſe gröbere Arbeiten dort zu veranſtalten; die Abgabe der Zehn vom Hundert aber hat dieſe örtlichen Vortheile vernichtet und alle Fabrikation in Irland für die engliſchen Märkte unmöglich gemacht.

Die durch den Unionsvertrag beſtimmten Abgaben ſollten zwanzig Jahre dauern. Mit dem 1 Januar 1821 war dieſe Zeit abgelaufen; aber zum größten Befremden aller derer, die über den Handelsverkehr richtige Begriffe haben, ward die Maasnahme bis ins Jahr 1841 verlängert! Sollte es möglich ſein, daß dieſe auf Zerſtörung des Handelsverkehrs zwiſchen Großbritannien und Irland abzielenden Finanzgeſetze wirklich ſo lange noch andauern könnten? Man darf wohl ſagen, das Parlament ſei überraſcht und zu der verderblichen Maasnahme hingeriſſen worden; man darf aber auch hoffen, es werde daſſelbe nicht auf der ungereimten Vorkehrung, gegen alle augenfälligen Beweiſe ihrer Nachtheile, beharren.

Eine andere zum offenbaren Vortheil Irlands nöthige Reform betrifft die Bezugsart der Gebühren von Brennereien, Brauereien und Gerbereien, um dieſe Gewerbszweige wieder, wie vor dreißig Jahren der Fall war, den kleinern Kapitaliſten zu öffnen. Damals ward durch Unwiſſenheit oder Verkehrtheit ein Geſetz erlaſſen, wodurch alle kleinern Unternehmungen dieſer Art vernichtet und damit eine Menge Leute zu Grunde gerichtet wurden. Bei der jetzigen Lage der Dinge hält es nun in den von der Hauptſtadt entfernten Provinzen eben ſo ſchwer, Getreide und rohe Häute zu verkaufen, als hinwieder den Bedarf an Bier, Branntewein und gegerbtem Leder anzukaufen. Nebenbei geht aus den übermäßigen Abgaben der Brennereien in den Städten ein fortdauernder Reiz zu verbotenem Branntweinbrennen auf dem Lande hervor. Die im Jahr 1807 ernannten Kommiſſarien, welche die in Irland ſtatt findenden Unordnungen unter-

Digitized by Google

ſuchen ſollten, waren im Fall, zu berichten, daß mehr denn ein Drittheil des dortigen Branntweinverbrauchs aus unerlaubten Brennereien herrührt. Das Hilfsmittel gegen ſolche Unordnungen ſtellte ſich von ſelbſt dar. Die Gebühren mußten vermindert und ihre Bezugsart alſo verändert werden, daß das Monopol den großen Kapitaliſten entriſſen ward; das Miniſterium handelte ganz anders. Den Anreiz zum Betruge ließ es fortbeſtehen, und glaubte hingegen, dieſem durch ſtrengere und ſolche Geſetze ſteuern zu können, welche Unſchuldige und Schuldige gleichmäßig befaſſen und zu Grunde richten. Jeder betrügliche Brenner wird für ſieben Jahre nach Botany-Bay deportirt, und die Stadt, das Dorf, der Weiler, wo ein Brennkolben oder deſſen Zubehör entdeckt wird, muß eine ſtarke Geldbuße zahlen. Entſchuldigungen werden keine angenommen. Es muß dargethan werden können, daß das verdächtige Werkzeug entweder nicht da angetroffen ward, wo es angeblich gefunden ſein ſollte, oder daß es in ſchlimmer Abſicht, und um die Einwohner ſtraffällig zu machen, war hingelegt worden. Auch die vollkommenſte Redlichkeit mag Niemanden retten, und es ſind Beiſpiele von Magiſtratsperſonen bekannt, die durch ungeheure Bußen völlig zu Grunde gerichtet wurden, nachdem ſie ihr Möglichſtes zu Verhütung heimlicher Brennereien gethan hatten.

Dieſe Anhäufung von Strafen hat iedoch ihren Zweck völlig verfehlt: die unerlaubten Brennereien haben ſich dermaßen vermehrt, daß im Jahr 1819 dem Parlament angezeigt ward, es ſeien in Jahresfriſt 5352 Perſonen deshalb verhaftet und ungefähr 4000 beſtraft worden. Die irländiſchen Landleute leben jetzt in einem Zuſtande andauernder Feindſeligkeit gegen die britiſchen Geſetze, und das unerlaubte Branntweinbrennen gehört zu den Beſtandtheilen der habituell gewordenen Inſurrektion. Im größten Theile von Irland wird kein Douanebeamter es wagen, ohne eine zahlreiche bewaffnete Schaar gegen einen Branntweinbrenner einzuſchreiten; daher denn auch beinahe täglich zwiſchen Soldaten und Uebertretern des Geſetzes blutige, oft mit gräuelhaften Umſtänden begleitete Auftritte vorfallen. Ein trefflicher Beobachter, Herr Chicheſter, drückt ſich hierüber in ſeinem Schreiben an ein Parlamentsglied folgendermaßen aus: „Die irländiſchen Geſetze über die Brennereien ſcheinen ganz eigentlich darauf berechnet zu ſein, ihre Verletzung herbeizuführen und Geſetzloſigkeit zu begründen. Sie ſind mit allen Nachtheilen des wilden und des geſellſchaftlichen Lebens verbunden, ohne die Vortheile des einen oder des andern zu gewähren. Das Elend des Krieges, wie ſolcher heutzutage geführt wird, iſt nichts im Vergleich mit dem Elend, das aus den irländiſchen Geſetzen über die Brennereien hervorgeht; und ich zweifle, daß in der Geſchichte irgend eines neuern Volkes, die Zeiten von Revolution ausgenommen, ſich Beiſpiele gleicher oder auch nur ähnlicher Grauſamkeiten, wie dieſelben in Irland vorkommen, nachgewieſen werden könnten.“

Der iriſche Pair, Graf von Bleſſington, ſagt ungefähr das Nämliche in ſeinem Briefe an den Marquis von Wellesley. „Ich habe“, ſo drückt er ſich aus, „meine Stimme viel und oft, aber immer vergeblich, gegen die Beſtimmungen der Geſetze über die Brennereien erhoben: es

Digitized by Google

sind dieselben der Sittlichkeit des Volkes und der Armee eben so verderblich, als sie bedrückend und wenig einträglich sind."

Es könnte nicht schwer halten, darzuthun, daß ein entgegengesetztes System die Staatseinkünfte vermehren würde; nehmen wir aber auch an, es fände das Gegentheil statt: wer möchte solche Maasregeln, Gesetze, die das Volk bedrücken, die Verbrechen vervielfachen, Aufstand und Aufruhr begründen, um des Mehrertrags einiger Tausend Pf. Sterl. willen, zu vertheidigen unternehmen? Wenn Hr. Vansittart dies nicht thun will, warum zögert er denn aber, eine Bill zu Verminderung der Abgabe vorzuschlagen? Er sollte doch wohl überzeugt sein, daß auf keine andere Weise der in dieser Hinsicht stets wachsenden Bedrängniß der Irländer ein Ziel gesetzt werden kann.

Das übermäßige Wachsthum der Bevölkerung hat mehr Anerbietungen von Arbeit, als Nachfrage und Bedürfniß derselben zur Folge gehabt; in Verbindung mit den gesteigerten Abgaben erdrückt dieses Verhältniß noch gänzlich die Landbauer und vollendet ihr Elend. Vor siebenzig Jahren gehörte Irland unter die mindest bevölkerten Länder Europa's; gegenwärtig gehört es zu den am meisten bevölkerten.

Im Jahr 1672 ward von Sir W. Petty, dem alle Quellen der Erkundigung offen standen, und der einen großen Theil der Insel bereiset hatte, die Bevölkerung Irlands auf 1,100,000 Einwohner berechnet. Im Jahr 1695 hat der Kapitän South dieselbe zu 1,034,000 Personen gewerthet. Eine im Jahr 1731 aus Veranlassung einer neuen Steuer veranstaltete Volkszählung Irlands bot ein Ergebniß von 2,000,221 Einwohnern dar; es wurden jedoch gegen die Richtigkeit dieser Zählung manche Zweifel erhoben. Die Häuserzählung welche wegen der Abgabe von den Feuerstätten vorgenommen wird, gibt folgendes steigendes Verhältniß:

	Wohnungen.	Im Durchschnitt sechs Personen auf eine Wohnung gerechnet.
Im Jahr 1751	395,439	2,372,631
1767	424,616	2,511,276
1777	448,426	2,690,556
1785	471,322	2,845,932
1788	650,000	3,900,000
1791	701,102	4,206,612

Im Jahr 1813 ward nur eine theilweise Volkszählung in etlichen Grafschaften vorgenommen. Die vollständige im J. 1821 gemachte Zählung gibt die Bevölkerung zu 6,846,949 Menschen an.

Der Verfasser der hier im Auszuge gelieferten Denkschrift findet die Ursache der so schnellen und plötzlichen Vermehrung der Bevölkerung in den der Getreideausfuhr seit 1784 ertheilten Aufmunterungen. Zuvor war das Land großentheils Viehweide und in große Pachtgüter vertheilt. Die schnelle Ausdehnung der Felder auf Kosten der Wiesen und Weiden, in Folge der bewilligten Ausfuhrprämien, hat die großen Eigenthümer gezwungen, ihre Besitzungen in

Digitized by Google

kleine Pachtgüter zu zerstückeln, weil aus Mangel an Kapitalien sich keine sattsam reichen Pächter für große Unternehmungen fanden. Noch ein anderer hinzugekommener Umstand hat diese Theilung der Pachtgüter bis ins Uebermaas getrieben. Die Katholiken erhielten im Jahr 1792 Wahlberechtigungen, wofern sie Besitzer eines freien Bauerngutes (frank-tenanter) wären. Das Gesetz ertheilt diese Eigenschaft, in Irland wie in England, allen denen, die ein reines Grundeinkommen von vierzig Shellings darthun; der hohe irländische Adel hat dann aber das Gesetz von 1792 mißbraucht, um frank-tenanters zu freiren und dieselben als politische Werkzeuge zu gebrauchen. Hr. Wakefield erzählt, der Marquis von Down habe seine ungeheuern Besitzungen in Abtheilungen und Unterabtheilungen zerstückelt, bis er ein ganzes Gehäge von *frank-tenanters* zu Stande brachte. Er hat deren dreißigtausend, die ihr Stimmrecht, wie der Marquis es jedesmal verlangt, ausüben und seine Freunde wählen helfen. So ist das Gesetz selbst, welches dem Anschein nach die Landleute in Freiheit setzen sollte, in der That ein Werkzeug neuer Herabwürdigung derselben und politischer Intriguen geworden; der Pächter erhält die Weisung, für diesen oder jenen, wie der Herr es verlangt, zu stimmen, und man verfährt dabei mit eben so wenig Umschweif, als der Pflanzer auf Jamaika thut, wenn er seinen Sklaven diese oder jene Arbeit verrichten heißt. Der Mißbrauch dieser Pächter-Vervielfachung ist so weit getrieben worden, daß, dem Zeugnisse des nämlichen Verfassers zufolge, darunter solche sind, die zwei Shellings sechs Deniers (zwei Schweizerfranken) jährliches Pachtgeld zahlen; hingegen aber schwören sie, vierzig Shellings Landrente zu besitzen, und üben demnach für ihren Herrn ihr Stimmrecht aus.

Die Frage vom Uebermaase der Güterzerstückelung, als Quelle einer unverhältnißmäßigen Bevölkerung, stellt sich hier zu Lande auf eine den Gegnern des kleinen Güterbesitzes sehr erwünschte Weise dar. Unstreitig ist es der Fall, daß eine übermäßige Zertheilung der Grundstücke an Leute, die kein Eigenthum haben, und die durch keine wohlthätigen Gesetze an den heimathlichen Boden geknüpft sind, eine schnelle und solche Bevölkerung herbeiführt, die durch ihre Ueberzahl, durch ihr Elend und ihre begründeten Klagen über drückende Gesetze gefährlich ist. Aus solchem Beispiele aber dürfen keineswegs Folgerungen gezogen oder Anwendungen gemacht werden wollen auf die Gütertheilungen in einem Lande, wo das Eigenthum in den Gesetzen Schutz findet, und wo die kleinen Landbauer das von ihnen bebaute Grundstück eigenthümlich besitzen. Die Bevölkerung mehrt sich hier allerdings durch ähnliche Veranlassung, wie in Irland; es ist aber eine Bevölkerung, die durch Eigenthumsgefühle, durch Gehorsam für die dieses Eigenthum schützenden Gesetze, durch Hoffnung und Aussicht auf die Zukunft an ihr Grundeigenthum geknüpft ist; es ist eine arbeitsame und der öffentlichen Ordnung, die ihr den Genuß der Früchte ihres Fleißes sichert, zugethane Bevölkerung. Beide Verhältnisse können also einander nicht zur Seite gestellt werden, und man soll sich billig vor Folgerungen hüten, die von dem Beispiel eines Landes, das wie Irland in kleine Pachtgüter zertheilt ist, herge-

Digitized by Google

nommen werden, um den Grundsatz der Theilung des Grundeigenthums unter ganz andern Verhältnissen, wie in Frankreich zum Beispiel, anzugreifen.

Die ministeriellen Staatsmänner sind von langer Zeit her gewohnt, die Unordnungen, das Elend und die Verbrechen, welche in Irland statt finden, als nothwendige Ergebnisse unvermeidlicher Ursachen darzustellen. Wir glauben gezeigt zu haben, daß diese Meinung irrig ist, und daß die Armuth und Unzufriedenheit des Volks vielmehr Ergebnisse fehlerhafter Institutionen und einer schlechten Verwaltung sind. Wir haben anzudeuten versucht, wie dem Uebel Einhalt gethan oder abgeholfen, wie dem Volke Vertrauen in die Gesetze, Liebe zur Verfassung eingeflößt, und wie es der Barbarei, worin es versunken ist, enthoben werden könnte. Bei so verwickelten und Jahrhunderte angedauerten Quellen des Uebels darf man nicht erwarten, daß sich das Rettungsmittel schnell und leicht wirksam erzeigen werde. Einleuchtend aber ist, daß halbe Maasregeln unnütz sein müssen; eine gänzliche Reform der Landesverwaltung ist unentbehrliches Erforderniß. Es ist unmöglich, länger noch beim Dasein solcher Gefahren die Augen zu schliessen, und Mißbräuche zu dulden, welche die Rechte von sieben Millionen Unterthanen beeinträchtigen und selbst ihr Dasein gefährden.

Eine große Nation mag nicht ungestraft mißhandelt werden. Irland ist zu kräftig geworden, um fortwährend in der Stellung des Bittenden und Klagenden zu bleiben. Was länger nicht verweigert werden kann, sollte mit guter Manier eingeräumt werden. Wofern das Ministerium klug genug ist, die Irländer durch Einräumung der politischen Rechte für die britische Verfassung zu gewinnen, so mag Irland, beruhigt und blühend, eine Vormauer von Großbritannien werden; will man hingegen beharrlich fortfahren, sechs Siebentheile der Bewohner des Landes als eine verächtliche Kaste zu behandeln und die gewaltsamen Maasnahmen der Unterdrückung gegen dieselben zu handhaben, so werden Bürgerkrieg und grausame Verbrechen hinwieder auch fortdauern; die Verhältnisse zwischen England und Irland werden sich immer schwieriger und gefährlicher darstellen, und wenn zuletzt Waffengewalt allein nur das Land unterthänig erhalten kann, so wird der Zeitpunkt eintreffen, wo Irland sich der britischen Herrschaft vollends entzieht.

Reise durch Chile und das Andengebirge in den Jahren 1820 und 1821; von Herrn P. Schmidtmeyer aus Genf.

(Fortsetzung. Vergl. Ueberlieferungen 1822, S 556 bis 567)

7.

Vormals war der Indigo für Südamerika ein wichtiger Handelsartikel, der aber durch die immer wachsende Einfuhr aus Ostindien fast ganz ist vernichtet worden. Wilder Indigo wächst

Digitized by Google

überall und wird zur Färbung ländlicher Kleider gebraucht; selbst die Araukanen scheinen damit bekannt zu sein. Die Cochenille wird vorzüglich in Mexiko gesammelt, und ihr Verkehr ist dort sehr bedeutsam. Auch Neu-Grenada beschäftigt sich mit diesem Erzeugnisse; in Brasilien dagegen hat eine nachlässige Behandlung d esen Handelszweig zu Grunde gerichtet. Das Insekt wird in verschiedenen Theilen von Südamerika angetroffen; es findet sich in Paraguay, in Tucuman und in der Landschaft Cordova. Wir haben dasselbe nebst der Pflanze, von der es lebt, bei einer Possession gesehen, deren Inhaber aus den zerdrückten Thieren Kuchen bereitete, die zum Färben des Garnes gebraucht wurden. Die Ausfuhr der Cochenille nach Europa hat in neuern Zeiten sehr abgenommen durch die Konkurrenz vom ostindischen Gummilack, welche den Preis der erstern um Sechszig vom Hundert fallen machte; das glänzendste Roth scheint aus einer Vereinbarung beider Substanzen erhalten zu werden.

Die südamerikanischen Landschaften ostwärts der Anden sind nicht, wie die westlichen, den Erdbeben ausgesetzt; daher baut man hier unbesorgt Häuser von einem oder zwei Stockwerken. In den Zentralgegenden des Landes bestehen die Wohnungen insgesammt aus dem Erdgeschosse. Das Holz dazu muß meistens von weitem her auf Maulthieren herbeigetragen werden. Für die innere Bekleidung der Häuser gebraucht man in Chile ein röthliches Holz, das aus der Insel Chiloe eingebracht wird und von einer sehr großen Zeder herrührt; es schien mir dieses Holz dem Lerchenholze der Schweizergebirge sehr ähnlich zu sein, aber es ist leichter und von dunkelrother Farbe. Dieser Baum müßte ohne Zweifel eine köstliche Erwerbung für Europa und insbesondere für England sein, wo ein gewissermaßen ähnliches Klima seine Angewöhnung begünstigen könnte. Die Fasern seines Holzes sehen so fein und zart aus, wie die des Lerchenbaums; der aromatische Geruch des rothen Zederholzes mangelt ihm, aber es wird von Insekten nicht angegriffen. Man verfertigt Fässer und Züber daraus, die sehr geschätzt sind. Wenn ein an der Ostküste stationirtes briti'ches Schiff in Valdivia landen würde, so könnte es sich leicht Pflanzen und Samen von dem Baume verschaffen.

Die der ägyptischen Mimose sehr ähnliche Mimosa farnesiana wächst um Buenos-Ayres her ziemlich niedrig. Auf den dürren Pampas gedeiht kein anderer Baum. Er findet sich überall in Cordova, in Chile und in einem großen Theile von Peru. Fast allen ihren Brennstoff ziehen die Bewohner von ihm, und die Wurzeln des abgehauenen Stammes treiben so schnell wieder neues Holz, daß alle fünf oder sechs Jahre ein frischer Hau gemacht werden kann. Seine Asche enthält sattsame Potasche zur Seifenbereitung. Die Wichtigkeit eines Baumes von so schnellem Wachsthum, der weder Regen noch Wässerung bedarf, sind unter dem sengenden Himmel und in einem Bergwerklande, das vielen Brennstoff bedarf, von selbst einleuchtend. Die wenige Schonung, die ihm in Chile widerfährt, wird sich von selbst bestrafen, und sein Mangel muß, der entd'ckten Steinkohlengruben von la Conception ungeachtet, empfindlich fallen.

Ein anderer auf dem dürresten Boden ostwärts und westwärts längs der Andenkette wachsender Baum ist der Algarabo (ceratonia siliqua). Seine weißen in breiten gelben Schoten

Digitized by Google

enthaltenen Samen sind das St. Johannesbrod der Wüste genannt worden. Die über zwei Zoll langen Dornen desselben sind so fest und hart, daß sie als Nägel für weiche Holzarten gebraucht werden. Seine süßliche Frucht kann gespeiset werden, und auch das Vieh frißt sie begierig. Die Heuschrecken stellen dem Baum so vielfältig nach, daß er davon auch Heuschreckenbaum genannt ward.

Ueber die zahlreichen amerikanischen Arten der Palmbäume und ihre so mannigfaltige als wichtige Benutzung hat Hr. von Humboldt eine Fülle der schätzbarsten Nachrichten geliefert. Die Anden-Palme, welche bis zur Region des ewigen Schnees hinauf wachsen soll, habe ich nur in Mendoza und in San Luis, aber auch da in kleiner Zahl und nicht anders als auf bewässertem Lande, angetroffen. Molini erzählt von den Palm- und Zimmtgehölzen, welche der Landschaft Chile zur Zierde dienen; beide sind inzwischen selten geworden. Aus der Familie der Fichtenbäume wird keine einzige Art in Chile angetroffen; selbst pinus araucana, welchen Molini dort fand, wächst gegenwärtig daselbst nicht mehr, und Hr. Schmidtmeyer hat ihn nur in den Wäldern von Brasilien gefunden.

Beim Uebergang der Anden von Mendoza nach San Yago zeigen sich die südlichen Abhänge durchaus baumleer, obgleich manche Berge niedrig sind und reihenweise durch Thalgründe von einander getrennt liegen. Der Boden stellt sich dermaßen öde dar, als ob er durch Feuer wäre versengt worden. Die westlichen Abhänge sind nicht so unfruchtbar. Ob diese Verschiedenheit nur in dem vom Verfasser beobachteten Theile oder längs der ganzen Bergkette angetroffen werde, bedarf weiterer Untersuchung und ist derselben sehr werth. Wenn man Cumbre oder den Durchgang der Vulkane zurückgelegt hat, und etwa die Hälfte vom westlichen Abhang niedergestiegen ist, sechs- bis siebentausend Fuß über dem Meere, findet sich die Quillaja saponaria, welche der Buche gleicht und fünfzig bis sechszig Fuß Höhe hat. Ihre Rinde liefert eine Mischung von Oel und Alkali, das will sagen, eine vollständige Seife, von der die Frauen in Peru und Chile besonders zum Waschen ihrer langen schwarzen Haare Gebrauch machen, deren Wachsthum dadurch befördert werden soll. Es ist dies der größte Waldbaum in diesem Theil von Chile; aber in den Südgegenden der Provinz und in der Nähe von Biobio mögen wohl mehrere und schönere Bäume wachsen, weil die Reisenden, wenn sie über Mangel an Bäumen klagen, von den Einwohnern allezeit dorthin verwiesen werden.

Merkwürdig ist der Umstand, daß der metallische Karakter des Bodens von Südamerika, wie allgemein derselbe auch ist, und obgleich die Metalladern selbst öfters zu Tage liegen, der Fruchtbarkeit der Erde, wofern sie bewässert wird, gar keinen Eintrag thut Die beinahe ununterbrochene Gegenwart der Sonne dürfte hauptsächlich diese Fruchtbarkeit begründen. Seit drei Jahrhunderten sind die östlichen und westlichen Abhänge der Andenkette durch ein Heer von Bergleuten zerwühlt worden, dessen rechter Flügel in Neu-Spanien, das Zentrum in Potosi und der linke Flügel in Chile steht. Gegenwärtig sind die früherhin ungemein ausgedehnten Arbeiten in den Eingeweiden des Gebirges an vielen Orten eingestellt und verringert worden.

Digitized by Google

Gold, Silber und Kupfer hatten sich aus ihrem Schooße in Menge nach allen Weltgegenden verbreitet, und beim Nachdenken über die Folgen davon ist man versucht, sich die Natur vorzustellen, wie sie mit vollen Händen aus jenen Riesenmassen Gold schöpft, um es unter die Menschen auszuwerfen, die sich mit großer Begierde darauf hinstürzen, aber der Mehrheit nach leer ausgehen, wie Kinder, denen Reisende einige Münze hingeworfen haben.

8.

In den höhern Regionen, zu beiden Seiten der Cordilleren und auch selbst in ihrer Zentrallinie, wird das Silber am häufigsten angetroffen. In Chile glaubt man, die vormals sehr ergiebigen Bergwerke in der Nähe von Mendosa, unter 32 Gr. 30 M. südl. Breite, seien nur eine Fortsetzung der Erzadern von Potosi. Die Entfernung beträgt bei dreihundert Meilen, und dies muß jene Vermuthung wohl sehr zweifelhaft machen; indeß sind unstreitig Aehnlichkeiten in Lage und Richtung der Adern vorhanden. Einige der erfahrensten Bergleute von Chile halten dafür, die Erzgruben der Anden seien als unerschöpflich anzusehen, und sie behaupten, das Metall sei überall auf den Seiten dieser Berge vorräthig. Es fragt sich jetzt noch, bis auf welche Entfernung auf der Seite der magellanischen Straße die Anden an edeln Metallen reich sind.

Auf fünfzig Millen Entfernung von den Bergen westwärts wird Silber im Boden von Chile angetroffen, und die gleiche Erscheinung findet sich ostwärts der Berge auf dem Wege von Cordova nach Potosi; aber die Erzadern sind nicht reich, und sie werden dürftiger, je weiter man sich von den Anden entfernt. In Chile und auf den Sekundar-Bergen trifft der Reisende häufige Spuren an vom Aufenthalt der Bergleute, nämlich Erdaufwühlungen und Asche. An den einen Stellen blieben die Nachgrabungen ohne Erfolg, an andern sind die Gänge eine Strecke weit verfolgt worden. Solche bläuliche Flecken gehören zu den Eigenthümlichkeiten des Landes. In den östlichen Gegenden, besonders in Brasilien, wurden sehr viele Nachsuchungen auf Silberbergwerke angestellt. Man hatte bei den Eingebornen von Brasilien Silberschmuck gefunden, wie bei den Anwohnern der Ufer des La Plata-Stromes: daraus schloß man auf das Dasein von Gruben dieses Metalls im Innern des Landes; aber alle Nachforschungen blieben ohne Erfolg, und man muß annehmen, die Wilden haben jenen Schmuck durch Zwischenstämme erhalten, welche ihn zuvor von andern den Anden näher gelegenen Stämmen entweder durch Handelsverkehr oder durch Kriegsglück bekommen hatten. Die östlichen Berge scheinen vorzüglich goldhaltig zu sein.

Neu-Spanien enthält gegenwärtig die reichsten Silbergruben. Das Land wird von einer Fortsetzung der Andenkette durchzogen, deren Berge dieses Metall in bedeutsamer Menge zu liefern im Falle sind. Jedoch ist aus den Angaben des Herrn von Humboldt bekannt, daß, obgleich diese Gruben von Neu-Spanien oftmals gediegenes Silber in großen Massen darbieten, dieselben dennoch durch ihre Ausdehnung mehr als durch ihren Reichthum merkwürdig sind. Dazu kommt, daß sie bequemer für Europa liegen, und daß ihre Bearbeitung minder kostbar

Digitized by Google

iſt, als die der ſüdamerikaniſchen; ſo daß die Bergleute von Mexiko gegen ihre ſüdlichen Mitwerber ſich allezeit im Vortheil befinden müſſen.

Die Hülle oder der Gangſtein des Metalls in den Silbergruben iſt faſt allezeit Schiefer, und die Höhe, worin dieſelben in Neu-Spanien vorkommen, wechſelt, nach Hrn. von Humboldt, zwiſchen 5900 und 9800 Fuß über der Meeresfläche; einige Adern kommen auf dem Gipfel der Zentral-Cordilleren zum Vorſchein. Die Bezirke der Silbergruben im obern Peru werden in einer Erhöhung von zehntauſend Fuß mindeſtens über der Meeresfläche angetroffen. Die Erhöhung der Grube von Gualgayoc beträgt 13,500 Fuß. Hr. Helm berichtet, ihr Gangſtein in dieſen hohen Gegenden von Peru ſei gleichfalls ein Thonſchiefer.

Hr. Schmidtmeyer hat die Grubenwerke von Uſpallata beſucht, deren Erhöhung er zu ſechs- bis achttauſend Fuß über Mendoſa berechnet, das wieder ungefähr in gleicher Höhe über der Meeresfläche gelegen iſt. Dieſe Erzgänge lagern auf einem Glimmerſchiefer von gelbgrünlichter Farbe. Der Schiefer bildet dieſe ganze höchſte Linie des Andengebirgs, die den Cordilleren am nächſten ſteht, jenſeits des gleichnamigen, etwa vier Meilen breiten Thales. Es ſind dieſe Schiefer ſehr auffallend geſchichtet und nordweſtlich gegen den Horizont zu ungefähr vierzig Grad eingeſenkt. Da, wo der Winkel größer wird, verdünnern ſich die Schichten, mitunter bis auf wenige Zolle.

Dieſe mit den Cordilleren parallel laufende Andenlinie dehnt ſich ungefähr zwei Meilen ſüdwärts und nordwärts von Mendoſa, allezeit ungefähr in gleicher Höhe und gleicher Geſtaltung aus. Wahrſcheinlich iſt es der Thonſchiefer, welcher überall ihre Hauptmaſſe bildet; aber es wird derſelbe auch allezeit von Kalkſubſtanzen bedeckt, und er trägt die Spuren eines allgemeinen Brandes. In dieſer verbrannten Rinde befinden ſich die Gänge von Silbererz. Das Schiefergebirg liegt hin und wieder zwiſchen der verbrannten Rinde zu Tage, und ſtellt ſich im nämlichen Verhältniſſe von Schichtung dar, wie die Kernmaſſe des Berges; aber die Oberfläche dieſer Gebirgsmaſſen im Becken von Uſpallata zeigt ſich auf der Südſeite geſchwärzt, wie vom Rauch eines nunmehr erloſchenen Vulkans. Die andere Seitenfläche dieſer Pics oder Felſenvorſprünge iſt von heller Farbe. Beim meiſt vorherrſchenden Südwinde dieſer Gegenden mußte der Rauch des Vulkans gegen die jetzt noch geſchwärzte Fläche hingetrieben werden. Der Krater oder die tiefe Stelle, welche für die Mundung des Vulkans gelten kann, ſcheint vielmehr einen plötzlichen Ausbruch von kurzer Dauer anzudeuten, als hingegen länger anhaltende Wirkungen des Feuers... Aus Allem ſcheint hervorgehen, daß die Hauptniederlage der reichen Silberminen der Anden, in einer Ausdehnung von vierzehnhundert Meilen, ſich in beträchtlicher Erhöhung vorfindet, und daß ſie über einer tiefen Maſſe von Thonſchiefer gelagert iſt.

9.

Das Gold kommt auf ungleich geringerer Höhe in Menge vor; es wird dieſes Metall im Gebirge, in den Thälern oſtwärts und weſtwärts der Anden und im angeſchwemmten Lande

Digitized by Google

längs dieſer Kette angetroffen, und weil daſſelbe an ſo ſehr verſchiedenen Orten und auf ſo weit ausgedehnten Räumen vorkommt, ſo läßt ſich nicht ohne Grund vermuthen, die niedrigen Gebirge und die Hügel des ſüdlichen Amerika's ſeien ungefähr alle mehr oder weniger goldhaltig. Auch die Kupfergruben enthalten Gold, und wie ſchon bemerkt, bleibt das Vorkommen dieſes Metalls keineswegs, wie dasjenige vom Silbererz, auf das Andengebirge begrenzt.

Im Verhältniſſe zur Ausdehnung des Landes, worin Gold iſt aufgeſucht worden, haben die oſtwärts der Anden gelegenen Landſchaften davon mehr geliefert, als die weſtlichen. Wenn Braſilien gegenwärtig eine geringere Ausbeute gewährt, ſo muß der Grund davon im Mangel an Aufmunterung zu Unternehmungen und in der Unſicherheit des Beſitzes geſucht werden. Die Gebirge, welche dieſes Metall hier zu Lande liefern, haben eine Erhöhung über dem Meere, die im Durchſchnitt nur etwa 2600 Fuß beträgt, und keins derſelben ſteigt bis zur Linie des ewigen Schnees empor.

Der Bezirk von Sonora in Mexiko und derjenige von Choco in Neu-Grenada, beide weſtwärts der Anden gelegen, ſind diejenigen, welche im Verhältniſſe zu ihrer Ausdehnung ſich am goldreichſten erzeigt haben. In Chile enthalten alle niedrigen Berge, ſo wie die Flüſſe und Bäche, Golderz. Die Theile des Gebirges, in denen Gänge vorkommen, haben eine röthliche Färbung. In der Nähe von Guasco, wo der Berg in allen Richtungen geöffnet worden iſt, ſtellt ſich jenes Kolorit nicht im Erdreich nur, ſondern auch ſelbſt in den Gewächſen dar. Die Gänge liegen in geringer Tiefe, und man ſtößt auf viele verlaſſene Gruben. Ein Ueberzug von weißlichter Farbe, der anſcheinend kalkartig iſt und zwei bis drei Linien dicht auf dem Gebirge liegt, deutet gewöhnlich die reichen Erzgänge an. Das Kupfer wird in den nämlichen Bezirken gleichfalls häufig angetroffen, und die Meinung herrſcht, ſeine Gänge liegen meiſtens über denen vom Golderze. Die Landſchaft der Araucanen wird für ſehr goldreich gehalten, und es ſoll dieſes Metall beſonders in ihren Flüſſen in bedeutſamer Menge vorkommen. In Braſilien ſind die ergiebigſten Ausbeuten in den vertrockneten alten Flußbetten oder im Uferlande ſolcher Schluchten erzielt worden. Eben ſo verhält ſich's in Chile, und wenn in der Nähe von gegenwärtig noch flieſſenden Bergſtrömen Gold geſucht wird, ſo wählt man dazu vorzugsweiſe Stellen von altem Anſchwemmungsland, oder das durch die großen Winterregen herbeigeführt worden iſt.

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß in der Nähe von Mendoſa weite und tiefe Strombetten gegenwärtig nur wenig oder kein Waſſer enthalten. Hr. von Humboldt hat über dem Niveau der Gewäſſer des Orenoko, und auf einer Höhe von hundert und dreißig Fuß, ſchwarze Streifen wahrgenommen, welche von einer Anfreſſung durch die Strömung herrühren. Eben ſo hat er in die Felſen gehauene Bilder auf unzugänglichen Höhen längs dieſes großen Stromes wahrgenommen, die, den Ueberlieferungen der Landeseingebornen zufolge, vormals zur Zeit der hohen Gewäſſer ſind verfertigt worden. Das alte Uferland vertrockneter Flüſſe beſteht großentheils aus angeſchwemmtem Boden. Zwiſchen Valparaiſo und Guasco ſind Spuren der Zerfreſſung an niedrigen Bergen ſichtbar, wo gegenwärtig kein Waſſer fließt, obgleich jene unſtreitig

Digitized by Google

die Wirkung einer heftigen und lang andauernden Strömung sein mußten. Diese in weit von einander entfernten Orten gleichmäßig vorkommende Erscheinung stellt sich als eine Eigenthümlichkeit von Südamerika dar, und sie verdient genauer untersucht zu werden.

10.

Das Queckſilber kommt im Andengebirge in Menge vor. Es scheint hier von der Natur selbſt zum Behuf der Metallverquickung dargeboten zu sein, welche, minder kostbar als die Schmelzung, sonderheitlich in Gegenden, wo der Brennſtoff selten iſt, vorzugsweiſe angewandt wird. Dieſes Verfahren des Verquickens durch Queckſilber und Salz iſt bekanntlich um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts durch einen Spanier aus Mexiko erfunden worden. Das Queckſilber findet ſich in gleicher Höhe mit dem Silber; es wird selten gediegen und meiſt in Zinnoberform angetroffen.

Gegenwärtig ſind nur drei Queckſilberminen betrieben, zwei in Mexiko und eine in Peru. Die letztere iſt ausnehmend reich; ſie ſteht 13,800 Fuß über der Meeresfläche erhöht, und iſt vermuthlich das höchſtgelegene unter allen eröffneten Bergwerken des Erdballs. Das in Amerika gewonnene Queckſilber reicht übrigens für ſein Bedürfniß nicht hin; das weiterhin nöthige wurde aus Almaden in Spanien und aus Idria in Kärnthen gezogen. Durch den Krieg iſt das Queckſilber in den Bergwerkdiſtrikten ſehr selten geworden, und die Statthalter, welche ein Monopol damit treiben, verkaufen es den Bergleuten ſehr theuer.

Das Platina-Metall wird nur in den Bezirken Choco und Barbacoas, zwiſchen dem zweiten und ſechsten nördlichen Breitegrad, an den Ufern des ſtillen Ozeans, angetroffen. Man findet es in Körnern und in dem nämlichen angeſchwemmten Lande, welches zugleich Gold enthält. Unrichtig glaubte man, es ſei daſſelbe auch in Chile vorhanden, weil dort ein unter dem Namen Capiapo bekanntes Erz vorkommt, deſſen Reduktion noch nicht zu Stande gebracht worden iſt, worin aber ein bedeutender Silbergehalt vermuthet wird.

Einige Theile des Andengebirgs enthalten vieles Kupfer-Erz; in Neu-Spanien iſt daſſelbe jedoch nur noch wenig angebaut worden. In den Caracas und beſonders in Chile befinden ſich dagegen ſehr lebhaft betriebene Kupferbergwerke. Chile führt dieſes Metall nach allen Theilen von Amerika, nach Europa, nach China und Bengalen aus. Das Begehren darnach hat im Jahr 1821 den Preis deſſelben verdoppelt.

Inzwiſchen ſind die Landtransporte ſo ſchwierig, Holz, Waſſer und Futter für das Vieh ſind dermaßen selten, daß alle Metallgewinnung auſſer den edeln Metallen dadurch ſehr zurückgehalten und erſchwert werden muß. Der Holzmangel vermehrt ſich alljährlich, weil bei der großen Trockenheit des Klima's der Verbrauch durch keinen Erſatz ausgeglichen wird. Die ſtets höher anſteigenden Koſten müſſen nothwendig die Einſtellung der Arbeiten eines Theils der Kupferminen von Chile herbeiführen, und man wird die am vortheilhafteſten gelegenen einzig noch fortſetzen. Die Kupfererzgänge in Chile ſcheinen meiſt ſüdöſtliche und nordweſtliche Rich-

Digitized by Google

tung zu nehmen; sie fangen unter 36 Grad südlicher Breite an und nähern sich beim nördlichen Vorschreiten allmälig dem Meere.

Verschiedene Gegenden des Andengebirgs enthalten Eisen, und das Bedürfniß dieses Metalls wird künftighin durch sie befriedigt werden können. In Mexiko kommt es in Menge vor, und es wird auch, seit der Handel mit Europa unterbrochen ist, daselbst gesucht. In Chile findet es sich mit verschiedenen Substanzen vererzt und meistens als Kies. Auch Magnetsteine oder magnetisches Eisen wird vielfältig angetroffen.

Das Blei ist im Andengebirg mit Silber vererzt und in verschiedenen andern Formen vorhanden. Man könnte reiche Minen desselben anbauen, welche bisher völlig vernachlässigt blieben. Das Bedürfniß von Eisen und Blei ist in diesen Ländern so groß nicht, wie anderswo. Die Holzarten sind dermaßen hart, daß sie öfters die nämlichen Dienste wie das Eisen leisten; die Zugpferde werden nur selten beschlagen; die meisten Geräthschaften sind kupfern, und verschiedene in Europa gewöhnliche Benutzungen des Bleies sind in Amerika völlig unbekannt.

Auch Zinn, Zink, Spießglas, Braunstein und Arsenik kommen in diesen Bergen vor. In den vulkanischen Gegenden findet sich Schwefel in Menge, und zum Theil in Massen, die zum Gebrauch keiner weitern Zubereitung bedurfen. Steinkohlen sind bis dahin nur wenige gefunden worden.

Das Steinsalz enthalten die Abhänge der Anden an vielen Orten. Mehrere Flüsse sind salzig, und es gibt solche Seen, deren Wasser an den Ufern kristallisirtes Meersalz liefert. Diese Substanz wird auch noch in großen Entfernungen vom Andengebirge, wie in den Ebenen von Peru, angetroffen. Eine Art Palmbäume absorbirt das Meersalz in solcher Menge, daß sich dasselbe in der Asche des Baumes durch Auswaschen rein darstellt. Von mehrern Salzwerken in Brasilien sind die einen an der Küste, die andern in der Nähe salziger Seen errichtet; doch ist bis dahin aus Europa und von den Inseln des grünen Vorgebirges noch eine bedeutsame Menge Salz eingeführt worden. Der größte Verbrauch desselben findet zum Behuf des Verquickens und der Ausscheidung von Gold und Silber statt; zum Einsalzen wird es weniger als in andern Klimaten benutzt, weil man das Fleisch an der Sonne zu dörren gewöhnt ist.

11.

Vom Orenoko bis zum Chiquitosgebirge an der Nordgrenze von Paraguay, so wie zwischen der Westseite der Anden und dem östlichen Abhang der Berge von Brasilien, ist das Land fast durchgehends mit dichter Waldung bedeckt. Als Besitzer dieser ausgedehnten Landschaft werden die brasilianischen Portugiesen, die unabhängigen spanischen Amerikaner, die Landeseingebornen und einige Schwarze genannt, welche unter sich eine Zwischenrace bilden; sie leben aber in einzelnen entfernten und abgesonderten Wohnsitzen, meistens an Flußgestaden, und die wahren Eigenthümer des Landes sind die Löwen, Tiger, Bären, Tapire, wilden Eber, Affen und andere Vierfüßer mehr.

Digitized by Google

In den Stromgewässern wohnen, dem Menschen zum Schrecken, Krokodile, Alligators, Palometas, Gymnoten, Boas und Klapperschlangen; der Genuß der Luft wird jenem durch Fledermäuse und Moskiten verkümmert. Diese schädlichen Thiere sind im Besitze des Landes, wie die Unkrautpflanzen, und gleich diesen werden sie durch Urbarmachung und Kultur verschwinden. In einer spätern Zukunft mögen vielleicht die Löwen, die Tiger und die Riesenschlangen eben so nur noch durch ihre fossilen Ueberreste bekannt sein, wie wir gegenwärtig durch diese einzig nur vom Mammuth oder Megatherium, und vom amerikanischen Elephanten oder Mastodonten Kunde haben. Die Knochen des erstern finden sich unfern von den Ufern des Uraguay und des Parana; Elephantenknochen trifft man nicht selten auf den hohen Plattformen des Andengebirgs.

Der Orenoko, der Amazonenfluß und die tiefern sich in beide ergiessenden Ströme dienen einer großen Menge Krokodile, Alligators und Kaimans zum Aufenthalt. Diese Thiere zeigen sich abwechselnd furchtsam und kühn. Am furchtbarsten scheinen sie, dem Tiger gleich, alsdann zu sein, wenn sie Menschenfleisch gekostet haben. Es vergeht kein Jahr, wo nicht manche Personen an den Stromufern diesen Raubthieren zum Opfer werden.

Der Palometa ist ein durch seinen Biß sehr gefährlicher Fisch. Die vierzehn Zähne jeder seiner zwei Kinnladen sind so hart und scharfschneidend, daß sie zu Sägen gebraucht werden. Die Schwimmer sind seinen Angriffen ausgesetzt, und das Blut hat einen großen Reiz für ihn. Die Landeseingebornen, welche von ihren Todten die Gebeine aufbewahren, haben die Gewohnheit, die Leichen eine Nacht durch ins Wasser zu legen: diese Zeit ist den Palometas hinreichend, um die weichen Theile völlig aufzuzehren und nur das Beingerippe übrig zu lassen. Von einigen Stämmen der Eingebornen werden diese Fischzähne zum Köpfen der gefangenen Feinde gebraucht.

Der Gymnotus oder Zitteraal wird in den Strömen unter dem Aequator zahlreich angetroffen, und er besitzt das Vermögen, nach Willkühr elektrische Schläge zu ertheilen. Er ist vier bis fünf Fuß lang, und weil für Menschen und Pferde seine Schläge tödtlich sein können, so wird das Uebersetzen großer Ströme durch seine Gegenwart sehr gefährlich: der Zitteraal schlüpft den schwimmenden Pferden unter den Leib, und ertheilt ihnen an dieser empfindlichen Stelle Schläge, bis sie erliegen. Ein solcher kürzlich nach Frankreich gebrachter Gymnotus hatte seine elektrische Kraft bedeutsam erhalten; er ward dann aber bei einem unvorsichtig angestellten Versuche getödtet. Die elektrische Kraft des Zitteraals ist stärker als diejenige der Zitterroche.

Der Boas (B. constrictor) ist zwanzig bis dreißig Fuß lang und beinahe so dick wie ein Mensch. Giftig ist diese Schlange nicht, aber sie zerdrückt und erstickt in ihren Windungen alle Vierfüßer, welche an Stärke oder Größe nicht an den Löwen, Tiger, Rhinoceros oder Hippopotamos reichen. Die Klapperschlange erreicht, bei fünf bis sechs Fuß Länge, die Dicke eines Arms. Ihr Biß wird in wenigen Minuten tödtlich. Sie kann die Mundhöhle ausdehnen, um

Digitized by Google

ihre Jungen darin aufzunehmen, oder auch um Thiere von anſehnlicher Größe zu verſchlucken. Unter den giftigen Reptilien Braſiliens wird noch eines ſehr großen gedacht, das zwei Hinterfüße haben ſoll, mittels deren es auf ſeinen Raub losſchießt.

Die Schildkröten leben in ſo großer Menge am Orenoko, daß die verſchiedenen Stämme der Eingebornen zur Zeit ihres Eierlegens ſich zahlreich einfinden, um auf den Inſeln und an den Uferſtellen, wo jenes ſtatt findet, die Eier einzuſammeln. Dieſelben ſind der Vorwurf eines bedeutenden Handelsverkehrs unter dieſen Völkerſchaften, und es gewährt in der Jahrszeit des Eierlegens das Zuſammenſtrömen ſo vieler Landeseingebornen, und die Ordnung, welche ſie beobachten, um einander nicht gegenſeitig beim Eierſammeln zu benachtheiligen, ein merkwürdiges Schauſpiel, das nicht ohne Grund mit einem großen europäiſchen Jahrmarkt iſt verglichen worden.

Die obgenannten ſchädlichen Thiere ſind in der Landſchaft Chile nicht gefürchtet, welches den Verhältniſſen ihrer Flüſſe vermuthlich zuzuſchreiben iſt, die für den Aufenthalt jener Thiere nicht tief oder ihre Ufer nicht ſattſam mit Gebüſchen und Pflanzen bewachſen ſind.

Die Seekuh oder das Lamentin (Trichechus manatus) gehört zu den pflanzenfreſſenden Amphibien, die vorzüglich unter dem Aequator angetroffen werden. Seine Länge reicht von zwölf bis auf achtundzwanzig Fuß, und ſein Umfang beträgt deren zehn bis zwanzig. Es wiegt im Durchſchnitt fünf Zentner, und der Geſchmack ſeines Fleiſches gleicht demjenigen des Schweinefleiſches. Der Tapir hat Aehnlichkeit mit dem Schweine und die Größe von einem mittelmäßigen Ochſen. Er bewohnt die Ufer des Orenoko, in deſſen Gewäſſern er mit Leichtigkeit ſchwimmt und untertaucht.

Der amerikaniſche Löwe, oder der Löwe ohne Mähne (Felis concolor), kommt ſeltener im Walde vor, als der Tiger. In den Pampas habe ich nie von ihm reden gehört; aber im Sommer finden ſich dieſe Thiere zahlreich auf den Weiden der Anden von Chile ein, und es bedarf vieler Sorgfalt, um die Heerden gegen ihre Angriffe zu ſchützen; dem Menſchen ſind ſie nicht furchtbar. Wenn die großen Eigenthümer im Frühling ihr Vieh auf die hochgelegenen Weiden der Anden ſenden, ſo geben ſie ihm beſoldete Jäger zu Begleitern, die in beweglichen Hütten ſich aufhalten, und zum Behuf der Löwenjagd bei jedem Wechſel der Weideplätze den Heerden folgen. Wir haben auf einem neun- bis zehntauſend Fuß über der Meeresfläche erhöhten Berge das Beingerippe eines Löwen angetroffen, der von einem ſolchen Jäger erſchoſſen worden war, und deſſen Fleiſch den Jägern und Hirten zur Speiſe gedient hatte; ſie erklären dieſes Gericht für ſehr ſchmackhaft. Weil wir in der Nähe übernachten mußten, die Luft ſehr kühl war und wir nur wenig Holz hatten mitbringen können, ſo gebrauchten wir die Knochen des Gerippes, um das Feuer zu ſpeiſen, und ich fand dieſelben größer und ſtärker, als die Beſchreibungen des Thieres mit ſich bringen. Wahrſcheinlich kehren, nach dem Abzuge der Heerden von den Gebirgsweiden, die Löwen über die zwiſchen Chile und Peru gelegenen Anden wieder in die großen Wälder der Ebene zurück; in dem flachen Lande von Chile werden ſie niemals angetroffen.

Digitized by Google

Nach Molina's Angabe wenden dieſe Raubthiere Liſt an, um die Pferde zu erbeuten: ſie nähern ſich nämlich denſelben ſpielend, und ſtrecken ſich von Zeit zu Zeit auf den Boden hin, bis ſie ihnen auf den Rücken ſpringen, ſich da feſtklammern und dieſelben tödten können. Die Heerden des Hornviehs leiſten ihnen zuweilen Widerſtand, indem ſie einen Kreis bilden und überallhin ihre Hörner vorſtrecken.

Der amerikaniſche Tiger oder Jaguar iſt groß, ſtark und wild; er ſtellt vielen Schaden an und verurſacht großen Schrecken unter den Einwohnern. Sein gelblichtes Fell iſt ſchwarzgefleckt; es gibt auch ſolche, die beinahe ganz ſchwarz, und andere, die faſt weiß ſind. Man hat behauptet, die Tiger und Panterthiere kämen bis in die Nähe von Buenos-Ayres; davon habe ich aber hier nie reden gehört, und gewiß iſt, daß man mit Pferden und Maulthieren den Weg durch die Pampas zurücklegt, ohne irgend einige Vorſicht zu gebrauchen; auch iſt unwahrſcheinlich, daß die Tiger ihre Wälder, wo die Affen ihnen eine eben ſo leichte Beute gewähren, wie die Mäuſe den Katzen, gegen eine offene und dürre Landſchaft vertauſchen ſollten.

Der kleine ſchwarze Bär, deſſen Fleiſch eine Lieblingsſpeiſe der Eingebornen iſt, findet ſich in den Wäldern, doch eben nicht zahlreich; er wird weder auf den Anden noch in Chile angetroffen. Die Biſamſchweine oder Pecaris (Sus tajassu), von denen es mehrere Spielarten gibt, wohnen heerdenweiſe zu Hunderten beiſammen in den Wäldern. Sie künden ſich in der Entfernung durch ihr Grunzen und durch die auf ihrem wildſtürmenden Marſche zerknickten Aeſte und Sträucher an. Zu der Reiſe des Hrn. von Humboldt wird erzählt, wie Hr. Bonpland, durch ſeinen Führer gewarnt, kaum Zeit hatte, hinter einen Baumſtamm zu treten, um eine dichte und zahlreiche Pecari-Heerde vorbeizulaſſen, welche im Sturmſchritt durch den Wald zog, die männlichen Thiere voran, alsdann die weiblichen und hintennach die Ferkel. Ihr zwar nicht ſchmackhaftes Fleiſch iſt ein bedeutſames Nahrungsmittel der Landesbewohner.

Das Quemul (Equus bisulcus), oder das Pferd von Chile mit geſpaltenen Klauen, gleicht dem Pferde und Eſel. Es iſt ein wildes Thier von ſchnellem Laufe, das die höchſten und ſüdlichſten Theile der Anden bewohnt bis zur magellaniſchen Straße. Ich ſelbſt habe dieſes Thier nicht geſehen, und in Chile iſt es auch beinahe ganz unbekannt.

Die großen Fledermäuſe oder Vampyre (Vespertilio spectrum) finden ſich in den ſüdamerikaniſchen Wäldern in ſolcher Ueberzahl, daß es ſehr ſchwer hält, ſich zur Nachtzeit gegen ihren Biß zu ſchützen. Sie gehen dabei ſo behutſam zu Werke, daß man oft nicht einmal erwacht, während ſie Blut ausſaugen. Der Biß der Vampyre iſt vorzüglich dem Rindvieh verderblich, weil die davon herrührenden Wunden auf dem Rücken durch Inſekten und klimatiſche Einflüſſe leicht faulend werden, und eine Auszehrung oder den Tod des Thieres herbeiführen. Die Fledermäuſe, welche in den Pampas und in Chile vorkommen, ſind klein und beſitzen auch jene für Menſchen und Thiere ſo gefährliche Blutgier nicht. Die Moskiten ſind durch ihr Uebermaas in den Wäldern der Ebene eine fortdauernde Pein auch für die Landeseingebornen. Es gibt einzelne Flüſſe, die, wie man ſich ausdrückt, ſchwarze Gewäſſer haben, von denen jene Inſekten

Digitized by Google

ſich entfernt halten. Wer in Sumpfgegenden, an warmen Sommerabenden in Europa, die Schnackenſtiche erfahren hat, kann ſich einen Begriff von der Qual machen, die man, in Moskitenwolken gehüllt, an den Ufern des Orenoko und des Amazonenſtroms zu erdulden hat. In Chile wird dieſe Plage nicht angetroffen, und dieſe Inſekten bewohnen nur feuchte Gegenden.

Die Ameiſen ſind hier zu Lande ein ſehr verderbliches Inſekt; ſie zernagen die Gewächſe und zerſtören in den Wohnungen das Hausgeräthe und die Bücher. Es gibt Orte, wo ſie von den Indianern geſpeiſet werden, gleich gewiſſen Würmern, die man im Holze der Palmbäume antrifft.

Unter die ſchädlichen ſüdamerikaniſchen Thiere gehört auch ein Wurm, der Chygua heißt. Er durchbohrt Schuhe und Strümpfe, um ſich in die Fußſohlen einzugraben, wo er Geſchwüre verurſacht, wofern er nicht zeitlich ausgezogen wird. Die Ratten ſollen aus Europa nach Amerika gebracht worden ſein. Sie haben ſich hier ungemein vervielfältigt; ſie ſind größer geworden und ſtellen viel Unheil an, indem ſie ſogar auch die hölzernen Häuſer durch ihre Untergrabungen gefährden.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Adolph Heinrich Friedrich von Schlichtegroll.

(Geboren den 3 Dez. 1765, geſtorben den 4 Dez. 1822.)

Wenn die Namen guter und weiſer Menſchen auch keine Thaten und Werke an die ſpäteſte Nachwelt übergeben — und wie wenig liegt den Guten und Weiſen ſelbſt daran! — ſo ſoll doch die Erinnerung ihrer ſtillen Tugenden nicht bei den Zeitgenoſſen mit dem Augenblicke enden, da die Herrlichen aus ihrer Mitte verſchwanden. Eine ſolche Erinnerung gibt uns den edeln Stolz zurück, Weſen göttlichen Geſchlechts zu ſein, einen Stolz, welchem wir uns nur zu oft durch den Anblick des Entarteten und Schlechten weit umher entriſſen fühlen. Und ich glaube, der Edeln, ich möchte ſagen, der Heiligen würden mehr unter uns wandeln, ſähen wir durch den Griffel geiſtreicher Schriftſteller die wahrhaften Zierden der Menſchheit öfter, als den blutigen Glanz von Völkerwürgern, von Unterdrückern des Lichts und Rechts und andern Unheilbringern dargeſtellt.

Auch Schlichtegroll, der Gute und Weiſe, verdient und erwartet einen Schilderer ſeines ſchönen Daſeins und beſcheidenen Wirkens. Selbſt wenn ſein öffentliches Leben als Lehrer, als Schriftſteller, als Generalſekretär der Münchener Akademie minder anziehend wäre, würde die Darſtellung ſeines innern Lebens, ſeiner Weltanſicht, ſeines vielſeitigen Beförderns jedes Nützlichen und Guten in den verſchiedenſten Gegenden, in den mannigfaltigſten Beziehungen, nicht nur die Aufmerkſamkeit feſſeln, ſondern den Geiſt belehren und das Gemüth erheben. Denn Schlichtegroll war keiner der gewöhnlichen Sterblichen, die, oft Schein und Weſen der Dinge verwechſelnd, ihr ganzes Sein kleinlichen Leidenſchaften und Wünſchen zur Beute geben, und unter der Macht vorgefaßter Meinungen ihre geiſtige Entfaltung hemmen. Immerdar ſich in ſeltener Klarheit deſſen bewußt, was er ſollte und darum wollte, trachtete er in ſeinen Berufskreiſen, nach Maas ihm gegebener Kräfte, das Höchſte zu leiſten. Doch höher, als das Höchſte im Irdiſchen, blieb ihm jederzeit das Reinmenſchliche, das Ewige, das Göttliche. Seine Religion war die Liebe, ſeine Familie die Menſchheit, ſein Vaterhaus das Weltall.

Daher wird von ihm, in der Denkrede *) des edelſinnigen Kajetan von Weiller, mit Recht geſagt: „Gerade ſolcher Männer, wie Schlichtegroll war, bedürfen wir jetzt vorzüglich. Denn was iſt unſerer mit ſich ſelbſt entzweiten Zeit nothwendiger, als Verſöhnung?

*) Zum Andenken von A. H. F. von Schlichtegroll u. ſ. w.) vorgeleſen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften von Kajetan von Weiller. München 1823.

Digitized by Google

was der in sich selbst irre gewordenen nothwendiger, als Klarheit? was der sich selbst so oft ungetreuen, und mit ihren Augenblicken leichtsinnig auch den Inhalt derselben wechselnden, nothwendiger, als Aufmunterung zur Selbstgleichheit, zum Beharren auf dem Ewigen auch im Sturme des Zeitlichen? — Und eben diese Vorzüge waren Schlichtegrolls Vorzüge. Sein ganzes Wesen war versöhnender Natur. Er ließ durchaus keinen Haß an sich kommen. Der Friede, den er in sich trug, sollte, so viel an ihm lag, auch um ihn herum werden. Und so wie sein mildes Gemüth in alle seine Umgebungen Beruhigung brachte, so sein klarer Geist Licht und tiefere Besinnung. Wie jenes allenthalben das Mildere auch aus rauhen Formen herausfühlte, so sah dieser überall das Wahre auch aus irrigen Gestaltungen heraus. — Neben einem so reinen Gemüthe und Geiste konnte nur ein reiner Wille wohnen. Das Leben muß sich in einer so schönen und heitern Atmosphäre kräftig bewegen, und diese Kräftigkeit muß gerade die eigentliche und wesentliche sein, nicht lärmend und gewaltthätig, sondern geräuschlos, aber eben darum unverrückbarer. Darum hielt Schlichtegrolls Seele das einmal ergriffene Wahre und Gute zwar nur still fest, aber unentreißbar, es gegen jeden feindlichen Versuch bewahrend."

Das Bild hier, welches Weiller von seinem Freunde entwarf, verdiente ausgehoben zu werden. Es ist voll sprechender Wahrheit. Schlichtegroll schien sich, als Lebensweiser, zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, das zu sein, woran ihn sein Name täglich erinnerte. Sein ganzes Aeussere entsprach dem, was in ihm wohnte. Von etwas weniger als mittlerer Größe, kräftigen und doch zarten Baues, in seiner Kleidung einfach, aber voller Sorgfalt und Wahl, verrieth seine ganze Haltung eine liebenswürdige Bescheidenheit ohne furchtsame Schwäche, jedes Wort seiner weichen und angenehmen Stimme das unvertilgbare Wohlwollen des Gemüths, und im Feuer seiner schwarzen Augen brannte die Liebe und stille Seligkeit, deren sein Herz voll war. Er aber selber sagte von sich: „Meine Seele, hoffe ich, ist schöner und edler als mein Gesicht, das herzlich gemein ausgefallen ist, was mich besonders deshalb verdrießt, weil mein Vater und meine Mutter geistreichere Züge hatten, und weil ein Mensch, der seine Jugend in Griechenland zugebracht hat, den Wunsch hegt, jede schöne Seele möchte auch in einem schönen Körper hausen."

Das geräuschlose und doch große Leben eines solchen Mannes zu beschreiben, kann nur das Unternehmen eines geistvollen Seelenmalers sein, der zugleich im Kreise seiner Vertrautesten stand; etwa eines Mannes, wie der vielverehrte Jakobs in Gotha, welcher nicht nur Schlichtegrolls Jugendfreund war, sondern auch, wie ich weiß, ihm bis zum letzten Tage der Geliebteste unter allen Freunden geblieben ist, und von dem, als derselbe München im Jahr 1811 verließ, Schlichtegroll Allen klagte: „Der Unersetzliche gebt mir täglich ab, als Freund, als Akademiker, als Gehilfe an Baierns Fortbildung!"

Doch selbst auch er, oder jeder andere ihm Gleiche, würde nicht fähig sein, Streben und Wirken Schlichtegrolls nach so mannigfaltigen Richtungen darzustellen, die nur Wenigen, vielleicht nicht Einem alle, bekannt geworden sind, wenn nicht Jeder, der es vermag, sein Schärf-

Digitized by Google

lein dazu böte. Und ich biete hier das meinige, wie gering es an sich auch sein möge; aber ich glaube es den Zeitgenossen und den Manen des gedächtnißwürdigen Mannes schuldig zu sein.

Die Züge, welche ich zur Geschichte seines Lebens ausheben will, sind größtentheils einem freundschaftlichen zwölfjährigen Briefwechsel mit ihm, oder seinen Mittheilungen im persönlichen Umgang entnommen.

Schlichtegroll, der Sohn tugendhafter und geachteter Aeltern (sein Vater starb als Lebenssekretär und Hofrath in Gotha), ward im gothaischen Städtchen Waltershausen geboren, oder, wie er selbst gern sagte, „unter den Tannen des Thüringer Waldes", wenn er sich und die Seinigen im Scherze gegen den Vorwurf vertheidigen wollte, als könne in Residenzen die Liebe zur Einfalt und Natur nicht bestehen. Gern, und nie ohne wehmüthige Heiterkeit, dachte er an die Tage seines Kinderlebens heim. Seine ehrwürdigen Aeltern, seine verstorbenen Geliebten blieben gleichsam die Heiligen seines Innern, die sich nie von ihm trennten. Als er vom Tode seines Sohnes Paul Emil einst sprach, des Pathen von Jean Paul, sagte er: „Der Engel ging voran. Inzwischen sind ihm auch seine Großältern nachgereiset, und da warten sie nun auf mich, kommen aber oft des Nachts zu mir. Ich hatte einen gar wackern Vater, der als fünfundsiebenzigjähriger Greis heiter, und mich und meine Frau und Kinder herzlich liebend, von mir schied. Von ihm träume ich sehr oft, und es thut mir ordentlich leid, wenn es eine Zeit lang nicht geschieht."

Ihm ward eine einfache, stille, fromme Erziehung. Die Liebe zur wissenschaftlichen Aufhellung des Geistes erwachte früh in ihm und ward mit Sorgfalt gehegt. Vor allem die Klassiker des Alterthums ergriffen ihn tief, und seine Lehrer, besonders der Rektor des gothaischen Gymnasiums Andreas Stroth, erkannten bald die vorzüglichen Geistesgaben, mit denen ihn die Natur freundlich ausgestattet hatte. Wie die Lehrer ihm als Wesen höherer Art erschienen, deren Leitung er sich ehrfurchtsvoll hingab, so neigten sie sich hinwieder zu ihm mit wahrhaft älterlicher Zärtlichkeit hin.

Doch wer kennt von daher noch des Knaben zartes Herz, und wie sich das Innere seines reichen Gemüthes allmälig mit ungestillter Sehnsucht allem Schönen und Guten im Verborgenen erschloß? Wie er damals ahnete, träumte und liebte, offenbart sich vielleicht am hellsten in der Erinnerung, die er aus jener Zeit, als er das Klavierspielen lernte, an ein Lied behielt. Er sang dies, als Knabe, immer mit besonderer Theilnahme und einem ganz eigenthümlichen Gefühle liebenden Schmerzes, in welchem er noch die Worte desselben in späterm Alter, wenn seinem besten Wollen nur Widerwärtigkeit entgegentrat, auf sich selber anwandte:

Er kam zu den Menschen so willig und gut,
Er trug in den Adern so glühendes Blut,
Er stand aber traurig, verkannt und allein,
In Wüsten des Lebens alleine, allein.

Digitized by Google

Wie Schlichtegroll, als neunzehnjähriger Jüngling, erst die Hochschule von Jena, dann die zu Göttingen besuchte, hier Gottesgelahrtheit und Alterthumskunde trieb, in welchem letztern, seinem Lieblingsfache, er, unter den Augen seines großen Lehrers Heyne, eine Abhandlung über den Schild des Herkules erscheinen ließ; wie er darauf vierzehn Jahre lang als Professor am Gymnasium zu Gotha nützlich wirkte, zugleich Bibliothekar und Konservator des herzoglichen Münzkabinets ward, mit den berühmtesten Münzkundigen seiner Zeit in wissenschaftlichen Verkehr trat, Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich zur Erweiterung seiner Kenntnisse that; durch seine Nekrologen als Schriftsteller die Achtung der Deutschen erwarb, — dies hat Weiller in seiner Denkschrift erzählt.

Im Mai des Jahres 1807 begab er sich nach München, wo er den Ruf als Generalsekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften angenommen hatte, in welcher Eigenschaft er späterhin, nach dem Tode des Präsidenten Heinrich Jakobi, die Leitung des Ganzen übernahm.

Es hatte Maximilian Joseph, König von Baiern, immitten langer, die Hälfte des Welttheils zerstörender Kriege angefangen, sein Reich neu und den Bedürfnissen des Jahrhunderts gemäß umzugestalten. Bessere Pflege der Wissenschaften und Künste, ohne die kein Reich blühend, kein Fürst groß werden kann, war eine der ersten königlichen Sorgen geworden. Maximilian Joseph gab der alten baierischen Akademie eine edlere Gestalt, und machte sie zu einem Verein der reichsten Stiftungen und Schätze für Wissenschaft und Kunst, so wie der ausgezeichnetsten Gelehrten seines Staates und der Fremde. Hier nun lebte Schlichtegroll in höhern und ausgedehntern Wirkungskreisen, und selig im Anblick der zahlreichen, frisch aufblühenden Schöpfungen, an denen er selbst so großen Theil hatte. Unter Millionen Unterthanen hatte der König keinen, der ihn noch dankbarer und inbrünstiger liebte, als Schlichtegroll; keinen, der seine Tage, seine Nächte noch freudiger für die edeln Absichten des Monarchen hinopferte, als ihn. Welche Thätigkeit, welche Fülle glänzender Hoffnungen, zumal in der ersten Zeit! Aber viele der Erwartungen endeten allmälig wie schöne Täuschungen: Schlichtegrolls rastloses Ringen zum Bessern endete erst mit den letzten Hauchen seines Lebens.

Sei es, daß niedrige und widrige Eifersucht einzelner Gelehrten in Baiern durch die Gunst aufgereizt wurde, die den berufenen Ausländern zu Theil geworden war; sei es, daß einzelne von diesen durch Aeusserungen eines unbedachtsamen Selbstgefühls oder Uebermuthes den reizbaren Nationalstolz der Baiern verwundet hatten: ein Groll mehrerer inländischen Gelehrten gegen die angestellten Nichtbaiern, besonders gegen Mitglieder der Akademie, ward in Kurzem laut und äusserte sich häufig selbst auf unwürdige Weise. Man kennt noch den thörichten Streit über den Vorzug der Norddeutschen und Süddeutschen, welcher in den Jahren 1809 und 1810 eine Zeit lang in öffentlichen Blättern und Flugschriften, zum Aergerniß oder Gelächter der Leselustigen, geführt worden ist.

Digitized by Google

Auch Schlichtegroll, bei aller seiner Unschuld und Friedensliebe, sah sich in diesen Handel gewaltsam hineingezogen, weil er in Norddeutschland geboren und dazu ein Protestant war. Nichts ward gespart, die protestantischen und norddeutschen Gelehrten in Baiern verdächtig oder lächerlich zu machen. Ein Pasquill gegen sie bot man in Landshut und München herum. In auswärtige Zeitungen schickte man falsche Anzeigen, falsche Briefe.

In einer Mannheimer französischen Zeitung stand eine Nachricht mit Jakobi's Namensunterschrift, welche nachher der betrogene Herausgeber widerrufen mußte. Dem Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt ward ein Aufsatz mit unterzeichnetem Namen Reimann eingeschickt, und mit Bemerkung: „er enthalte eine Schilderung der Geburtstagsfeier des hier in München allgemein geliebten Präsidenten Jakobi, und die Aufnahme desselben werde Jakobi freuen." Es war darin erzählt, am 25 Januar hätte ein Zirkel der Freunde Jakobi's, Feuerbach, Jakobs, Schlichtegroll u. s. w., den Geburtstag desselben durch eine geistreiche Verkleidung gefeiert; sie wären mit ihren Frauen als altdeutsche Männer und Frauen gekommen, und hätten ihn als Verfechter der Altdeutschheit gekrönt. Herr Mahlmann aber, Herausgeber jenes Blattes, sandte den verdächtigen Aufsatz an Jakobi, ohne ihn aufzunehmen. — Das Wahre an der Sache ist, daß an jenem Abend einige Freunde nach Münchener Karnevalsweise zu Jakobi kamen, und in Knittelversen eine komische Berathschlagung hielten, wie Jakobi's Geburtstag am besten von ihnen zu feiern sei. Jakobs, als Grammatiker, schlug vor, eine Deklination nach seinem Namen zu nennen; Thiersch, als Aesthetiker, die philosophischen Schriften Jakobi's in Sonnette und Assonanzen zu übersetzen; Hamberger, als Bibliothekar, ihm alle Schriften, die je ein Jakobi geschrieben, zuzuschicken; der Präses, ein Pasquillchen auf ihn zu machen, weil das die neueste Art sei, rechtliche Leute zu loben, u. s. w.

Weil zu jener Zeit Napoleons Heere noch Deutschland besetzt hielten, und bekannt war, mit wie furchtbarem Argwohn dessen Feldherren alle Personen und besonders die Schriftsteller beobachteten, welche gegen die Sicherheit des französischen Kriegsvolkes zu Meuterei und Aufstand locken möchten, erblödete man sich selbst nicht, die Protestanten und Norddeutschen jenen Machthabern zu verdächtigen. So wurde denn in einer damals herausgekommenen Schrift sogar aus Schlichtegrolls Nekrolog eine an sich unschuldige Stelle von Danzens Leben herausgehoben (das ihm übrigens, so wie es da stand, von Stuttgart im Jahr 1805 vor Ausbruch des damaligen Krieges zugeschickt gewesen war), und derselben Absicht beschuldigt, welche die durch Palms Unglück berühmt gewordene Schrift „Deutschlands tiefste Erniedrigung" gehabt haben soll. Eben so wurde noch eine andere Stelle aus Hippels Tagebuch hervorgezogen, die dort zur Bezeichnung der Denkungsart dieses Mannes stand.

Im Bewußtsein der Rechtlichkeit seiner Denkart, der Gesetzmäßigkeit seiner Handlungen, verabscheute Schlichtegroll das Boshafte in den Umtrieben von seinen und seiner Freunde Gegnern; aber er war zu sittlich-groß, um sie persönlich zu hassen, oder gar Verfolgung mit

Digitized by Google

Verfolgung zu vergelten. Ja, als wollte er seiner eigenen Empfindlichkeit wider sie den Krieg machen, hob er in mehrern Briefen an verschiedene Männer das Treffliche und Gute derer hervor, die er für Gegner hielt; nannte sie lieber „schlechten Scherz Treibende, Leichtsinnige, die vielleicht den ganzen Umfang der Thorheit und die Folgen der Händel, die sie anrichteten, sich nie klar gedacht haben." „Und", sagte er, „Jean Paul nannte vor mehrern Jahren einmal, im Gespräch mit mir, die Baiern die Engländer der Deutschen. Nun, nachdem ich unter ihnen lebe, denke ich oft an diesen Ausdruck. Sie haben offenbar mehr Whims (Sonderlingsgrillen), als andere deutsche Völkerschaften."

Er, der weniger reizbar gegen persönliche Beleidigungen, als Jakobi war, nur auf das Bestehen und Gedeihen der königlichen Akademie sah, der er seine ganze Thätigkeit, sein Dichten und Trachten hinopferte, fürchtete fast eben so sehr, daß einer von den Gegnern Jakobi's, als Jakobi selbst, die schöne Anstalt verlassen werde. Er stimmte also immerdar zu gütlicher Ausgleichung, obgleich der Handel schon vor Stadtgericht und Appellationsgericht gebracht war.

Der väterliche Monarch schlug endlich die ganze Sache durch einen Erlaß vom 26 Juli 1810 nieder, mit den Worten: „Wir erwiedern Unserm Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, dem geheimen Rath Jakobi, auf die von ihm in seinem und fünf Anderer Namen unter dem 11 Juli erneuerte Beschwerde, wegen der durch sie in einer frühern Vorstellung vom 12 Febr. d. J. zu Unserer Kenntniß gebrachten in einigen neuern Druckschriften enthaltenen Beschuldigungen, daß Wir ganz unnöthig erachten, die hierüber von ihnen gebetene Untersuchung zu verfügen, indem Wir niemals Ursach gefunden haben, in die Rechtlichkeit ihrer Gesinnungen und ihre treue Anhänglichkeit an Uns und den Staat den geringsten Zweifel zu setzen. Wir eröffnen gedachtem Präsidenten dieses zu seiner und seiner Mitkläger Beruhigung, und ertheilen ihnen hiermit zugleich die Versicherung Unsers fortdauernden Wohlwollens und Vertrauens, in der Ueberzeugung, daß sie nicht ablassen werden, sich fernere besondere Ansprüche hierauf in dem ihnen angewiesenen Wirkungskreise durch angestrengte zweckmäßige Thätigkeit zu erwerben, u. s. w."

Indessen verstimmte doch das leidenschaftliche Treiben von allen Seiten oftmals den heitern und wohlwollenden Sinn Schlichtegrolls. „Mein friedliches Gemüth", schrieb er damals, „ist für dergleichen Händel, in denen ich jetzt leben muß, nicht gemacht. Ich sehne mich weg aus dieser heillosen Lage, und hätte ich nicht Gatten- und Vaterpflichten, so ergriffe ich noch heut den Wanderstab und zöge wieder zu Menschen, die mich verstehen und lieben." — „Ich lebe", schrieb er ein anderes Mal, „dieser sich allmälig bauenden Anstalt mit Bräutigamsliebe, aber von aussen durch Mitfreude und Erleichterung nicht die geringste Ermunterung, sondern das Gegentheil. Das fällt mir manche Stunde hart, dazu, da ich eine unabhängige angenehme Lage aufgeopfert habe. — Daß es nicht umsonst ist, was ich hier thue, weiß ich. Diese Ueberzeugung gibt mir Muth zum Fortwirken. Aber der Dornen sind viele auf meinem Wege." — So aber schrieb er auch nur in der trübsten Laune, wo er selber nicht fühlte, wie innig ver-

Digitized by Google

flochten sein ganzes Wesen mit dem aufblühenden Leben der Akademie, dieser glänzendsten der Maximilianischen Schöpfungen, war. Aber sein Freund Jakobs verließ München, des Ungemachs müde.

Eine erfreuliche Entschädigung für alle jene gehäßigen Plagereien fand Schlichtegroll zum Glück darin, daß eben damals die reiche und berühmte Sammlung Cousinery's von neuntausend griechischen Münzen nach München gebracht worden. Hier, im Anblick des seltenen Kunstschatzes, fühlte er sich nun wieder von allem Reize eines seiner Lieblingsfächer angezogen. Schon über zehn Jahre lang hatte er um den Ankauf der Sammlung mit deren Eigenthümer unterhandelt; erst für den Herzog Ernst von Gotha, dann für dessen Nachfolger. Und nun endlich war es ihm gelungen, sie für sein neues Vaterland zu erwerben, als eine wichtige und in ihrer Art einzige Vermehrung der literarischen Schätze der Akademie.

Cousinery hielt ehemals diese Sammlung in einem Preise von 200,000 Franken. Der Herzog von Gotha war auch nicht ungeneigt gewesen, eine ähnliche Summe dafür zu geben; aber die Sammlung stand damals in Smyrna, und war nicht herauszubringen, weil sie dort verpfändet war. Jetzt hatte sie Schlichtegroll für 136,000 Franken erhandelt, nachdem der französische Minister Montalivet dem Eigenthümer Erlaubniß gegeben, sie auswärts zu verkaufen.

Doch fehlte es auch ferner nicht an Vielem, was sein Glück verminderte. Es kam Schellings und Jakobi's Streit; es kam manch anderes ihm Hartes. Denn seiner Freunde Leben und Loos war immer das seinige; er lebte und litt in ihnen. „Unter was für Geier und Raben", schrieb er damals (15 Dez. 1812), „ist meine Taubennatur gerathen, und wie unbeholfen mag sie sich da ausnehmen! Ich mache mich so stark ich kann, und Alles wird gut gehen, wenn meine Gesundheit aushält. Ich leide jetzt an Schlaflosigkeit; oft schlafe ich nur drei Stunden in der Nacht; sonst geht es gut."

„Du nimmst mich, wie das guten Menschen mit einander wohl begegnet, für besser, als ich bin; indeß triffst du doch den Nagel auf den Kopf, wenn du mir das Zurückziehen in mich selbst anräthst. Ich werde zu vollbringen suchen, was man fordert, aber mit größerer Oekonomie von Zeit und Kraft. Gerade das Uebermaas meines freundlichen Strebens machte mir seither am meisten Verdruß. Es ist den Staatsleuten so unbegreiflich, wenn man für irgend eine herrliche Sache in Flammen ist, daß sie dann irgend eine niedere Absicht dahinter suchen. — „Denn", heißt es, „warum sollte er sich sonst die Mühe geben?" — Ich habe die großen Worte Lucans, die Joh. Müller bei Gelegenheit des Todes des jüngern Cato angeführt, zum Motto meines neu angetretenen Lebensjahres genommen: Servare modum, finemque tenere, naturamque sequi, patriaeque impendere vitam, Non sibi sed toti genitum se credere mundo, in commune bonus."

Weitaus der Großtheil der Menschen, in welchem sich die natürliche Selbstliebe gern bis

zur allesverschlingenden Selbstsucht mißgestaltet findet, und welcher eine Gottheit, eine Menschheit, ein Vaterland nirgends ausser dem Kreise seines persönlichen Ichs erblickt, bedarf des Lucanischen Zurufs. Aber Schlichtegroll bildete in seiner Natur den seltenen, vollen Gegensatz zu den meisten Uebrigen in fast unglaublichem Grade. Nichts war er sich selber, Alles den Andern. Er kannte keinen Genuß der Freude, als im Wahrnehmen fremder Seligkeit und des Guten, Wahren, Gerechten und Schönen, welches sich um ihn her entwickelte. Selbst die Freuden, welche man ihm persönlich bereitete, sei es im Familien- oder Freundschaftskreise, oder durch öffentliche Anerkennung seines Werthes, hatten nur dadurch für ihn Reiz, daß er in denselben den tugendlichen, schönen Sinn Anderer erkannte; für sich selber schien er nichts gewinnen zu können. Sein reines, sich keiner Schuld bewußtes Herz hätte vielleicht nie den Schmerz gekannt; aber die Leiden der Welt, die Verirrungen der Menschheit, die Unfälle seiner Freunde und Bekannten, das waren seine Schmerzen, und die Bedürfnisse Anderer wurden seine Bedürfnisse, bis sie ihnen gestillt waren.

Diese Art seines Seins trat aus Allem und in den geringsten Einzelnheiten hervor. Er war der Gehilfe und Diener Aller. Damit zersplitterte er Zeit und Kraft. Vergebens sehnte er sich, auch als Schriftsteller noch der Welt eine Arbeit seines Geistes von bleibendem Werth zu hinterlassen. Die Sorgen für das Oekonomische der Akademie, für zahllose Details, die den Gelehrten ganz seiner eigenthümlichen Sphäre entrissen, die Besuche der Fremden, denen er meistens selber die Schätze der königlichen Sammlungen zeigte, amtlicher und ausgebreiteter literarischer Briefwechsel, alles für das Institut, welches er heben wollte, das Kommen und Gehen der Befehlenden, der Gehorchenden, der um Rath Fragenden, führte ein stetes, stündliches, ja minutliches Unterbrechen seiner Arbeit herbei. Er mußte die Abende, tief in die Nacht, zu Hilfe nehmen, und litt Zeitmangel und sah nichts vorwärts schreiten. „Ich verliere hier", schrieb er, „die kostbaren Tage und Jahre mit Ausgleichen, Aussöhnen, Verhehlen der Mängel, damit nur nicht das Ganze zerfalle, mit Anstreben gegen wilde Leidenschaftlichkeit. Ich weiß Alles, was geschehen müßte, um Leben und That in unsern Kreis zu bringen, und kann es doch nicht schaffen und kann doch die Hindernisse nicht wegräumen. Das ist peinlich! Doch ist ja der Mensch das Kind der Sorge, wie die schöne Parampthie von Herder sagt."

So klagte er am Ende des Jahrs 1812; so wiederholte er's am Ende des folgenden. „Was ich thue? Ich flicke an unserer Akademie unter täglichen Störungen, Streiten, Verleumdetwerden, ungehörten Vorschlägen; — ich bin in einen Zauberkreis gebannt, mühe mich ab, nütze wenig, habe meines Treibens keinen Lohn; und doch auch zwischendurch wieder so viel Anerkennung und Wirkung, daß ich aus dem Kreise nicht heraus kann. Meine Tage vergehen wie ein leeres Geschwätz."

Unfälle, die ihn persönlich berühren mochten, betrübten ihn wenig, nur leicht vorübergehend, oder gar nicht; Kränkungen verschiedener Art, die ihm absichtlich bereitet wurden, störten seine innere Ruhe nur durch die Trauer über das Leidenschaftliche und Verderbte in der

Digitized by Google

Gemüthsart derer, die ihre Pfeile gegen ihn richteten. „Stelle dir“, schrieb er im Jahr 1815, als er abermals, wie in den Jahren 1809 und 1810, von Gegnern ähnlicher Art öffentliche Angriffe dulden mußte, „stelle dir übrigens meinen Unmuth über diese Angriffe doch nicht bitterer vor, als er wirklich ist. Mir thut es weh, daß Männer, die ich geachtet habe, da Unwahres sagen, wo sie offenbar wissen, daß es Unwahres ist. Und weil der Fall mich betrifft, so bin ich sicherer, daß es so ist, und folglich mit Recht betrübt über diesen Unadel in der menschlichen Natur. Es würde mich aber eben so sehr ärgern, wenn es dich oder einen ganz Dritten beträfe, vorausgesetzt, daß ich so fest von der Grundlosigkeit der verleumdenden Beschuldigung überzeugt wäre, als ich es jetzt bin.“

Was einen Mann dieses Geistes und Herzens allein wahrhaft niederschlagen konnte, war das ihn quälende und doch ehrende Gefühl, daß er nicht das sei und leiste, was er sein und was er leisten wollte. Verband sich mit diesem dann noch zufällig ein theilnehmender Kummer am Unglück Anderer, der schmerzliche Verlust eines geliebten Wesens, dann war er in der That ein Gebeugter. „Du hältst mich“, sagte er (Februar 1817), „für krank, dadurch, daß ich zu glücklich bin, und verschreibst mir deswegen die bittere Arzenei, etwa so wie manchem Engländer, der zu reich und darum lebenssatt und spleenhaft ist, sogleich geholfen wäre, wenn er auf einige Jahre zum Matrosen und Zobelfänger gemacht würde. Aber dieser Vordersatz ist unrichtig, die Diagnose der Krankheit irrig. Ein Mensch ist nicht glücklich, der sich alle Morgen Vorwürfe macht, daß er seinen Beruf nicht ausfüllt, der in stetem Kampfe mit dem Uebermaase seiner Obliegenheit ist und sie nicht bemeistern kann, und der täglich, täglich mit der Zeit bankerot macht. Ginge mir auch noch mehr äusseres Glück zu, so fehlte mir doch Seelenruhe, die nur dann eintreten wird, wenn ich zufriedener mit mir selbst sein kann. Dazu kann mich weder ein äusseres großes Glück noch großes Unglück machen. Betrübniß wirkt auf Kompositionen, wie die meinige, nur deprimirend. Ich fahre also doch fort zu dem Weltgeiste zu beten, mich nach seiner Weisheit vor großem Unstern zu bewahren und mein redliches Bemühen zu segnen, eine Verschuldung nach der andern tilgen zu können und dadurch größere Zufriedenheit mit mir selbst zu erlangen.“

Dieser edle Unfrieden mit sich selber gewinnt aber noch mehr Erhabenheit, wenn man weiß, wie es alle seine Freunde, alle seine Umgebungen wußten, daß er unendlich mehr Ursache hatte, die Schuld des Vergeblichen in so vielen seiner Anstrengungen und Abmühungen auf andere Personen von minder regem Eifer, auf äussere Hemmungen und Hindernisse zu wälzen, deren Hinwegräumer nicht er sein konnte und sein durfte. Aber nicht diese klagte er an. Und so schritt er fort von Jahr zu Jahr, nicht achtend dessen, was er geleistet, sondern nur dessen, was zu leisten war. Die Sehnsucht und Ungeduld, daß sich endlich das Schlechte zum Guten, das Gute zum Bessern gestalte, verzehrte ihn fast.

Digitized by Google

„Star in letto non dormire,
Aspettare non venire,
Ben servire non gradire,
Son tre cose per far morire.“

„Das iſt mein Zuſtand, der mich lebensmüde macht!“ ſchrieb er noch im Anfang ſeines Sterbejahres (5 Februar 1822), als er mit dem Baron von Moll und dem Direktor von Schelling den Reorganiſationsentwurf der Akademie ſchon geraume Zeit vollendet hatte: „Woche für Woche geht in Erwartungen hin und nichts erfüllt ſich. Während deſſen zerfällt die Ordnung in unſerm kleinen Reich, das aus lauter ſelbſtſtändigen, zum Theil kecken Bürgern beſteht, von denen jedoch keiner das Ganze ſo überſieht, wie Moll und ich, die wir aus unſern Erfahrungen etwas dauerhaft Gutes bauen wollten. Ein großes Uebel wäre leichter zu ertragen, als dieſes Schmachtenlaſſen, wenn einem ein edles Feuer im Herzen brennt, und das Gute, das ſo leicht ins Leben gerufen werden könnte, bloß im bemeſſenen Modell vor einem ſteht. Könnte ich, wie ich wollte, ſo käme ich mit meiner Auguſte, die fortwährend der Schutzengel meines mühevollen Lebens iſt, zu dir und Nanny auf deine Blumhaide. Aber Kummer und Harren hat meine Geſundheit angegriffen. Soll ich noch dauern, ſo muß ich im Sommer dieſes Jahres dahin, wo von einer Mineralquelle Herſtellung von meinen Beſchwerden des Unterleibes, verbunden mit durch Reaktion entſtandenem Kopfweh, zu erwarten iſt. Es war darauf gerechnet, daß der verbeſſerte Organismus der Akademie ſchon im Mai des vorigen Jahres hergeſtellt und ich dann etwas freier ſein würde. Dann wäre ich dieſen Sommer längere Zeit losgebunden geweſen und könnte neues Oel in mein Lebenslämpchen gieſſen. So erſtirbt auch dieſe Hoffnung.“

Schlichtegroll ſchien von der Unheilbarkeit ſeiner körperlichen Beſchwerden (von der ſich die Aerzte erſt ſpät überzeugten) früh vergewiſſert zu ſein, und in den Vorgefühlen einer nahen Auflöſung zu leben. Aber er lebte mit einer himmliſchen Heiterkeit darin. Das Daſein auf Erden hatte für ihn nur als ein Mittel Werth, wie Gott ſtill und wohlthuend um ſich her zu wirken. Krankhaftes, thatenloſes Hindauern war ihm ein widerlicher Gedanke. Wie dem Johannes Müller, lag auch ihm noch eine Reihe herrlicher Entwürfe vor, deren Ausführung mehr als das längſte Lebensalter gefordert haben würde. „In der Mitte des künftigen Monats“, ſchrieb er unterm 21 Juni 1822 — es waren ſeine letzten Zeilen an mich —, „denke ich nach Kiſſingen bei Würzburg zu gehen, um den Brunnen zu trinken und zu baden und einen Verſuch zu machen, meine Krämpfe des Unterleibes und des Magens zu ſtillen. Bleibe ich am Leben, ſo wird doch endlich auch einmal die Zeit kommen, wo ich für das größere Publikum etwas Größeres arbeiten und niederſchreiben kann.“ — —

Sie kam ihm nicht.

Ich habe nicht den Vorſatz, den Geſchäftsmann in ſeiner vielſeitigen, raſtloſen Wirkſamkeit, nicht den Gelehrten, nicht den Schriftſteller zu ſchildern, ſondern nur Beitrage zur Zeichnung vom innern Leben dieſes merkwürdigen und hochedeln Mannes zu geben. Darum führte

Digitized by Google

ich jene einzelnen kleinen Bemerkungen und Züge von ihm an. — Doch glaube Niemand, weil hier mehr als ein Seufzer erkannt wird, den er in vertrauteſter Unterhaltung mit dem Freunde, oft ſelbſt zwiſchen Scherzen, hinhauchte, daß Schlichtegroll ein freudenleeres Leben geführt habe. Ein Mann ſo heiligen Sinnes konnte nie wahrhaft unglücklich ſein. Er war es auch nie. Die Hochachtung und Liebe guter und weiſer Menſchen in der Nähe und Ferne erfriſchte ihn fortwährend; die Dankbarkeit anderer hielt fortwährend ſeinen Glauben an die Menſchheit aufrecht, der eben in wohlwollenden und zarten Gemüthern, wie das ſeinige war, endlich wohl nach wiederholten Schlägen bricht. Dazu fand er ſich, als glücklicher Hausvater, von einer der liebenswürdigſten Familien umringt. Eine geiſtvolle und zärtliche Gattin, eine Tochter, die Erbin ſeines ganzen Gemüthes, Söhne, welche die heiterſten Hoffnungen erweckten oder ſchon erfüllten, hätten auch den freudenärmſten Mann, der er nie war, freudenreich gemacht. Seine Obern anerkannten unausgeſetzt ſeinen Werth und ehrten ihn. Seines Königs Huld, die ihn erſt mit dem Zivilverdienſtorden der baieriſchen Krone, dann mit dem St. Michaels-Hausorden ſchmückte, blieb ihm bis zum letzten Tage. Auch ſah man ihn immer, unter allen Verhältniſſen, in jenem ſchwer zu ſtörenden Gleichmuth, welcher nur die Eroberung der Weisheit iſt; in jener freundlichen Heiterkeit und Ruhe, welche als das äuſſere Kennzeichen der Tugendhaften gelten kann. „Seine Seele war“, wie Weiller treffend von ihm ſagt, „in ihrem innern Grunde immer heiter, wenn ſich auch mitunter in ihre äuſſere Wirkungsſphäre eine Wolke ſtellte.“

Die auſſerordentlichen Ereigniſſe des Zeitalters, deſſen Genoſſe er war, rührten ihn tief. Wenn ich ſeine mit den Schickſalen Europens wechſelnden Anſichten der Dinge darſtelle, liegt mir weniger daran, ſie ihrer ſelbſt willen zu geben, als vielmehr auch durch ſie ſein inneres Weſen und Leben zu zeichnen.

Er aber betrachtete Alles, was geſchah, aus einem hohen, religiöſen Standpunkte. Der Drang des betäubenden Augenblicks, das Zunaheſtehen rieſenhafter Erſcheinungen, das mangelhafte Erkennen zuſammenwirkender Umſtände konnte wohl vorübergehend ſein Urtheil verführen, nie ſein Herz. Er ſah im Spiele der Könige und Völker immerdar die Thaten Gottes. Und zürnte er dem, was ihm im Treiben der Sterblichen ſittlich-böſe oder unverſtändig erſchien, und beklagte er das Unglück, welches leidenſchaftvolle Staatsklugheit über große Länder und Völker verbreitete: zweifelte er doch nie, daß Alles zur wachſenden Veredlung und Verherrlichung der menſchlichen Geſellſchaft diene.

Vielleicht auch, wenn je das Auge eines Fürſten, eines fürſtlichen Rathgebers oder Staatsmannes, einen zufälligen Blick auf dieſe Zeilen werfen ſollte, kann es ihnen nicht ganz unwerth ſein, zu wiſſen, wie ein Mann von hellem und gebildetem Sinn und edelm Gemüth, ein Mitdeutſcher, ein Mann, der kein Revolutionär, kein Schwindler, ſondern ein treuer Freund geſetzlicher Ordnung war, ein Mann, der mit Begeiſterung an ſeinen Fürſten, am Herzog von Gotha, am

Digitized by Google

König von Baiern ging, und hinwieder ihre Huld genoß, — wie ein solcher Mann die wichtigsten Begebenheiten und öffentlichen Handlungen der Großen seit den letzten zehn bis zwölf Jahren beurtheilte.

Die Vermählung Napoleons mit der kaiserlichen Tochter Marie Louise hatte ihn mit den freudigsten Hoffnungen erfüllt.

„Die Brautwahl des französischen Kaisers", schrieb er unterm 1 März 1810, „ist ein welthistorisches Faktum. Ich genieße dabei die Gloriole, daß ich mich, sobald die Trennung von der Kaiserin Josephine bekannt wurde, unter allen Vorschlägen, an die man denken konnte, für diesen erklärte. Er hat nun Alles, was ein Sterblicher vom Sterblichen haben kann. Ich dachte mich in die Seele des außerordentlichen Mannes. Armeen zu besiegen, Königreiche auszutheilen, kann ihm keine Freude mehr machen; aber wohl, Sieger über uralte Meinungen, über Familienstolz zu sein. Zugleich verehre ich die hohe Nemesis der Geschichte in diesem Ereignisse.

„So werden doch Urenkel von Maria Theresia auf dem Throne sitzen, von dem ihre Tochter auf das Blutgerüst stieg. Ich sehe die Erzherzogin Louise als einen Engel des Friedens an, und bald werden wir Münzen auf Napoleon wie auf Augustus prägen mit Jano clausit. Der menschliche Geist wird durch diese neuesten Vorfälle in Oesterreich endlich freier werden. Zerstreutes Licht und guter Wille ist dort vorhanden; sobald die Regierung ihren zeitherigen engherzigen Prinzipien entsagt, wird das Bessere leuchten und wirken."

Vielleicht nur wenige Zeitbeobachter rechneten damals auf solche Wirkungen der Napoleonischen Verbindung mit dem österreichischen Kaiserhause, wie es Schlichtegroll that, der, über das nichtige und flüchtige Spiel alltäglicher Kabinetskunst hinwegblickend, nur auf das wahrhaft Große, auf das, was nicht vergeht, auf den größern oder geringern Gewinn sah, den die Menschheit aus den Händeln und Schicksalen der Fürsten ziehen konnte.

Und unter allen damaligen handelnden Staatsmännern war vielleicht auch nur ein einziger, welcher, wie Schlichtegroll, auf ähnliche Erfolge rechnete. Dieser eine aber war Napoleon. Er jedoch erwartete sie weniger von seiner Vermählung mit einer österreichischen Fürstin, als beiweitem solider von seinem Besitze der illyrischen Provinzen.

„Meine Absicht war es gar nicht," sagte er zum Grafen Las Cases *), dem er dahin eine Sendung gegeben hatte, „als ich Illyrien erwarb, es zu behalten. Nie ist's mir in Sinn gekommen, Oesterreich zu vernichten; umgekehrt, es blieb für meine Entwürfe unerläßlich nothwendig. Allein Illyrien in unsern Händen war eine Vorhut gegen Oesterreichs Inneres, geeignet, es festzuhalten; war eine Schildwacht vor den Thoren Wiens, um es zu zwingen, aufrichtig zu gehen; und ferner wollte ich da auch unsere Staatsgrundsätze, unsere Art öffent-

*) Mémorial de Sainte-Hélène. Paris 1823. Tome V. 20 Juillet 1816.

Digitized by Google

licher Verwaltung, unſere Geſetzordnungen einführen und Wurzel treiben laſſen. Das wäre wieder ein Schritt zur europäiſchen Verjüngung geweſen. Ich hatte Illyrien nur wie Unterpfand genommen. Ich dachte es einſt wieder zurückzugeben für Gallizien, zur Wiedererhebung Polens, die ich gegen meinen Willen übereilt betrieb. Uebrigens hatte ich mit dieſem Illyrien allerlei Entwürfe und eigentlich wenig feſt beſchloſſene Vorſätze, und zwar, weil ich eben nicht ſehr erpicht war, die Umſtände meiſtern zu wollen, ſondern weil ich ihnen lieber folgte und ſie mich alle Augenblicke zwangen, Sinn zu ändern. Und die Wahrheit zu geſtehen, ich hatte meiſtens gar keine vorgefaßte Entſchlieſſungen, ſondern nur Plane.

„Jedoch auf jeden Fall, beſonders nach meiner Vermählung, war es herrſchender Gedanke in mir, aus Illyrien für Oeſterreich eine Bürgſchaft und eine Entſchädigung für Gallizien zu machen, ſobald Polen, um jeden Preis, zu einer beſondern, unabhängigen Macht hergeſtellt würde. Es lag mir nicht viel daran, ob dieſe Krone auf eines Freundes, Feindes oder Bundesgenoſſen Haupt käme; genug, wenn es geſchah; das Uebrige galt mir gleich.

„Ich nährte weitläufige und zahlreiche Entwürfe, mein Lieber, und gewiß alle für die Sache der Vernunft und das Intereſſe der Menſchheit. Man fürchtete mich, wie den Wetterſtrahl; man klagte mich an, ich trage eine eiſerne Hand. Aber hätte ſie einmal das Ziel getroffen gehabt, würde ſich Alles gemildert haben und für Alle. Wie viel Millionen würden mich dann erſt und in der Zukunft geſegnet haben! Aber man muß geſtehen, alles Unglück fuhr am Ende meines öffentlichen Lebens auf mich zuſammen. Meine unſelige Heirath und was — daraus hervorging; dann jener Krebsſchaden, Spanien, wovon nicht mehr abzukommen war; dann der verderbenvolle ruſſiſche Krieg, der mir aus Mißverſtändniß zufiel; die entſetzliche Gewalt der Elemente, welche ein ganzes Heer vernichtete, — endlich die ganze Welt wider mich! Iſt es nicht ein Wunder, daß ich ſo lange noch widerſtehen konnte, und mehrmals nahe daran war, Alles zu überſteigen und aus dem Chaos mächtiger denn je wieder hervorzugehen? — O Menſchenſchickſal! o menſchliche Weisheit und Vorſicht!“

Dieſe Worte Napoleons ſcheinen mir hier, als Kommentar zu den Worten und Wünſchen eines deutſchen Weiſen, nicht am unrechten Orte zu ſtehen.

Inzwiſchen, wie ſich der franzöſiſche Kaiſer ſelbſt in ſeinen Erwartungen täuſchte, ſo fand ſich auch Schlichtegroll in ſeinen gutmüthigen Hoffnungen betrogen. Bald erſchienen die großen Vorbereitungen zum Zuge Napoleons gegen Rußland. Die Aufmerkſamkeit der ganzen Welt richtete ſich ahnend und rathend auf die ungeheuern, räthſelhaften Rüſtungen hin.

„Es bereitet ſich wieder“, ſchrieb Schlichtegroll (12 April 1812), „ein großes Drama vor unſern Augen. Selbſt einſichtige Leute fahren noch fort, ſich damit zu tragen, es gehe durch Rußland nach Indien. Ich wollte, Napoleon bräche mit der Pforte, nähme erlöſend das unterjochte Griechenland, Syrien, Aegypten und die Nordküſten von Afrika. Dann wollte ich mit Simeon ſagen: Herr, nun laß deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben das Heil geſehen! — Dieſer Spuk an den Küſten des mittelländiſchen Meeres,

Digitized by Google

dem Napoleon vor vierzehn Jahren schon ein Ende machen zu wollen schien, sollte zunächst zerstört werden. Das wäre ein Gegenstand, zu dem die besten Menschen in allen Ländern ihr Fiat rufen würden, und der größten Anstrengungen werth. Aber daß sich die Völker, die im Begriff der Evolution sind, einander die Hälse brechen, ist traurig, ob es gleich das Thema der Weltgeschichte ist."

Es kam freilich später eine Zeit, da Schlichtegroll für seine menschenfreundlichen Wünsche, deren Erfüllung ausserhalb aller Entwürfe des Kaisers von Frankreich lag, lebendigere Hoffnungen faßte: als nämlich Sidney Smith, der edelherzige britische Admiral, auf dem Wiener Kongresse die Abschaffung des Sklavenhandels, die Zähmung der Barbaresken, die Ausrottung des legitimen Seeräuberwesens der Mauren betrieb; als Griechenland selbst seine hundertjährigen Ketten brach und mit siegreichen Waffen in der Faust die Asiaten von dem Boden vertrieb, welcher in den Jahrbüchern der europäischen Menschheit der geweihteste und ruhmreichste ist. Doch Sidney Smith brachte es nicht weiter, als daß er an der Spitze großsinniger Privatleute eine antipiratische Gesellschaft stiften konnte; und Griechenland, für dessen Sieg die Herzen aller christlichen Völker warm schlugen, ward der Rebellion gegen seinen siegreichen Oberherrn schuldig erklärt.

Ein paar russische Winternächte vernichteten Napoleons Heeresgewalt. Der von den Mächten des Welttheils Unbezwungene floh, einem Geschlagenen gleich, aus Moskau. Gott hatte gerichtet. Es erhoben sich die Preussen zur Befreiung des Vaterlandes vom Joche der Fremden und zur Wiederherstellung des alten Glanzes von Friedrichs des Großen Thron.

Mit dem Zittern der Freude und Furcht sah Schlichtegroll auf das ewig ruhmwürdige Schauspiel. Er fühlte sich als Deutscher. Seine Seele war in fortwährender Bewegung.

„Mehrere meiner, auch der hiesigen scharfsinnigen Freunde", schrieb er (29 April 1813), „zweifeln am glücklichen Erfolge des gegen Napoleon aufgestandenen Norden. Aber ich ahne einen herrlichen Ausgang. Wenn Menschen entschlossen sind zu sterben, wenn sie durch verlorne Ehre, durch fortgesetzten Hohn der Sieger, durch höchste Verarmung dahin gebracht sind: so sind sie mächtig.

„Sachsen wird der Kampfplatz sein und zum Erbarmen verwüstet und mitgenommen werden. Es werden vielleicht durch den Kaiser glückliche militärische Schläge ausgeführt werden; aber ich glaube nicht, daß die Preussen sich wieder ganz unterjochen lassen, sobald sie nur nicht durch die ersten Nachtheile, die sie etwa betreffen, muthlos werden. Viele von den ersten Schritten, die ihre Staatsmänner thun, gefallen mir nicht.

„Wie beklommen mein Herz ist, kannst Du leicht denken. Von Danzig bis Gotha wohnen in allen Orten, die jetzt genannt werden, Freunde und Verwandte, die mir vor Augen stehen; besonders bekümmert mich ein achtzigjähriger Oheim im Thüringer Walde, dem ich,

Digitized by Google

wenn ich in Gotha geblieben wäre, jetzt von Hilfe sein und ihm sein Schicksal erleichtern würde.

„Der einfache Gedanke: was für ein Paradies ließe sich aus der Welt machen, wenn die Kräfte, jetzt zum Zerstören angewendet, zum Schaffen und Verschönern bewegt würden! — dieser Gedanke ist mein täglicher Gesellschafter. Die philosophischen Historiker haben viel zur Vertheidigung des Kriegs gesagt, als unentbehrlich zur Anfregung unsers trägen und weichlichen Geschlechts. Aber es ist unmöglich, daß Krieg so unzertrennlich mit unserer Erdenbestimmung verknüpft sein sollte. Die Führer der Völker müssen Hebel finden, welche jene Schlaffheit, die langen Frieden begleitet, verhindern, und das Gute der Kriege ersetzen, ohne die Menschen zu Bluthunden und Tiegern zu machen, gehetzt von Einem oder Zweien, die wissen was sie wollen, und die eben diese niedrigen, willenlosen Thiere verachten müssen, die sich von ihnen hetzen und in Tod und tausendfaches Elend jagen lassen."

Und späterhin, als die schweizerische Tagsatzung ihre Neutralität erklärte, schrieb er: „Ich sehe diesen Krieg für einen Prozeß aller selbstständig sein wollenden Völker an, sie mögen nun von einem Landammann oder König regiert werden, gegen die Tirannei, die sich in neuester Zeit vollständig und ohne Hehl so ausgesprochen hatte, daß Niemandem mehr ein Zweifel obwalten konnte. Wahrlich, daß Napoleon die Schweiz so schonend behandelte, daß er nicht schon Tessin, Leman, Freiburg u. s. w. abriß und mit seinem Koloß verschmolz, oder besser, seinem unhaltbaren Koloß anleimte, ist doch wohl weiter kein Glück, als das des Outis in der Odyssee, dem Polyphem versprach, er wolle ihn, zur Gnade, unter den übrigen Gefährten zuletzt fressen. Der schalkhafte, in seinem Innern über Euch und Euern republikanischklingenden Jargon lächelnde Dominus ließ Euch das Spiel, wie Tiberius und Nero den Römern ihr „Senatus populusque Romanus" ließen. Aber in den größern Fürstenstaaten hatten wir nicht einmal dieses Spiel mehr, durften das Wort teutsch weder mit d noch t mehr aussprechen, noch schreiben, ohne des Tugendbundes verdächtig zu werden. Darum wollen wir uns nun freuen, daß wir das wieder können und daß unsere Fürsten deutsche Worte zu uns sprechen, uns zum Schutze für Vaterland und Verfassung aufrufen, — Worte, die wir Jetztlebenden nie mehr hoffen konnten, zu hören, und auch sicher nie wieder gehört haben würden, wenn der Tirann die Klugheit Augusts gehabt hätte, oder wenn nicht die großherzigen Preussen den ersten Anklang zum Zerbrechen der Ketten gegeben hätten.

„In diesem Augenblick lege ich Arndts „Preussens Volk und Heer" aus der Hand. Das sind Worte des Lebens! — Großes geschieht, Großes wird gedacht. Ueberall kommen schon Blüthen der Zeit, hervorgelockt durch die Deutschland wieder zugekehrte Freiheitssonne."

Die Vorwürfe, welche Schlichtegroll in halbem Scherz und Ernst den Schweizern wegen ihrer Erklärung, in diesem Völkerkampfe unparteisam stehen zu bleiben, machte, entsprangen aus einer unvollkommenen Kenntniß von der damaligen Lage der Dinge in der Schweiz. Weder Oesterreich noch Rußland drangen anfangs darauf, daß ihren Kriegsvölkern der Zug durch die

Digitized by Google

Schweiz gestattet werde. Nur eine schwache Partei in der Schweiz selbst wünschte denselben und forderte dazu auf, um die durch Napoleons Vermittelungsurkunde frei gewordene Mehrheit des Schweizervolks wieder in die ehemaligen Unterthanenverhältnisse zurückzustoßen. Rußlands Alexander gab großmüthig sein Wort, daß keine seiner Schaaren den Schweizerboden überschreiten solle. Die frei gewordenen Volkerschaften sahen hier voraus, daß mit dem Einrücken der Fremden und mit Aufhebung der Neutralität, also mit Feindseligkeit gegen Frankreich, zugleich das Palladium ihrer Freiheit, die Vermittelungsurkunde, vernichtet werden würde. Die Einsichtvollern und Wohlwollendern sahen voraus, daß das die Losung zu neuen Unruhen und vielleicht zu Bürgerkriegen werden müsse. Sie irrten nicht. Die Oesterreicher rückten ein. Dieser Einzug ward von mehrern Städten benutzt, die alte Oberherrschaft an sich zu reissen, die alte Unterthanenschaft des Volks wieder zu proklamiren und das alte unhaltbare herrische und knechtische Verhältniß in vollem Maase wiederherzustellen. Der Abt von St. Gallen forderte seine Herrnrechte wieder. Aargau und Waadt standen für ihre Freiheit in Waffen auf. Fast in allen Kantonen Unruhen. Der lange Streit konnte erst wieder durch eine neue Vermittelungsurkunde, durch die Erklärung des Wiener Kongresses, gestillt werden.

Schlichtegroll übrigens sprach zu jener Zeit die Sprache jedes wahren Deutschen. Daß er bei frommem, vaterländischem Zorn in Napoleon nur noch Schlechteres als in einem Augustus sah, einen Tiger, einen Tirannen sogar, muß billig der damaligen allgemeinen Stimmung, der damaligen durch Haß, Rache, Neid oder Geistesblödigkeit verbreiteten Vorstellung von der Denkart des ausserordentlichen Mannes, und der Trunkenheit von Hoffnungen zugeschrieben werden, welchen sich die von fremdem Druck befreiten Nationen überliessen. Schlichtegroll, wie Johannes Müller und alle Edlern in Europa, schauderten vor dem Gedanken an die Möglichkeit einer neuen Universalmonarchie, wo zuletzt die verfolgte Wahrheit, das verfolgte Recht, die verfolgte Freiheit im ganzen Welttheil kein Asyl mehr gefunden haben würde. Darum jauchzten sie zum Fall Napoleons.

Aber so viel ließ sich auch im schlimmsten Falle, auch wenn Rußland besiegt worden wäre, mit einiger Sicherheit voraussagen: daß wenigstens nie eine Universalmonarchie in den Formen, wie unter Augustus und Karlmagnus, hätte werden und nie weit über das Leben des Weltherrn hinausdauern können; daß auch sie, wie in der Natur jedes scheinbare Uebel, eine unermeßliche Wohlthat für Europa zur Folge gehabt haben würde: gewaltigern Anreiz zur Selbstständigkeit in gesittetern, und gewaltigere Verbreitung der Gesittung in den rohern Völkern des Welttheils; freieres, verfassungsmäßiges Dasteben der Nationen und Rückkehr vom abergläubigen, mittelalterischen Pagodendienst zum gesunden Menschenverstande in bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen. Freilich Napoleon und die Franzosen hätten das alles nicht gebracht; aber sie waren zum Zerstören des Unhaltbaren gut genug.

„Und wenn Moskau nicht verbrannt wäre," wurde Napoleon von den Seinigen eines Tages auf St. Helena gefragt, „was hätten Sie dann gethan, Sire?"

Digitized by Google

„Ich hätte in Moskau überwintert," antwortete er*), „im Frühling angegriffen, oder noch wahrscheinlicher den Frieden vorgeschrieben vor Eröffnung des Feldzuges. Dann war das Letzte gethan und nur noch die neue Ordnung der europäischen Welt einzurichten. Dann hätte ich auch meinen Kongreß und meinen heiligen Bund gehabt. In diesem Verein aller Souveräne würden wir alle Angelegenheiten vertraulich mit einander abgethan und mit den Völkern unsere Rechnung geschlossen haben. Die Sache des Jahrhunderts wäre dann errungen, die Revolution vollendet gewesen; es wäre nur noch übrig geblieben, die Revolution mit dem zu versöhnen, was sie nicht zerstört hatte. Das war dann meine Sache. Ich hatte das schon von weitem her, vielleicht auf Kosten meiner Popularität, vorbereitet; mir gleichviel. Ich wäre des alten und neuen Bundes Lade, der natürliche Vermittler der alten und neuen Ordnung geworden; ich war ja mit beiden eins und gehörte beiden an. So wäre Europa ein einziges Vaterland Aller geworden. Ueberall einerlei Grundsätze, einerlei System. Ein europäisches Gesetzbuch; ein europäisches Kassationsgericht zur Berichtigung aller Irrungen; einerlei Münzfuß und Münze, nur mit verschiedenem Gepräge; Maas und Gewicht einerlei; Gemeinschaft der Meere; schiffbare Flüsse allen Völkern frei; Auflösung der großen stehenden Heere, nur auf Leibwachten der Souveraine beschränkt. Ich hätte Frankreichs unverrückbare Grenzen festgestellt, Paris zur Hauptstadt der Welt gemacht, meinen Sohn zum Mitregenten ernannt, die Diktatur abgelegt. Die verfassungsmäßige Ordnung wäre begonnen."

Nicht das Riesenhafte, sondern das Monströse dieser Kaiser- und Weltherrnplane erregt Grausen. Er wollte Europa zum französischen Garten mit geschornen Hecken, regelmäßigen Beeten und steifen Zierbäumen, oder zum einförmigen Exerzierplatze der Nationen machen, und diese, wie sonst seine Armeen, in die Uniform seiner Begriffe, Neigungen und Vorstellungen kleiden, sie wie willenlose Gliederpuppen, oder Bataillone, durch deren Oberste links und rechts schwenken lassen, und allein der belebende Geist des Welttheils, der Gedanke bleiben, während der zivilisirteste Theil der Menschheit sein Leib, eine todte Maschine, werden sollte. Und doch meinte er das alles in vollem Ernste zur Beförderung der öffentlichen Glückseligkeit thun zu sollen, so wie die überspannte Frömmigkeit mancher Priester, aus Liebe zu Gott und zur Beförderung der christlichen Religion, mit Dolch, Schwert und Scheiterhaufen die arge Welt umkehren möchte. Die höchsten menschlichen Konzeptionen sind immer dem Wahnsinn am nächsten. Auch die Strahlen des Verstandes haben ihren Brennpunkt, jenseits dessen sie erkalten und alle Bilder bleich, verkehrt und verworren zurückwerfen.

Napoleon hätte nur, wäre er Sieger geblieben, zerstören, keine neue, am wenigsten eine bleibende Schöpfung begründen können. Es war Zeit zu seinem Untergang. Darum ließ ihn Gott fallen.

*) Mémorial de Sainte Hélène. Paris 1823. Tome V. 24 Août 1816.

Digitized by Google

Nun erwartete, mit allen Guten und Weisen, auch Schlichtegroll eine edlere, freiere Gestaltung aller öffentlichen Verhältnisse Europens.

„Die Hauptsache ist erreicht!“ schrieb er unter den seligsten Hoffnungen (3 Mai 1814): „Die Selbstständigkeit aller Völker Europa's ist durch Deutsche und Engländer und Russen erkämpft. Deutschland ist durch den geweckten Geist muthiger und herrlicher, als es je war. Es liegt im Sonnenlichte da, und alle Völker der Erde und die ewige Geschichte sehen es mit Achtung an. Vieles wird nun freilich im Detail nicht so gehen, wie einzelne, wohlwollende Menschen es wünschen; aber das ist dann wieder menschlich und kann nicht anders sein. Ein schönes Bestreben, gute und gerechte Gedanken wehen Dir jetzt allenthalben entgegen, und erfreuen und befreunden mit Deutschland und seinen Völkerschaften. Da bin ich jüngst überrascht worden von einer kleinen Schrift: „Was hat von seinen Fürsten und Völkern Deutschland zu hoffen, Europa zu erwarten?“ Sie ist vom Kammerherrn von Miltiz, den ich als einen Freund der Literatur kannte. Aber auf so etwas Braves und Tüchtiges von ihm war ich nicht bereitet. Ich bitte Dich, dieser Broschüre einige Aufmerksamkeit zu schenken. — Hast Du Arndts kräftige Lieder für die Deutschen gelesen? das schöne, den ächten Volkston treffende auf Dörnberg?“

Doch waren kaum acht Monate vergangen, so trat ihm schon manches Befremdliche und Nichterwartete unter den Erscheinungen des Tages entgegen. Indessen ließ sich sein frommer Glaube nicht irre machen. „Mich ärgern“, sagte er (22 Nov. 1814), „die Vorgänge in Dresden, in Madrid, in Turin, in Freiburg, Solothurn und Bern, in Rom u. s. w. bis zu dem Grade, daß ich darüber wild werde und tobe und schimpfe, so weit es einem Christenmenschen recht und vergönnt ist, der noch dazu Sekretär eines „hohen Rathes der Weisen und Gelehrten“ ist, wie uns Herr Radlof nennt, welches er einst bei dem Gott der Wahrheit verantworten mag; und ich freue mich wieder bis zu Thränen in den Augen über die menschlichen Spiele und Scherze, die die großen Potentaten in Wien treiben, wo sie geworden sind wie unser einer.

„Ich lasse mich durch kein Seufzen und kein Spotten, das ich in allen Nuancen weit umher höre, in meinem Dankgebete stören, daß ich Augenzeuge dieser großen Zeit bin, in welcher Brama über Wischau sichtbar siegt, und wo für das Wesentlichste, was ich mit Dir so nenne, für Volksfreiheit und Zerstörung des Feudalunfugs und kraftvolles Widerstreben gegen alles Bonzenthum in That und Wahrheit, im Lauten und Stillen mehr geschieht, als noch je.“

Und darauf wieder (unterm 22 Februar 1815): „Ich sehne mich sehr nach dem Ausgang des Kongresses, und daß dann Deutschland froh aufblühe. Bedenke ich freilich, daß es kaum ein Jahr ist, daß es noch nicht so lange ist, als das Embryo unter dem Herzen der Mutter zu seiner Bildung braucht, wo noch der herzloseste Tirann, der auf dem Wege war, eine Hyäne zu werden, über das mächtige, gebildete, tugendreiche Europa wie über einen eingezäunten Hirsch- und Wildgarten zur Belustigung gebot: so werde ich nachsichtiger gegen die Zögerung.

Digitized by Google

Viel Gutes keimt schon jetzt in Preussen, in Hannover und gewiß bald auch in Baiern. Die Schweizerangelegenheiten stehen verworrener als andere vor mir; aber ich ahne auch für sie einen erfreulichen Ausgang."

Inzwischen sank allmälig seine erste Begeisterung von ihrer Höhe nieder, da ihm in den Jahren 1815 und 1816 zu Muthe ward, „als würde es in alten, faulen Gräbern lebendig, und vergessene Gespenster sehnten sich hervor an die Tageslust."

„Es thut mir leid," schrieb er (am 19 Nov. 1817), „daß man die Studentenspäße, die auf der Wartburg, wie man lustig wurde, mit untergelaufen sind, so wichtig darstellt, und die Furchtsamen, deren Zahl und besonders in den ersten Ständen Legion ist, damit schreckt. Nach allen Nachrichten von den verschiedensten Personen hat im Ganzen dort ein würdiges Fest statt gehabt. Der eine verächtliche Berichterstatter aber in der allgemeinen Zeitung möchte gar zu gern Deutschland als im Zustande des Wahnsinns begriffen darstellen.

„Das sind die ärgsten Feinde der Fürsten und der Staaten, welche jetzt die Aengstlichkeit vermehren und Unruhen besorgen lassen. Der ganze Zeitgeist strebt ja nach Rechtlichkeit, nach Gesetz hin; wer sich an die Spitze stellt, diese zu befördern, hat nichts zu befürchten. Ich mißbillige an den Wartburg-Szenen das Einmischen einiger Professoren und dann das Verbrennen jener Schriften, mit einer Art System unternommen. Sonst mag auch dort manches hochherzige Wort gesprochen, manche still-große Empfindung mit nach Hause getragen worden sein."

Die nachfolgende Zeit erweckte ihm doch Kummer um das erwartete Gute, welches so lange zurückblieb. Nie zweifelte er an der Herzensgüte und an dem redlichsten Willen der Fürsten, aber er zitterte vor der Gewalt des Einflusses von denen, welche das ganze Zeitalter, wie eben so viele Napoleone, nach ihren beschränkten Begriffen allein und mit Zwangsmitteln contrerevolutioniren wollten.

„Ich begreife Vieles nicht, und vielen ehrenwerthen Männern in allen Gegenden geht es wie mir!" schreib er im Jahr 1818 (1 August): „Ist es nicht traurig, daß wir in Deutschland wieder von uns weg und wieder mit einem hoffenden Blicke nach Frankreich sehen müssen? Aber was können wir von daher erwarten? Bischof Gregoire schreibt mir Klagen. Vom dortigen Konkordat sagt er: Au lieu de revenir à l'usage des élections telles qu'elles étaient pratiquées dans la primitive église, on préfère l'abus récent de faire des *concordats*. Le nôtre de 1817 n'est, dit-on, qu'ajourné sauf modification; le vôtre de même date n'est pas encore, dit-on, en activité. Le plan hiérarchique de l'église est un modèle du système représentatif; pourquoi donc des potentats, qui sont ou qui se disent si dévots, préfèrent-ils des usages oppressifs et des usurpations aux principes consacrés par la religion et par la nature?

„Und das Bild, welches mir der vortreffliche Professor Cousin von Paris, der vor zwölf Tagen bei mir eintrat, vom jetzigen Zustand Frankreichs gibt, wie traurig ist das! Wiederholt sagte er mir: „Wir sind ein unglückliches Volk, das ein Jahrhundert hindurch von elenden Regierungen demoralisirt und aller Würde, alles innern Ernstes beraubt worden. Unsere

Digitized by Google

Suffisance hat uns für ganz Europa lächerlich und verächtlich gemacht. — Man kann unsere Menschen nach den Lebensaltern klassifiziren. Die von fünfzig bis sechszig Jahren sind Elende; entweder ganz hohle Atheisten und Materialisten, oder abergläubige Andächtler. Wir haben fast die Klasse ehrwürdiger Greise nicht mehr. — Unsere Leute von vierzig Jahren, die hommes en place, sind bloß Raublustige, aber die vollkommensten Administrateurs und Geschäftsleute, die es gibt. Solche sind unermüdlich, mit großer Pünktlichkeit von Morgens fünf Uhr bis spät in die Nacht, wenn es eben gilt, am Pult; aber rein-sinnliche Raubthiere, nur auf Geldmachen und Geniessen, als letztes Ziel, gerichtet. — Die jungen Leute von zwanzig bis sechsunddreißig Jahren sind in der Revolution erwachsen, unwissend, roh, haben aber die Welt gesehen, bessere Nationen, haben den Degen geführt, haben das tiefe Gefühl der Erniedrigung äussern Ruhms, und finden nichts, wenn sie in ihr Herz nach Anhaltpunkten und Trost greifen. Sie allein sind unsere Hoffnung; sie sind bereit, das Versäumte nachzuholen und sich noch Kenntnisse und Grundsätze zu erwerben. — Unsere philosophirenden Politiker sind darin übereinstimmend: die ganze Verbesserung des Menschen in der Gesellschaft müsse von dem Hause, von der Familie ausgehen. Denn das sei das Hauptunglück in Frankreich, daß es beinahe keine Familienbande mehr gebe, daß der Vater oft den Sohn nicht liebe und der Sohn dem Vater nicht traue, oft ihn verachte. Ich und meine Freunde sind aus Ueberzeugung Royalisten und Bourbonisten. Und wenn heute der König Ludwig XVIII stirbt, so rufen wir ehrlich: Vive Charles XII! — Nun freilich zwar — aber es muß dahin kommen, daß selbst die schlechten Könige nichts Böses thun können."

„Ob das Konkordat für Wissenschaft und freie Geistesbildung in Baiern nachtheilig werde, muß man abwarten. Von Seiten der Geistlichkeit hatte sie zeither bei uns nichts zu fürchten; vielleicht eher von denen, die gern eine politische Inquisition eingeführt sähen."

Seit dem Jahr 1819 schien er vom Gang der Völkerangelegenheiten, von seinen ehemaligen Erwartungen gar nicht mehr reden zu wollen. Nur auf sein Baiern beschränkt, hier in verfassungsmäßigen Formen, unter seinem königlichen Volksvater, beglückt, wandte er den Blick ungern anderswo hin.

Die Ermordung Kotzebue's betrübte ihn, Deutschlands wegen, sehr. „Sie kommt mir nicht aus dem Sinn, seit ich sie erfuhr!" schrieb er (den 31 März 1819): „Es ist dies durch die Konjunktur der Umstände einer der fatalsten Zufälle, der sich nur immer hätte zutragen können. Wie werden nun die ... und die ... Zetergeschrei über alle deutsche Studenten, Universitäten, Professoren, über alle Gelehrten erheben und sich als Märtirer brüsten, die alle Tage der Vehme einer heimlichen Gesellschaft ausgesetzt wären, die doch nur in ihren Köpfen und in ihren verleumderischen Mäulern Existenz hat!

„O theurer Freund, wir gehören zu einem armen, gebrechlichen Menschengeschlecht, wo wenige niedrige Seelen im Stande sind, auch das Ehrwürdigste zu sich herunterzureissen und in

Digitized by Google

den Staub zu wälzen. Daß die Abstimmung über das Wahlgesetz im französischen Parlament einen guten Ausgang genommen, tröstet mich in mißmuthiger Stimmung."

Und nachher (unterm 29 August 1819): „Ich zweifle, daß auch nur etwas Tieferangelegtes dem Studentenlärmen zum Grunde liege. Wie alle psychische Gespensterseherei und Selbstmord ansteckend werden können, ohne Verabredung, so auch dieses unbestimmte Treiben, daß in dem schwärmerischen Sand kulminirt, dessen halber Wahnsinn ja schon dadurch am sichersten als solcher erscheint, daß er gerade der Sache, der er dienen wollte, so fürchterlich schadete. Einer gewissen Partei kommen heutiges Tages Verschwörungen so erwünscht, daß sie sie veranlassen möchten, und daß sie recht mit Liebe von denselben, als vorhanden, sprechen, obgleich sie nicht da sind. Und wie benutzt man dieses Geschwätz! — O, wie man die guten Fürsten, die Männer am Staatsruder täuscht und absichtlich irre führt! — Mein *** sagt mir in seinem Briefe: „So lange ich keine bessern Nachweisungen sehe, als die Berliner Staatszeitung bis jetzt gegeben hat, werde ich nie glauben, daß eine Gesellschaft von Menschen — denn was einem einzelnen verrückten Gehirn einmal im Traum beifällt, ist noch kein Plan — toll genug sein könne, eine Republikanisirung von Deutschland durch Korrespondenz, durch einige Emissäre und ein paar Dutzend Turner zu unternehmen. Die vernünftigen Leute in Berlin halten auch Alles für — Visionen. — So wie sich die Sachen jetzt meist, wie fast alles Gute, ohne Zuthun von gewöhnlichen Ministern, ja gegen diese gestalten, gewinnt die Rechtschaffenheit immer mehr Gewicht, und die diplomatischen Schlechtigkeiten, wenn sie auch von Meistern geübt werden, können das Licht der öffentlichen Meinung eben so wenig aushalten, als Zauberei und Teufelsbannerei Die Geschichte des Stourdza'schen Pamphlets ist ein sprechender Beweis."

„Bei uns in Baiern hingegen ist unendlich viel Gutes im Keimen. Das tröstet mich über Alles. Einer der wohlwollendsten Könige, die je über Menschen regiert haben, hat Stand gehalten, bei manchem Andringen, daß auch er störend in das eintreten soll, was der Zeit gemäß eingeleitet und in Gang gesetzt worden war. Baiern und sein König steht unter Deutschlands Völkern hoch da vor der ganzen Mitwelt. Es hat sich gezeigt, daß von gesetzgebenden Versammlungen, in denen das Volk vor seinem Monarchen erscheint, selbst für den bedenklichsten Politiker, nichts Furchtbares liegt, wenn der Herrscher wirklich von seinem Volk geliebt ist, wie es der Fall bei uns in Baiern ist; und so geliebt zu werden, dahin sollen alle streben. Die öffentlichen Blätter und die Geschichte anerkennen dies schöne Verhältniß des Monarchen, der Wahrheit gemäß. Und glaube mir, er bleibt dem rechten Wege treu, den er eingeschlagen hat, und läßt sich nie durch furchtsame oder schlaue Einredungen irre machen."

In diesem Geiste verharrte Schlichtegroll auch in folgenden Jahren. Als er den festen, raschen, blutlosen, gewaltigen Gang der spanischen Staatsumwälzung im Jahre 1820 vernahm und beobachtete, schrieb er: „Worüber erstaunt man denn? Statt die Revolution zu enden und diesen verheerenden Waldstrom in das Bett der natürlichen Evolution zu leiten, drängen sie ihn überall mit Contrerevolutionen rückwärts und dämmen auf, so lange sie mögen, bis

Digitized by Google

rückwirkend die Contre-Contrerevolution kommt. Nach allem was ich weiß, stimme ich in die besten Hoffnungen für Spanien. Es wird noch manchen Kampf kosten, aber das konstitutionelle System wird sich durcharbeiten."

Am tiefsten war sein Schmerz um Griechenland, und vielleicht mehr noch um die Stellung derjenigen christlichen Fürsten zu Griechenland, die er so hoch verehrt hatte. Immer kam er wieder darauf, und mit niedergeschlagenem Muthe zurück. Noch im letzten Brief, den ich von seiner Hand empfing (21 Juni 1822), seufzte er: „Die Hellenika gehen mir tief ans Herz. Immer nehme ich mir vor, diesen Artikel in den Zeitungen zu überschlagen; und doch zieht es mich jedesmal, sie zuerst zu lesen und meine Wunden aufzureissen."

Andere, die ihm näher waren, mögen vom literarischen und häuslichen Leben Schlichtegrolls, von seiner stillen, hilfereichen Wohlthätigkeit, von der Anmuth seines geselligen, vertraulichen Umgangs reden. Ich aber möchte von seinem innern religiösen Sein am liebsten sprechen; und doch ist mir eben in dies schöne Geheimniß zu blicken am wenigsten das Glück geworden. Davon mögen vielleicht seine Söhne, oder Jakobs oder Weiller die besser Unterrichteten sein. Aber die Religion, welche sein gesammtes Streben regelte, sein ganzes Wesen durchleuchtete, war das, was ihn vielleicht am meisten und vor allem andern beschäftigt hat.

Ich begnüge mich, nur noch ein Bruchstück aus einem seiner Briefe mitzutheilen.

„Die Erscheinung" (schrieb er im April 1813): „daß man wieder in der positiven Offenbarung Hilfe sucht, beschäftigt mich oft, besonders in Folge der Aufsätze eines Herrn E...r in Schlegels Museum, und Schlegels Gedanken selbst. Soll es denn hierüber gar nicht zu einiger Uebereinstimmung unter den redlichen Forschern und sittlichen Menschen kommen, und soll denn immer die alte Untersuchung von neuem angehn? — Du kennst wohl schon Bouterweks Lehrbuch der philosophischen Vorkenntnisse. Ich finde dieses geeignet, mein Symbolum jetzt zu heissen. Ich wollte, der Verfasser gäbe uns seinen Kommentar über dieses Kompendium, das jetzt bloß Andeutungen enthält.

„Ich bin fest überzeugt, daß die oft sich selbst unbewußte Eitelkeit, eine Meinung auf eine glänzende Weise auszudrücken, von jeher eine der Haupturſachen der Verwirrung in der Philosophie gewesen ist. So lange selbst die redlichsten Forscher es sich nicht auflegen, mit Verzichtung darauf, etwas Pragmatisches zu sagen, über jene großen, allgemeinen Wahrheiten sich höchst einfach und allgemein auszudrücken, so lange wird es nicht besser.

„Ich trage mich jetzt wieder mit einem alten Gedanken, der mich als Traum sehr begeistern kann. Wie, wenn viele ehrliche, einfache große Menschen ihr Credo auf die präziseste Weise, auf einige Seiten niederschrieben und sich einander mittheilten, — eine Sammlung von Palmblättern ohne Gleichen! Das gäbe eine geheime Gesellschaft der edelsten Art; sie hätte eine Bundeslade von einzigem, hochmenschlichem Werthe. Aber die Indiscretion der Alles-Druckenlasser hat allen Glauben und Vertrauen verdrängt."

Digitized by Google

Hellas Lage vor dem Aufſtande. Die nähern und entferntern Urſachen, welche denſelben herbeigeführt haben. *)

Lord Byron ſang einſt: „Schönes Griechenland, du Trümmer verſchwundenen Ruhmes — einſt unſterblich, doch jetzt nicht mehr; gefallen, und doch noch groß — wer vereinigt wieder deine Söhne, führt kühn ſie in den Streit, und rettet ſie vom langgewöhnten Joche? Ach nimmer vermögen ſie's, die einſt ſich bloßgeſtellt, und hoffnungslos der Gefahr ſich weihend, in das Grab der Thermopylenſchlucht ſich ſtürzten! Wenn erwacht die alte Schaar deiner Helden zu neuem Leben, ſchweift an Europa's Ufern, und weckt dich aus dem tiefen Todtenſchlummer?

„O Geiſt der Freiheit, der auf Phylus Höhen mit Thraſibulos und ſeinem Zuge erſchien, — konnteſt du zum Voraus die ſchwarze Stunde ſehen, die nun den Schmelz deiner attiſchen Gefilde umdüſtert? Nicht deine dreißig Tirannen umlagern dich mehr, aber jeder Wicht drückt dein Vaterland. Rings ſtehn deine Söhne, fruchtlos ſpottend, ſtatt zu erglühen, und zittern vor der Geiſſel des Osmanen, geſäugt in Sklaverei, entmannt in Wort und That.

„O blickt ſie an, ſo ganz verwandelt, nur an der Form noch nicht. Das Feuer, das noch in ihrem Auge ſich kund gibt, zeigt, daß ihre Bruſt aufs neue die unlöſchbare Glut der verlornen Freiheit glühe. Noch träumt mancher, das Erbe der Väter in nächſter Stunde zu erlangen: doch thöricht bauen ſie nur auf das Schwert der Fremden; ein jeder ſchaudert, den Streit allein zu wagen, wie auch immer ihr Name im Buch der Schande prangt.

„O angeerbte Sklaven, wiſſet ihr nicht, daß wer frei ſein will, den Schlag ſelber vollführen muß, und nur gerechte Waffe den Sieg erkämpft? Wird euch je der Franke, der Moskowite helfen? Wohl ſuchen ſie gern den Sturz eurer übermüthigen Dränger, — aber wird darum der Altar eurer Freiheit glühen? Helotenſchatten auf! ſiegt einmal ob eurer Schande! Land, wechſele deinen Herrſcher, um friſch aufzublühen! Entflohen iſt dir der Ruhm — wirſt du wohl auch der Scham entfliehen?

„Die Stadt, die man Allah vom Ghiaur gewann, mag immer dieſer wieder zurückgewinnen, und die undurchdringbare Mauer des Serails den ſtolzen Franken, den alten Gaſt umſchlieſſen, und Wahabs rebelliſche Brut, welche voller Wahn die fromme Beute Mahoms Grab entwand, längs dem Weſten die blutige Bahn ziehen: nie kommt die Freiheit in dies Land des Schickſals wieder, wo nur der Sklave dem Knechte folgt, geſpannt in ewiges Joch.

„O Hellas, ſchätzen dich ſo wenig hoch, die du erzeugt und genährt in ſolchem Ruhm durch Helden, deren der verdorbene Stamm nun nicht mehr werth iſt? Ja! wenn Lacedämons Muth

*) Bruchſtücke aus dem nächſtens im Druck erſcheinenden dritten Theil der Heerzüge des chriſtlichen Europa's wider die Osmanen, und die Verſuche der Griechen zur Freiheit u. ſ. w., von Dr. Ernſt Münch.

Digitized by Google

ſich wieder regen wird, ein Epaminondes Theben neu entſteigt, Athenäs Kindern friſch ein Herz ſchlägt, und die Griechenmutter wieder Männer zeuget — dann magſt du auferſtehen — vielleicht nur dann; — Jahrtauſende forderts, ehe ein Staat gedeiht; nur eine Stunde oft, ihn in den Staub zu beugen; wo iſt der Menſch, der ſeinen Glanz erneuen, ſeine Kraft zurückrufen, Zeit und Geſchick beſiegen mag?

„Doch wie lieblich biſt du noch in deinem Schmerz, du der Götter und göttlichen Menſchen Heimath! Noch iſt das Immergrün der Thäler, der Schnee der Berge dein Gewand; nur von deinen Tempeln und den Zinnen deiner Thürme iſt die Pracht verſchwunden, und hat ſich ſchnöde vermiſcht mit deiner Heldenerde, welche der Pflug in barbariſcher Hand hart verletzt. Was irdiſcher Geburt iſt, muß ruhen; Alles geht unter, nur die Thaten der Edeln nicht.

„Kunſt, Freiheit, Ruhm ſind bei dir welk geworden; nur die Natur blüht noch. Wohin man tritt, begegnet uns alter heiliger Grund; nichts iſt von niederer Form in deinem Lande. Rings herrſchet ein weites Wunderreich, und es ſcheint wahr, was durch der Muſen Sang geoffenbart worden, bis der Verſtand neu, doch ſchmerzvoll, die Szenen unſerer Jugend frühen Traum gewahrt. Berg, Thal, Schlucht, Fläche, Felswand — ſie alle ſprechen der Gewalt, die Felſen hinwirft, Hohn; die Zeit hat Athenäs geſtürzt: das graue Marathon verſchonte ſie. Nicht der Sklave zwar, doch Sonne und Boden ſtehen noch unverändert, bloß den Zwingherrn wechſelnd; ſie bewahren noch ihre Grenze und ihren Ruhm ſo ſchön: das Feld, wo der Perſer blutendes Heer zerſtäubte, als Hellas blitzendes Schwert den Sieg an jenem Morgen errang, der keinem an Glorie weicht. Kaum tönt das zauberiſche Wort „Marathon“, und es weiſet ſich dem Auge des Hörers die Schlacht, das Heer der Sieger und der fliehende Feind, der fliehende Meder, wund und bogenlos; der ſtolze Grieche mit blutigem Speer nacheilend; oben Gebirge, Erd- und Meeresfläche im Grunde; Tod im Geſicht, hinterher Verheerung. Welche Trophäe ziert nun dieſes Heiligthum, wo einſt Freiheit lächelte und Aſia's Heer getraumt? Den Staub der umgeſtürzten Urne, des ruhmbedeckten Walles zerſtreut nun rings der Roſſeshuf des Fremdlings umher.

„Dennoch wird müdlos, wenn trauernd auch, immerdar der Pilger zum Reſte deiner verblichenen Pracht wallfahrten, und der Wanderer, dem dein Eden entgegenlächelt, dir, o Land der Schlachten und des Sieges! glühen. In dem Jünglingsbuſen aller Zonen wird dein Schickſal, deine Sprache, dein Ruhm leben, o Stolz der Alten, Lehrgewinn der Jugend, das der Weiſe ehrt, und der Dichter mit begeiſterter Luſt begrüßt!“

Mit dieſen Gefühlen, von der Harfe des großen britiſchen Sängers *) geweckt, betreten wir im Geiſte den Boden, der jetzt der Gegenſtand unſerer geſpannten Theilnahme, der Schauplatz ungeahnter Thaten wird; ohne nahe Hoffnung, die Urſtände des Volkes zu ſchauen, den-

*) Byron, im zweiten Geſange ſeines *Childe Harold.*

Digitized by Google

noch nicht hoffnungslos, weil der Gedanke der Freiheit ewig, und hier ihre Wiege und ihr glanzvollster Thron ist.

Albanien, Epirus und ein Theil Thessaliens schmachteten unter des Tirannen Alis Druck, oder unter dem noch härtern jener Befreier, die der Padischah sendete; Macedonien, Livadien, der Peloponnes mußten vor den Seraskiers und Paschas sich neigen, die wechselnd gegen sich und gegen ihre Sklaven, um die Befehle des Divans unbekümmert, die Fackel des Bürgerkrieges und die Geissel übermüthiger Herrschaft schwangen; Meere und Inseln, wiewohl unwillig, den alten Dioskuren der Freiheit und des Ruhms mit gläubiger Sehnsucht zugewandt, fürchteten und täuschten die Macht des Kapudan Pascha.

Dies war die Lage des unglücklichen Hellas bis zur Zeit, wo in den bessern seiner Söhne der Gedanke reif ward, die Bande der Schmach zu zerreissen und, wenn auch nicht Sieg, doch ein ehrenvolles Grab ihres Volkes zu erkämpfen.

Dem Unwissendsten ist nicht mehr fremd, daß zu dem seit Jahrhunderten genährten Wunsche und Entschlusse, die Knechtschaft zu enden, mithin ausser dem volksthümlichen Impuls noch eine mächtige diplomatische Anregung von glaubensverwandten Völkern gekommen, um der Nation jene Richtung zu geben, die im Jahr 1821 sich endlich geoffenbart hat.

Die Ursachen mithin, welche die Revolution bewirkten, sind zweifacher und dennoch innigst verschlungener Natur; eine solche, die aus dem wiedererwachten Bildungs- und Freiheitstriebe der Nation selbst, und eine andere, die aus diplomatischen Bemühungen, deren Anfang weit vor die Zeit des Aufstandes zu setzen, ihr Entstehen leitet. Daher muß auch dieser letztere von einem doppelten Gesichtspunkt in den zwei verschiedenen und nur scheinbar vereinigten Erscheinungen, des Byzantischen Aufstandes und der Insurrektion Morea's und der Inseln, gewürdigt werden. Laßt uns in beide etwas näher eingehen, und namentlich eine kurze Geschichte des Wiedererwachens der Kultur in Neugriechenland der Schilderung des Freiheitskampfes voranstellen, ohne welche erstere in seinen Großthaten, Fehlern und Blößen nicht gehörig verstanden werden mag *).

Griechenland, während der vierhundert Jahre der Türkenherrschaft, befand sich gerade in demjenigen Zustande der Erstarrung, in welchem sich der größte Theil Europens vor Wiederherstellung der Wissenschaften fühlte, und wo möglich noch tiefer und schmählicher versunken. Nur in einzelnen Zeiträumen, durch Thaten des Jahrhunderts und seinen wie durch den eigenen Geist ergriffen und aufgemahnt, entrafften sich der allgemeinen Lethargie erleuchtetere Männer der Nation. Aber ihre Stimme war die des Rufenden in der Wüste, und ihr Auftreten der

*) Wir sind dabei vorzüglich den Berichten in Adamantios Korai (Prof. zu Paris) Denkschrift de dato 1805, übersetzt in Ikens Helikon, Leipzig 1822, Lord Byron in den Anmerkungen zum zweiten Gesange von *Childe Harold*, Xanthus, ein Taschenbuch der Geschichte des griechischen Volkes, Heidelberg 1823, gefolgt.

Digitized by Google

Erscheinung glänzender Meteore zu vergleichen, die durch das kurze Strahlenlicht ihres Daseins nur um so fürchterlicher die bald sie wieder verdrängende Nacht verkündeten. Sie blendeten mehr, als sie leuchteten. Die Tugend war aus dem öffentlichen wie aus dem Privatleben verschwunden; „denn", wie Korai, der Ehrwürdige, sich ausdrückt, „die Unwissenheit, die Tochter der Tirannei, geht nie ohne den Aberglauben einher, und der Aberglaube führt unvermerkt das Verderbniß der Sitten herbei." Gleichwohl hat bloß eine oberflächliche und ungerechte Ansicht der Dinge unsere gegenwärtige wie die vor ihr bestandene Generation zu dem Urtheil verführen können, welches alle Laster jener vier Jahrhunderte auf Rechnung des jetztlebenden Geschlechtes wälzt; zudem ist von unberechtigten Reisenden, oder Schriftstellern, welche nie das Gebiet ihrer Stube verlassen haben, die Entartung der Neugriechen zum Zerrbilde geschildert worden, das nur in ihren Köpfen vorhanden war. Nie hatte sich ganz der griechische Geist verläugnet; immer noch war, wenn auch nur in einem Theile, jene glückliche Biegsamkeit des Geistes bei den kraftlosen Söhnen einer tüchtigern Zeit sichtbar; aber der Verlust der Freiheit, die Armuth an Hilfsquellen, die Getrenntheit von der übrigen zivilisirten Welt, vor allem aber eine geistesarme, fanatische, abergläubige Pfaffenschaft, und eine Aristokratie, die trotz des Damokles Schwert, das täglich über ihrem eigenen Haupte hing, mit den Satrapen des Islams zur Peinigung des Volkes sich verbunden — dies alles waren Hindernisse, warum dasselbe so lange in seiner Niedrigkeit verstoßen blieb. Die Erziehung war in Folge dessen von der Art, daß auch die Worte der Bessern ungehört verhallten, und bloß die rauhen Töne kirchlicher Polemik als traurige Spuren vom Dasein gelehrter Männer noch vernommen wurden. Die einzige Ausbeute von Reisen, welche nach Italien, dem weitesten Ziele, unternommen wurden, bestand ausser jenen dürren theologischen Kenntnissen in einigen erweiterten Erfahrungen der Arzneiwissenschaft; dem bei weitem größern Theile des Volkes war Lesen und Schreiben unbekannt geworden. Doch gab es in Mitte desselben fortwährend Männer, welche das schwere Leid tief und innig fühlten, und die heilige Sehnsucht nach würdevollerm Zustand in rührungsvollen Klagen verriethen.

So war es bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beschaffen; da begann es leise und unmerklich zu tagen. Die seit längerer Zeit bestandenen paar Schulen für das Altgriechische (wie sehr auch der Fanatismus und die Ignoranz ihre Früchte zu zerstören trachtete), ein freilich oft bis ins Lächerliche getriebener Nationalstolz, die Erinnerung an der Altvordern Herrlichkeit, so wie das immer erhaltene Gefühl der einst besessenen Unabhängigkeit und des unverlornen Rechtes darauf — diese mächtigen Leidenschaften bildeten in ihrer allmälig stärker gewordenen Zentralisirung die künftige Kultur vor. „Gleichwie edle Rosse" — so drückt der Britte Eton *) sich aus — „gleichwie edle Rosse beissen sie in ihren Zügel, und das Joch, das auf ihnen lastet, erfüllt sie mit Unwillen. Wenn es ihnen gelingt, es abzuschütteln, so gehen sie mit großen Schritten auf der Bahn des Ruhmes vorwärts."

*) Im zweiten Bande seines Werkes über die Neugriechen.

Digitized by Google

Die merkwürdigen Umwälzungen, die durch die Anſtrengungen franzöſiſcher Gelehrten um dieſe Zeit in allen religiöſen und politiſchen Begriffen bewirkt worden, warfen auch in Hellas erfreuliche Strahlen aus, und die nämlichen Schriftſteller, welche mit dem Glanze der Weiſen des Alterthums den bald nach der Reformation wieder eingeſtarrten Verſtand der Völker unſerer Zeit zu beleben und ſiegreich gegen Mönchthum und Tirannei in die Schranken zu treten wußten, waren von der Vorſehung beſtimmt, wider Willen einen Theil der Schuld an die Enkel jener Herrlichen abzutragen. Sechszehn Jahre nachdem die berühmte franzöſiſche Encyclopädie erſchienen, ſah man zum erſtenmal in Neugriechenland Werke über philoſophiſche Gegenſtände und Ueberſetzungen von Virgils unſterblichen Poeſien, und der Verfaſſer der Recherches philosophiques sur les Grecs *) ward offenbarer Lügen beſtraft, als er die unedle Aeuſſerung ſich erlaubte: „Die Unwiſſenheit und der Aberglaube haben bei den Griechen ſo feſte und tiefe Wurzeln geſchlagen, daß keine Macht und keine menſchliche Kraft ſie werden ausrotten können.“ Zwar erregte die ſtärker gewordene Wißbegier für jene Gegenſtände des Nachdenkens bei der Prieſterſchaft und dem Pöbel bedeutenden Widerſpruch, und dürfte vielleicht auch lange noch unfruchtbar geblieben ſein, wenn nicht der allmälig vermehrte Wohlſtand beim induſtriellen Theile der Nation treulich die Beſtrebungen der Wiſſenſchaft unterſtützt hätte. Der Handel war es, der die Kenntniß von Mathematik, Sprachen und Länderkunde beförderte, den Ideenkreis erweiterte und durch Anlegung mancher Handlungshäuſer in europiſchen See- und Kommerzſtädten des Abendlandes die nähere Verbindung mit demſelben wieder anknüpfte. Bereits ſah man auf deutſchen und fränkiſchen Univerſitäten griechiſche Jünglinge, und ihr Beiſpiel bei Heimkehr derſelben in Andern erwachen.

Der Krieg Rußlands mit der Pforte in den Jahren 1769 bis 1777 entzündete die Hoffnungen der Freiheit in einem großen Theile des Volkes; unverhohlen glühte der Enthuſiasmus für der Czarin Waffenglück, und wider den Unterdrücker das Rachegefühl. Viele erſahen in den Moskowiten die Befreier der Nation und die Herſteller der zerſtörten oder entweihten Chriſtustempel; Andere bloß diejenigen, welche zur Freiheit ſie vorzubereiten von einer höhern Macht die Beſtimmung erhalten. Bald verſchwand der ſchöne Traum, den ſie für Wirklichkeit zu halten durch die Schritte der Kaiſerin allerdings berechtigt waren, und friſcherdings nach Abſchlachtung von achtzigtauſend Peloponneſiern, trotz der ruſſiſchen Garantie, die man als ſchlechten Erſatz für geleiſtete Hilfe gab, laſtete das Türkenjoch ſchwerer auf den Schultern der Getäuſchten.

Aber jener Kampf war doch nicht ohne die wichtigſten Folgen geblieben. Der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Barbaren war dahin, und dieſe ſchienen den Hellenen, ſo nur tüchtige Führer ihnen würden, nicht mehr ſo furchtbar; ſie hatten ſie den Ruſſen zur Seite geſchlagen, darum vermeinten ſie den Tag nicht mehr ſo fern, wo ſie allein, durch eigene Kraft, den über-

*) Pauw.

Digitized by Google

müthigen Feind zu bändigen vermöchten. Zum erstenmal war eine Art Nationalstolz erwacht. Der mächtige Einfluß russischer Konsuln in den Häfen und Städten der Levante, die Unterstützung, welche durch diese bedrängten Griechen ward, die aufrührerischen Gesinnungen und Plane mancher osmanischen Häuptlinge selbst schienen die allmälig überhandnehmende Verachtung gegen die Tiranen zu vergrößern, vor denen sie so lange sich in sklavischem Gehorsam gebeugt.

Die wackern Seeleute des Archipels waren die Ersten, welche ihr Herz zu kühnern Dingen erhoben. Der erweiterte Umfang ihrer Handelsreisen bestimmte sie zu geregelten Einrichtungen im Innern ihrer Schiffe und Inseln; es bildete sich aus Kauffahrteischiffen eine Marine nach dem Vorbilde der europäischen; die Sitten des Auslandes und der mit ihnen eingekehrte Luxus desselben schärfte den Erfindungsgeist, bahnte der Kultur ungekannte Wege, und von den ungebildetsten aus allen Hellenen wurde den Moreoten und Festländern ein ehrenvolles Beispiel gegeben, zugleich für alle Fälle künftiger Bedrückung ein sicherer Hort auf den schwimmenden Wohnungen bewahrt. Der Nutzen, den scheinbar die muselmännische Regierung aus einer geordneten Marine zog (ihr Seewesen selbst lag im erbärmlichsten Zustande), ließ diese glücklicherweise die Gefahr übersehen, die aus derselben einst nothwendig ihr erwachsen mußte. Ja, die hoffärtige Sorglosigkeit der Despotie unterstützte sogar das Institut, das in der Folge ihr so theuer zu stehen kommen sollte, und sie vernahm die bedeutungsvollen Worte jenes Hydrioten nicht, der gleich dem Themistokles in heiliger Begeisterung ausrief: „Wir werden einen Boden und ein Vaterland haben, so lange wir im Besitze von zweihundert bewaffneten Schiffen sein werden“

Hydra, das Felseneiland unfern dem Peloponnes, war es namentlich, das allen übrigen Insulanern in jeder Tüchtigkeit voranging. Mit den Reformen in der Marine unternahmen seine Bewohner zugleich im Innern der Insel wichtige Verbesserungen, und die junge Generation wurde durch die wirksamsten Mittel im System der Väter weiter erzogen. Schon prangten nicht weit von der Rhede eine Börse und ein Schulhaus für die altvaterländische Sprache.

Neben diesen segensreichen Anstalten auf den größern Inseln des Archipelagus schritt auch in vielen Städten des Festlandes, je nach dem größern oder geringern Grade der vorhandenen Vorkultur, die geistige Revolution fort (am wenigsten vielleicht, nach den Bemerkungen der Reisenden und den Erfahrungen der neuesten Zeit, auf Morea, wo die größte Verwilderung zu herrschen schien). Ersteres gilt namentlich von Epirus Hauptstadt, Janina, welches nach dem Urtheil eines Griechen selbst jeder Hellene die Mutter und Wiege von Neugriechenland nennen muß, weil sie den ersten Samen der Wissenschaft in ihm ausgestreut hat. Enge Handelsverbindungen mit Venedig schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts beförderten jenen Umstand. In kurzem gingen von dieser Stadt — um mit jenem fortzusprechen — so viele Quellen aus, daß sich ganz Griechenland laben und erfrischen konnte. Zu einer bereits breiten Welle schienen diese Quellen sich durch die Bestrebungen des Eugenius von Korcyra ver-

Digitized by Google

einigen zu wollen, der mit Hilfe der Maruzenfamilien zu Venedig eine zweite Schule in Janina stiftete, welche auf's zahlreichste besucht, aber durch innere Unruhen bald in ihrer schönen Wirksamkeit wieder gehemmt wurde. Dieser Eifer schien, was das Festland betrifft, unter der Aegide der dort herrschenden Fürsten aus dem Fanal nach der Moldau und Wallachei sich in der Folge verbreitet zu haben, und die Institute zu Jassi und Bucharest bewiesen wenigstens den Patriotismus Einzelner, wenn auch gleich das despotische System der Griechenfürsten selbst, und die immerwährende Abhängigkeit und Furcht vor den Türken, so wie das Elend des Landes, dem Aufblühen von Universitäten sehr unhold schienen.

So wie aber schon in den Zeiten des alten Hellas die Gesittung von dem blühenden Jonien zuerst und vorzüglich den übrigen Stammgenossen zugekommen war, war es auch jetzt wieder der Vaterinsel Homers, dem glücklich-unglückseligen Chios, vorbehalten, die erste besser organisirte Hochschule in allgemein volksthümlichem Geiste, und auf eine politische Tendenz berechnet, zu besitzen. Chios, genannt der Garten des Archipels, durch seine glückliche Lage, durch Klima, Fruchtbarkeit, durch Fleiß, Fröhlichkeit und Gewandtheit der Einwohner derjenige Punkt, auf dem man nach Durchwanderung von Hellas und seinem Elende mit Wohlgefallen und Entzücken verweilte, bot vor der Revolution, die es vernichtete, das herrliche Schauspiel eines schon ziemlich geordneten kleinen Staates dar; zu der in beträchtlicher Anzahl Studierender aus dem Eilande selbst strömten jährlich von allen Völkerschaften der Inseln und des Festlandes Jünglinge dahin, ihre aufblühende Anstalt zu besuchen. Wir besitzen noch vom Jahr 1802 ein Rundschreiben an sämmtliche Kaufleute in hellenischen Städten, worin zu Unterstützung der Universität dieselben aufgefordert werden, und welches gewiß den Karakter des Volkes zu seinem Vortheil bezeichnet: „Von Euch" — so drücken sich die Administratoren der Schule aus — „von Euch vorzüglich, liebe Brüder, müssen wir Hilfe erflehen. Ansäßig in Städten und in Mitte aufgeklärter Nationen, seid Ihr Augenzeugen von allen Vortheilen, welche die Wissenschaften und Künste gewähren, da Ihr Gelegenheit habet, die Theater der Europäer zu besuchen, und griechische Stücke und Handlungen auf derselben darstellen zu sehen; wer könnte da den Werth, die Tugenden und die Aufklärung unserer Vorfahren besser würdigen, als Ihr? Beehrt mit dem Namen „Griechen" ziemt es Euch vor Allen, ihn Euererseits dadurch zu ehren, daß Ihr in den Schoos des erniedrigten Griechenlands seine alte Größe und ehevorigen Glanz wieder zurückruft. Indem wir diese Anstalt gründeten, haben wir nichts weiter gethan, als der Stimme des Vaterlandes gehorcht; wir haben nur die Wünsche aller Griechen erfüllt, aber vorzüglich die Eurigen, da Ihr vermöge Eurer Lage besser als irgend Jemand im Stande seid, zu beurtheilen, bis zu welchem Punkte die Aufklärung dazu beitragen kann, unserer Nation die Achtung der Ausländer wieder zu erwerben, die sie niemals hätte verlieren sollen." *)

Wenn dieser gelungenen Hauptanstrengung verdienter Beifall und bewundernde Aufmerk-

*) S. Korai's Denkschrift, S. 169.

Digitized by Google

samkeit gezollt werden muß, so darf auch eine frühere, wenn auch minder glänzende, unserer Beachtung nicht entgehen. Ich lasse hier einen Griechen *) selbst sprechen.

„Kydonia oder Aivaly, der vorzüglichste Ort auf Chios, erbaut auf den Ruinen des alten Elea, war noch vor vierzig Jahren ein elendes Dorf, von Griechen und Türken bewohnt, die ewig mit einander im Streit lagen. Durch Johannes Oekonomos, einen sehr hellen Kopf, wurde es plötzlich erhoben. Er hatte Reisen gemacht, und hatte durch allerlei Kunstgriffe sich die erste obrigkeitliche Würde in Kydonia erworben, nebst dem Rechte, alle Türken aus seinem Orte entfernen zu dürfen. So kehrte er nach Kydonia zurück. Viele Feinde stellten sich ihm in den Weg; stets blieb er aber Sieger. Er lud die unglücklichen Griechen, die um Kydonia wohnten, ein, sich daselbst niederzulassen, und gab ihnen Baustätten und Feld. Aus dem Peloponnes und von allen Gegenden her eilten die tirannisirten Griechen herbei, und in Kurzem war das elende Dorf eine große Stadt. Nicht genug: er sorgte wie ein Vater, daß die Wissenschaften unter seinen Mitbürgern Eingang fanden. In ihm war die kühne Idee erwacht, eine Schule zu errichten. Aber wie? Denn es ist den Türken selbst nur halb erlaubt, sich auszubilden; die Griechen dürfen gar nicht daran denken. Der Tirann befolgt pünktlich das Prinzip seines Gesetzgebers und seines Glaubens. Der Tirann kennt zu gut den Nutzen, den er daraus zieht, wenn sein Volk in Dummheit und viehischer Rohheit lebt; und ob das Pfaffenthum nicht wirklich mit ihm unter einer Decke gelegen, wollen wir jetzt nicht untersuchen.

„Damit Oekonomos den Neid der Türken nicht auf sich lade, was that er? Nicht weit von Kydonia lag ein Dorf, Allablar genannt, welches keine Moschee hatte. Er gab Befehl, dort auf seine Kosten eine Moschee zu erbauen; während dem baute er in Kydonia eine Schule. Die Barbaren, von seiner That geblendet, warfen ihre Blicke nur auf die Moschee, nicht auf die Schule. Der Tod überraschte ihn im Jahr 1791. Seine Nachfolger hatten den besten Willen, und thaten für die Schule sehr viel; sie begründeten sie fester und riefen Gelehrte herbei, so daß die Stadt ein Sitz der Musen wurde. Den berühmten Benjamin aus Lesbos liessen sie auf ihre Kosten nach Paris und England reisen.

„Nach dem Tode des Oekonomos erwachte aber der Tirann wie aus einem tiefen Schlafe, und er gab Befehl, die Schule zu zertrümmern. Sie wurde geschlossen, Professoren und Studierende verjagt, und nach einem halben Jahre erhielt man kaum mit 400,000 türkischen Piastern die Erlaubniß, wieder die Schule zu eröffnen. Dies dauerte aber auch nicht lange. Nach kurzer Zeit kam abermals der Befehl, die Schule zu schliessen, unter dem Vorwande, daß die Schule auch einer Kirche sei. Es kostete neuerdings 200,000 P..ster, bis man die Erlaubniß erhielt, sie wieder zu eröffnen. Jeder Studierende mußte sich übrigens zu einer Kopfsteuer verpflichten. So viel kosteten auch die kleinsten Fortschritte der Griechen in den Wissenschaften;

*) Kanus im Taschenbuch der Geschichte des griechischen Volkes, erster Jahrg. Heidelb. 1823.

Digitized by Google

so viel wurde ihnen in den Weg gelegt.“ *) Dennoch erhielt, wie wir gesehen, der chiotische Musensitz Gedeihen bis zum Augenblicke, der Alles zertrümmerte, und die Flamme aller Städte von Chios die Hochzeitfackel der Freiheit Hellas, auf dem Meere wenigstens, durch den Widerstand der Verzweiflung ward.

Noch Wichtigeres war der neuesten Zeit vorbehalten. Der Männer und Jünglinge, welche abendländische Lehrinstitute besuchten, und von da, als neue Stützen der Aufklärung und Gründer neuer Anstalten in der Heimath, zurückerwartet wurden, wurden immer mehrere **). Nicht nur Laien nahmen an diesen Bewegungen der Geister Antheil, sondern auch jene Klasse, welche bis dahin als die Haupturſache der Finsterniß betrachtet werden mußte. „Die Liebe zum Unterricht“, sagt Korai, „hat sich mit allen Symptomen einer ansteckenden Krankheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, fortgepflanzt und verbreitet; und was die beste Vorbedeutung für die Zukunft gibt, ist, daß jene ansteckende Krankheit die griechische Geistlichkeit ergriffen hat. Die Philosophie ist in die Pforten des Heiligthums geschritten, oder sie ist vielmehr in dasselbe hinabgestiegen, und tritt in Begleitung einer aufgeklärten Nation daraus hervor, die Nation zu unterrichten. Ein großer Theil der griechischen Geistlichen, weit entfernt, den Unterricht der Nation zu hindern, strebt danach, sich selbst zu unterrichten. Diese achtungswürdigen Priester haben wohl gefühlt, daß die wahre Frömmigkeit die aufgeklärte ist, und daß die Aufklärung, weit entfernt, eine Feindin der wahrhaften Religion zu sein, sie nur fester begründet und für das Herz der Menschen einnehmender macht. Sie haben gefühlt, daß die Erkenntlichkeit der Nation für die Dienste, die sie ihr leisteten, nicht mit dem thörichten Weihrauch zu vergleichen ist, den der Aberglaube ihnen mit vollen Händen zuspendete. Um so lieber lasse ich dem griechischen Klerus Gerechtigkeit widerfahren, als man ihm gewöhnlich den Vorwurf machte, zur Entartung der Griechen am meisten beigetragen zu haben. Nein! dieser Vorwurf gebührt nur noch einem sehr kleinen Theil der Priesterschaft, der sowohl das Heiligthum, welches er nie zu ehren gewußt hat, als auch die Nation, von welcher er nicht länger hoffen darf, eine dumme Huldigung fort zu empfangen, bald von seiner Bürde befreien wird.“

So schrieb vierzehn Jahre schon vor dem Aufstande einer der glaubwürdigsten und ehrwürdigsten Hellenen ***); und die Ereignisse des Tages, an denen die Priester so glorreichen Antheil genommen, beweisen, daß er die Zeit und ihre Aenderungen richtig gefaßt.

Wir glauben diese unsere Betrachtungen über die von den Neugriechen unternommenen Anstrengungen für die Kultur nicht schliessen zu dürfen, ohne daß wir dem Leser noch eine kurze Uebersicht derjenigen Namen geben, die zu dem ruhmvollen Werke beigetragen. Die von Alexander und Niklaus Maurocordatos (zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts)

*) Lantus erwähnt kurz vor dieser Beschreibung einer noch frühern Anstalt auf Siphanto, von den Patmiern gegründet, und zahlreich von Hellenen aus Aegypten, Syrien, Kleinasien u. s. w besucht.

**) Ich gehe — sagten die Scheidenden — ich gehe, um ein Mensch zu werden.

***) Korai, in der angeführten Denkschrift.

stehen an der Spitze. Ihnen folgen: Meletius von Athen, als Biograph berühmt; Antonius Kattiphorus aus Zante; Sugduris, und Nikiphorus Blemitis aus Janina, Verfasser zahlreicher gemischter Schriften; Georg Koresius aus Chios, Theolog und Polemiker zu Ende des siebenzehnten Jahrhundert; Methodius Anthrakitis der Janinote, Mathematiker zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; Balanos Basilobulos, sein Schüler, Philosoph und Mathematiker; Neophitus der Moreote, durch grammatische und politische Schriften bekannt; Prokopius von Moskopolis, Verfasser des „gelehrten Griechenlands"; Seraphin von Periklea, der in türkischer Sprache für seine Landsleute schrieb; Eustachius Psalidas, zu Bucharest Physiker; Kallinikus Torgeraus, Patriarch zu Konstantinopel, Dichter, Prosaiker, Nekrologist; Anastasius Macedon von Naxos, kirchlicher Biograph, der königlichen Akademie zu Warschau Mitglied; Demetrius Pamperes der Mokovolite, Philolog, Novellist, Dichter; Dorotheus von Mytilene, aristotelischer Philosoph (von diesem ging unter den Hellenen die Sage: er könne, falls Thucydides und Xenophon verloren gingen, sie ersetzen); Marinus Graf Tharboures von Cephalonia, Professor der Chemie zu Padua, mehrerer gelehrten europäischen Gesellschaften gefeiertes Mitglied, durch naturwissenschaftliche Werke als Schriftsteller bekannt; Markus Tharboures, berühmter Mechaniker; Georgius Konstantinus, Verfasser eines Wörterbuches von vier Sprachen; Georg Ventote, durch sein französisch-italienisch-neugriechisches Lexikon und verschiedene andere grammatische Werke ausgezeichnet; Anathasius Parias, Verfasser eines altgriechischen Werkes über Beredsamkeit; Christodoulos der Akarnanier, Physiker; Panagiotes Kodrikas von Athen, Uebersetzer von Fontenelle's „Mehrheit der Welten", eines Lieblingsbuches der Neugriechen, in Paris Professor der griechischen und arabischen Sprache; Athanasius, der Parier, Verfasser eines Buches über die Rhetorik; Vizenzio Damedos, aus Cephalonien, Logiker und Physiker; Johann Kamarases, von Byzanz, Uebersetzer des Olellus „vom Universum", trefflicher Hellenist und Kenner des Lateinischen; Gregor. Demetrius, Geograph. An ihrer aller Spitze stellen wir die mehrgenannten Edeln: Benjamin von Lesbos, Oekonomos und Adamantios Korai selbst, unsern frühern Wegweiser, der erst vor kurzem wieder in einer herrlichen Schrift sein Volk angeredet. Lange Zeit waren Rußland und zum Theil England die einzigen Hoffnungssterne geblieben, zu welchen die Hellenen in frommer Sehnsucht herüber geblickt; letzteres hatte durch seinen Stolz, den es der Hoffahrt der Barbaren und ihren Anmaßungen entgegensetzte, des Volkes Herzen gewonnen. Der Umstand, daß Katharina II und ihr Sohn talentvollen Griechen bürgerliche und militärische Ehrenpfade aufschlossen, hatten die Zuneigung für Rußland inniger erhalten. Die französische Revolution brachte mit einem Mal eine Aenderung des bisherigen Verhältnisses hervor. Es erwachten mit den erstaunenswürdigen Siegen der republikanischen Heere die Erinnerung an die Großthaten der eigenen Väter gegen die Könige Asiens, und die Griechen fingen an Zutrauen und Sympathie für die Franzosen zu

Digitized by Google

empfinden. Ihre Thaten und Triumphe wurden auch die ihrigen, und sie begannen ihre Anordnungen im Kleinen nachzuahmen. Einzelne Kantone errichteten, um den Bedrückungen türkischer Behörden Dämme zu setzen, Munizipalitäten auf eigene Faust. Schon dachte man an Einberufung von Primärversammlungen. Griechische Schiffe führten zum erstenmal wieder althellenische Namen. Bis in die Klöster drang der Geist der Neuerung, und der mächtige Einfluß der Kultur ward allenthalben sichtbar. Dem Divan blieben die meisten dieser Umtriebe unbekannt, oder sie für die längst gewöhnten Aeusserungen der alten Widersetzlichkeit haltend, wußte er die Symptome einer nahen geschichtlichen Krisis nicht zu würdigen. Ein regelmäßigerer Gang trat nun in vielen Gemeinden ein; die alte, eigenthümliche Nationallebendigkeit kehrte in die Gemüther wieder; die Sprache erhielt bedeutende Verbesserungen, die Achtung vor den Franzosen und die Hoffnung auf sie täglich neue Nahrung.

Die Republik hatte diese Beweise von Vertrauen nicht unerwiedert gelassen. Fränkische Offiziere durchzogen in manchen Richtungen die Provinzen Griechenlands, Morea namentlich, die insurrektionelle Stimmung gegen die Pforte zu erhalten und noch mehr zu befeuern. Den Mainotten besonders waren schmeichelhafte Vermahnungen zugekommen; Proklamationen Napoleons gingen von Hand zu Hand, worin er den Hellenen die Befreiung vom Türkenioche, mit ihrer Hilfe, ankündigte.

Und in der That verschworen sich viele wackere Männer, den großen Augenblick, wo dieses Vorhaben ausführbar sein würde, beherzt zu ergreifen; vor allen leuchtete die Begeisterung des edeln Kriegers Riga den Eingeweihten voran, und wirkte elektrisch selbst auf das gemeine Volk. Ein neuer Tyrtäus, zuerst Lehrer auf der Schule zu Bucharest, sodann Geheimschreiber des Bojaren Nikolo Branlovano, leitete er eine umfassende Verschwörung wider den Tirannen seines Vaterlandes ein; zugleich brachte er, um den Muth der Stammgenossen immer mehr zu entflammen, die Gesänge, welche die Franken zur Todesverachtung und zu siegbaftem Heldenmuthe gegen die Gewaltherren Europens begeistert hatten, unter andern auch den berühmten Marseiller-Marsch, mit zweckmäßigen Abänderungen in die Sprache seines Vaterlandes, und dichtete selbst neue, worin er zum Kampfe gegen die Tirannen alle bessern Söhne seines Volkes aufforderte. „Erwachet" — so lautet das eine der berühmten Schlachtlieder — „erwachet, o Söhne Hellas! Der Tag des Ruhmes ist angebrochen; verkündet, solch edler Bande würdig, wer eure Väter waren. Muthdurchglüht laßt uns, Hellenen, gegen den Feind ziehen, bis sein verhaßtes Blut über unsere Füße strömt. Das schöne Land soll Zeuge sein, wie ihr, der Ottomanen Tirannei mannhaft verschmähend, zur Auferstehung euch schaart. Brechet denn rasch und schnell das Joch entzwei! Ihr Geister der Weisen und Helden unsers Volkes, wendet eure Blicke dem gegenwärtigen Kampfe zu! Hellenen, einst Meister dieses Bodens, kehrt ins alte Leben zurück. Wenn mein Schlachthorn tönt und aus dem Schlafe euch wirbelt, o so zögert nicht. Zur Siebenhügelstadt euch wendend, müsset ihr kämpfen, siegen, bis die Freiheit

Digitized by Google

wieder unser ist. Muthdurchglüht lasset gegen den Feind uns ziehen, bis sein verhaßtes Blut über unsere Füße strömt.

„O Sparta, Sparta! Wie? du schläfst den Todesschlaf, und denkst an keine Erstehung mehr? Wache auf, deine Heldenschaar mit deiner alten Bundesfreundin Athens zu vereinen! Horch, Leonidas, der uraltgefeierte des Liedes, ruft seinen starkmüthigen, furchtbaren Heergesellen wieder; er, der keck sich den Zug gen Thermopylä erkühnte, und mit dem Perser Kampf wagte, damit er die Knechtschaft von der Heimath ferne. Lange stand er an der Spitze seiner heiligen Schaar, und wagte lange mit Muth die Schlacht; und streitend, dem Löwen gleich, sank er im Blutstrom schwimmend zum Tode hin. Muthdurchglüht laßt gegen den Feind uns ziehen, bis sein verhaftes Blut über unsere Füße strömt."

Aber ach, es unterlag der Held, ehe sich die Pfade des Kampfes aufgethan, und ehe er selbst Leonidas zu werden vermochte. Seine Tyrtäiden gingen während der Zurüstungen von Mund zu Munde; die Großen des Fanals, denen sie gleichfalls zugekommen, verbreiteten in der Freude ihres Herzens Abschriften in großer Menge durch die sämmtlichen Provinzen, und der Enthusiasmus der Hellenen äußerte sich zu laut, als daß der Divan nicht davon Kenntniß hätte erhalten sollen.

Gutmüthige Berichterstatter melden von einer Entführung seiner Person durch List aus der deutschen Kaiserstadt; allein die Sache verhält sich anders. Er war eben im Begriff, über Wien und Triest nach Griechenland sich zu begeben, als er in Triest nebst zweien seiner Begleiter verhaftet wurde. Noch hatte er Geisteskraft genug, das Papier, auf dem die Namen der Theilnehmer seines Planes standen, zu verschlucken. Man brachte ihn nach Wien zurück, und von hier ward er nicht, wie Andere wollen, entführt, sondern fortgeschafft und an die türkische Regierung in Belgrad ausgeliefert, die ihn — zwischen zwei Brettern zersägen ließ *).

Das Wirken dieses Mannes endete aber mit seinem Tode nicht; er hatte vielmehr seinen Gesängen höhere Weihe, den Wünschen der Freiheitsehnenden ein neues Vorbild und Ziel gegeben. Erstere ertönten immerdar nun auf den Gebirgen von Thessalien, im Peloponnes wie auf dem Hämus; letztere hingen feuriger als je an Frankreichs Waffenglück und seinem unbezwingbaren Gewaltsherrn. Wirklich traf dieser alle möglichen Anstalten, seine längst entworfene Idee der Befreiung Griechenlands in allem Ernst nun auszuführen. Schon in frühern Zeiten, ehe Napoleon die französische Kaiserkrone geziert, waren mit Paul I zu gemeinsamem Unternehmen Unterhandlungen angeknüpft worden. Sie hatten sich durch spätere Ereignisse zerschlagen. Im Tilsiter Friedensschlusse schien ein geheimer Artikel, wenn wir Berichten darüber trauen dürfen, einen neuen Plan dieser Art und die künftige Theilung der europäischen Türkei

*) Man besitzt noch sein Bildniß und eine von ihm gezeichnete Karte von Griechenland.

Digitized by Google

bestimmt zu haben; allein an der Festsetzung des Schicksals der wichtigen Hauptstadt, welche Rußland für sich forderte, Napoleon aber keineswegs dieser Macht zu überlassen geneigt war, scheiterte der Bund, und der französische Hof trachtete durch sich allein zu diesem kostbaren Besitze zu gelangen. Im Jahr 1810 und 1811 waren die Anstalten zur Eroberung Griechenlands von seiner Seite beendigt. Dreißigtausend Gewehre hatte man unter die Gebirgsvölker des alten Epirus vertheilt, Verbindungen über Thessalien nach dem Peloponnes und nach Macedonien ausgebreitet, und sich des Aufstandes der Serbier versichert, das heißt, ihrer thätigen Mitwirkung zu Gunsten Frankreichs, da bereits der Krieg wider die Pforte von dieser Seite in vollen Flammen loderte. Schwerlich läßt sich jedoch annehmen, daß sämmtliche Häupter dieses letztern Volkes mit dem Unternehmen einverstanden gewesen, da ein bedeutender Theil eng in russischem Interesse stand. Uebrigens wurden selbst Schaaren von Türken, Abkömmlinge von Christen, gewonnen, und bereit, zum Christenthum zurückzukehren, und sich mit den Völkern, unter denen sie bisher gelebt, zu verschmelzen. Ein Heer von fünfzigtausend Italienern und achtzigtausend Franzosen stand in Italien und Piemont schlagfertig. Die Magazine, die Heerstraßen, die Kräfte, der Widerstand, den man finden könnte, Alles war von kriegskundigen Männern des französischen Generalstabs in Stambul, Thessalonich, am Hofe des Großherrn wie an dem des Ali Pascha berechnet. Diesen Tirannen, der schon früher um der Franken Freundschaft sich beworben, nach Verweigerung der jonischen Inseln aber erbittert, und zu England sich wendend, das Bündniß mit Napoleon verlassen hatte, wußte man im Verlaufe der Zeit abermals mit der eiteln Hoffnung zu entwaffnen, daß er als König Griechenlands anerkannt werden sollte. Der erste Stoß sollte ihn über den Haufen werfen, das Heer dann theils durch Thessalien, theils auf einer nördlichen Straße nach Macedonien vordringen, wo man die Türkenmacht zu finden und zu schlagen hoffte. Griechenland sollte zu einem Königreich, Janina zu seiner Hauptstadt und ein Prinz der kaiserlichen Familie zum Könige ernannt werden, welcher als Feldherr und Regent bereits einen großen Karakter entwickelt hatte.

Dieser Plan wurde durch den Ausbruch des Krieges gegen Rußland in seiner Ausführung gehemmt, und durch die Katastrophe jenes welterschütternden Krieges ein Unternehmen auf immer vernichtet, welches man nur um einige Jahre verschoben zu haben glaubte. Doch gingen seine Wirkungen nicht verloren; seit 1812 dauerte die kriegerische Gährung in jenen Ländern fort, nicht ungern gesehen von Ali Pascha, welcher in die Idee eingegangen war, daß Frankreich sich für ihn bemühen werde, und seitdem im Ernst daran dachte, für sich allein die Krone Griechenlands zu erobern. Seitdem waren die Griechen voll Vertrauen und gefürchtet. Pascha's, die ihnen verhaßt, wurden durch offene Gewalt gezwungen und von der willfährigen Pforte mit andern vertauscht; auch Waffen ungescheut getragen und geübt.

Bei dieser Stimmung der Gemüther brauchte es nur eines Vereinigungspunktes und günstiger Umstände von Aussen, um den allgemeinsten Aufstand hervorzurufen. Beides fand sich in

Digitized by Google

der Hetäria,*) oder Verbindung der Musenfreunde (ἑταιρεία φιλομούσων), und in den Maasregeln, zu welchen sich die Pforte gegen Ali bestimmen ließ. Die Hetäria wurde im J. 1814 zu Wien während des Kongresses, unter den Augen des daselbst gesammelten Europa's, von einem Staatsmanne gestiftet, den die Gefühle der Natur mit Griechenland verbunden und dessen mit großen Tugenden reichgezierter Karakter ihn über allen Verdacht geheimer Absichten weit emporstellte. Heil und Ehrfurcht dem Namen Capo d'Istria's von Korfu!!

Gemeinsam mit ihm wirkte der ehrwürdige Erzbischof Ignatius, der jetzt in Pisa zurückgezogen als ein Vater der dort studierenden Griechen lebt. Die Absicht der Verbindung war, durch freiwillige, jedes Jahr zu entrichtende Beiträge einen Fond zu gründen, aus dem die in Athen und am Pelion neugegründeten Lehranstalten reicher, als sie es bis dahin waren, ausgestattet, und junge hoffnungsvolle Griechen, welche sich auf deutschen Akademien für das Lehramt oder die Kirche bilden wollten, Unterstützung finden sollten. Das Unternehmen, von würdigen Männern, in rühmlicher Absicht unternommen, hatte raschen Fortgang Eine glänzende Reihe von Namen, selbst fürstliche und solche, welche die europäische Diplomatie zu ihren gefeiertsten zählt, füllten die Register der Hetäria, welche in ihren neugriechisch und französisch gedruckten Statuten jährliche Rechenschaft über den Fortgang des Unternehmens und die Verwendung der Beiträge zu liefern versprach. Das Symbol der Mitglieder war ein goldner Ring, mit dem Bilde der Nachteule und des Chiron, der als Heldenerzieher einen Knaben auf dem Rücken trägt, den vereinigten Zeichen der beiden Schulen, zu deren Förderung die Hetäria zunächst gestiftet war. Indeß diese Verbindung, aus reiner Theilnahme an dem wissenschaftlichen Bestreben der Griechen und in der edeln Absicht eingeleitet, Armen und der Hilfe Würdigen unter die Arme zu greifen, wurde von den Griechen selbst, die Alles auf ihren traurigen Zustand in Beziehung bringen, und in ein Mittel der Rettung zu verwandeln bemüht sind, mit einer politischen Bedeutung umkleidet, und was in Europa als eine Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse in Griechenland erschien, wurde daselbst in einen Bund zur Rettung von Griechenland umgedeutet. Der Ort, von welchem die Hetäria ausging, der Zeitpunkt ihrer Stiftung, die hochgefeierten Namen an ihrer Spitze, alles wirkte zusammen, um ihr in Griechenland und aller Orten, wo Griechen lebten, Eingang, Achtung und die allgemeinste Verbreitung zu sichern. Die zerstreuten Kräfte hatten jetzt eine Vereinigung, die unstet flutende Bewegung des Volkes eine bestimmte Richtung, das Ganze ein Signal gefunden, nach dem es sich sammeln und gestalten konnte. Ganze Völkerschaften, wie die Parganioten, Sulioten, traten in Masse bei, zuletzt auch Ali Pascha, als er von den Waffen seiner

*) Dieser Bund war jedoch kein neuer, sondern nur die Fortsetzung oder Restauration des unter Napoleons Schutz schon im Jahre 1809 zu Paris geschlossenen Vereins, der den Zweck hatte, mittelst Verbreitung von Kultur die Ideen der Befreiung unter den Griechen selbst zu vervielfältigen, und den Hauptschlag durch sie selbst vollführen zu lassen; Adamantios Korai war unter den Wissenden.

Digitized by Google

Gegner zu Boden geworfen war. Dieſes war das Zeichen des Aufbruchs für die gemeinſame Sache. *)

Es erhoben ſich von Sulioten und Agrapfen wohl über zwanzigtauſend ſtreitbare Männer, dem höhern Intereſſe des Vaterlandes die eigene, durch die Treuloſigkeit wegen Kliſſura neugereizte Blutrache großmüthig opfernd, um ihren bisherigen Todfeind zu befreien, deſſen Hände noch vom Blute ihrer Brüder rauchten. Der ſechste Tag des Aprils im J. 1821 nach der Geburt unſers Heilandes ward als derjenige beſtimmt, an welchem alle Eingeweihten das Schwert der Freiheit erheben ſollten.

Reiſe durch Chile und das Andengebirge in den Jahren 1820 und 1821; von Herrn P. Schmidtmeyer aus Genf.

(Beſchluß.)

12.

Zu den Vortheilen, welche die Landſchaft Chile in ſich vereinbart, gehört inſonderheit auch die geſunde Luft und das Nichtvorhandenſein ſchädlicher Thiere. Jedoch verurſachen Wanzen und Flöhe viel Ungemach. Die Moskiten werden in den Häuſern nur ſelten läſtig. Reiſenden iſt rathſam, im Freien zu übernachten, wo auch nicht einmal Schnupfen für ſie zu beſorgen iſt. Im bergigen Theil von Braſilien trifft man nur wenige Raubthiere, deſto mehr hingegen Reptilien und Inſekten an. Patagonien iſt weniger noch hinſichtlich ſeiner Thiere, als der dort wohnenden Menſchen bekannt. Für Mexiko müſſen dem obſtehenden Verzeichniß annoch der Wolf, der Luchs, das Racoon, der Biſon und andere nordamerikaniſche Vierfüßer beigezählt werden.

Das Liama (Camelus Llama) wird in Peru theils wild, theils zahm angetroffen. Es wird daſſelbe ſehr nutzbar zum Laſttragen und für die Arbeiten der Bergwerke gebraucht. Das Liama kann Laſten von einem bis anderthalb Zentner auf Bergpfaden und fünf Lieues weit im Tage tragen. Es begnügt ſich mit wenigem Heu und trinkt ſelten. Sein Fleiſch iſt ſchmackhaft und ſeine feine Wolle wird zur Verfertigung ſchöner Stoffe gebraucht. Auch ſeine Haut dient für manche nützliche Dinge. Der Einführung von Pferden und Eſeln unerachtet, bleibt das Liama ein ſehr nutzbares Hausthier. Das Schafkameel (Camelus Vicunna) iſt ungleich wilder als das Liama. Man trifft daſſelbe nur auf den höchſten Theilen des Andengebirges an. Seine Wolle iſt noch feiner als die vom Liama. Die Zahl dieſer Thiere ſcheint ſich bedeutend verringert zu haben.

---

*) Vergl. die Nachrichten eines Baiern, ſchon in den benannten „Briefen von der Iſar", allgem. Zeitung 1821.

Digitized by Google

Das Guanaco lebt in zahlreichen Heerden auf den Bergen von Chile. Es hat den Gang vom Dambirsch und erreicht zuweilen, wie man sagt, die Größe des Pferdes. Mir selbst aber sind so große bei weitem nicht vorgekommen. Das Thier ist sehr wild und gewährt einen fröhlichen Anblick, wenn es in zahlreichen Zügen am Abhang der Berge hinläuft. Es zieht bis an die Westsee und besucht auch die Pampas; seine Wolle ist kurz. Der Dambirsch findet sich noch gegenwärtig in den Karaken, und ward vormals, wie man sagt, auch in andern Provinzen angetroffen. Die in den Pampas weidenden Guanacos-Heerden sind vielleicht Dambirsche, oder können wenigstens von ihnen abstammende Metis sein; ich habe an den Thieren, welche diese Heerden bilden, niemals Geweihe bemerkt.

Der Straußvogel wird öfters in großen Heerden auf den besten Weiden von Buenos-Ayres angetroffen. Mehr südwärts und westwärts, in der Landschaft Aranos, kommt er häufig vor. Er wird um seiner Federn willen gejagt, mag aber nur mit den schnellsten Pferden und durch kühne Jäger eingeholt werden. Hr. Helm erzählt, als er ein zum Ausschlüpfen reifes Straußen-Ei zerbrochen habe, sei das Junge alsbald ausgekrochen, ins Gras gelaufen und habe geweidet, als wäre es dafür abgerichtet.

Die Chinchilla ist eine Feldmaus mit schönem Pelz, die unter der Erde lebt, und sich von Wurzeln nährt. Die größten finden sich in Peru; ihr Fell wird jedoch minder geschätzt, als dasjenige der Feldmaus von Chile. Durch San Jago, Valparaise und Lima wird mit Mausefellen ein bedeutsamer Handel getrieben.

Der Visacia oder peruanische Hase wird nur in kalten Landschaften angetroffen und hat einen feinen Pelz. Vormals wurden daraus von den Peruanern kostbare Kleiderstoffe für die Inka's verfertigt. Das Thier gleicht mehr dem Kaninchen als dem Hasen.

Die aus Europa herstammenden Hühner kommen in diesen Landschaften in Menge vor. Reisende, welche die Pampas durchziehen, können überall Geflügel haben, ihr Fleisch aber ist weder so zart noch so schmackhaft, wie dasjenige der zahmen Thiere in Europa. Indische Hähne, Enten und Tauben werden, wie in Europa, für den Genuß der Einwohner gezogen. In der Nähe von Buenos-Ayres trifft man Gewild und Zugvögel in Menge an. Mehr nach West hin werden sie seltener. Angenehme Singvögel gibt es hier zu Lande wenige. In Chile kommen Papagei-Flüge vor, die scharfe Töne kreischen, und Adler schweben hoch in den Lüften: dies ist beinahe alles, was von Vögeln in einem Lande angetroffen wird, das nur wenige hohe Bäume und wenig Insekten besitzt.

Wilde sowohl als zahme Hunde gibt es in Menge. Für iede Wohnung werden mehrere gehalten. Wenn bei einbrechender Nacht der Reisende durch Hundegebell einer noch entfernten Hütte zugeführt wird, fühlt er sich ermuthigt und gestärkt durch die Hoffnung, bald Nahrung und Ruhe zu finden.

Die Einbringung der europäischen Hausthiere war ein wichtiges Ereigniß für Amerika. Der Besitz und die Pflege dieser Thiere bot ein Mittel dar, dessen sich die Jesuiten zu Anbah-

Digitized by Google

nung der Civiliſirung unter den Landeseingebornen bedienten, und der mittelſt der Pferde erleichterte Handelsverkehr hat die Geſellſchaftsverhältniſſe, von denen das Eigenthum eine Hauptgrundlage iſt, weſentlich befördert. Bemerkenswerth iſt, daß ohne die Verbindung Amerika's mit Europa jener Welttheil durch Ackerbau und Handel keine Fortſchritte der Kultur machen konnte, bevor er ſeine wilden Thiere gezähmt und dieſelben zum Laſttragen wie zur Hilfe beim Anbau des Bodens gleichmäßig brauchbar gemacht hatte, wie für uns Pferde und Ochſen ſind. An Futter hatte es den Amerikanern nie gefehlt; ſie beſaßen daran Ueberfluß: aber jenes große Beförderungsmittel der Kultur mangelte ihnen gänzlich. Leider war das ſo wichtige europäiſche Geſchenk mit manchen phyſiſchen und moraliſchen Nachtheilen begleitet. Das peruaniſche Llama iſt unſtreitig ein köſtliches Thier; es ſcheint daſſelbe aber nur allein auf den Anden dieſer Provinz zu gedeihen, und ſeine Größe ſowohl als Stärke mögen eine ſehr ausgedehnte Benutzung nicht geſtatten. Das Pferd von Chile iſt allzuwenig bekannt, als daß die daraus zu ziehenden Vortheile annoch könnten gewürdigt werden; und was die Vierfüßer betrifft, welche vermuthlich auf den Weiden des Andengebirgs zwiſchen Chile und der magellaniſchen Straße leben, ſo iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß ſich ſolche dort fänden, die groß und ſtark genug wären, um dem Menſchen nutzbar zu ſein, und die bisher völlig unbeachtet geblieben wären.

Eher wohl könnte man zu glauben verſucht ſein, es hätten die ausgedehnten amerikaniſchen Weiden die europäiſchen Viehracen erwartet, um dieſen alle Entwickelung, deren ſie fähig waren, zu geben. Nicht nur haben ſich dieſelben vervielfältigt und allenthalben verbreitet, ſondern ſie haben ſich auch bedeutſam verbeſſert. Jede Gattung dieſer Thiere wird ſchöner, größer und ſtärker in den Pampas angetroffen, als ihre Stammgenoſſen in Europa, auch wo ſie am beſten gedeihen, vorkommen. Hinwieder ſcheint es, der amerikaniſche Boden habe auch eine nahrhaftere und leichter gedeihende Futterpflanze empfangen, als die ihm eigenthümlichen ſind. Die Luzernepflanzungen haben in den meiſten Provinzen den beſten Erfolg gezeigt; Braſilien allein nur hat bisher hiervon eine Ausnahme gemacht.

Im Jahr 1556 erhielt Paraguay zum erſtenmal einen Zuchtochſen und ſieben Kühe. Wahrſcheinlich ſind dieſer erſten Einbringung andere mehr gefolgt. Im Jahr 1580 ward eine Ladung Ochſenhäute aus Buenos Ayres nach Spanien geſandt, und hundert Jahre ſpäter kam eine Million dieſer Thiere von Santa Fé nach Peru. Rindvieh, Pferde, Maulthiere, Eſel, Schafe und Ziegen, alle von europäiſcher Herkunft, werden in großen Heerden in Mexico, in den Karaken, in Neu Grenada, in der Provinz Quito, in Arauco, in Chile, in den Pampas und in Braſilien angetroffen. Peru iſt die Landſchaft, wo des dürren Klima's wegen dieſe Thiere am ſeltenſten ſind. In den Wäldern, welche den Orenoko von den Chiquitosbergen trennen, iſt ihre Anſiedelung nicht gelungen. Die Jeſuiten hatten ſich dafür viele Mühe gegeben, aber die verfolgenden Raubthiere machten es unmöglich. In den Ebenen von Karakas, Neu-Grenada und Braſilien, wo große Ueberſchwemmungen mit großer Trockenheit wechſeln, ſind die Heer-

Digitized by Google

den vielen Plagen ausgesetzt, und werden darüberhin von zahlreichen Feinden verfolgt; in den Pampas und auf den Anden ist ihr Aufenthalt gesichert.

Die Ochsen werden zum Landbau gebraucht; ihre Fleisch dient zur Nahrung, und wird für den Handelsverkehr an der Sonne gedörrt. In einigen Gegenden von Chile habe ich einen Rindviehstamm gesehen, der auf kurzen und dicken Beinen einen schweren Körper trägt; mehr nordwärts findet sich eine minder starke Race. Nach der Rückkunft in England erschien mir die lebhafte Beweglichkeit unsers Viehes, in dem Absich gegen die eigenthümliche Langsamkeit des amerikanischen Rindviehes, sehr auffallend.

Das Rindvieh zeigt eine fortwährende Neigung zum Verwildern, und man schlachtet die Thiere gewöhnlich im vierten oder fünften Jahr. Im östlichen Theile der Ebenen, wo reichlich weißer Klee wächst, ist die Milch der Kühe von gutem Gehalt; in der Nähe der Anden hingegen und in Chile findet sie sich blaulicht und klebricht. Gute Butter und Rahm bekommt man nicht leicht. Die Einwohner legen aber auch keinen Werth darauf; sie brauchen statt der Butter Oel und Fett, und sie melken ihre Kühe nur selten; diese sind wechselnd tragende und säugende Thiere, bis man sie schlachtet. Man zweifelt, daß es jetzt noch wilde Kuhheerden gibt. Die Eingebornen der südlichen Pampas überfallen von Zeit zu Zeit das Gebiet von Buenos-Ayres, um Heerden zu rauben; es scheint dies anzudeuten, daß sie kein umherziehendes Leben mehr führen. In Brasilien hält es sehr schwer, Milchspeisen zu erhalten, indem die halbwilden Kühe zu melken fast unmöglich ist; aber auch die Weiden scheinen der Milchbereitung ungünstig zu sein.

Die Pferde der südamerikanischen Ebenen sind von mittlerer Größe, stark und werkthätig, überhaupt aber nur wenig lebhaft; sie sind sehr folgsam, auch wenn sie auf der Weide völlig frei gelassen werden. Diejenigen von Mendoza und Chile sind manchmal recht schöne Thiere, und im Stande, fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Meilen in einem Tage im Galopp zurückzulegen; ihre einzige Nahrung ist die Luzerne. Sie sind überhaupt wohl zugerichtet und haben einen weiten Schritt; ihr Trott hingegen ist hart, und sie werden dafür auch wenig gebraucht. Wilde Pferdheerden habe ich auf den Pampas keine gesehen; es scheint aber doch, daß es solche gibt. Je weiter westlich man vorrückt, desto seltener werden Pferde und Rindvieh; und nach etwa fünfundsechszig Meilen Weges sieht man nur noch Postpferde.

Die Maulthiere und Esel in Chile und auf den Pampas sind von ansehnlicher Größe, stark und kräftig. Die Ladung eines Maulthiers beträgt für Reisen auf Bergstraßen über vier Zentner. Die Nachtweide macht fast ihre ganze Nahrung aus. Sie werden in großer Menge auf den Bergweiden um la Plata, in den Pampas, zu Mendoza und in noch andern Landschaften mehr gezogen, und der Handelsverkehr damit ist bedeutend; durch das Klima der Tropenländer verlieren diese Thiere viel von ihrer Stärke.

Schafheerden trifft man überall längs dem Andengebirg von Mexiko bis Arauco. Ihre Wolle ist nicht fein; die Schafe weiden gemeinsam mit den Ziegen. Man fängt jetzt hin und wieder

Digitized by Google

an, der Wolle einige Aufmerksamkeit zu schenken. Nicht das Fleisch der Schafe, wohl aber dasjenige der Lämmer wird gespeiset; zahlreichere Heerden finden sich doch nur in den nördlichen Theilen von Brasilien. Die Ziegen trifft man in Südamerika in größter Menge an, und es scheint die Weide von Chile ihnen besser zu bekommen, als den Schafen. Es werden große Heerden davon gehalten, aber nicht um die Milch zu benutzen, sondern nur um die Zicklein und die Häute zu verkaufen.

Käse wird in den südamerikanischen Landschaften beinahe gar keiner verfertigt, mit Ausnahme einer ganz gemeinen Art in der Nähe von Buenos-Ayres, in der Provinz Concepcion und in Chile. Schweine gibt es die Menge in Brasilien, und ihr Fleisch ist schmackhaft. Nach Süden hin entarten die Racen: sie sind groß, mager und widrig schmeckend. In der Provinz Concepcion wird mehr Sorgfalt auf ihre Zucht verwandt, und die Schinken dieses Landes stehen in unverdientem Ruf.

Weder das Kameel noch das Trampelthier, diese um ihres großen Nutzens willen achtbaren Thiere, sind in Amerika vorhanden gewesen. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts versuchte man dieselben in Peru einzuführen. Man hoffte, sie würden sich auf den Anden fortpflanzen, wo Gegenden vorkommen, die durch Klima und Boden den heißen Steppen Asiens und Afrika's ziemlich ähnlich sind; sie konnten aber nicht gedeihen. Vielleicht ist mangelnde Pflege daran schuld, oder es mochten die großen Temperaturwechsel dieser Landschaften von jenen Thieren nicht ertragen werden. Noch gibt es eine andere Auslegung. Die Eroberer von Südamerika, sagt man, hatten sich nebst dem Boden des Landes auch seine Bewohner zugeeignet; sie verkauften die Arbeit dieser Sklaven, und sie besorgten nun, ihren Gewinn vermindert zu sehen, wenn die Menschen durch Kameele für's Lasttragen ersetzt würden. Die Richtigkeit dieser Angabe ist jedoch sehr zu bezweifeln. Das Kameel heischt bekanntlich eine sehr schonende Behandlung. Wenn es gelingt, ein zum Transport der Waaren durch wüste Landschaften auf beiden Seiten des Andengebirgs geeignetes Lastthier einzuführen, so dürfte dies eher das für klimatische Veränderungen weniger empfindliche Dromedar (Trampelthier?) sein.

Die Affen beleben die amerikanischen Wälder; es scheinen aber nur kleine Racen zu sein. Die Fabel vom Orang-Outang oder Waldmenschen ist in diesen Gegenden viel verbreitet. Der Pater Gili hat bekanntlich in vollem Ernste erzählt, wie eine Dame von San Carlos durch einen dieser Salvagen oder Waldmenschen in die Ebenen von Venezuela entführt und von ihm so mild und zärtlich behandelt worden sei, daß sie etliche Jahre glücklich in seiner Gesellschaft verlebt habe.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die geographische Gesellschaft.

Den Berichten, welche wir von den ersten Arbeiten dieser preiswürdigen Gesellschaft vor etlichen Monaten (Ueberlieferungen 1823, Märzheft, S. 137—142) mitgetheilt haben, reihen sich die nachfolgenden an. In der allgemeinen, unter dem Vorsitze des Marquis de la Place gehaltenen Jahresversammlung der Gesellschaft, am 21 März 1823, erstatteten der Baron von Feruſſac und Herr Eyries über die eingekommenen Preisschriften im Namen der zu ihrer Prüfung bestellten Kommissarien Berichte, denen zufolge, über die Richtung der europäischen Bergketten, ihre Veräſſungen und Erhöhungen, einer Abhandlung des Revuen-Inspektors in Angouleme, Hrn Bruguières, ein Aufmunterungspreis von 600 Fr. zuerkannt, dann aber die nämliche Preisaufgabe für 1825 nochmals ausgeschrieben ward. Auch der Preis für den besten statistischen und kommerziellen Wegweiser von Paris nach Havre-de-Grace konnte noch nicht ertheilt werden, und die Aufgabe ward für 1824 verlängert.

Der Graf Orloff, kaiserl. russischer Senator, hatte, zur Bewährung seiner Theilnahme an den Zwecken der Gesellschaft und zum Dank für seine Aufnahme, eine Summe von 500 Fr. eingesandt, die als Preis für die Lösung einer von der Gesellschaft zu bestimmenden Aufgabe dienen möchte. Nun soll dieser Preis im Jahr 1824 einer befriedigenden Analyse der in russischer Sprache gedruckten und noch nicht ins Französische übersetzten geographischen Werke ertheilt werden, wobei vorzüglich auf die neuern statistischen Gouvernementsbeschreibungen Rücksicht genommen sein muß, und hinwieder auf die russische Geographie des Mittelalters.

In Genehmigung eines durch Herrn Roux erstatteten Kommissionsberichts ward die Veranstaltung des Abdrucks einer bisher unbenutzt gebliebenen Handschrift von Marco Polo's Reisen beschlossen, und der Vorsitz der Gesellschaft ging für das neue Jahr an den Marquis de Pastoret über. Folgendes ist der wesentliche Inhalt des Berichtes über die zu veranstaltende neue Ausgabe der Reisebeschreibung des Venezianers aus dem dreizehnten Jahrhundert:

Bevor wir — sagt Herr Roux — von der herauszugebenden Handschrift sprechen, scheint uns ziemend zu sein, über das Leben, die Reisen und die Verhältnisse von Marco Polo einige allgemeine Betrachtungen vorauszusenden, die wir aus seinen eigenen Schriften schöpfen, unter Benutzung der Forschungen seiner bisherigen Herausgeber.

Der Vater und der Oheim von Marco Polo hatten sich durch den Handel bereichert, welcher damals die Quelle der Macht und des Wohlstandes der Venezianer war, und beide zogen im Jahr 1250 von Venedig nach Konstantinopel. Etliche Herausgeber haben gegen diese Jahresangabe Zweifel erhoben, und sie ziehen eine um ein paar Jahre spätere vor. Der Umstand ist

Digitized by Google

einzig nur dadurch wichtig, weil er die Zeit der Geburt von Marco Polo bezeichnen hilft, die einige Monate nach des Vaters Abreiſe erſt ſtatt hatte.

Im Jahr 1256 kamen beide Brüder zum Khan der Tartaren, welche damals die Ufer der Wolga bewohnten; allein der zwiſchen dieſen Nomadenvölkern ausgebrochene Krieg zwang jene bald wieder, das Gebiet von Berca, wo ſie ſich anfangs niedergelaſſen hatten, zu verlaſſen und ſich nach Beccara am ſüdöſtlichen Geſtade des kaſpiſchen Meeres zu begeben. Hier trieben ſie drei Jahre Handelsverkehr, und wurden mit Sprache und Sitten der Einwohner vertraut. Alsdann geſellten ſie ſich einer Geſandtſchaft bei, welche an Cublai-Khan, den damaligen Beherrſcher der Tartaren, deſſen Reich ſich über einen großen Theil von Aſien ausdehnte, geſandt war. Cambalu, im nördlichen Theile von China, war die Reſidenz von Cublai-Khan. Die Reiſenden, welche im Jahr 1260 bei dieſem Fürſten eingetroffen waren, erwarben ſeine Gunſt und ſein Vertrauen, und wurden im Jahr 1266 mit einer Sendung an den Papſt beauftragt. Marsden, einer von Marco Polo's Herausgebern, vermuthet mit vieler Wahrſcheinlichkeit, der Hauptzweck dieſer Sendung ſei die Beförderung der Kreuzzüge gegen die Sarazenen, welche damalige Feinde der Tartaren, geweſen. Nach drei Jahren erſt und etliche Monate nach dem Tode Klemens IV, der am 29 Nov. 1268 geſtorben iſt, verfügten ſich die beiden Venezianer von Cambalu nach St. Jean d'Acre. Der Nachfolger von Klemens, Gregor X, erhielt die päpſtliche Würde erſt im Sept. 1271, und die vom Tartaren-Khan an den Papſt abgeordnete Geſandtſchaft verwandte nochmals drei Jahre auf ihre Rückkehr. Gegen Ende des Jahres 1274 traf ſie in Clémenfu ein, wo damals der Fürſt ſich aufhielt.

Marco Polo hatte ſeinen Vater und Oheim auf dieſer neuen Reiſe begleitet; ſiebenzehn Jahre brachte er mit ihnen im Dienſte von Cublai-Khan zu, und während dieſer langen Zeit wurden ihm ehrenvolle und wichtige Sendungen anvertraut. Er hatte die Sprachen des aſiatiſchen Morgenlandes erlernt, und war auf ſeinen Wanderungen durch dieſe ausgedehnten Regionen mit ihren Merkwürdigkeiten bekannt geworden. Bei ſeiner Rückkehr in Venedig, welche nach vierjährigem Beſuch eines Theils der Inſeln und Geſtade des indiſchen Meeres im Jahr 1295 geſchah, mußten die auſſerordentlichen Dinge, von denen er erzählen konnte, die Aufmerkſamkeit und Wißbegierde ſeiner Mitbürger in hohem Grade befriedigen. Die gehoffte Ruhe ward dem Reiſenden jedoch nicht lange zu Theil. Etliche Monate nach ſeiner Rückkehr brach Krieg aus zwiſchen Venedig und Genua. Lamba Doria traf mit einer genueſiſchen Flotte im adriatiſchen Meere ein, und bedrohte die Venezianer bis vor die Einfahrt ihrer Lagunen. Venedig hatte jedoch auch ſeinerſeits alsbald ein Geſchwader von achtzig Galeeren ausgerüſtet, deſſen Befehlshaber Andreas Dandolo war, und unter welchem Marco Polo ſelbſt auch in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger trat. Reiſen und Schiffahrten hatten ſeinen Muth bewährt und Zutrauen in ſeine Geſchicklichkeit erweckt, ſo daß er Anführer einer Galeere ward und als ſolcher, mit dem Oberbefehlshaber zugleich, in der für Venedig unglücklichen Seeſchlacht vom 8 September, unfern von der Inſel Curzola, verwundet in feindliche Gefangenſchaft gerieth und nach Genua abgeführt ward.

Digitized by Google

Seine Kriegsgefangenschaft dauerte vier Jahre; er ward jedoch mit Achtung behandelt und hatte Gelegenheit, zahlreichen Besuchern von seinen Reisen in damals noch unbekannte Länder zu erzählen. Bis dahin war nichts davon aufgeschrieben; was er an Materialien gesammelt hatte, befand sich in Venedig; er ließ es nach Genua kommen, und einer seiner Mitgefangenen, ein Bürger von Pisa, hat unter seiner Leitung die Reisebeschreibung in Schrift verfaßt, welche nachher in Abschriften, Auszügen und Uebersetzungen in Kurzem vervielfältigt und verbreitet ward.

Die verschiedenen Ausgaben, welche späterhin im Druck erschienen sind, wurden nach ungleichen Handschriften veranstaltet. Seit der Abfassung der Urschrift bis zur ersten Druckausgabe waren zwei Jahrhunderte verflossen, und in diesem langen Zeitraume hatten die Abschriften manche Aenderungen erlitten. Jeder Herausgeber benutzte die ihm zu Gebot stehenden Handschriften; ihre Abweichungen zeigten das Bedürfniß kritischer Vergleichungen, welches freilich in einer Zeit erst richtig gefühlt wurde, wo ein großer Theil der Handschriften auch bereits wieder verloren war.

Die alte Handschrift aus den Sammlungen der königlichen Bibliothek, deren Abdruck zu veranstalten der geographischen Gesellschaft angetragen wird, ist bisher noch unbenutzt geblieben. Sie ward hinsichtlich ihres Umfangs mit den andern ebenfalls in der königlichen Bibliothek vorhandenen Handschriften und mit den gedruckten Ausgaben in verschiedenen Sprachen verglichen, namentlich mit der italienischen Ausgabe des Ramusio, mit der spanischen 1601 in Saragossa gedruckten Uebersetzung, mit der französischen von 1556, mit derjenigen, welche in der unter Bergerons Namen bekannten Sammlung der Reisen vorkommt, und mit der englischen durch Marsden im J. 1818 veranstalteten und mit gelehrten Zusätzen begleiteten Ausgabe. Die mangelnden Ausgaben haben uns Zurla's Abhandlungen ersetzt, und wir gelangten zu der Ueberzeugung, daß die aus der Bibliothek von Soranzo herrührende Handschrift in venezianischem Dialekt, und die unter dem Namen Million bekannte, in der Florentiner Bibliothek aufbewahrte Handschrift, so wie alle bekannten Ausgaben, gar viel abgekürzter oder minder vollständig sind, als die Handschrift der königlichen Bibliothek. Ihre letzten Kapitel erscheinen zwar allerdings für die Erdbeschreibung minder wichtig, als für die Geschichte; sie enthalten weiter keine Beschreibungen der durch die venezianischen Reisenden besuchten Landschaften; hingegen handeln sie von den seit 1255 bis zu ihrer Rückkehr nach Venedig in Asien statt gefundenen bedeutsamern Kriegen, und es ist dieser Zeitraum von vierzig Jahren um so merkwürdiger, als er sich der Periode des Mittelalters anschließt, wo die Tartaren am mächtigsten waren und ihre Verheerungen bis in die Mitte von Europa ausdehnten.

Die Sprache, worin die Handschrift geschrieben ist, konnte ihr annoch ein für uns eigenthümliches Interesse gewähren. Sie erinnert an diejenige unserer Altvordern, wie sie in Frankreich während des vierzehnten Jahrhunderts gesprochen ward. Im Gefolge der Eroberung Neapels durch Karl von Anjou im Jahr 1265 war dieselbe in einen Theil von Italien über-

Digitized by Google

gegangen, wie sie auch früher schon mittels der Kreuzzüge und den Aufenthalt französischer Prinzen in Jerusalem, Antiochien, Tripoli und sogar inner den Mauern von Konstantinopel, sich im Morgenlande verbreitet hatte. In den Seehafen des Mittelmeeres, welche mit Frankreich in Verbindung standen, wurde sie fortgehend gebraucht; sie eignete sich recht gut für eine weite Verbreitung der Kenntniß von Marco Polo's Reisen, und man darf diese französische Handschrift als eine alte Uebersetzung der Urschrift betrachten.

Die Meinungen über die Sprache, welche der Verfasser selbst gebraucht hat oder brauchen ließ, sind getheilt, und die verschiedenen gleichzeitig erschienenen Uebersetzungen haben die Lösung der Frage einigermaßen erschwert. Genua und Venedig waren noch nicht im Besitze jener schönen, reichen und harmonischen Sprache, die durch Dante an Umfang und Kraft gewann, worin Petrarca die zärtlichsten Leidenschaften ausdrückte, und die in den zierlichen Erzählungen von Boccazio ihre vollendete Biegsamkeit entwickelte. Dante war damals zwar aufgeblüht, noch nicht aber seine beiden literarischen Mitbewerber. Die Gewohnheit des Lateinschreibens war unter den Schriftstellern noch herrschend; selbst Petrarca und Boccazio bedienten sich anfänglich dieser Sprache, die überall in den Schulen gelehrt ward und die auch der junge Venezianer, dessen Erziehung vor dem Antritt seiner Reisen beendigt war, erlernt haben konnte.

Darf aber auch wohl Marco Polo als Schriftsteller angesehen werden? Sein Werk besitzt keine klassischen Eigenschaften; und man findet darin keine Spur jener Gelehrsamkeit, welche die Schriftsteller unter seinen Zeitgenossen so gern zur Schau trugen. Er erzählt unbefangen und in einfacher Schreibart alles, was er gesehen hatte; für den Handelsstand erzogen gleich seiner übrigen Familie, strebte er nach keinerlei gelehrtem Ruhme. Die lateinische Sprache war in seinem Vaterlande weniger verbreitet, als im mittlern Italien, und es ist sehr wahrscheinlich, er habe sich für die Beschreibung seiner Reisen der Muttersprache bedient. Daß er diese, wie Einige vermuthen wollten, während der fünfundzwanzigjährigen Abwesenheit sollte vergessen haben, ist nicht zu glauben. Wenn gleich Marco Polo in dieser Zeit verschiedene asiatische Sprachen zu erlernen den Anlaß hatte und darin erwünschte Fortschritte gemacht hat, so konnten diese die Muttersprache und ihre Erinnerungen darum nicht austilgen. Wie manchmal bietet sich nicht auch im fernen Auslande die Gelegenheit dar, diese zu sprechen, wie gern bedient man sich ihrer im Umgange mit den Landesgenossen, mit den Seinigen, für vertrautere und geheimere Mittheilungen und selbst auch wohl für das stille und einsame Nachdenken. Wie sich's damit jedoch immerhin verhalten mag, die Handschriften, welche zu den ältesten gehören, erhalten schon dadurch eine höhere Glaubwürdigkeit, und müssen um so beachtenswerther erscheinen.

Die Handschrift, von welcher die Rede ist, soll unverändert abgedruckt, und es soll ihr auch keine zweite moderne Uebersetzung beigefügt werden; hingegen aber wird zum Verständniß der veralteten Sprachformen und Wörter ein Glossarium nothwendig, mit dessen Abfassung

Digitized by Google

man beſchäftigt iſt. Auf ſolche Weiſe wird die urſprüngliche Einfachheit in Gedanken und Ausdrücken rein bewahrt, zugleich aber auch der Gebrauch des Werkes ſelbſt für Ungelehrte erleichtert. Vielleicht, wofür annoch nähere Ueberlegung vorbehalten iſt, dürfte angemeſſen erachtet werden, eine gleichfalls noch ungedruckte lateiniſche, in der königlichen Bibliothek aufbewahrte Handſchrift mit der franzöſiſchen und ihr gegenüber abdrucken zu laſſen; beide ſtimmen ziemlich überein, und ein Theil der bisher unbekannten Zugaben der franzöſiſchen findet ſich auch wieder in der lateiniſchen Handſchrift.

Eine Reiſekarte muß als weſentliches Bedürfniß der Ausgabe angeſehen werden. Bilder, die in's Auge fallen, prägen ſich dem Gedächtniſſe beſſer ein, ſonderheitlich wo ſich's um meiſt wenig bekannte Namen und Oertlichkeiten handelt. Fünf Jahrhunderte und ein halbes ſind vorübergegangen, ſeit Marco Polo ſeine Reiſen antrat; die Völker und ihre Wohnſitze haben in dieſer Zeit ſo mannigfache Veränderungen erlitten, daß auf den jetzigen Karten das Mittelalter Aſiens vergeblich geſucht würde. Es iſt die Aufgabe des Erdbeſchreibers, die Völkerſchaften zu bezeichnen, welche theils verſchwunden ſind, theils ihre Wohnſitze geändert haben; den neuern Namen die alten zur Seite zu ſetzen, deren Stelle ſie einnehmen, und jede aus dem Zeitenwechſel herrührende Verwirrung aufzuklären. Um die Karte noch brauchbarer zu machen, ſollen ihr Bemerkungen über ſolche geographiſche und hiſtoriſche Angaben beigefügt werden, welche Marco Polo unbefriedigend gelaſſen hat, und die von andern Reiſenden erläutert oder berichtigt wurden. Es ſollen die Varianten und Synonymien der in den verſchiedenen Handſchriften und Hauptausgaben von Marco Polo vorkommenden Orts- und Eigennamen hinzukommen.

Wenn die Zahl der Ausgaben eines Buches ſein Anſehen begründen kann, ſo ſteht es um dasjenige von Marco Polo ſehr gut, und es ziemt ſich allerdings, der neuen Ausgabe eine bibliographiſche Notiz aller bekannten Handſchriften ſowohl als gedruckten Ausgaben beizufügen. Auch ein fac simile der Handſchrift ſoll nicht fehlen, worin Alterthumskenner für die Ausmittelung ſeiner Zeit und Abſtammung ein neues Belege finden mögen.

Endlich wird in einer der Ausgabe vorzuſetzenden Einleitung, was von dem Leben Marco Polo's, von ſeinen Reiſen und übrigen Verhältniſſen bekannt iſt, geſammelt, kritiſch beleuchtet, insbeſondere aber auch dasjenige berichtigt werden, was in ſeinen Beſchreibungen dunkel iſt, oder durch ſpäter erhaltene Aufſchlüſſe als Irrthum zum Vorſchein kam. Die Londoner Ausgabe durch Marsden beſorgt, vom Jahre 1818, und die im gleichen Jahre ausgegebenen gelehrten Unterſuchungen von Zurla, wenn ſie einerſeits als Vorbild dienen könnten, haben anderſeits für manche Nachleſe den Stoff übrig gelaſſen.

Aus England.

Ueber das oſtindiſche wiſſenſchaftliche Kollegium zu Hertford, im April 1823.

Dieſe Vorbereitungsanſtalt für junge Leute, die ſich im Zivildienſte der oſtindiſchen Geſellſchaft nach Oſtindien begeben, liegt zwei engliſche Meilen von der kleinen Stadt Hertford und

Digitized by Google

zwanzig Meilen von London entfernt. — Das Gebäude ist in einem modernen Styl, mit drei Säulenportalen, und bildet ein schönes, zusammenhängendes Viereck von hundert Fuß Seitenlänge, mit angrenzenden Gärten für die Professoren und Studenten. Der eigentliche Name der Anstalt ist Haileybury College, von der Heide (Haileyburyheath) genommen, auf der das Gebäude steht. Es wurde im J. 1808 gestiftet, und die Baukosten betrugen über 100,000 Pf. St. Ein Theil der Direktoren widersetzte sich der Errichtung eines so glänzenden Gebäudes, wodurch der Bau eine Zeit lang unterbrochen blieb; doch stimmte die Mehrheit zuletzt für die Ausführung.

Es enthält Raum für hundert Schüler, ausser den Wohnungen für die Professoren. Die gewöhnliche Anzahl der erstern ist jedoch nur achtzig bis neunzig, von achtzehn bis zweiundzwanzig Jahren. Auch wohnen einige Professoren ausserhalb des Kollegs, nämlich Sir James Macintosh, der zugleich Parlamentsglied und während der Sitzungen zu London ist, und Mr. Malthus und Major Stuart, die nahe beim Kolleg ihre besondern Häuser haben.

Jeder Student hinterlegt beim Eintritt 3000 Pf. St., die ihm erst bei seiner Zurückkunft aus Ostindien zurückbezahlt werden, und gleichsam als Sicherheit für die ostindische Kompagnie dienen. Ausserdem beträgt der jährliche Preis für Kost, Wohnung und Unterricht 100 Pf. St. Die meisten geben aber noch 200 bis 300 Pf. mehr aus, für Vergnügen, Kleider u dgl., ja manche machen großen Aufwand, und verthun wohl jährlich 700 bis 800 Pf. Auf die Jagd gehen und im offenen Cabriolet nach London fahren, gehört unter ihnen zur Mode. Diese Freiheiten sind zwar in den Statuten verboten; doch kümmert man sich nicht viel darum.

Die Kleidung ist, wie zu Oxford und Cambridge, ein weiter Mantel und flaches Käppchen mit viereckiger Scheibe.

Jeder Student hat sein eigenes Zimmer, und kann nach Gefallen seinen Morgen- und Abendthee, entweder für sich allein oder in Gesellschaft einiger Freunde trinken; das Mittagessen findet aber gemeinschaftlich im großen Saale statt, wo die Studenten, nach der Reihe der Aufnahme, an besondern Tischen essen, und ein kurzes Gebet vor und nach Tische gehalten wird. Auch muß die im Kolleg befindliche Kapelle, wie zu Oxford und Cambridge, regelmäßig besucht werden.

Die Studienzeit der jungen Leute ist auf zwei Jahre oder vier Termine festgesetzt: Alle sechs Monate ist öffentliche Prüfung, wobei Preise und Medaillen vertheilt werden und siebenwöchentliche Ferien statt finden. Zu dieser Zeit geschieht auch der Austritt und die Aufnahme.

Das erste halbe Jahr ist vornehmlich der Erlernung der persischen, hindostanischen und bengalischen Sprache gewidmet, die übrige Zeit der Kameralwissenschaft (political economy.).

Bei dem Persischen und Hindostanischen werden die Uebersetzungen des alten und neuen Testaments zum Grunde gelegt. Zu den übrigen Unterrichtsbüchern gehören: Sir Wm Jones's Grammar; The Bagobahaar in Hundustam etc.; The Gulistan of Sady; Richardson's Dictionary; Shakespeare's Dictionary et Grammar.

Die Namen der zwölf Professoren (worunter Männer, die ihrer Kenntnisse wegen in ganz Europa geschätzt sind): Dr. Batten, Präsident (head of College), hält in den zwei obern Klassen (senior terms) Vorlesungen über die alten Klassiker; Mr. Malthus lehrt Kameralwissenschaft und Geschichte; Sir James Macintosh, Rechtspflege; Le Bas (senior Dean), Algebra, Geometrie und Himmelskunde; Mr. Walter (junior Dean), Mathematik; Major Stuart, persische und hindostanische Sprache; Mr. Haughton, Sanserit, Arabisch und Bengalisch; Mr Anderson und Mr. Kean, gleichfalls in orientalischen Sprachen (oriental departement); Mr. Medland, Zeichenkunst; Mr. Moonshee, persischer Schreibmeister; Mr. Lewton, hält in den zwei untern Klassen (junior terms) Vorlesungen über die alten Klassiker.

Digitized by Google

Der Gehalt der Professoren ist 500 Pf. des Jahres, nebst freier Wohnung. Der Präsident hat jedoch das Doppelte (1000 Pf.) und freie Wohnung.

Nach Ablauf der zwei Jahre begeben sich die Studenten nach Ostindien in eine der vier Präsidentschaften. Die Ueberfahrt muß jeder aus eigenen Mitteln bestreiten; sobald aber das Kap der guten Hoffnung umschifft ist, fängt der erste Gehalt (500 Pf. jährlich) an, der nach Maasgabe der Fähigkeiten sich mit jedem Jahre um 50 bis 100 Pf. vermehrt, und im ganzen auf 5000 bis 6000 Pf für den Kopf angeschlagen wird, zu welchem Preis wirklich schon Stellen in Indien verkauft worden sein sollen.

Bei der Ankunft in Indien müssen die Studenten noch ein besonderes Kollegium zu Fort William bei Kalkutta besuchen, worauf sie als Zivilbeamte in den zu den britischen Besitzungen gehörigen Ländern angestellt werden. Jeder Student kann übrigens aus Indien zurückkehren, wann er will, und verliert in diesem Fall bloß seinen Gehalt, nicht aber die hinterlegten 3000 Pf., die ihm bei seiner Zurückkunft sogleich wieder ausbezahlt werden.

Die Streitigkeiten im Innern des Kollegs zu Hertford werden von den Professoren untersucht und an den Bischof von London berichtet, der darin den letzten Ausspruch thut. Bei dem letzten Vorfall im September 1822, wo eine Anzahl Studenten einigen Professoren des Nachts die Fenster einwarfen, und die Schlösser an den Thüren mit Pulver sprengten, ja einer sogar mit vieler Geschicklichkeit, vermittelst zweier eisernen Röhren, einen gewaltigen Mordschlag gegen einen der Aufseher richtete, der diesen dadurch wirklich verwundete, wurden fünf Studenten gänzlich ausgestoßen, und mehrere auf sechs Monate verwiesen (rusticated). Genau genommen, war jedoch solches Verfahren zu streng, denn wenn auch ein oder der andere unruhige Kopf darunter war, so hätte man das Ganze mehr als Jugendstreiche betrachten, und fünf junge Leute nicht auf einmal von allem fernern Fortkommen ausschliessen sollen, welches die helldenkenden unter den Professoren auch gewünscht und angerathen haben, während die übrigen die Anstalt mehr zu einer Schule, unter die strenge Ruthe des Zuchtmeisters, zu bringen suchen.

Folgende Personen stehen an der Spitze des Kollegs zu Fort William bei Kalkutta:

Der General-Gouverneur von Indien, Präsident (Patron). Sämmtliche Glieder des Staatsraths (supreme council), Direktoren; Major J. W. Taylor, Professor der hindostanischen Sprache; Rev. Dr. W. Cary, Professor des Sanscrit, der mahrattischen und bengalischen Sprache; M. Lumsden, Professor der arabischen und persischen Sprache; Rt. Rev. Dr. T. F. Middleton, Bischof von Kalkutta; Rev. James Bryce, Presbyterian minister, Calcutta.

Ueber die Militärschule der ostindischen Gesellschaft zu Addiscombe in England konnte ich bloß Folgendes erfahren: Die Anstalt ist für hundert junge Leute von vierzehn bis achtzehn Jahren, die 40 Pf. des Jahres bezahlen, und Kleidung, Kost und Unterricht dafür erhalten. Der Gehalt in Ostindien ist nicht der hundertste Theil, was der eines Zivilbeamten ist. Auch steht es jedem frei, nach Addiscombe zu gehen oder nicht.

Digitized by Google

Beiträge zu den Geschichten der bisthümlichen Angelegenheiten in der schweizerischen Eidsgenossenschaft.

Te moreant — publica damna.

Der künftige Geschichtschreiber, wenn er sich geduldig durch die achtzehnjährigen Faten der jüngsten Revolutionen, Contrerevolutionen und verschiedenen Diktaturen durchgearbeitet, denen die Schweiz unterlegen, gelangt mit dem Jahr 1815 auf eine neue Epoche, wo erst ihr Loos fest und unwiderruflich bestimmt und der Scheinfriede in einen wahren, brüderlichen Frieden verwandelt werden sollte. Dieselbe hatte jedoch vor andern Völkern das voraus, daß, während ihre politischen Wirren noch unausgetragen der wohlthätigen Vermittelung des Wiener Kongresses harrten, mittlerweile und zum Ueberflusse Stoff zu neuen, kirchlichen hineingetragen werden mußte. Gegenwärtige kurze Umrisse wollen nur letztere berühren und skizziren, für das Weitläufigere auf den trefflichen Leitfaden im Schweizerischen Museum 1816 hinweisend und die darin enthaltenen Daten über die urkundlichen Quellen; auch wollen sie der Enthüllung der Curiosa der heimlichen Chronik, der verborgenen Strategie und der aufglimmenden Spekulationen nicht vorgreifen, welches übrigens kein unfruchtbares Verdienst sein wird. Ihre anspruchlose Absicht ist meist, den künftigen Historiker auf einige Hauptmomente und die öffentliche Meinung, die sie umgab, aufmerksam zu machen. Er muß schon tief in das große Weltdrama eingreifen, und die allgemeinen Konstellationen betrachten, um ihre Einflüsse zu würdigen, nämlich den politischen Restaurationsprozeß und seinen Schöpfungstag, welcher leider noch weit entfernt von dem siebenten und letzten scheint, wo die Welt ruhen mag; sodann die Regeneration der römischen Theokratie, welche, die angeblich erstorbenen sittlichen Gefühle und die gesunkene Religion wiederherstellend, gleich der Taube nach der Sündfluth den Oelzweig auf Erden brächte; endlich die allgemein vorherrschende Stimmung nach dem ungeheuern Meinungskampfe. Und diese war dem brüderlichen und christlichen Bundesvertrage vorausgeeilt, der, sich demüthigend vor Gott, nach den Vorschriften jener heiligen Religion in Gerechtigkeit, christlicher Liebe und Frieden zu regieren verhieß. Die abgemüdete, von den Feuerbränden anarchischer Revolutionen, dann von dem Soldatendespotismus heimgesuchte Menschheit schaute hoffnungsvoll nach dem politischen Regenbogen, als dem Schlußzeichen stürmischer Bewegungen, und satt des zerstöreriſchen Treibens, welches auf ungeschlachte Weise Rechte und Pflichten auflöſete, heftete sie das Auge nach dem Morgenstern ruhiger Entwickelung zum Bessern, wo aus dem Worte der Fürsten und dem Kulturzustande der Völker,

Digitized by Google

nach ihren anerkannten Rechten, aufrichtig die neue Ordnung sich dauerhaft entfaltete. Der bewährte persönliche Karakter der Herrscher, das öffentliche Zutrauen zu ihnen und die durch den heiligen Bund nachher ausgesprochenen Grundsätze reiner Ethik liessen die Rückkehr der entflohenen Adraſtea erwarten, und sanguinische Spekulationen träumten von dem wiedergefundenen Paradiese.

All dies vorausgeschickt und gehörig beleuchtet, behandelt der Historiker die kirchliche Rubrike der Eidsgenossenschaft, für welche er, um die ersten Faden anzuknüpfen, noch weiter zurück bis ins Jahr 1813 gehen muß, wo die ersten Plane keimten; was jedoch den wahren Standpunkt nicht irrt, weil derselbe mit 1815 ins Leben übergeht. Es ist eine schöne Aufgabe, den angestammten Unabhängigkeitssinn der Schweizer, die väterliche Fürsorge der Magistrate für Staat und Kirche, die tiefe Rechtlichkeit in zarter Achtung für die Befugsame eines Jeden, das edle Vertrauen zu dem heiligen Stuhle und das uneigennützige Benehmen des Fürstbischofs von Dalberg zu schildern. Diese herrlichen Züge offenbarten sich in den vorläufigen Rücksprachen unter sich, dann mit dem Fürstbischof, der mit beklemmtem Herzen von seiner Heerde scheidend „als Metropolit und Bischof Alles beizutragen verhieß, was die verlangte Diozesan-Einrichtung, die das Beste der Religion und des Staates so nahe berühre, in Liebe und Eintracht vorbereiten und bewerkstelligen möge“, so wie in dem Erlaß der Kantone an den heil. Stuhl (vom 16 April 1814). Dieselben eröffneten in kindlicher Ergebenheit ihren Wunsch, von einheimischen Bischöfen regiert zu werden; beschränkten ihr Ansuchen aber dahin, „daß sie das, was ihnen nach reifer und sorgsamer Ueberlegung eben so passend als nöthig scheine, der klugen Einsicht Sr. Heiligkeit vorlegen dürften; dann möchte Sie erklären, daß die Unterzeichneten vom Konstanzischen Bisthum getrennt seien.“ — Der Historiker darf jedoch nicht unterlassen, die schweren Bedenken der Minderheit der Kantone ins Auge zu fassen, die den Flimmer eines verführerischen Zaubers, der leicht unbefangene Gemüther verstrickte, wenn man von eigenen Oberhirten sprach, die im Vaterlande geistliche Gerichtsbarkeit übten, mit den Besorgnissen möglicher Enttäuschung verglich. Ueber den Wirren und dem Taumel jeglicher Zeit stehend, mag die Geschichte redlichen Gesinnungen und Absichten ihr Recht widerfahren lassen; aber den Ruhm beut sie nur jenem durchdringenden Scharfblick, welcher richtig und sicher die Verhältnisse wiegt und Weisheit mit Kraft paart.

Seltsam stach zu solchen großherzigen, reinen Zügen die Verkündung der römischen Nunziatur ab, welche das Magnifikat des Neujahrstages 1815 damit feierte, daß sie jubelnd durch ein Zirkular der Geistlichkeit anzeigte: „die Trennung des bisthümlichen Verbandes mit Konstanz sei bereits vollzogen und in dem Herrn Probst Göldlin von Tiefenau ein apostolischer Vikarius bestellt.“ Einen eigenen Schatten auf die überraschende Verkündung warf noch jenes Antwortschreiben vom 7 Okt. 1814, worin Se. Heiligkeit dem Gesuch vom 16 April erwiedernd zur Errichtung eines neuen bischöflichen Sitzes Ihre Einwilligung ertheilte, zum Voraus erinnernd, was alles in der neuen Diozese vorhanden sein müsse, weswegen der ein-

Digitized by Google

sichtvolle, kluge Nunzius beauftragt sei, dasjenige vorzubereiten, was die Verhandlung dieses Geschäfts betreffen möge. Der Historiker, der es mit diesem Ereignisse in Form und Wesenheit wohl ernster und wichtiger nehmen wird, als es die Gegenwart nahm, wird es als eine verhängnißvolle Katastrophe bezeichnen, die, im Augenblick unscheinbar, ihre Resultate im Verfolge desto mächtiger, fast grenzenlos entwickelte. Rom erkannte das Gewicht dieses Schrittes, daher es selbst in dem auserlesenen günstigsten Momente, wo die Eidsgenossenschaft, in ihrer Gesammtheit wie in ihren einzelnen Theilen von Zerrüttungen durchdrungen, unter den Wehen einer politischen Wiedergeburt kreisete, zu dem Wageſtück den Legaten einseitig handelnd vorschob. Das Publikum, durch politische Umstände zu zerstreut und das große Geheimniß nicht ahnend, war unparteisamer, und beunruhigte Gemüther wurden beschwichtigt, als der apostolische Vikarius die feierliche Zusicherung gab: „daß er die ihm übertragene Vollmacht nie anders als in den vom Bischof von Konstanz zum Staat und zu den katholischen Kantonen bestandenen Verhältnissen ausüben werde.“ Selbst der Vorort berichtete in diesem Sinne seinen Mitständen, und gab ihnen von den diesfälligen päpstlichen Anordnungen und Instruktionen Kenntniß. Alle glaubten. — Wenige tiefere Beobachter erinnerten sich bei den bescheidenen Vorstellungen des entsetzten Fürstbischofs wegen zu beachtender Rechte, bei den lebhaftern Protestationen des bischöflichen Domkapitels und seiner Appellation vom übel berichteten an den besser zu berichtenden Papst, bei den empfindlichen Beschwerden einiger sich fühlenden Regierungen über Gefährdung kirchenrechtlicher Ordnung und schwere Verletzung der Staatsbefugsame, an die kaum vergangenen Tage, wo Bestehendes schonungslos niedergerissen worden, und an den kaum verschollenen Jammer. Das Eindrängen und Aufdrängen eines Provisoriums veranlaßte Vergleichungen an die jüngst vorübergerauschten Krisen, welche unter ominöser Gegenwart bedrohliche Ungewißheit für alle Zukunft herbeiführten. Nur umgekehrt geschähe dermal von oben herab, von der Spitze der hierarchischen Pyramide, was man den chaotischen Bewegungen, wo von unten herauf aufgeräumt wird, bitter vorgeworfen — sagten Gereiztere, und fanden, daß die Aussenenden sich nahe berühren. Hier beruhigend, dort bedrohend, ging der Legat seinen Gang, den ihm die Dankgefühle ebneten, mit denen man, vielleicht gegen eigenes Erwarten von Rom, seine Operationen aufnahm. Widersetzlichen entgegnete er mit der Fülle päpstlicher Machtvollkommenheit. Man erkannte darin im Auslande ein neues Gestirn aus dem abgeschätzten kirchlichen Sonnensystem der Vorzeiten, vor welchem einst bischöfliche Gewalten als Trabanten, Landeshoheiten als leere Monden erblaßten; und wie der Adler vor Kurzem noch aus den Tuilerien, trugen jetzt Genien des Friedens aus dem Quirinal Köcher mit Blitzen.

In der Schweiz, wo die gutmüthige Meinung die Oberhand hatte, daß nur die Formen gewaltsam gebrochen, in der zertretenen Schale jedoch der Kern sich unberührt erhalten habe, sprachen eilf Kantone in einem Erlaß vom 24 Mai 1815 ihre lebhaftesten Dankbezeugungen für das gütigste Wohlwollen um Erhörung ihrer demüthigsten Bitten (?) aus, und Lobsprüche für die hervorragenden Tugenden und die Liebe des Herrn Nunzius. Die Kantone berührten mit ungetrübter

Digitized by Google

Anhänglichkeit, wie dem würdigen apoſtoliſchen Vikar die proviſoriſche Bisthumsverwaltung in den frühern Verhältniſſen getreulich zu verſehen anvertraut worden, und wie die ſo ausgezeichneten Wohlthaten des heil. Vaters ihnen gänzliches Zutrauen einflößten, „daß die eigenthümlichen Rechte und Freiheiten der Schweizer in geiſtlichen Dingen, dieſe ihnen koſtbaren und von ihren frommen, tapfern, um Kirche und Staat ſo wohlverdienten Vätern errungenen Gegenſtände, bei Gründung eines neuen biſchöflichen Sitzes keine Abänderung erleiden werden."

Als ein wichtiges Aktenſtück zur ſchweizeriſchen Kirchengeſchichte gilt die Antwort des heil. Stuhls vom 29 Juli 1815, im bekannten agro dolce des Kurialſtyls, ſo überfließend einerſeits an Belobungen und Wohlgefallen an dem kindlichen Gehorſam und dankbaren Sinn, als umwunden und trocken, wenn er anderſeits von dem kirchenrechtlichen Zuſtande der Nation ſprach. Von den Kirchenfreiheiten, wohlgeſichtet und geläutert, blieben keine übrig; dafür wurde die Verdammung Clemens XIII ſel. Andenkens ins Gedächtniß zurückgerufen, welcher Felix Balthaſars kurzen hiſtoriſchen Entwurf der Freiheiten und Gerichtsbarkeiten der Eidsgenoſſen in ſogenannten geiſtlichen Dingen in den Index verbotener Bücher geſtellt hatte. Mit ausweichender Klugheit kaſtigirte dann der heil. Stuhl die frühern Verhältniſſe. Später, in der Konferenz vom 11 Januar 1816, mußte der Vorort ſchon berichtigend bemerken, wie der Nunzius erklärt habe, „daß weder die Nunziatur noch der römiſche Hof ſelbſt jenes uralte Verhältniß kenne, worauf man ſich berufe." Es folge daraus, daß die Scheidelinie noch nicht gezogen ſei, und daß ſomit ein wirkliches Proviſorium nicht bloß in der Perſon, ſondern auch in der Sache ſtatt finde.

Was wäre die Sache anders, als der kirchenrechtliche Zuſtand der Nation? Das Motto, welches ſo oft im Gegenſinne angewandt wurde, ſchien am paſſendſten hieher, wenn es heißt: Habet hoc ætas exulcerata nostra, ut formam primo tollat, tum Rem, tum famam, tum nomen. Der Hiſtoriker ſieht Schlag auf Schlag Epiſkopal- und ſouveraine Rechte weichen, die theuern Herkommen und Befugſame abſchätzen, in alle Verhältniſſe Ungewißheit ſchleudern, und einen trüben Zuſtand herbeiziehen, aus dem man ſich eben ſo wenig als aus den politiſchen Stürmen aus eigener Kraft erſchwingen mochte. Er muß in den Annalen der Kirchengeſchichte weit zurückblättern, bis er einen ähnlichen Sieg Roms auffindet, und zwiſchen dem gefeierten Neujahrstage von 1308 und jenem von 1815 ergeben ſich recht abweichende Parallelen. Die Roma victrix beging einen Doppel-Triumph: ſie hatte den Anker uralten Herkommens aus ſeinen Fugen gezogen und einen Theil der katholiſchen Schweiz losgeriſſen von der deutſchen Mutterkirche; ihr baarer Gewinn hingegen beſtand in einem reſtaurirten Faſttage, wie als Introduktion zu künftigen Bußübungen zu geſchehen pflegt.

Der Deutſche erkannte die Signale des neuen Römerreichs, welche bis auf die helvetiſchen Höhen vorgedrungen; aber der Rhein ſollte ihre Grenze bleiben, und die Schweiz das einzige Land, das ihnen wenigſt in ſolchem Uebermaaſe unterlag. Als die Experimente über die Marchen bringen wollten, gebot der Großherzog von Baden Stillſtand. Es galt nämlich die

Digitized by Google

weitere Verfolgung einem der angesehensten Prälaten Deutschlands, welcher sich in Belebung ächt christlicher Gesinnung und in Bestrebung für würdige Bildung der Geistlichkeit auszeichnend, zur Zielscheibe des einheimischen Pharisäismus geworden, der heute wie vor achtzehnhundert Jahren in unveränderter Natur sein Unwesen treibt. Voll religiösen und vaterländischen Sinnes hatte jener Prälat um Herstellung der gesunkenen Kirche sich bemüht, als am Tage des Kongresses der päpstliche Botschafter an nichts als an das Patrimonium Petri dachte; seine Verdienst war hervorragend genug, um ihn ungehört, und bevor er sich gerechtfertigt, zu verdammen; es galt der guten Sache, die er führte.

Unter allen einschläfernden Künsten Solcher, welche mit Mund und Feder der Besorgnisse spotteten, die über Allgewalt und Machtvollkommenheit als über erloschene Ideen sich erhoben, und welche Erinnerungen an Bedrückungen und Eingriffe als hämisch aufgewärmten Sauerteig schilderten, wollten Andere die zu deutlichen Fingerzeige nicht verkennen. Auch die Ungläubigen durften die Beherzigung nicht unterdrücken, daß die Beinamen der Päpste divinatorisch zugetheilt worden, wenn es hieß, daß auf einen Peregrinus apostolicus (den verstorbenen Pius VI) eine Aquila rapax folgen solle.

Wenn der Leser von den lateinischen Jubelakkorden der Nunziatur zu den helvetischen Trauer- und Klagpsalmen über das geistliche Zwischenreich mit seinem Doppelgesichte ablenkt und von den vielfältigen Mühen und Klagen hört, von den unzuvermittelnden Widersprüchen, welche wenige, kurze Federstriche weckten, wird er sich des tragischen Looses erinnern, welches fremde Politik über Völker zieht. Er gelangt durch jene Vorhallen von Passions-Nationen, die jedoch keineswegs evangelischer und apostolischer Natur sind, zu viel langweiligern der Organisationsbemühungen, zu den peinlichen Arbeiten des neuen Baues, wo die Fabel zur Geschichte wird.

Nun zieht sich Alles ins Lange und Breite. Rom hatte keine Ursache, eifriger zu treiben, zumal so lange noch immer Ideen eines National-Bisthums zuckten; und es mochte wohl die Zeit abwarten, wo, wie bei jenem babylonischen Bau, die Zungenverwirrung die Völker trennte.

Der Historiker hat noch einige Zeit mit patriotischen Träumen zu schaffen, Ueberbleibsel aus der Epoche der Trennungsplane, die wie Opium am Lager des Amputirten zurückgeblieben, weil man Keinen amputirt, ohne ihm Opium zu reichen. Das Erwachen aus diesen Täuschungen ist dann um so schmerzlicher und schwächer. Lange trug man den Entwurf eines National-Bisthums, ein reizendes Zauberschloß, in das Keiner eingehen sollte. Eine Gemeinde vom Rhein bis an den Jura zu stiften, und um den Bischofsstab die Schilde der Kantone, Gewährleister seiner apostolischen Gewalt und Selbstständigkeit, war ein einladender Gedanke. Unter solchem Verbande mochte sich die schweizerische Kirche mit Ansehen und Würde behaupten; sie schlang zugleich ein sittliches Bindemittel mehr um die lockern Fasces, und die Eidsgenossen gewannen in ihr und durch sie einen Anhaltpunkt und darin Rath und That wider ultramonta-

Digitized by Google

nischen Ueberdrang, dem sie vereinzelt nicht zu widerstehen vermochten. Wer mochte aber länger sich länger damit täuschen, wenn er die Politik Roms und seine siegreiche Stellung betrachtete! Auch hatte er sich schon, obwohl nur leise, ausgesprochen.

Der heil. Stuhl, welcher am 7 Oktober 1814 den Kantonen die Einwilligung zu Errichtung eines Bisthums ertheilte, äusserte sich wenige Wochen darauf in seinem Breve an den Fürst-Bischof, „daß er aus apostolischer Machtfülle die Trennung vollzogen, um hernach in diesen Gegenden neue Bisthumssitze zu errichten. Auch mit den Bedenklichkeiten war es nicht so genau zu nehmen, womit er väterlich die kostspieligen Erfordernisse einer Diozesan-Einrichtung aufzählte. Der Legat meinte, daß noch mancherlei geistliche Hilfsmittel für die Sache in Anspruch genommen werden können.

Auf Konferenzen wurden wohl alle Vorstellungen erschöpft, um die Vortheile, die aus vereintem Wirken in religiöser, politischer und ökonomischer Hinsicht entspringen würden, zu beweisen; aber die divergirenden Konvenienzen überwogen, und auch in diesen Dingen war es der Eidsgenossenschaft nicht beschieden, eine Einheit zu pflanzen, die so noth that. Was Luzern am Zusammentritt vom 24 Juni 1813 als Lucerna lucens vorausgesagt: „die Trennung von Konstanz werde zum ersten die Errichtung und wahrscheinlich die Vermehrung der Bisthümer im Innern der Schweiz zur Folge haben", ging nach und nach in Erwahrung, und eben so sicher wird man die Erfüllung der weitern Prophezeihung erleben: „durch die Errichtung und noch mehr durch die Vermehrung der Bisthümer werde die Hierarchie, stets geneigt, durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel ihre Gewalt zu verstärken, einen Einfluß gewinnen, der dem Geiste der bestehenden Verfassungen entgegenstreben könnte. Die Besorgniß gründe sich auf die Geschichte älterer Zeiten, wo manche der souveränen weltlichen Obergewalt nahe tretenden Verwirrungen durch Anmaßung der Bischöfe entstanden seien; was in frühern Zeiten geschehen, könne sich wieder erneuern." Weislich hatte Luzern den Unterschied des Einflusses eines inländischen Bischofs beherzigt, und welche Inkonvenienzen entstehen dürften, die von einem auswärtigen, der kein anderes Interesse als seine geistlichen Verhältnisse im Auge habe, nicht zu befürchten wären. — Damit ließ aber der erleuchtete Warner noch viel dringendere Gefährden unberührt, die freilich erst im Verfolg des Planes sich so bedrohlich entwickelten. Man mußte in die Mitte der Wirren gezogen sein, um in die Tiefe der Abgründe zu schauen. — Das theokratische Wesen ist ein Universalism; es ist darum leicht begreiflich, daß nur Wenigere solches zu umfassen vermögen.

Der Historiker, wenn er die bisthümlichen Organisationsversuche der Schweiz behandelt, muß zugleich jene Deutschlands ins Auge fassen. Das Gefühl für Religion war rege, und es ist die schlechteste Verleumdung, unsere Zeit irreligiös zu schelten. Unter Leiden und Bedrängnissen bildete sich iene ächte Religion des Herzens, die aus der tiefsten Verlassenheit zu Gott klagte: man erkannte den Sturz des Weltdrängers als ein Gottesgericht; unter

Digitized by Google

dem Panier des Kreuzes stritten begeistert, vertrauensvoll Fürsten und Völker. Die Regierungen wollten die kirchlichen Verhältnisse redlich ordnen — aber Rom wollte seine Disciplina hodierna geben. Diesen Stein des Anstoßes wohl fühlend, mahnten in Deutschland gottselige Männer durch Wort und Schrift zum Zusammenhalten, zeigten die Gefahren der Isolirung, in welcher der römische Hof sein divide et imperabis spielen würde, und mehrere ansehnliche Staaten verbanden sich zu vereintem Wirken. Gehaltvolle Schriften erörterten den Gegenstand und hielten den untrüglichen Spiegel der Geschichte vor Augen, den man nie genug aufstellen mag, weil die Einen sie nimmer verstehen, die Andern sie immer vergessen, — während Andere unter der Maske der Heiligkeit arglistig Irrbegriffe ausstreuten und einen Troß arglofer Schwärmer nachzogen. Ueberläufer von den Fahnen der Frivolität und des Unglaubens, Bauchredner, die ihren Magen bedachten, stimmten zu dem Chorus des neuen Mystizismus; sie, die immer blind gewesen, mochten es für das Vorzüglichste halten, daß man nur auf andere Weise, nach Straußenart, den Kopf in Sand stecke: Hohldenker repetirten als Echo, brüsteten sich mit Wortdunst in schlau aufgerüsteten Sentenzen und Grundsätzen, denen die Herrschaft einzuräumen sei, — übersahen und vergaßen aber die verdeckten Interessen und Bestrebsamkeiten, um die es sich eigentlich handelte. In dem wilden Kampfe, in dem sich Polemiker ungebehrdig bitter und neuentbrannt herumtummelten, erkannte man nicht bloß, wie weit sie in Form und Wesen von dem höhern Standpunkt christlicher Ethik entfernt waren, sondern die Vorzeichen reger Plane.

Die Aufgabe war, von einem bestehenden Kirchenrechte und der Existenz einer Nationalkirche ausgehend, eine passende neue kirchliche Verfassung zu gestalten, welche Zusammenhang und Einheit in sich fände. Es war nicht gemeint, dem Pontifikat, als Mittelpunkt zur Erhaltung der Einheit des Glaubens und der Sittenlehre, zu nahe zu treten; aber eben so wenig sollten die Freiheiten der deutschen Kirche unterdrückt werden, die sich auf urkundliche Basen, auf das Instrumentum acceptationis decretorum concilii basileensis stützten. Ferner mußten die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche regulirt werden (unvorgegriffen dem, was päpstlicher Befugsame sein muß), zwischen den Landesherren und Bischöfen als Repräsentanten ihrer Kirche. Indessen schloß Baiern einseitig ein Konkordat. Genug Stimmen haben sich darüber klagend erhoben und bedauert, daß es in Maximilians rühmlicher Epoche aufkommen mußte.

In der Eidsgenossenschaft beschränkten sich die Bisthumsentwürfe von 1816, zu welchen „die einsichtvollen und reif erwogenen Bemerkungen der Nunziatur theils wesentlich beitrugen, theils von ihr ausgingen", mehr auf Erschaffung hierarchischer Gewalten und Besoldungen, und auf die Konkurrenz der Kantone bei Bischofs- und Domherrenwahlen. Man tröstete sich noch unabtreiblich damit, es wären keine Besorgnisse, daß die katholische Schweiz in in den bisher bestandenen Verhältnissen beeinträchtigt werden könnte: von Bestimmungen über das künftige Verhältniß zwischen Staat und Kirche war keine Rede. Der

Digitized by Google

Legat äusserte wirklich gemäßigte Gesinnungen, — wurde aber abgerufen. — So lange die Eidsgenossen vereint handelten, blieb ihnen das Andenken ihrer Väter als Kompaß. Politisches wie hierarchisches Joch war den Wackern gleich unerträglich, und darum widerstanden sie eben so muthig den Angriffen mit Lanze und Schwert am Morgarten u. s. w., wie sie ungerechtem Bann und Interdikt und den Wechselbanken römischer Kanzleien offene Stirn boten. Der Pfaffenbrief, das Waldmannsche Konkordat u. a. m. sind Akten, von welchen jede wesentlicher, als mancher Sieg auf dem Schlachtfelde. Theologische Grübeleien bezwangen ihren praktischen Verstand nicht; sie behaupteten das alte gute Recht, die alten Kirchengesetze, auf welche auch die gallikanische Kirche Anspruch machte; sie hielten an ihnen, als der Magna Charta der Katholizität wider römische unzurechtfertigende Usurpationen. Einen neuen richtigen Kompaß gab den Magistraten der jetzige kirchliche Zustand Oesterreichs, das französische Konkordat u. s. w. Warum sollten sie, Schafe einer Heerde, sich stiefmütterlich behandeln lassen? Rom, als es sich, in seiner Erklärung durch den Nunzius, das uralte kirchliche Verhältniß ignorirend stellte, dachte allerdings die geistliche Palingenesie recht vollkommen zu machen, wenn es die schweizerische Nation wie heute vom Himmel gefallen oder auf irgend einem neuentdeckten Eilande hervorgetrieben betrachtete. Nicht die Vernunft allein, auch das Gedächtniß ist ein verderblich Ding, und nicht bloß die Bibel, auch die Kirchengeschichte und die vaterländische in manchen Dingen ein gefährliches Buch. Und vor allen sind es die helvetischen Annalen, wenn sie von den glorreichen Urkunden der Kirchenräthe von Konstanz und Basel sprechen; denn nach den Schilderungen des neuesten Kurialisten, Joseph Graf de Maistre, hat das Konstanzer Konzil in seiner vierten Sitzung unvernünftig gesprochen, und das Baseler zeigte die Ungereimtheit einer zügellosen Versammlung. Wie viel glücklicher ist ein Volk, das auf seinem politisch und kirchlich klassischen Boden gedächtnißlos dasteht!

Der Historiker wird finden, daß, während andere Völker über das Verschulden der Altvordern klagen, die schmählich ihre Rechte verwahrloseten, der Schweizer den seinigen theure Vermächtnisse verdankte. Die Geschichte verdammt nicht bloß den, der schlau oder gewaltthätig ungerechtes Joch auflegt, sondern auch eben so sehr den, der es unmännlich auf sich ladet: Unerfahrenheit und Unkraft gelten nicht als Entschuldigungen. Wie das jetzige Geschlecht dem vorübergegangenen, so baut dereinst das folgende dem gegenwärtigen seine Gedächtnißsäulen, und segnet oder verwünscht seine Aschenhügel.

Konkordate waren von jeher der Prüfstein der feinsten Diplomatik, doppelt bedenklich für Staaten, welche von geringem Gewichte in der Wagschale Europa's auf keine erwiedernde Bereitwilligkeit, aufrichtig zu vergleichen, zählen dürfen, — unmöglich für Bundesgenossen, die unter sich diskordiren. Es galt einst zum Sprichworte in Rom: „Bisogna lasciar gli Suizzeri nei loro usi ed abusi", — es ist leider zerronnen mit anderm politischen Nimbus. — Die Eidsgenossen, deren Bemühungen je mehr und mehr in Vereinzelungen zerfielen, gewannen eine sehr ungün-

Digitized by Google

ſtige Stellung, wo ſie mit einer Macht zu thun hatten, welche die gedrängteſte Einheit und Konſequenz beſitzt, einer Macht, die, an den Himmel lehnend, grenzenloſe Rechte und Anſprüche geltend zu machen weiß, deren Pflichten nie gefordert werden mögen. Der Löſeſchlüſſel des Quirinals hatte Alles gelöſet; aufbauen wird er zur günſtigen Zeit, die ihm ſeine Diktatur ſichert, und nach einem Plane, der ewig der ſeinige iſt. Die Schweiz, hieß es, berufen das theokratiſche Vorwerk Italiens zu ſein, ſollte, nach ſeinem Vorbild und Muſter organiſirt, in kleine Bisthümer zerſtückelt werden. — Der Hiſtoriker wird die Negoziationen der Kantone Bern und Luzern unmittelbar am päpſtlichen Hofe mit jenen deutſcher Fürſten vergleichen: Abgeordnete von 14 kehrten nach ſiebenmonatlichem Aufenthalt ohne genügenden Beſchluß, nur um manche Erfahrungen künſtlicher Manöuvres reicher, womit die römiſchen Unterhändler ſie ermüden und zur Nachgiebigkeit reif machen wollten, zurück.

Zuvorkommender ſuchte der heil. Stuhl den Fürſtabt von Einſiedeln mit der Inful über die drei Urkantone und Zug zu ſchmücken. Das Kloſter, die Ehre nicht in ſeiner Konvenienz findend, ließ ſich ſolche nicht aufdringen, und eben ſo wenig reimte es ſich zu den Hoffnungen des weltlichen Klerus; das Projekt zerfiel. Mit ausgezeichneter Gnade war der römiſche Hof dem oberhirtlichen Stuhl zu Chur gewogen, welcher durch treue Pflege römiſch-orthodoxer Grundſätze ſein Zutrauen verdiente, und das rhätiſche Episkopat, welcher durch öſterreichiſche Maasnahmen in Tirol und Vorarlberg ſehr herabgekommen war, bedurfte pekuniärer Entſchädigung und Zuwachſes. Das gelegenſte Indemniſationsmittel war, ihm die zerſtreute Konſtanziſche Heerde zuzuweiſen. Schon gewöhnt, durch Bullen und Breve's in der Schweiz zu regieren, publizirte der abreiſende Nunzius, Erzbiſchof von Niſibi, neue Verfügungen des heil. Stuhls, welche die abgeriſſenen Kantone ad interim zu Chur ſchlugen. Verglichen die Eidsgenoſſen die Hoffnungen, mit denen man ſich im Jahr 1815 gegängelt, mit der exotiſchen Beſetzung und Tendenz dortiger Curia u. a. m., ſo mußten ſie grelle Contrapunkte wahrnehmen und abermals geſtehen, daß jene recht als Irrlichter geglänzt hatten. Mehrere Magiſtraten, denen das römiſche willkührliche Schalten und Walten läſtig wurde, lehnten ſich, ihrer landesherrlichen Rechte bewußt, dawider auf; andere ſchwiegen oder fanden es gelegen. — Auch der Kanton St. Gallen fiel dahin, gegen welchen der heil. Stuhl am 12 Juni 1816 in Sendſchreiben an die Tagſatzung und an die getrennten Diözeſanſtände Klage um des aufgehobenen Stiftes willen geführt und deſſen Wiederherſtellung begehrt.

Obwohl der geweſene Fürſtabt noch nie feierlich ſeine Prätendentſchaft auf die politiſchen Anſprüche aufgegeben, und dergeſtalt im Inſurrektionszuſtande gegen die rechtmäßige Regierung beharrte, behauptete Rom dennoch, „daß derſelbe ſeine geiſtlichen Rechte vollſtändig und unverletzt in ſeinen geiſtlichen Gerichtsbarkeiten erhalten ſolle, und deswegen an denjenigen Orten, wo er ſie in vergangenen Zeiten ausgeübt, kein anderer Ordinarius irgend einen Theil von Gerichtsbarkeit beſitze.“ Der Publizift findet darin eine erfreuliche Aufgabe des Einklangs zwiſchen weltlicher Souverainetät und geiſtlicher Gewalt, aber auch nur dieſe einzige;

Digitized by Google

anderswo hätte Rom solches nur nicht geträumt. Da die frommen anfrühreriſchen Umtriebe im Jahr 1814 nicht auslangten, und der Wiener Kongreß den Abt auf ein Jahrgehalt angewieſen, fiel derſelbe auf den Vorſchlag, „daß der heil. Vater ihm und ſeinem Kapitel den Auftrag gebe, oder wenigſtens erlaube, den weltlichen Gerichtsbarkeiten feierlich zu renunziren, um dadurch die Herſtellung des Stifts qua Kloſter zu erleichtern.“ Rom hielt bisher noch nicht zuträglich, darüber einzutreten. Bei Anlaß der dem Bisthum Chur übertragenen Adminiſtration der biſchöflichen Rechte bemerkte die Nunziatur dem Herrn Abt (unterm 26 Okt. 1819), „daß dieſe Adminiſtration die klöſterlichen Rechte nicht verletze.“

Der Hiſtoriker kommt zu der Periode des Kulminationspunktes, wo die Zerſplitterung ſo weit gediehen war, daß einzelne Kantonal-Bisthums-Entwürfe auf die Bahn gebracht wurden. Der Kanton Teſſin dachte ſich vom Bisthum Como zu trennen und eine eigene Inſul aufzunehmen. Zu den originellen Memorabilien, ein karakteriſtiſches Monument des Tages, für die politiſchen und kirchlichen Archive merkwürdig, gehörte der St. Galliſche Entwurf vom Frühling 1821. Ein Kollegium von zweiundzwanzig Prieſtern ſollte ein Domkapitel bilden, Kirche, Chor, Seminar und Seelſorge, und auch die wiſſenſchaftlichen und höhern Lehranſtalten bis auf die Kontrolle der Landſchulen verſehen, die ihm von dem Adminiſtrationsrathe zugewieſen würden. Das Inſtitut hatte nur einen kleinen Schritt bis zum völligen Mönchthum, und Viele erkannten darin die Brücke zur Regeneration des Kloſters. Die ganze Erziehung, das köſtlichſte Kleinod eines republikaniſchen Staates, wurde nach und nach in die Hände dieſer Korporation gelegt. Im Geheimen argumentirten ſeine Anhänger: „Iſt das verlangte Bisthum vom heil. Vater zugegeben, ſo iſt auch vom Kanton, der das Bisthum verlangt, ein Stift zugegeben, und da das St. Galliſche Ordinariat zum Bisthum erhoben, ſo iſt auch das St. Galliſche Stift zum Domkapitel erhoben: der heil. Vater kann alsdann von den Katholiken für das Stift den ganzen Fond reklamiren, welchen der Adminiſtrationsrath verwaltet. Vermuthlich wird eine große Majorität ſich zur Zurückgabe bereitwillig zeigen, und die Regierung ſelbſt nicht dawider ſein können noch wollen, wenn einmal ausgemacht iſt, daß wieder ein Stift beſtehen müſſe. Dieſer Beſchluß des großen Rathes iſt das Brett, auf dem es gerettet werden kann, u. ſ. w.“ Indeſſen ging bald der Adminiſtrationsrath ſelbſt von ſolchem Entwurfe ab, um einen andern unter Intervention der Nunziatur mit dem Biſchof von Chur anzuknüpfen, deſſen Reſultate ſich ſpäter zeigen ſollen.

Auch die Bergkantone unterhandelten mit dem rhätiſchen Epiſkopat, freilich nach ganz andern Maximen. Es walteten Konvenienzen, ſich an daſſelbe anzuſchlieſſen, und die Kantone konnten ſie benutzen, wenn ſie, in bundesbrüderlichem Vereine ſich zum Voraus unter ſich verſtändigend, ihr wahres Intereſſe für Staat und Kirche beriethen, vorausgeſetzt, daß keine Nebenrückſichten um eiteln Schimmer und Nebenbuhlerei um geiſtliche Güter ins Spiel kamen. Sie durften nur jene Verhältniſſe zu Rathe ziehen, die der Biſchof zu Chur für die öſterreichiſchen Lande hätte ehren müſſen, wenn ihm über ſolche der Hirtenſtab nicht entzogen worden wäre.

Digitized by Google

Der Geſchmack für Kantonal-Bisthümer, wenn er dergeſtalt um ſich greifen ſollte, veranlaßte im Auslande die Vermuthung, daß der politiſchen Vielfältigkeit noch eine hierarchiſche folgen ſollte. Die Verſuchung, nach dieſen Muſtern ſich zu modeln, riß aber nicht ein, und blieb rein örtlich, wie ſie aus örtlichen Urſachen hergeführt worden. Der Hiſtoriker wird bemerken, daß ſie ſehr von der Staatsklugheit der alten Eidsgenoſſen abwich. Als Papſt Julius II der Stadt Bern unaufgefordert ein eigenes Landesbisthum um höherer Ehren willen antrug, ſchlugen die Senatoren der mächtigen Stadt weislich die Gunſtbezeugung aus, obwohl ſie ein Domherrnſtift von vierundzwanzig Mitgliedern und eine Kathedrale hatten. Der innere Wohlſtand war ihnen vorzüglicher, als eitler Glanz; — es iſt ein Zug großer Weisheit, deren ſo viele in der Geſchichte Berns liegen!

Luzern, als es in der Konferenz vom Juni 1813 ſeine Warnerſtimme erhob, äuſſerte: „So gering auch die Einkünfte eines Biſchofs beſtimmt werden möchten, würden ſie doch immer über das Beſoldungsverhältniß eines weltlichen Magiſtrats zu ſtehen kommen; würden hierzu noch, wie es wahrſcheinlich ſei, allfällige Familienverhältniſſe mitwirken, ſo werde die weltliche Obergewalt in eben dem Maaſe verlieren, in welchem die biſchöfliche Würde gewinne.“

Der Hiſtoriker findet, wie das innerſte, eigenſte Weſen jeder Regierung das Maas ſei, und ein geachteter Schriftſteller drückt ſich darüber aus: „Maas aller Kräfte und Richtungen aller vorſtrebenden und rückwärts ſtrebenden Thätigkeiten; Maas aller Rechte und Pflichten, die ſich wechſelsweiſe bedingen und begrenzen; Maas aller Verrichtungen, die in das geſunde, friſche Staatsleben zuſammenſpielen; — Maasloſigkeit ſpricht ſich ſelbſt das Urtheil, das entweder äuſſere Gewalt oder Macht der Faktionen hervortreibt.“ Kleine Republiken, auf einem annähernd patriarchaliſchen Fuße regiert, ſtützen ſich auf die Eintracht der Behörden und den bereitwilligen Geiſt des Volkes; in ſtiller Beſcheidenheit von Privaten lebend, iſt den Magiſtraten geringe Beſoldung, den Standeshäuptern kaum ſo viel als einem Oberamtmann ausgemeſſen; alle müſſen Erſatz im Bewußtſein, Gutes für's Vaterland gewirkt zu haben, weder in wandelbaren Ehren noch im Gelde ſuchen; es iſt ein Bild aus der untergegangenen Zeit apoſtoliſcher Einfalt. Der neue Biſchof, ſo ließ ſich's vorausſehen, wollte ſich weder an den Maasſtab des evangeliſchen Unterhalts, noch an den der Landesväter, noch an die Kräfte des Staats halten: er brachte ſeinen eigenen, den hierarchiſchen, mit. Wie die ſpartaniſche Suppe auf dem Lukulliſchen Gaſtmahle ſtand erſterer gegen die mensa episcopi, und wie der Reichthum der geſchwornen Armuth neben der magern Staatskaſſe, ſtanden die Magiſtraten in ächt evangeliſcher Entblößung neben dem Glanze des Biſchofs, — das irdiſche Reich mit ſeinem Prunke neben dem Reich, das nicht von dieſer Welt iſt, die vergänglichen Güter verachtend, und umgekehrt. Ein Fürſtentitel, ein Hof, der geſammte Klerus mit allem menſchlichen Gebrauche eines unbedingten Einfluſſes umgeben den Biſchof, — ein ſchneidendes Gegenſtück zu dem politiſchen Beſtande, der im Getriebe zentrifugaler Kräfte aufgelöſet iſt.

Digitized by Google

Bei diesen Einrichtungen schwieg die Nunziatur von geistlichen Hilfsmitteln, die in Anspruch genommen werden möchten. Der Konstanzische Fond von beiläufig 300,000 Gulden auf seine Theilnehmer betrug Unbedeutendes auf Einzelne; die Staatskassen kämpften mit Schulden, das Volk durfte mit keinen neuen Steuern belästigt werden; die Klöster, deren Besitzthum die Bundesverfassung garantirte, wollten freiwillig nichts beitragen: gewissenhaft hätte Rom solche Verwendung kaum zugegeben, alldieweil seine Prälaten Einkünfte aufgehobener genieſſen, — nur einmal über dem Bürgerkriege ließ es ihre Beschatzung zu. Es war demnach wohl abzusehen, daß der hierarchische Stab jene Quellen, die für gemeinnützige Anstalten, für Erziehung, Pfründenverbesserung, Armenpflege u. s. w. bestimmt wären, austrocknete.

Unter den Standpunkten, von welchen aus die Sache beurtheilt werden mußte, durfte folgender wenigstens praktisches Gewicht verdienen. Jene Quellen, hieß es in einer Schrift, befruchten die Pflanzschulen künftiger Männer, die theils am Staatsruder, theils im geistlichen und weltlichen Lehramte, oder im Dienste der leidenden Menschheit als Aerzte dem Vaterlande sein Glück bereiten sollen; Talente, welche die Armuth erstickt, mögen für das bürgerliche Leben, für Industrie, Künste, Gewerbe u. s. w., durch weise Verwendung emporgehoben werden. Es galt nicht allein der heiligsten Hoffnung eines republikanischen Landes, das weder aus Steuern noch andern Mitteln reizende Aussichten zu schaffen vermag, sondern dem hohen Interesse der Katholizität, die in der Parität den Nichtkatholiken, die rege vorwärts streben, nicht zurückbleiben dürfte. Jede Familie, jede Gemeinheit sinkt, die hinter ihre Zeitgenossen zurückfällt.

Ein anderer Standpunkt hingegen ging von angeblich höhern als solchen Ansichten aus, erwog das Heil der Religion, die Erbaulichkeit eines prächtigen Kultus, das Bedürfniß strengerer Disziplin des Klerus und die geistlichen Vortheile eines eigenen Oberhirtenthums für bessere Bildung der Geistlichkeit und geistliche Gerichtsbarkeit im Lande u. s. w. Daß es in diesen Tagen auch darin nicht an Widersprüchen fehlen durfte, war natürlich. Religiös, sagten die Gegner, hat der Staat gehandelt, als er nicht, wie andere, fromme Stiftungsgüter zu profanen Zwecken mißbrauchte, sondern, indem sie aus der todten Hand an ihn fielen, zu lebendigen Quellen für die heiligsten Zwecke verwandelte, zu einem ewigen Fideicommis für ewige Absichten. Erhebender als Chorgesang, das an die Kirchengewölbe schlägt, sind Dankpsalmen, die aus freier, bewegter Brust zum Himmel dringen, wo gemeinnützige Anstalten errichtet werden, die eine Saat auswerfen, welche sich tausendfältig wohlthätig reproduzirt, und in Werkheiligkeit nicht, in Gesinnungen und frommem sittlichem Thun prägt sich das Christenthum aus. Die Disziplin kann durch den Organismus, wenn er nach kirchlichen Gesetzen hergestellt wird, unter einem großen Bisthum eben so wohl als in einem kleinen gehandhabt werden; indem die Mittel zu anständigem Unterhalt der Geistlichkeit geschmälert werden, wird die Aufmunterung, diesen Stand zu ergreifen, bei tüchtigen Subjekten nicht gefördert, so wenig als bessere Bildung durch kleinliche, enge Institute, die, alle Nacheiferung aufhebend,

Digitized by Google

ſtatt Vervollkommnung zu erringen, dürftig und kümmerlich, wie ihre Schranken, werden betrieben werden müſſen. Was endlich den Werth der geiſtlichen Gerichtsbarkeit betrifft, wäre es eben ſo kurzſichtig, ihn nach kürzerer oder weiterer Entfernung einiger Stunden vom Gerichtshofe zu ermeſſen; es handelt ſich da um gröſsere Fragen, über Scheidung weltlicher und geiſtlicher Kompetenzen, und ihre Ausübung u. ſ. w. Ueberhaupt gehet nicht gewiſſe Güter um ungewiſſe und höchſt problematiſche hin; ſtiftet nicht ein Ende ohne Endſchaft. Coordinirte Gewalten aufzuſtellen und zu dotiren, iſt nur ein Halbes und ſehr Voreiliges gethan, bevor zugleich das richtige Verhältniſs ausgemittelt iſt, in welchem man zu ihnen ſteht; man pflanzt einen Zankapfel, oder geht in kläglicher Subordination unter.

Das wichtigſte Feld, von dem wir einsweilen nur die Nebelgrenzen ſehen, öffnet ſich dem Hiſtoriker, wenn er die allgemeinen Folgen und Reſultate behandelt, welche aus der Losreiſſung von dem dreizehnhundertjährigen Kirchenverbande entſprungen ſein werden: ſie greifen in das innerſte Herz alles religiöſen und politiſchen Lebens, der Geſammtheit wie des Einzelnen, des Katholiken wie des Akatholiken.

Unter welchen Formen wird eine katholiſche Kirche in der Eidsgenoſſenſchaft hergeſtellt werden? Werden die verſchiedenen Territorial-Bisthümer einen ſozialen Verband, eine wahrhaft organiſch gefügte Verbindung eingehen, oder werden ſie ohne Zuſammenhang jeder für ſich beſtehen? — In letzterm Falle wäre für die Schweiz ein Zuſtand eingedrungen, welcher die grellſten Contrapunkte zu der geprieſenen Unabhängigkeit lieferte und ein ächtes Gegenſtück zu dem hochgefeierten Urſprung der Eidsgenoſſenſchaft.

Als die drei Männer im Grütli zuſammenſchwuren, gedachten ſie vornehmlich der Zukunft, die ihnen bevorſtände, wenn ſie, abgetrennt vom Reiche, der Herrſchaft von Oeſterreich dienſtbar zugewendet werden ſollten. Das Reich war die Mittelmacht im Politiſchen, wie es die Kirche gegen die Theokratie iſt; dieſe Mittelmacht, die Schirmherrin der Rechte aller Stände und Ordnungen, wollten ſie feſthalten, und lieſſen ſich nicht verlocken durch Albrechts ſchmeichleriſche Worte: „der König möchte ſie zu ſeines Hauſes lieben Kindern haben.“ Nun iſt eine Iſolirung der Bisthümer, gegen den Geiſt des Katholizismus und ſeiner Uebung, nichts anderes als Unterwerfung unter den Thron der Theokratie und ſeiner abſoluten Herrſchaft, die man unter der Benennung des Ultramontanismus begreift. Soiche Revolutionen wider die Weltordnung und die angeſammten Rechte haben der Vertheidiger genug, die ſich dabei Anwartſchaft auf fette Präbenden und den Heiligenſchein erſchreiben. Die Kehrſeite zu zeigen, iſt der Beruf des Propheten in der Wüſte erſchlaffter Tage, wo der rechte Augenblick eingetreten iſt, Rekonvaleszenten vom hitzigen Fieber das kalte Fieber anzuſetzen. — Der Hiſtoriker langt sine ira et studio, von aller Parteianſicht unangegriffen, ſeine Materialien aus vergangenen Jahrhunderten hervor und bietet ſie dem Beobachter dar, der unter ſo bewandten Umſtänden die Auſpizien ſtellt. Es handelt ſich um Parallelen zwiſchen dem Weſen des Ultramontanismus,

Digitized by Google

wie er sich vor den Augen der Eidsgenossenschaft geoffenbart in dem Geiste ihrer Volksthümlichkeit und ihrer bestehenden Verfassungen; das Prognostikon für Kirche und Staat ergibt sich von selbst. Und da man den Baum am zuverlässigsten an seinen Früchten erkennt, erscheint es wohl der sicherste Weg, obschon eben kein neuer, da man dabei nicht erfinden will.

Den ersten Blick verdient wohl der Nationalkarakter des Schweizers, der in Gesinnung, Gesittung und Sprache den Geist seiner Abstammung nicht verläugnet, welcher in den persönlichen und volksthümlichen Tugenden, die ihn auszeichnen, wie in seinen politischen Bildungen und Verbildungen fortlebt. Eine treue Zeichnung hat Görres in seinem Veronefer Kongreß von der Deutschheit aufgestellt. Stellet dagegen die Welschheit, den Bastarden seitheriger Erniedrigung, unter den unaufhörlichen Wechsel auswärtiger Gewalthaberei, und prüfet, wie wohl sie zusammen lassen. Die Natur hat die Völker des Nordens von denen des Südens abgeschieden durch den mächtigen Wall der Alpen; aber noch eine mächtigere moralische Scheidelinie hält sie auseinander, und jener klimatische Religionssinn, sein Treiben und seine Praxis widersprechen unversöhnlich dem ernsten, gemüthlichen, das Christenthum in seiner Tiefe ergreifenden Sinne. Ueber die Grundlagen der künftigen katholisch-kirchlichen Einrichtung in Deutschland handelnd, äusserte ein Theolog: „Gewinnsüchtige Betrügerei, Heuchlermienen, Doppelherzig- und Zweizüngigkeit, leerer Schein, eitles Gepränge, großwichtige Kleinigkeitsthuerei, Verstellungskünste vertragen deutsche Naturen nicht, und sollen ihnen, wenn man ferner deutsch bleiben will, immer mehr zuwider gemacht werden; daher können wir auch mit Nationen, denen jene Verderbnisse so eigenthümlich angehören, daß sie als nothwendiges Ingredienz in ihren äussern Religions- und Kircheneinrichtungen erscheinen, in dem Aeussern dieser Einrichtung nicht übereinstimmen, ohne Gefahr zu laufen, daß der giftige Wurm sich auch nach und nach in das Innere unsers Sinnes einfresse.“ — Das göttliche Band der Humanität in seiner hohen Bedeutung, welches keine Schlüsselgewalt zu lösen vermag, knüpft den Schweizer an Deutschland; sein dreizehnhundertjähriger Kirchengenosse, hat derselbe das gleiche Kirchenrecht mit ihm gemein, wie die nämlichen unaustilglichen Interessen: aber nicht mehr in passiver Abhängigkeit, als ebenbürtiger Bruder sich zu ihm zu gesellen, wäre die Aufgabe.

Zwischen den politischen Verfassungen der Eidsgenossen und der ursprünglichen Kirchenverfassung, der Disciplina antiqua, dem alten guten Recht, liegt ungemein viel Uebereinstimmendes. Desto entschiedenerer Widerspruch waltet zwischen der Disciplina hodierna, oder dem modernen System der Theokratie, und jedem konstitutionellen Prinzip unserer Tage; im Kirchlichen wie im Politischen gilt die Erfahrung, daß die Freiheit alt, nur der Despotismus neu ist in Europa. Mögen Kabinete Gründe dafür haben, sich an jenes System anzuschliessen, so ist ihr Interesse auch sehr verschieden von denen der Gemeinwesen, welche keiner Wechselwirkung nach den Grundsätzen des spanischen Philipps bedürfen. Monarchien gleichen jenen starken Schalen, die das Gift nicht sprengt, während Republiken, weichere Gefäße, von Einflüssen angegriffen und verzehrt werden; darum mögen erstere Jesuiten, Missionarien neuen Schlages

u. ſ. w. benutzen und brauchen. Der Starke mag zweiſchneidige Inſtrumente anwenden, weil er im Stande iſt, ſie zu zerbrechen; eine Ukaſe, ein Beſchluß genügt, ſolche Inſtitute zu entwurzeln und ihre Glieder nach allen Winden zu zerſtreuen. In kleinen Republiken überwältigen ſie den Meiſter. Dem ſtillen Nagen, jener chroniſchen Sucht, die ſchleichend die Kräfte untergräbt und die Gemüther entzweit, vermögen Republiken nicht zu widerſtehen. Die große Politik in ihren gemeſſenen Schritten weiß, wie weit ſie gehen will, und bei aller Annäherung dürfte es leicht dahin kommen, daß der Unterthan in geiſtlichen Dingen freier, der Republikaner der Gedrückte wäre. Wollet ihr lebendige Beiſpiele für Nutzanwendungen, ſo ſehet um euch. Wollet ihr urkundliche, ſo vergleichet die Bulle unam sanctam mit den publiziſtiſchen Grundſätzen der Eidsgenoſſen, worin der heil. Stuhl den Satz aufſtellt: „der Papſt führe ein doppeltes Schwert, ein geiſtliches und ein weltliches; dieſes führen Könige nur mit ſeiner Zulaſſung, und das weltliche müſſe dem geiſtlichen Anſehen untergeordnet ſein.“ Und wie ſtehen die in Europa angenommenen Grundſätze über das Placetum regium, und die Jura circa sacra zu den jüngſten römiſchen Uebungen? Wie eure Begriffe von der Heiligkeit des Eides zu der alten und neuen Praxis, welche der Kurialiſt de Maiſtre im Jahr 1822 damit rechtfertigt: „kraft einer Befugſame, deren erhabene Prärogative einen Theil der Offenbarung ausmache, ſei der Papſt ermächtigt, von Eiden der Treue zu entbinden“?

Unter allem Getümmel des erhitzten Streites über Politik und den verkehrteſten Anſichten, die in Theorien und Anwendungen pro et contra ausgeheckt wurden, blieb wenigſtens dem Eidsgenoſſen ein Kleinod theuer und von Allen beneidet, und hatte es ſich unter Stürmen verloren, war es das erſte, nach dem er ſich ſehnte, — es iſt das Kleinod des innern Friedens! Unter ſeinen Schatten flüchteten bei dem politiſchen Unbeſtand abwechſelnd alle Parteien des Auslandes, erſt Royaliſten, dann Republikaner, Napoleoniſten, und ſeine Widerſacher, Unitarier u. ſ. w., und Allen ward wohl auf dem kleinen Fleck Erde, den die Mächtigen ſchon darum zum Aſyl heiligen ſollten, damit wenigſtens eine grüne Inſel der Ruhe in Europa beſtehe, wenn die große Weite zur Wahlſtatt wird. An die gewährte Unparteiſamkeit gegen auſſen ſchließt ſich aber ein Beding als unerläßlicher des Stillebens an — jener der chriſtlichen Verträglichkeit unter ſich.

Der Hiſtoriker, wenn er den Geiſt des Ultramontanismus dagegen hält, bringt uns darüber Daten genug; doch lauter unerfreuliche: z. B. die Bulle des fünften Pius in Coena Domini, welche bis auf Klemens XIV alle grüne Donnerſtage par excellence zu Rom verleſen wurde, worin alle katholiſchen Fürſten, die mit Ketzern Bündniſſe ſchlieſſen, oder in friedliches Unterhandeln treten, in den Bannfluch des Statthalters Gottes verfällt ſind; die Feuerbrände der Nunzien im Zwölferkriege, die Flammen der Zwietracht, die ſie mit Wort und Geld nährten, die Mahnungen Klemens XI, die Proteſtationen des h. Stuhls gegen den Aarauer Frieden, den der Kardinal Paſſionni in vollem Rath zu Luzern kaſſirte, das päpſtliche Breve, das den Abt von St. Gallen und ſeine Nachfolger von Befolgung des Land-

Digitized by Google

friedens dispensirt u. s. w. Wie gerne würde man diese Monumente, als ad acta gehörig nie wieder berührend, verschmerzen, wenn nicht die Motive bekannt wären, aus welchen der heil. Stuhl dem brüderlich-christlichen Bunde von 1815 nicht nur nicht beitrat, sondern gegen Beschlüsse des Wiener Kongresses protestirte, weil sie Evangelischen wie Katholiken gleiche Rechte in freier Religion-übung gestatteten; wenn man die Geschichten von Rismes, das Treiben der Missionsbrüder in Frankreich u. s. w. vergessen könnte. Dieses stete, folgenrichtige Bestreben, von unläugbaren Daten und Fakten beleuchtet, denen noch so viele andere beigefügt werden könnten, läßt wohl die Tendenz, den Karakter des Ultramontanismus entnehmen. Nicht um ihn anzustreiten, sondern seine Konkordanz mit dem Bestand der Eidsgenossenschaft zu vergleichen, wurden sie ausgehoben. Auch für diese Rubrik mag der Historiker zwischen monarchischen Staaten und Republiken Parallelen ziehen. Er findet Muster für alle Maximen — in der Bluthochzeit, in gewaltsamer Vertreibung von Hunderttausenden, in milden Toleranz-Gesetzen, in genauer Ausscheidung des Kirchlichen vom Politischen u. s. w. Spannungen und Reibungen werden bedeutsamer in Republiken, als in Monarchien, wo ein Regent mit einem Ausspruch Friede gebietet. Er steht über dem Hader, republikanische Magistrate stehen in demselben, wo er entbrennt; lauter Parteien, wo die besänftigende Stimme unter dem organisirten Antagonism meist überhört wird. Staat und Kirche berühren sich inniger und näher im kleinen Gemeinwesen, und wenn der evangelische Geist der Verträglichkeit weichet, wo zwei Kirchen gleiche Rechte eingeräumt sind, werden sie zu Kriegspanieren. Jene Landestheilung Appenzells nach Konfessionen erscheint als merkwürdiges Ereigniß, das man aber nicht mehr nachahmen kann; und somit bleibt nur die Wahl zwischen feierlichem christlichem Zusammenleben, oder den Gräueln heilloser Entzweiung.

Soviel als Beitrag zu dem Gemälde der sympathetischen Beziehungen zwischen Ultramontanismus und bürgerlichem und volksthümlichem Leben. — Ueber sein Verhältniß zur Kirche lese man die Geschichten des Kampfes zwischen der Theokratie und den Kirchenräthen, den Nationalkirchen und Bischöfen, und höre die Aussprüche hochberühmter, mit allen Tugenden gezierter Prälaten älterer und neuerer Zeit, die Beschwerden eines sämmtlichen National-Klerus über die Bedrängnisse der Legaten, z B. jene der Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg vom Jahr 1785 an den Kaiser. Die Rekriminationen der Geistlichkeit sind ja nicht geringer als jene der Monarchen und der Völker.

Was bleibt aber den künftigen Bischöfen, ohne Anhalts- und Stützpunkt eines Kirchen-Organismus, in völliger Isolirung von einer geistlichen Mittelmacht, in problematischer Stellung zu den Magistraten, anders übrig, als jene unbedingte Abhängigkeit, in welcher die meisten italienischen Episkopate wohnen? Wenn die Fundamente selbstständiger Gewalt weichen, bleibt ihnen nichts anders, als die Gnade des h. Stuhls offen, und nicht ihnen gebühren die Vorwürfe, wenn sie im Geiste des Ultramontanismus, von innerer Nothwendigkeit getrieben, handeln und wirken. Ihr Loos bereitet jenes der Magistrate, des Klerus, des Volks, und es

Digitized by Google

greift unaufhaltsam die Gesammtheit der Nation an. Es wird sich vorerst in der Bildung der Geistlichkeit äussern, die in ultramontanischen Grundsätzen erzogen wird. Welche Nachfolger wird der Klerus der Schweiz, der so viele vortreffliche, die innere Würde seines Standes fühlende Männer zählt, zu Nachfolgern bekommen? Unschwer liessen sich schon genug Beispiele dafür bezeichnen. Tüchtige Jünglinge, die jetzt schon seltener anders, denn durch äussere Umstände gezwungen, die Theologie ergreifen, werden bei diesen Auspizien noch mehr davon abgehalten; „und wenn das Salz tumm wird?. Es taugt dann weder für das Land noch für die Düngerstätte u. s. w.“

Der Geschichtschreiber der Gegenwart, der das Doppelantlitz des Janus ins Auge fasst, sieht statt eines Jünglingsgesichts leicht das düstere Faltengesicht seiner Tage, oder ein Medusenhaupt über dem geschwungenen Rade der Zeit: er wird darum den Griffel des Thucidides führen. Mancher künftige stellt vielleicht mit gelassenerer Resignation die Köpfe Heraklits und Demokrits vor sein Pult und beherziget die drei Regeln der Mässung: sintemal es so hervorgebracht sei, habe jeder sich selbst zu berathen. Die Würfel sind geworfen.

***.

Vergleichende Betrachtungen über die Bevölkerung der britischen Inseln und Frankreichs *).

Eine Sammlung sehr umständlicher amtlicher Angaben über die Bevölkerung von Großbritannien, auf Befehl des Parlaments veranstaltet und zum Gebrauch desselben ausschließlich gedruckt, ist in einem Foliobande von 199 Bogen unter dem Titel erschienen: *Abstract of the answers and returns made pursuant to an act for taking an account of the population of Great Britain MDCCCXXI, ordered by the House of Commons, to be printed 2 July 1822.*

Es zerfällt diese Sammlung in zwei Haupttheile: der erste begreift die Zählungslisten der Einwohner, nach Geschlecht, Alter und Beruf; der zweite befaßt den Wechsel der Bevölkerung durch Ehen, Geburten und Sterbefälle.

Die Volkszählung wird nach Kirchspielen geliefert. Für England sind ihre Verzeichnisse durch Beamte, welche *Overseers* oder Aufseher heißen, aufgenommen worden, für Schottland hingegen durch Schullehrer (*School-masters*). Die Zahl der eingereichten Verzeichnisse beträgt 16,819, worunter aber 465 sich befinden, denen die Altersangaben mangeln.

---

*) Aus einer der geographischen Gesellschaft in Paris überreichten Abhandlung des Hrn. Coquebert de Montbret.

Digitized by Google

Der Herausgeber der Sammlung, Hr. J. Rickmann, hat allgemeine Uebersichten vorangesandt, woraus die Bevölkerung der einzelnen Theile des britischen Reichs nach Shiren oder Grafschaften, mit Inbegriff der normannischen Eilande und der Insel Mann, sich ergibt. Diejenige der Hauptstadt Englands (Metropolis) wird zu 1,274,800 Seelen angegeben; unter jenem Ausdruck ist aber nicht eine einzelne Stadt nur gemeint, sondern ein Inbegriff von zwei Städten (London und Westminster), einer großen Vorstadt (Southwark), und etlicher vormaliger Landgemeinden, die durch das stete Wachsthum der Hauptstadt mit ihr vereinbart und von ihr umfangen wurden. Nach London sind die volkreichsten Städte: Manchester mit 186,942 Einwohnern; Glasgow mit 147,043; Edinburg nebst Leith mit 138,235; Liverpool mit 118,972 und Birmingham mit 106,722.

In Ermanglung einer Führung der Register des bürgerlichen Standes durch Zivilbeamte, mußte die britische Regierung sich für die Angaben des jährlichen Bevölkerungswechsels an die Geistlichen wenden, welche jedoch nur dasjenige urkundlich darthun können, wofür ihre Dienste in Anspruch genommen werden. Hinsichtlich auf die Ehen treten die wenigsten Lücken ein, weil sie dem Gesetze zufolge alle kirchlich eingesegnet werden müssen. Dennoch kommt auch hier ein Defizit zum Vorschein, nicht nur weil einige Personen nach Schottland gehen, um sich trauen zu lassen, sondern weil eine Ausnahme vom Gesetze zu Gunsten der Quäcker statt findet, und weil auch die Juden sich demselben entziehen; inzwischen sind dies doch nur seltene Fälle, und es können die Angaben der jährlich geschlossenen Ehen für ziemlich genau angesehen werden. Hr. Rickmann berechnet die Auslassungen im Durchschnitt auf 191 in England; für das Fürstenthum Wales nimmt er keine an.

Somit können die nachfolgenden Berechnungen, welche übrigens nur das eigentliche England mit Wales befassen, für sattsam glaubwürdig geachtet werden.

Durchschnittzahl der jährlichen Ehen, je auf zehn Jahre seit 1765:

Erster Zeitraum (Jahrzehent)	. . . . .	56,275.
Zweiter — —	. . . . .	59,892.
Dritter — —	. . . . .	65,479.
Vierter — —	. . . . .	71,764.
Fünfter — —	. . . . .	79,231.
Sechster — —	. . . . .	85 985.
Endlich von 1815 bis 1820, im Durchschnitt		93,073.
Im Jahr 1820 insonderheit	. . . . .	96,833.

Alles zufolge der Angaben von 11,342 eingereichten Verzeichnissen, nämlich für England von 9636 Kirchspielen und 851 Kapellen, und für das Fürstenthum Wales von 817 der erstern und 38 der letztern. Es scheinen mehr nicht als fünf Eingaben zu mangeln. Im Jahr 1755 betrug die Zahl der Ehen nur 49,379.

Das Verhältniß der Ehen zur Bevölkerung stellt sich gegenwärtig dar wie 1 zu 134, und

Digitized by Google

die Hauptſtadt ungerechnet, wo viele Trauungen ſtatt finden, die man nicht in der Heimath feiern will, finden ſich die Extreme von 1 zu 117 in Hampſhire, und von 1 zu 179 in Hertfordſhire.

Die Taufregiſter bieten mehr Lücken dar, als ſich in den Eheregiſtern nicht finden. Es rührt dies daher, weil kein Geſetz die Taufe in der anglikaniſchen Kirche verpflichtend macht, und weil manche Aeltern dieſelbe unterlaſſen, ſei es, weil ſie ſich andern Kirchen anſchlieſſen, oder aus Nachläſſigkeit. Hr. Rickmann berechnet die nicht verzeichneten Taufhandlungen im Durchſchnitt jährlich für England zu 20,696 und zu 2370 für Wales. Die Zahl aller einregiſtrirten Taufen, vom Jahr 1811 an bis und mit Einſchluß vom Jahr 1820, ſteigen für England allein auf 3,100,261 Kinder, wovon 1,583,148 dem männlichen und 1,517,113 dem weiblichen Geſchlecht angehören. Im Fürſtenthum wurden getauft, während eben dieſer Zeit, 154,806 Kinder, worunter 81,409 Knaben und 73,397 Mädchen. Hieraus ergibt ſich in dieſem letztern Lande ein verhältnißmäßig ungleich beträchtlicherer Ueberſchuß männlicher Geburten, als im eigentlichen England.

Die Durchſchnittzahl aller jährlichen Geburten, in England und Wallis zuſammengerechnet, iſt 348,573. Da die Geſammtbevölkerung 11,978,875 Individuen beträgt, ſo kommen ungefähr zehn Geburten auf 343 Individuen. Die Extreme ſind 1 auf 31 in der Grafſchaft Kent, und 1 auf 47 in der Grafſchaft Monmouth, wofern nämlich die Grafſchaft Brecon bei Seite gelaſſen wird, wo das Verhältniß nur wie 1 zu 53 zu ſein ſcheint.

Die Sterbefälle ſind genauer als die Geburten, doch aber ſo genau nicht bekannt, wie die Ehen. In den Städten ſind viele Diſſidenten-Gemeinden im Beſitze eigener Begräbnißplätze. So verhält ſich's in London mit den Katholiken und mit den Juden. Arme Leute und auch andere Perſonen werden ohne alle Religionsgebräuche beerdigt; gleichmäßig verhält ſich's mit ungetauften Kindern; weiter müſſen hinzugerechnet werden die zur Marine und zur Armee gehörigen Perſonen, welche auſſer Landes ſterben und in keinen Sterberegiſtern zum Vorſchein kommen. Hr. Rickmann berechnet im Durchſchnitt auf's Jahr 8770 Sterbefälle für das eigentliche England und 733 für Wales, welche nicht in die Regiſter aufgenommen werden; er geſteht jedoch ein, daß zuverläſſige Angaben dafür mangeln. Die Zahl der einregiſtrirten Sterbefälle verhält ſich zur Geſammtbevölkerung wie 1 zu 58.

In allem über den Bevölkerungswechſel Vorbemerkten iſt einzig nur von England und Wales die Rede, weil von Schottland in dem im Eingange genannten Werke nichts vorkommt. Von Irland iſt darin vollends nirgends die Rede, und was davon unten folgen wird, ward demnach aus andern Quellen geſchöpft.

Den vorliegenden Zählungen zufolge beträgt die Geſammtbevölkerung von Großbritannien 14,391,631 Individuen, von denen 7,137,014 dem männlichen und 7,254,613 dem weiblichen Geſchlechte angehören. Es kommen nämlich, beide Geſchlechter vereinbart, auf England insbeſondere 11,261,437, auf Wales 717,438 und auf Schottland 2,093,456 Individuen. Die Land-

Digitized by Google

und Seetruppen bilden eine eigene auf 319,300 Mann berechnete Abtheilung; wobei jedoch zu bemerken iſt, daß darunter nothwendig auch viele Irländer begriffen ſind. Die Abtheilung von Schottland begreift die Hebriden-Eilande, die Orkaden und Shetland; die normanniſchen Inſeln hingegen ſind beſonders berechnet, und ihre Bevölkerung findet ſich auf 49,427, die der Inſel Mann aber auf 40,081 Individuen angegeben.

Es iſt oben bemerkt worden, daß in mehrern der eingekommenen Zählungsliſten die Altersangaben fehlen. Deshalb konnte dann auch nicht die Geſammtbevölkerung von Großbritannien dem Alter nach eingetheilt werden, ſondern nur 12,487,377 Individuen, wovon 6,074,592 dem männlichen und 6,412,785 dem weiblichen Geſchlechte angehören. Die Klaſſeneintheilung iſt folgende:

Unter fünf Jahren: Knaben 929,535, Töchter 908,400.
Von fünf bis zehn Jahren: Knaben 819,156, Töchter 801,030.
Von zehn bis fünfzehn Jahren: Knaben 718,796, Töchter 678,613.
Von fünfzehn bis zwanzig Jahren: männliche 604,905, weibliche 643,875.
Von zwanzig bis dreißig Jahren: männliche 893,425, weibliche 1,084,050.
Von dreißig bis vierzig Jahren: männliche 694,763, weibliche 773,887.
Von vierzig bis fünfzig Jahren: männliche 565,624, weibliche 597,968.
Von fünfzig bis ſechszig Jahren: männliche 402,218, weibliche 425,678.
Von ſechszig bis ſiebenzig Jahren: männliche 273,818, weibliche 301,152.
Von ſiebenzig bis achtzig Jahren: männliche 135,009, weibliche 147,946.
Von achtzig bis neunzig Jahren: männliche 34,964, weibliche 43,049.
Von neunzig bis hundert Jahren: männliche 2873, weibliche 4,046.
Einhundert Jahre und darüber: männliche 100, weibliche 191.

Die Zahl der männlichen Geburten verhält ſich zu den weiblichen in Großbritannien wie 10,433 zu 10,000. Allein der Ueberſchuß des männlichen Geſchlechts erhält ſich nur bis gegen das fünfzehnte Lebensjahr; alsdann wendet ſich der Vortheil dem andern Geſchlechte zu, und dieſes Verhältniß dauert bis zum Tode, im Greiſenalter ſchneller anſteigend.

Es iſt einleuchtend, daß, je mehr Kunſtfleiß, Handel und Schiffahrt bei einer Nation angetroffen werden, deſto mehr Lebensgefahren für dasjenige Geſchlecht vorhanden ſein müſſen, welches ſich dieſen Beſchäftigungen vorzugsweiſe widmet. Sogar auch die mühſamen Arbeiten des Landbaues werden in England von den Weibern nur ſelten mit den Männern getheilt.

Auch iſt die allgemeine Bemerkung auffallend, daß, obgleich das einundzwanzigſte Individuum ungefähr mehr vom männlichen Geſchlechte beträgt, die Zahl der Todesfälle hingegen im Ganzen für beide Geſchlechter ungefähr gleich iſt, woraus ſich ſchlieſſen läßt, daß der Ueberſchuß der männlichen Bevölkerung durch den Tod auſſer Landes, theils zur See, theils in den Kolonien, hingerafft wird.

Die Bevölkerung von Großbritannien beſteht, der Zählung von 1821 zufolge, aus

Digitized by Google

2,941,383 Familien, welche 2,429,630 Häuser bewohnen; daneben fanden sich noch 21,679 im Bauen begriffene und 82,364 unbewohnte Häuser.

Hinsichtlich auf die Berufsarten waren 978,656 Familien mit Landwirthschaft beschäftigt, Handel und Gewerbe beschäftigten 1,350,239, und neben diesen zwei Klassen blieben 612,488 übrig.

Wofern in den Zählungen von 1801, 1811 und 1821 eine verhältnißmäßig gleiche Genauigkeit vorausgesetzt wird, so ergibt sich daraus für England und Wales ein ausserordentlicher Bevölkerungszuwachs während der ersten zwanzig Jahre dieses Jahrhunderts. Die Zählung von 1801 hatte nur eine Gesammtzahl von 9,168,000 Seelen geliefert. Diejenige von 1811 gab die Bevölkerung zu 10,502,500 an, welches im Durchschnitt eine jährliche Zunahme von 14½ auf 1000 beträgt. Die Zählung von 1821 gewährt noch ein ungleich viel günstigeres Verhältniß, demnach die jährliche Zunahme im Durchschnitt 16⅓ betragen hätte.

Dieser Zuwachs (wofern kein Irrthum dabei obwaltet) würde den in Frankreich statt findenden weit übersteigen, wenn die Zählungen von 1806 und 1820 mit einander verglichen werden. Die erste gibt für die beim Königreich gebliebenen Departemente, nach Abzug von 120,119 Bewohnern von Städten und Dörfern, die in den Jahren 1814 und 1815 davon getrennt worden sind, eine Bevölkerung von 28,935,127 Seelen. Die zweite gibt die gleiche Bevölkerung auf 30,466,053 Seelen an, wozu vermuthlich 150,000 Mann für die Armee hinzugerechnet werden müssen, welches die Gesammtzahl von 30,616,053 liefert. Die Vergleichung beider Zählungen gewährt für vierzehn Jahre einen Zuwachs von 1,680,926, oder im Durchschnitt auf's Jahr von 120,066 Seelen, welches $4^{15}/_{100}$ auf 1000 beträgt.

Will man die Parallele weiter ausdehnen, und mit einander vergleichen, was die englische Zählung hinsichtlich des Verhältnisses der Bevölkerung zur Ausdehnung des Landesgebiets von Großbritannien an die Hand gibt, mit den hierüber für Frankreich bekannten Angaben, so wird man zu einem Resultate gelangen, welches vollends jene Besorgnisse heben kann, die hin und wieder wegen der Folgen der zunehmenden Bevölkerung im Königreich geschöpft worden sind.

Die vierzig Shiren oder Grafschaften des eigentlichen Englands haben zusammen eine Flächenausdehnung von 50,535 englischen Geviertmeilen, zufolge der Versicherung des Herausgebers der Zählungen von 1821, welcher den Flächeninhalt jeder Grafschaft aus Arrowsmiths Karte sorgfältig enthoben zu haben erklärt. (Jede Geviertmeile enthält 640 Jucharten, und die englische Juchart ist ungefähr 40½ metrischen Aren gleich, welches auf die englische Geviertmeile 259 Hectaren 20 Aren, oder $2^{59}/_{100}$ Geviert-Kilometer beträgt.)

Die Zählung von 1821 befaßt für diese vierzig Grafschaften eine Gesammtbevölkerung von 11,436,700 Einwohnern, welches auf die Geviertmeile 226 Einwohner und einen Bruch von ungefähr $^3/_{10}$ beträgt; es folgt daraus, daß, die Zahl der Jucharten mit derjenigen der Einwohner dividirt, ungefähr $2^{82}/_{100}$ Juchart oder 1 Hectare 14 Aren auf jeden Einwohner zu stehen kommen.

Im Fürstenthum Wales, dessen Ausdehnung 7425 Geviertmeilen beträgt, sind der gleichen

Digitized by Google

Zählung zufolge 731,8 0 Einwohner vorhanden, welches auf die Geviertmeile 98 Individuen, mit einem Bruche von ungefähr $^{6}/_{10}$, beträgt; auf den Kopf also $6^{49}/_{100}$ Juchart oder 2 Hectaren 63 Aren.

Der Flächeninhalt Schottlands mit seinen Inseln kommt, dem Herausgeber der Zählungslisten zufolge, ungefähr der Hälfte desjenigen von England und Wales zusammen gleich; dies beträgt 28,980 Geviertmeilen, und würde bei einer Bevölkerung von 2,093,458 Einwohnern 72 Personen auf die Meile oder beinahe 9 Jucharten auf den Kopf betragen. Diese Zahl Jucharten, so beträchtlich sie ist, würde noch höher steigen, wenn man mit Doktor Boué, dem Verfasser eines Werkes über die Geologie von Schottland, den Flächeninhalt des Landes zu 29,600 Geviertmeilen, oder vollends nach der Angabe von Hrn. Robertsons statistischen Tafeln zu 31,168 jener Meilen annehmen wollte; denn dieser letztern Rechnung zufolge betrüge die Bevölkerung Schottlands nur 67 Individuen auf die Geviertmeile, welches $9^{55}/_{100}$ Jucharten oder 3 Hectaren 87 Aren auf den Kopf gewährt.

Hinsichtlich auf Irland bemerken wir, um auch dieses Land in die Generalübersicht der Bevölkerung des britischen Reiches in Europa aufzunehmen, Folgendes: Hr. Shaw Mason meldet in seinem Werke über die Statistik Irlands (*Statistical account of Ireland*, t. 3, *p.* 22. 1819), es sei in Gemäßheit einer am 18 Juli 1812 erlassenen, im Jahr 1815 bestätigten britischen Parlamentsakte, die allgemeine Zählung der Bevölkerung unternommen worden; allein von vierzig Grafschaften, aus denen Irland besteht, mit Inbegriff von acht Städten (cités), die für eben so viele Grafschaften gezählt werden, hatten zehn einzige sattsam befriedigende Angaben eingesandt; vierundzwanzig lieferten nur mangelhafte und unvollständige; sechs sandten überall nichts ein. Bei so bedauerlichem Ergebnisse wollte die Regierung, sagt Hr. Mason, nicht weiter gehen, und sie scheint für einmal auf fernere Nachforschungen verzichtet zu haben.

Zum Ersatze dafür will man dem ebengenannten Werke die Bevölkerungsangaben Irlands vom Jahr 1814 entheben. Es nimmt solcher diese Bevölkerung, den Berechnungen von Hrn. Patrick Lynch zufolge, zu 5,937,856 Einwohner an. Es ist wohl nicht zuviel, wenn eine jährliche Vermehrung von 5 auf 1000, oder von 207,823 Individuen im Zeitraume von sieben Jahren angenommen wird, nämlich vom Jahr 1814 an, in welches die Zählung von Hrn. Lynch fällt, bis zum Jahr 1821, wo die Zählung in Großbritannien angestellt ward.

Somit nehmen wir an, es habe die Bevölkerung Irlands im letztern Zeitpunkt 6,105,679 Einwohner betragen. Der Flächeninhalt Irlands beträgt, den zuverlässigsten Angaben, namentlich der Statistik von Hrn. Ed. Wakefield (London 1812, zwei Quartbände) zufolge, 32,201 Geviertmeilen, englischen Maafes, welche 20,308,640 Jucharten gleichen Maafes betragen; auf die obbemerkte Bevölkerung vertheilt, gibt dies $3^{33}/_{100}$ Jucharten oder 1 Hectare 34 Aren auf den Kopf.

Die Gesammtausdehnung der britischen Inseln befaßt demnach 121,329 englische Geviertmeilen (77,650,560 Jucharten oder 31,448,477 Hectaren), und ihre ganze Bevölkerung beträgt

Digitized by Google

20,547,012 Individuen, die Land- und Seemacht einbegriffen und hingegen die Inseln Jersey, Guernsey und Mann bei Seite gelassen. Jede englische Geviertmeile hat demnach im Durchschnitt eine Bevölkerung von 169 Individuen, mit einer Bruchzahl, welches auf die Person $3^{77}/_{100}$ engl. Jucharten oder 1 Hectare 53 Aren beträgt.

Gehen wir nun auf Frankreich über, so finden wir für 1820 eine Bevölkerung von 30,435,705 Einwohnern, die einen Flächeninhalt bewohnen, welchen der Generalbericht über den Kadaster zu 51,910,062 Hectaren (5191 Myriameter oder 26,282 Geviertmeilen zu 25 auf den Grad) angibt, alles mit Ausschluß von Korsika.

Angenommen also, die Bevölkerung Frankreichs wäre gleichmäßig über den Flächenraum des Königreichs vertheilt, so fände sich ein Individuum auf jeden Raum von $170^{6}/_{10}$ Aren, während auf den britischen Inseln bei gleicher Vertheilung ein solches nur 153 Aren Raum erhielte; woraus erhellt, daß die Bevölkerung Frankreichs, um spezifisch derjenigen der britischen Eilande im Jahr 1821 gleichzukommen, einer Vermehrung in dem Verhältnisse von 153 zu $170^{6}/_{10}$ bedarf, wodurch sie auf 33,928,132 Individuen ansteigen würde, und zur Bevölkerung Frankreichs im Jahr 1820 einen Zuwachs von drei und einer halben Million Einwohner bedürfte *). u.

Die Madonna degli Angeli.

Zu den erfreulichen Ereignissen der neuesten Epoche der Regeneration der römischen Theokratie gehörte der Jubel, als der Leichnam des h. Franziskus im großen Konvente zu Assisi aufgefunden und zur öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde.

Leider mußte eben diese segenvolle Schickung Zünd- und Brennstoff in die geweihten Hallen der beiden Klöster werfen, von denen das eine oben im Städtchen, das andere unten an der Straße steht. Die frommen Patres im untern Kloster behaupten nämlich, wie an der größern Kapelle in ihrer Kirche in großen Zügen zu lesen ist: „Hier erhob sich der h. Franziskus zum Himmel!“ und behaupteten das Wunder während Jahrhunderten. Gar unerwartet mußte ihnen daher die neue Entdeckung der Patres im obern Kloster fallen. Von jeher waltete kein besonderes Vernehmen zwischen den beiden Konventen, obwohl sie die geistlichen Söhne des

*) Neuere Nachrichten über Irland (Ueberlieferungen, Juni 1823) melden, es sei im Jahr 1821 eine Volkszählung in diesem Lande vorgenommen worden, dernach seine Gesammtbevölkerung 6,846,949 Einwohner befasse (somit kämen auf den Kopf nur 3 Jucharten oder 121½ Aren).

Dieser Angabe nach wäre dann also auch die Gesammtbevölkerung der britischen Eilande stärker, als sie oben angegeben ward. Sie würde nämlich auf 21,248,280 Einwohner ansteigen, welches 175 Individuen auf die Geviertmeile und nur 143½ Aren auf den Kopf betrüge. Frankreichs Bevölkerung aber müßte bei diesem Verhältnisse auf 53 Millionen Seelen ansteigen, um der britischen gleichzukommen.

Digitized by Google

nämlichen Stifters sind; die Kluft wurde um so größer, als die Väter im Städtchen für sehr reich ausgestattet gelten, die seraphischen Brüder unten hingegen Bettelmönche sind. Nachdem der Widerspruch immer an Lebhaftigkeit zunahm und unter den Gereizten in heftigen Streit ausartete, bedurfte es der Dazwischenkunft von Rom: ein Ausspruch entschied für die Patres im Städtchen, und die Aechtheit des Leichnams des Heiligen wurde anerkannt.

In unsern ungläubigen Tagen wurde in Bologna ein ähnlicher Streit rege, wo die Kirche des h. Dominikus die Gebeine dieses großen Ketzerrichters zu besitzen glaubte. Das Interesse war bedeutender, als man, oberflächlich genommen, wähnt; denn die frommen Spenden verloren durch diesen Zweifel nicht wenig an Anzüglichkeit. Nach der Restauration untersuchte daher aus päpstlicher Vollmacht ein Kardinal den Steinsarg. Da er aber ganz allein herunterstieg, verlautete auch nichts weiter von seinen Entdeckungen und das Räthsel blieb ungelöset. Ein Befehl, dem Körper inzwischen die Veneration fortzusetzen, ist Alles, was man erfuhr.

Zu Assisi waltet jedoch bei der Nähe der Klöster ungleicher Ueberzeugung ein Gefühl, das schwerer zu beschwichtigen ist, und unerachtet des päpstlichen Entscheids und der Ausstellung des h. Francesco aber lieset man vor wie nach unten von seinem wunderbaren Fluge zu den Wolken. In größerer Entfernung hätte die Sache wenig zu sagen. Fataler Weise zählt man aber nur zwei Miglien zwischen dem sonderbaren Widerspruche. Immerhin bleibt das untere Kloster wegen seines vortrefflichen Portiunkula-Ablasses und seines herrlichen Tempels, ein Meisterstück Vignolas, hochberühmt. Vorn im Chor erheben sich unter seinen weiten Gewölben zwei kleine Gebäude; in dem einen hauste S. Francesco, in dem andern empfing er die unbegreiflichen Visionen; es war seine Kapelle.

Auch dem Ennetbergischen wird der Ort merkwürdig, nachdem die geistlichen Wohlthaten dieser Einrichtung die Alpen überschritten und durch den zahlreichen Orden über ganz Europa ausgegossen wurden. In Italien gilt das Portiunkulafest für eins der gefeiertesten. Anfangs August, auf den Tag der Gnade, sammeln sich bei 15,000 Menschen bei Madonna degli Angeli, meist aus dem Römischen und Toskanischen, gar Viele aus dem Gebiete der Abruzzen neapolitanischer Herrschaft. Weiß man, wie gefährlich es wird, in diesen Gebirgen zu reisen, und wie das Diebs- und Räuberhandwerk unter den Landleuten im Großen getrieben wird, so läßt es sich leicht erklären, wie sehr sie einer Anhalt bedürftig sind, wo sie alle Jahre periodischer Wiederkehr sich ihrer Sünden entladen und ihr Gewissen versöhnen mögen. Die frommen Pilger bivouaquiren auf den Feldern, wenn nicht etwa Eheleute, die um hartnäckiger Unfruchtbarkeit willen Heilung suchen, zum Nachtlager in den Hallen zugelassen werden; ein Mittel, von dem man viele glückliche und glaubwürdige Früchte erzählt. Freilich werden über dem unbändigen Zudrange und der Begierde des Volks stets mehr und minder Erdrückte und Verwundete gezählt; der Gnadenfluß ist terminirt, und keiner will ihn versäumen; billig wagt er Alles daran. Die französische Regierung, als sie den Kirchenstaat dem großen Reiche einver-

Digitized by Google

leidte, war grauſam genug, eine ſo fruchtbare Quelle des Heils zu ſtopfen; hundert und fünfzig Kloſterbrüder wurden aufgehoben. Schon beſetzen jedoch nun neunzig Patres die Zellen wieder, und der üppige Anwachs erklärt ſich leicht, da Knaben, mit zwölf Jahren dahin abgegeben, ſchon im ſechszehnten Jahre ewig bindende Gelübde ablegen mögen. Aus Toskana, wo die Geſetze das Alter reifen Verſtandes fordern, über Beruf und Leben unwiderruflich zu entſcheiden, werden die Knaben nach Aſſiſi geſchickt, und leicht aufgenommen, weil Mendikanten weder Ausſteuer noch wiſſenſchaftliche Bildung begehren. Ihr Penſum beſteht, täglich hundert und ſieben Vaterunſer zu beten, zu Zeiten zu faſten, und blinden Gehorſam zu leiſten. Der Italiener lernt leicht etwas dürftig Latein, und die Kunſt, einträglich zu betteln, ſcheint ihm angeboren. Mehr bedürfen die Superioren, was ſich aber leicht aus dem welſchen Spürſinn entfaltet und aus ſeinen Anlagen entwickelt. Fern von den ſeligmachenden Stätten kennt man weniger Beiſpiele ſolcher Vollkommenheit. — Soviel von dem untern Kloſter.

Das obere Stift liegt im Städtchen Aſſiſi, deſſen Lage maleriſch iſt, am Abhange eines freundlichen Hügels. Ungeachtet die freigebige Natur nie müde wird, auch über den Trägen ihre unerſchöpflichen Gaben auszuſtreuen, und mitten unter den geiſtlichen überſchwenglichen Schätzen, tragen viertauſend Einwohner das Gepräge bitterer Armuth. An der Wiege S. Francesco's behauptet billig das Kloſter ſeines Ordens den Vorrang. Wer Vergleichungen anſtellen möchte, findet hier recht lebhaft den Unterſchied der Armuth ohne Gelübde und der Armuth durch Gelübde, und ſieht, daß es in der Welt wenig auf den Namen ankommt, oder daß zwiſchen dem Namen und der Wirklichkeit ziemlicher Abſtand waltet.

Obwohl die ſeraphiſchen Brüder zu Madonna degli Angeli, zu denen wir zurückkehren, ſtatt auf Fundationen, auf eigene Spekulation angewieſen ſind, kann ſie der Menſchenfreund nicht ſonderlich bemitleiden; ſie haben es ſo eingerichtet, daß ſie auch ohne Beſitz weit gemächlicher leben, als der Landmann mit ſeinem läſtigen.

Man kann wohl nicht von Aſſiſi ſcheiden, ohne ſich für den Heiligen zu intereſſiren, welcher ſeine Vaterſtadt weltberühmt machte und Europa bei ſiebentauſend Klöſter beſcherte, die ſich durch Reformen und Milderungen in verſchiedene Orden theilten. Seinen Namen Franceſco bekam er nicht durch die Taufe: er hieß Johann, und wurde nur darum Franz genannt, weil er, urſprünglich Kaufmann, Franzöſiſch ſprach. Von Natur gemüthlich, trieb er es aber ſpäter ſo weit, daß ihn Alle für wahnſinnig hielten. Früher hatte er den Becher irdiſcher Freuden geleert; er iſt nicht der einzige Sünder, welcher überſättigt dann der Theokratie den Thronſchemel baute. Sein Ruhm wuchs dergeſtalt, daß ein Buch Parallelen zwiſchen ſeinem Leben und dem des Heilandes zog (Livre de conformité de la vie de Saint-François à la vie de Jésus-Christ)!

Nach einer ſchweren Krankheit, dem Wendepunkt ſeiner Lebensanſichten, weckte ihn ein Traum. Er verſtand ihn unrichtig, und lief nach Apulien, zu fechten, bis er belehrt wurde, er ſei zum Helden in geiſtlichem Streit erkoren, worauf er eine härene Kutte anzog und ſich mit dem Stricke gürtete. Sein Beiſpiel war hinreiſſend. In wenigen Jahren zählte er

Digitized by Google

Tausende von Jüngern. Die Päpste Innocens III und Honorius III und noch viele andere bestätigten seine Regel. Wir beschränken uns, den Ursprung des großen Portiunkula-Ablasses anzuführen, eine seiner fruchtbarsten und segenreichsten Visionen, bis er zuletzt noch die fünf Stigmata oder Wundmaale Christi in seiner Zurückgezogenheit auf einer Bergspitze der Apenninnen empfing: ein hochgefeiertes Wunder in ganz Italien, was ihm den Namen des Seraphischen gab.

Ein Engel berief Francesco eines Nachts (im Jahr 1213) nach der Kirche, wo Christus auf dem Throne, von Engeln umgeben, seine Mutter zur Rechten, saß, und nach gebührenden Lobsprüchen ihm freistellte, eine Gnade zu begehren. Francesco bat um einen General-Ablaß und Verzeihung aller Sünden für Jene, die seine neu gestiftete Kirche besuchen würden. Das Gesuch schien groß; auf die Fürbitte der Madonna ward es ihm jedoch unter dem Anhange bewilligt, daß er zu dem heil. Stuhl, zu seinem Statthalter gehe und in Christi Namen die Bewilligung begehre. Dieser residirte eben zu Perugia; eilend verfügte sich der Begünstigte in das nahe Städtchen und trug Honorius III den Hergang vor, welcher fragte, für wieviel Jahre er Ablaß begehre. Francesco erwiederte, daß er nicht Jahre, sondern Seelen verlange, und zwar im Namen seines Senders. Trotz der Einsprüche der Kardinäle erklärte der plötzlich erleuchtete heil. Vater dreimal: „Es sei dir bewilligt: von aller Schuld und Strafe seien erledigt, die in der Kirche zu Portiunkula eingehen und ihre Andacht verrichtet haben werden, und auf einen Tag jeglichen Jahres soll es gelten.“ — Voll Vergnügen schied der Heilige; doch der Papst ließ ihn zurückrufen und sagte: „Einfältiger Mensch! Du hast ja kein Wahrzeichen des Ablasses.“ Aber dieser erwiederte: das päpstliche Wort genüge; er verlange keine andere Bulle, als die allerseligste Himmelskönigin, Christum zum Notar und den Chor der Engel als Kundschaft. Auf der Rückkehr nach Assis ward ihm schon die Offenbarung der himmlischen Bekräftigung.

Das Geschäft war indessen nur halb gemacht: die Bestimmung des Tages war vergessen. Als sich nun später einmal San Francesco zu Abtreibung seiner Anfechtungen, mit denen er leider oft zu kämpfen hatte, in Dornen wälzte, rief ihn ein Engel neuerdings zur Kirche. Da sah er aus dem Dornbusche weiße und rothe Rosen erblühen; noch mußte er davon pflücken und brachte zwölf von jeder Farbe Christus und seiner Mutter, die seiner auf dem Hochaltare harrten, indem er um endliche Bestimmung des Ablaßtages bat. Wohlgefällig benannte der Herr den 1 August von seiner Vigile an bis zum Niedergang der Sonne des folgenden Tages, nach dem Feste, an welchem Petrus der Apostel aus den Ketten erledigt worden. Doch sollte der Heilige abermals zu seinem Statthalter gehen und ihm einige Rosen bringen, bei deren Anblick derselbe sicher den Tag bestätigen und die Gnade verkünden lassen würde. Mit drei rothen und drei weißen Rosen ausgerüstet und von drei Brüdern begleitet eilte San Francesco ohne Säumniß nach Rom, und die Brüder beschworen das neue Ereigniß. Das Wunder der mitgebrachten Rosen (es geschah im Monat Januar) überzeugte vollends den heil. Vater, und er bestä-

Digitized by Google

tigte, was Christus bewilligt hatte. In der Folge kamen neue Privilegien hinzu von verschiedenen Päpsten. Daher der Ursprung der Feier von Portiunkula.

Noch zeigt man den Garten zwischen der Kirche und dem Kloster und die Rosensträuche. Ein Wunder verwandelte die Dornen, die den Leib des Heiligen kasteiten, in Blumen der Liebe. Lady Morgan bemerkte, daß sie chinesischer Art wären. „Non fa niente," erwiederte der Bruder, „c'è un miracolo!" So entgegnen die frommen Patres, wenn man ihren Ablaß sehr abweichend von den Gesetzen der Kirche findet: „Non ci entra la chiesa; Christus selbst hat ihn gestiftet." **.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Vorbemerkung.

Aus öffentlichen Blättern, größern und kleinern Flugschriften ist hinlänglich bekannt geworden, welche auffallende Verfügungen einige katholische Kantone der Schweiz, namentlich Freiburg und Luzern, in Betreff der bisher von denselben getroffenen Verbesserungen des Schulwesens gethan haben, wodurch alle diese Verbesserungen, auf Antrieb besonders der Geistlichen, wieder aufgehoben wurden; und wie diejenigen Männer, welche sich besonders um die Verbesserung des Schulwesens Verdienst zu erwerben getrachtet, wie der ehrwürdige Pater Girard in Freiburg, der Staatsrath Eduard Pfyffer von Luzern und der geistvolle Doktor Troxler von Beromünster, nicht auf die würdigste Weise aus ihren bisherigen Wirkungskreisen verdrängt worden sind. Wir werden späterhin zusammenhängende Darstellungen von diesen Ereignissen mittheilen, welche ebenfalls zur Bezeichnung unsers Zeitalters und seiner finstern Rückwirkungen dienen. Für diesmal geben wir unsern Lesern nur ein lehrreiches Aktenstück, nämlich die Vertheidigung, zu welcher in unsern Tagen einer der merkwürdigsten schweizerischen Staatsmänner, Herr Eduard Pfyffer von Luzern, gezwungen wurde, und welche bisher nur in Auszügen und Bruchstücken, und wenig über die Grenzen der Eidsgenossenschaft hinaus bekannt war. D. H.

Vor Allem soll ich dem vereinigten Staats- und Erziehungsrathe meinen Dank für die Mittheilung der beiden Denkschriften, die von Seiten der Vorsteher der sämmtlichen geistlichen Landkapitel und einem Theile der Herren Schulinspektoren dem täglichen Rathe eingereicht und von diesem den genannten Rathsabtheilungen überwiesen wurden, erstatten. Indem dieses Verfahren von der Sorgfalt zeugt, mit welcher der Gegenstand geprüft und behandelt wird, gibt mir dasselbe auch das vollkommenste Mittel an die Hand, um ausführlich mich über den Inhalt dieser beiden Denkschriften, insofern sie mich berühren, zu verantworten.

Einfach und schlicht werde ich nun zu meiner Rechtfertigung über all das in diesen Schriften Enthaltene und mich Betreffende schreiten. Rohes Getobe ist der Karakter der Leidenschaft;

Digitized by Google

gelaſſene Ruhe aber ziemt dem Manne, der ſtets gute Abſichten hegte, und in dem das frohe Bewußtſein davon, unabhängig von allem Erfolge, immerhin fortleben wird.

Ohne all mein Zuthun, ja ſelbſt meiner Neigung zuwider, fand ich mich durch den täglichen Rath am Schluſſe des Jahres 1816, zur Zeit, als ich die Stelle eines Oberamtmanns des Entlebuchs niederlegte, in den kirchlichen und Erziehungs-Rath verſetzt. So wenig ſprach mich dieſer neue Wirkungskreis an, daß ich gern mit einem andern Mitgliede um ſeine Anſtellung in einem andern Dikaſterium getauſcht hätte. Als nun aber einmal dies nicht geſchehen konnte, unterzog ich mich dem Rufe und dem Befehle der Regierung. Man klagte über den Verfall alles Schulweſens; man wollte kräftig die in neuern Zeiten entſtandenen Unterrichtsanſtalten aufrecht erhalten, ja ſelbſt erweitern und vervollkommnen: man wollte zu dieſem Ende die Stelle eines Referenten wiederherſtellen. Der Erziehungsrath drang in mich, dieſe Beamtung zu übernehmen; ich bebte vor den unzähligen Schwierigkeiten, welche mir in den Weg treten und die ich zu bekämpfen haben würde, zurück: allein man drang mit ſo großer Lebhaftigkeit in mich; man hieß mich auf den entſchiedenen Willen der Regierung, welcher das Erziehungsweſen ſo ſehr am Herzen liege, bauen; man verſicherte mich in jedem Falle der kräftigſten, nachdruckvollſten Unterſtützung. Vertrauend auf dieſe Zuſicherungen unterzog ich mich auch dieſem Auftrage. Die Jahre 1818 und 1819 waren fruchtbar an umfaſſenden Verfügungen, deren Zweck die Förderung und Vervollkommnung des Erziehungsweſens im Allgemeinen war. Selbſt als ich mich bei meinem periodiſchen Austritt aus dem Erziehungsrathe im Jahr 1821 nicht wieder in denſelben gewählt fand, erſuchte man mich, die Stelle eines Referenten beizubehalten, die man mir auf zwei Jahre übertrug, und die ich, unter feierlicher Verzichtleiſtung auf jede Entſchädigung, übernahm.

Das Landſchulweſen zog meine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf ſich, und die Herrn Kapitelsvorſteher erklären in ihrer Denkſchrift ſelbſt, daß daſſelbe ſich während mehrerer Jahre *gehoben* hätte. Das weſentlichſte Mittel, um das Landſchulweſen auf einen höhern Grad von Vollkommenheit zu bringen, glaubte ich in der Anſtellung fähiger Lehrer und ihrer beſtmöglichen Bildung ſuchen zu müſſen. Daher die von mir angerathene Aufſtellung von Muſterſchulen, in welchen die jungen Schullehrer-Kandidaten ſich vorbereiten und vorläufig einige praktiſche Begriffe und Kenntniſſe ſammeln konnten; daher die bewirkte beſſere und zweckmäßigere Einrichtung des Landſchullehrer-Seminars und die Aufſtellung eines eigenen, hierzu ſorgfältig ausgebildeten Direktors deſſelben. Wenn aber auch ſchon ein Lehrer eine ordentliche Anleitung zur gehörigen Verwaltung ſeines Amtes in den Muſterſchulen und dem Seminar erhalten hatte, ſo konnte dies doch nicht genügen: es ſollte noch für ſeine fernere Fortbildung geſorgt werden. Derjenige Lehrer, welcher ſich mit dem obigen Unterricht und den obigen Anleitungen begnügt, keinen Drang in ſich fühlt, tiefer in das Weſen ſeines Berufs einzudringen, unbekümmert iſt um Alles, was in dem unendlich wichtigen Fache der Erziehung und des Unterrichts durch Andere beobachtet, entdeckt und verſucht wird — der wird es wahrlich nicht weit bringen: er

Digitized by Google

wird nicht bloß auf halbem Wege ſtehen bleiben, ſondern bald ganz ins Gemeine herabſinken; — der wird eben ſo mechaniſch Schule halten, als er ſein Holz ſpaltet; — der wird, mit Einem Worte nur, ein Stümper in ſeinem ſchönen Berufe bleiben. Hier, wie bei jedem andern Unternehmen, bei welchem des Menſchen Denkkraft in Anſpruch genommen wird, muß der Menſch, ſo wie er ſich Erfahrungen erwirbt und in ſeinen praktiſchen Fertigkeiten erſtarket, auch ſeine theoretiſchen Kenntniſſe mehren und erweitern. Nur eine angemeſſene, zweckmäßige Lektüre konnte im gegenwärtigen Falle den erwünſchten Vortheil einer Fortbildung der Schullehrer gewähren. Woher aber ſollen ſich dieſe die nöthigen Bücher verſchaffen? Die meiſten Schullehrer gehören nicht unter die Zahl der begüterten, wohlhabenden Landleute; die Koſten, welche ihr Aufenthalt in einer Muſterſchule während eines halben Jahres und der dreimalige Beſuch des Seminars verurſachen, zehren oft einen Theil ihres Vermögens auf und verſetzen ſie nicht ſelten ſelbſt in Schulden; auch iſt ihr Gehalt ſo karg, daß ſich daraus keine bedeutende Bücherankäufe vornehmen laſſen.

Seit mehrern Jahren ſann ich über dieſen Gegenſtand nach; ich beſprach mich ſelbſt darüber mit den Inſpektoren. Meine amtliche Korreſpondenz würde den Beweis liefern, daß Einer aus ihnen anrieth: man ſollte einen kleinen Theil des jährlichen Gehalts den Schullehrern an Büchern abreichen; ein Anderer wünſchte, daß man alljährlich jedem Schullehrer ein zweckmäßiges Buch ſchenken möchte, welches dann zum Schulinventarium gehören ſollte. Beide Wünſche, ſo gut gemeint ſie waren, konnten nicht wohl verwirklicht werden: der geringe Gehalt der Schullehrer erlaubte nicht Erſteres, und die Oekonomie, welche der Staat in ſeinen Ausgaben beobachten muß, geſtattete nicht wohl, alljährlich bei hundert und fünfzig mehr oder weniger koſtſpielige Werke anzuſchaffen. Manches Opfer hatte ich bereits in meinem öffentlichen Leben gebracht; ich wollte den bereits gebrachten noch eins beifügen. Ich entſchloß mich, eine kleine Sammlung pädagogiſcher Schriften aufzuſtellen, denſelben noch einige Werke über vaterländiſche Geſchichte beizufügen, und die unentgeldliche Benutzung dieſer Bücher jedem Schullehrer unter der Bedingung zu geſtatten, daß er ein Buch nicht länger als einen Monat bei ſich behalten dürfe, und daſſelbe unbeſchädigt zurückzuſtellen habe.

Einen Theil dieſer Bücher, vorzüglich die geſchichtlichen, beſaß ich ſchon; mehrere wurden von gemeinnützigen Lehrern, welche auch gern bei dieſem Anlaſſe ihr Schärflein zur Belehrung ihrer Amtsbrüder beitrugen, geſchenkt; andere endlich verſchrieb ich auf eigene Koſten. Nachdem ich einen Katalog darüber verfertigt hatte, verſendete ich denſelben an die meiſten Schullehrer, und im Laufe des letzten Brachmonats eröffnete ich dieſe kleine, im Ganzen aus ſechszig Werken beſtehende Sammlung.

Dieſe Anſtalt verbreitete unter den wißbegierigen Schullehrern allgemeinen Jubel; auch wurde dieſelbe ſogleich benutzt.

Die Schullehrer befinden ſich, wie leicht zu denken, nicht alle auf der gleichen Stufe der Ausbildung; die einen ſtehen höher, die andern tiefer. Die Sammlung mußte alſo Bücher von

Digitized by Google

verſchiedener Art und Gehalt enthalten. Die einen Leſer bedurften Milch, die andern ſtärkere Speiſen. Daher kommt es, daß, neben einem Kinderfreund von Rochow und einer Hauslegende von Schwebl, Werke von klaſſiſchem Werthe, wie die eines Niemayers und Schwarz, ſtehen. Ohne Betheurungen wird man mir glauben, daß ich nicht alle dieſe Bücher geleſen hatte. Ich kannte jene, welche ich ſchon früher beſeſſen hatte; auch ein Theil der hinzugekommenen war mir nicht unbekannt. Mehr aber als die Hälfte hatte ich nicht geleſen. Wer bedenkt, daß das Leſen ſo vieler Werke einen großen Zeitaufwand erfordert, und daß ich bekanntlich ſo ungemein mit Geſchäften überladen bin, daß mir faſt keine Zeit zur geringſten Erholung und ſomit auch nicht zum Leſen übrig bleibt, der wird wahrlich dieſer meiner Verſicherung, die ich bei Ehre und in Treue gebe, vollen Glauben beimeſſen, zumal zwiſchen der Faſſung des Entſchluſſes zu Aufſtellung einer ſolchen Bibliothek und der Ausführung deſſelben kein längerer Zeitraum verſtrich, als derjenige, welcher die Beſtellung und Anherſendung der neu angekauften Bücher erheiſchte.

Im Laufe des Weinmonats erhielt ich Kunde: das Gerücht gehe, daß in dem genannten, von mir den Schullehrern zugeſtellten Kataloge ein paar Bücher ſich verzeichnet fänden, welche hie und da in den Augen der Geiſtlichkeit anſtößig ſein dürften. Dieſe Kunde kam von einem Schulinſpektor: er war der einzige, welcher ſich in dieſem Fall als treuer Beamter bewährte; die übrigen, obwohl ich früher mit mehrern aus ihnen über eine ſolche Anſtalt geſprochen hatte, ſchwiegen ſtill. Ich fand nichts Angelegeneres, als mich zu erkundigen, welches dieſe Bücher ſein möchten, um ſie ſogleich durchzuſehen und aus der Sammlung zu entfernen.

Am 3 Wintermonat begab ich mich zum biſchöflichen Herrn Kommiſſarius Salzmann, den ich befragte, ob er hinſichtlich der diesfalls waltenden Beſorgniſſe einige Kunde hätte; und als er mir erwiederte: er hätte zwar davon gehört, befände ſich aber noch in keiner amtlichen Kenntniß — ſagte ich ihm, daß ich bereits die anſtößig geglaubten Bücher aus der oft gedachten Sammlung nebſt noch einigen andern entfernt hätte; daß ich wirklich einen neuen Katalog verfertigt hätte, und daß ich ſomit nun dieſen Gegenſtand durchaus berichtigt und jede Aengſtlichkeit verſcheucht glaubte; wenn er oder ſonſt Jemand aus der Geiſtlichkeit noch die Wegſchaffung des einen oder andern Buches wünſchte, ſo ſei ich bereit, ſtets einem ſolchen Wunſche Rechnung zu tragen. Er verſicherte mich, er werde dies den Dekanen anzeigen, und freue ſich, daß nun die Sache gehoben ſei. Wirklich hat auch, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, und wie die Kapitelsvorſteher am Schluſſe ihrer Denkſchrift ſelbſt eingeſtehen, der Herr Kommiſſarius ſeinem gegebenen Verſprechen Genüge geleiſtet, und den Inhalt meiner ihm gethanen Eröffnung treu und wahr, wie es ſich ziemte, denſelben amtlich mitgetheilt.

In Folge dieſer mit dem biſchöflichen Herrn Kommiſſarius gehaltenen Rückſprache verſendete ich am 11 Wintermonat den neuen Katalog, in welchem keine Erwähnung mehr der aus der Sammlung entfernten Bücher geſchah, an alle jene Schullehrer, welche bereits den erſtern

Digitized by Google

erhalten hatten. Ich fügte noch ausdrücklich dem Katalog bei, daß zu Vermeidung jedes Mißverständnisses diese Sammlung mein Privateigenthum sei.

Jeder Unbefangene wird mein Benehmen offen und bieder finden; es war nach meinem Dafürhalten so beschaffen, daß auch der böswilligsten Verdächtigungssucht ihre Waffen entrissen sein sollten, und ich wahrlich auf keinen Fall irgend einer schiefen Absicht beschuldigt werden konnte. Das Verzeichniß aller Bücher, die zu der oft genannten Sammlung gehören, war ja gedruckt in den Händen von etwa hundert Schullehrern, und somit eine, so zu sagen, dem ganzen Publikum bekannte Sache. Hätte Jemand die Absicht, verderbliche Bücher zu verbreiten, so würde er kaum mit dieser Offenkundigkeit handeln, und gewiß andere Wege hierfür einschlagen. Die übergroße Bereitwilligkeit, mit der ich auf das erste Gerücht hin die ängstlichen Besorgnisse einiger Geistlichen zu beruhigen mich beeiferte, die freiwillig genommene Rücksprache mit dem bischöflichen Kommissarius, und endlich das ihm gethane Anerbieten, allfällig noch andere Bücher aus der Sammlung zu entfernen, wenn man es wünschte und man mir solche bezeichnete — sind wahrlich ein unumstößlicher Beweis, daß ich Alles that, was geeignet sein mag, meine guten Absichten sowohl als mein aufrichtiges Bestreben, jede Aengstlichkeit zu heben, darzuthun.

Wie sehr mußte ich also erstaunen, als nach allem Gesagten die von Herrn Dekan Schalbretter mit sichtbarem Aufwand so großer Mühe abgefaßte, vom heil. Konradstage datirte und von sämmtlichen Kapitelsvorstehern unterzeichnete Denkschrift erschien, die man im Namen der ganzen Geistlichkeit einreichte, nachdem man diese, theils kapitel-, theils regiunkelweise, plötzlich und sogar bei nächtlicher Weile, zusammenberufen hatte, ohne ihr diejenigen Bücher vorzuweisen, über die man klagte, und die Mancher vor Allem aus einzusehen gewünscht hätte.

Da der Grund, auf dem die Klage der Kapitelsvorsteher beruht, zur Zeit, als sie mit ihrem Memorial einlangten, bereits weggefallen war, so durfte ich bei dem Angebrachten durchaus stehen bleiben. Es würde dies genügen, und es wäre nicht nothwendig, über die ganze Sache etwas Weiteres mehr anzubringen. Inzwischen will ich doch zum Ueberflusse noch tiefer in dieselbe eintreten und den Gegenstand noch näher beleuchten.

Die Klage, welche die Herren Kapitelsvorsteher erheben, berührt folgende Werke:

a) Hein's Angelegenheiten des Volksschulwesens.

b) Steffani's baierischer Schulfreund.

c) Schlaz's Dorfschule.

d) Wagners System der Erziehung.

Hein's Angelegenheiten des Volksschulwesens ist eins jener Bücher, welche ich nicht gelesen hatte. Es enthält, wie ich mich nun später überzeugte, einen Abriß der Entwickelung des Volksschulwesens bei allen ältern und neuern Völkern, wobei er des wohlthätigen Einflusses des sich so schnell verbreiteten Christenthums auf die Volksbildung erwähnt: viele pädagogische

Digitized by Google

Reflexionen folgen dann dieser geschichtlichen Uebersicht. Die Denkschrift überzeugt mich, daß die Herren Kapitelsvorsteher jetzt, als sie dieses Buch verklagen, so wenig es gelesen haben, wie ich, als ich selbes anschaffte und in der Bibliothek aufstellte; denn sonst würden sie kaum dem Verfasser dieses Buches vorwerfen, daß er die Gottheit Christi läugne, während er ja in eben diesem Buche wörtlich sagt: „Der verheißene und sehnlich erwartete Christus kam, und wohnte unter uns in der Herrlichkeit eines Sohnes Gottes voller Gnade und Wahrheit.“ Und weiter: „Jesus Christus erwies sich der Welt als Sohn Gottes und Heiland.“ Und endlich: „Christus lieben ist besser, wie alles Wissen!“ Hein ist allerdings, wie man gar wohl wahrnimmt, ein Lutheraner, aber wahrlich kein Sozinianer; er ist ein sehr eifriger, enthusiastischer Verehrer des Christenthums. Es verschwand, wie gesagt, dieses Buch früher, wie die Herren Kapitelsvorsteher sich vernehmen liessen, aus dieser Sammlung, und ward von einem einzigen Schullehrer, Alois Bulir von Römerschwyl, gelesen.

Steffani's baierischer Schulfreund ist eine Zeitschrift, die bereits aus vierzehn Bänden besteht. Diese Zeitschrift begann schon im Jahr 1808, und ward zuerst von den zwei Schulmännern Steffani und Sauer herausgegeben. Vor einigen Jahren starb Sauer, und Steffani allein setzte den baierischen Schulfreund fort, der vielfältig in Süddeutschland und der Schweiz gelesen wird. So wie in allen Schriften, welche periodisch erscheinen, finden sich auch in dieser bessere und schlechtere Aufsätze, oft von dieser, oft von jener Tendenz, vor. Die Zahl der sämmtlichen Aufsätze übersteigt die Hundert. Wenn nun wirklich im eilften, zwölften und dreizehnten Bande sich ein paar Aufsätze vorfinden, welche paradoxe Ansichten und eine nach Naturphilosophie strebende Tendenz, die allerdings auch von mir nicht gebilligt wird, enthalten, so benimmt dies allerdings dem Werke einen großen Theil seines Werthes, und macht es selbst, seiner ursprünglichen Bestimmung zuwider, für Schullehrer unbrauchbar.

Aber auch dieses Werk haben die Herren Kapitelsvorsteher so wenig, wie ich, gelesen. Ihre Bemerkungen sind fast wörtlich aus Rezensionen und namentlich dem „Katholik“ geschöpft, und daß Rezensenten die von ihnen getadelten Werke durch ein oft trübes Vergrößerungsglas beschauen und beurtheilen, ist eine schon längst bekannte Sache. Von diesem Werke wurden zehn Bände geschenkt, und die übrigen vier dann, um dasselbe vollständig zu machen, noch angekauft. Niemand hat sich, so lange dasselbe noch im Katalog stand, um selbes bekümmert und selbes gelesen. Man wird auch leicht denken, daß, um sich an ein so weitschichtiges Werk zu wagen, es wohl mehr, als eines gemeinen Schullehrers, und gewiß eines in der Pädagogik schon ziemlich eingeweihten Mannes bedarf.

Schlaz's Dorfschule ist ein altes pädagogisches Buch, in welchem das Ideal einer vortrefflich geleiteten im Gegensatze des Ideals einer ganz vernachlässigten Schule aufgestellt wird. Schullehrer Steiner ist der, welcher während der Zeit, als dieses Buch in der Bibliothek stand, dasselbe gelesen hat. Ich fand, daß bei einem unbefangenen, nüchternen Leser dieses Buch

Digitized by Google

wenig Anstößiges enthalten mag; vom Gerügten entdeckte ich wenig, und ich weiß nicht, ob der Erziehungsrath mehr als ich darin wahrzunehmen im Stande war. Auf jeden Fall verbannte ich auch dieses Werk und sogar alle übrigen Schriften von Schlaz aus der Sammlung, sobald ich nur von ferne hörte, daß man diesem sonst fruchtbaren und geachteten Schriftsteller eine heterodoxe Tendenz zumuthe.

Wagners System der Erziehung gehört auch zu den geschenkten Büchern. Niemand aus den Schullehrern hat dieses Buch gelesen, und kaum Einer würde es verstehen. Der Verfasser schwebt in zu hohen Regionen; er wirft zu viel mit Objektiven und Subjektiven um sich; er hat zu viele künstliche Ausdrücke, um für irgend einen andern Leser genießbar zu sein, als einem solchen, der ein philosophisches Studium gemacht hat und auch die philosophische Terminologie versteht. Das ist unter allen angefeindeten Büchern das einzige, welches im neuen Katalog noch stehen blieb.

Wenn nun aber endlich in der oft berührten Denkschrift sogar die jüngsthin erschienene Schweizerlandsgeschichte von Zschokke als ein den katholischen Glauben und die Kirche auf die frechste Weise entstellendes Buch benannt wird, so muß und soll sich doch jeder Unbefangene über eine solche Aeusserung billig befremden. Habe ich erklärt, daß ich von den früher erwähnten Büchern keins gelesen hatte, so muß ich dagegen eben so offen und aufrichtig bekennen, daß ich diese Geschichte mit innigem Vergnügen gelesen habe, und dem Verfasser aus vollem Herzen dafür danke, daß er dem Schweizervolke eine Geschichte lieferte, in welcher die Thaten seiner Väter so schön und kräftig geschildert sind. Keine Geschichte besitzt die Schweiz — ich berufe mich kühn auf das Urtheil des kompetenten Publikums —, in der mit mehr Schonung die Kirchentrennung sich dargestellt findet. Daß die Sitten in jener Epoche bei Geistlichen und Weltlichen in jämmerlichem Zerfalle waren, konnte der Geschichtschreiber nicht verschweigen; und wenn wir das, was Zschokke von jener Zeit sagt, mit dem zusammenstellen, was selbst unser verdienstvolle Mitbürger, der verewigte Seckelmeister Balthasar, in seinen vaterländischen Schriften davon meldet, so werden wir uns des Geständnisses nicht erwehren können, daß jener schonender als dieser von dem Zeitpunkte speach, welcher unmittelbar der Reformation voranging. Ich gestehe nebenbei, daß ich es für nützlich, ja unentbehrlich halte, das Volk und besonders die Schullehrer mit der Geschichte unsers Vaterlandes vertrauter, als bisher, zu machen. Unsere Geschichte ist vielleicht die schönste, die je ein Volk besaß; — welch herrlicher Hochsinn, welch ächtchristliches Vertrauen auf die Vorsehung, welche kräftige Entschlossenheit, welche männliche Verachtung aller Gefahren und des Todes selbst, welche glühende Vaterlandsliebe strahlt nicht fast aus jeder Zeile der ältern Geschichte der Schweiz hervor! — Nur dann, wenn jeder Schweizer, er sei Städter oder Bauer, weiß, was seine Ahnen für Freiheit und Vaterland litten, wie viel Ungemach sie dafür erduldeten, wie harte Kämpfe sie dafür bestanden, wird er auch Freiheit und Vaterland zu schätzen wissen, und für die Erhaltung dieser theuersten Güter weder Opfer, noch Entbehrungen, noch Gefahren scheuen. Umsonst werden wir unsere Zeughäuser

Digitized by Google

anfüllen, umsonst mit großen Anstrengungen unsere Militäreinrichtungen vervollkommnen, wenn nicht Liebe zu Freiheit und Vaterland unsere Jugend durchglüht. Je kleiner ein Volk ist, um so größer muß die in ihm wohnende moralische Kraft sein, wenn es nicht des ersten sich einstellenden Eroberers leichte Beute sein soll. Ohne dieses Gefühl wären unsere Väter oft unterlegen. Wie soll aber anders dieses heilige Feuer, das man nicht erst in den Zeiten der Noth nach Belieben anzünden kann, angefacht, genährt und erhalten werden, als durch das Andenken der Großthaten unserer Väter, und des Erfolges derselben, welche den glücklichen Zustand begründeten, dessen wir uns vor andern Völkern freuen?

Die Herren Kapitelsvorsteher haben sodann in ihrem Memorial noch von einem Lesebuch gesprochen, welches man als Preis der Schuljugend ausgetheilt hätte, obwohl dessen Inhalt sogar sozinianisch sein soll. Ueber dieses wahrlich höchst seltsame Anbringen nur ein paar Worte.

Dieses dermal so verrufene Buch ist jenes in ganz Deutschland bekannte „allgemeine Lesebuch für den Bürger und Landmann", von Georg Friedrich Seiler, einem berühmten Verfasser mehrerer Volksbücher, der vom Jahr 1733 bis 1807 in Franken lebte, — ein Buch, welches bereits zum neunzehnten Mal aufgelegt ward. Dieses Buch wurde schon im Jahr 1804 durch den damaligen Erziehungsrath und namentlich durch den damaligen Oberinspektor, Herrn Melchior Mohr, eingeführt, an Lehrer und Lehrlinge als Preis ausgetheilt, seiner Zweckmäßigkeit und Reichhaltigkeit wegen äusserst angepriesen und mit großer Geschäftigkeit verbreitet. Als ich die Stelle eines Referenten übernahm, fand ich diese Lesebücher noch vorräthig, und Herr Buchhändler Anich konnte mich nicht genug versichern, wie sehr dasselbe geschätzt sei. Man verfuhr mit demselben, wie seit fast zwanzig Jahren, und stellte jährlich eine gewisse Anzahl davon als Preise den Schulen zu. Niemand wußte etwas dagegen einzuwenden, bis im Jahr 1821 auf einmal einige Pfarrer im Willisauer Kapitel dieses Buch in vieler Rücksicht anstößig fanden, und mich dadurch veranlaßten, obwohl mir diese späte Anzeige etwas seltsam vorkam, dasselbe an andere Bücher auszutauschen. Im letzten Jahre wurden dann, wie durch den Versender, Herrn Alois Haut, bewiesen werden könnte, mit meinem Wissen gar keins dieser Lehrbücher als Preis verschickt, und der noch kleine von längern Jahren herrührende Vorrath liegt hier.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen, so finden wir, daß dieses Buch — welches keine neunzehnte Auflage erlebt hätte, wenn es so verwerflich wäre — nicht durch mich, sondern lange ehe ich mit dem Schulwesen etwas zu thun hatte, eingeführt ward; daß die Herren Inspektoren und Pfarrer von 1804—1821 dasselbe unter Anpreisung seines Inhalts mit vollen Händen austheilten, und es dann erst vor einem Jahre verwerflich fanden und mich zu dessen Zurückziehung vermochten, was ich auch, obwohl mit einiger Verwunderung über diese Sinnesänderung, willig that.

Digitized by Google

Nachdem ich nun bisher immer nur bei der Denkschrift der Kapitelsvorsteher verweilte, muß ich nun einmal zu dem zweiten, ebenfalls an den täglichen Rath gerichteten, und von diesem den genannten Rathsabtheilungen überwiesenen und mir mitgetheilten Memorial übergehen, welches Herr Leutpriester und Schulinspektor Meyer in Willisau, Namens von acht zwar ungenannten Inspektoren, einreichte.

Es beschweren sich diese hauptsächlich über vier Dinge: 1. Daß man sie von mir aus einlud, ein Verzeichniß jener Bücher einzugeben, welche sie für Prämien am geeignetsten halten. 2. Daß man die Preise das letztemal unmittelbar den Herren Pfarrern und nicht den Herren Inspektoren zugeschickt habe. 3. Daß ein neues Namenbuch eingeführt worden sei, ohne ihr Gutachten darüber einzuholen. 4. Daß Schullehrer-Konferenzen ohne ihr Zuthun gehalten würden.

Ueber den ersten Punkt bemerke ich, daß, da der Erziehungsrath mir auftrug, auf zweckmäßige Preise für die Landschulen bedacht zu sein, und ihm ein Verzeichniß solcher vorzulegen, ich nichts Besseres thun zu können glaubte, als die Herren Inspektoren zu ersuchen, mir diejenigen Bücher zu benennen, welche ihnen zu diesem Behufe am geeignetsten schienen. Es war ein offenbarer Beweis von Achtung und Zutrauen, den ich ihnen dadurch gab; und wer sollte besser wissen, welche Bücher als Preise in jeder Gegend die willkommensten seien, als die Inspektoren, welche während der Zeit, als sie ihr Amt bekleiden, Gelegenheit hatten, hierüber vielfältige Beobachtungen zu machen? Es scheint, die Herren Inspektoren glauben, ich hätte den Bischof befragen sollen. — Ich überlasse es dem Urtheil eines Jeden, ob eine solche Anfrage zweckmäßig gewesen wäre. Da inzwischen mehr als fünf Inspektoren die ihnen abgeforderten Verzeichnisse eingeschickt haben, so müssen wahrlich hierüber nicht alle die gleichen Bedenklichkeiten hegen, und selbst unter den Kommittenten des Herrn Leutpriesters Meyer dürften sich allem Anschein nach solche befinden, bei denen erst dann einiges Bedenken entstand, als sie schon lange meiner Einladung entsprochen hatten. Uebrigens ist es wohl schwer, diesen Herren ihren Willen zu erfüllen. Theilt man Preise aus, ohne hierüber ihr Gutachten zu vernehmen, so sind ihnen die Bücher zu wenig orthodox, zu profan, zu wenig auf das Bedürfniß und den Karakter des Volks berechnet; fragt man sie diesfalls um Rath, so glauben sie sich dadurch mit einem ausser ihren Amtsverrichtungen liegenden äusserst beschwerlichen Auftrage belästigt, den sie aus allen Kräften abzulehnen suchen.

Hinsichtlich der Versendung der Prämien unmittelbar an die Pfarrer gilt die gleiche Bemerkung. Als man den Inspektoren die sämmtlichen Prämien ihrer Inspektur zuschickte, mußten sie dieselben auspacken, abtheilen, wieder einpacken und versenden: sie klagten über diese unnütze Mühe, und forderten, damit verschont zu werden. Man sandte, um ihnen diese Arbeit zu ersparen, die Bücher unmittelbar an die Herren Pfarrer; nun klagen sie abermals, daß man ihnen die Preise nicht schicke, und sie auf diese Art umgehe. Wie soll man es auch anfangen, um diesen Herren recht zu thun!

Digitized by Google

Wenn sie endlich sagen, daß ein neues Namenbuch ohne ihr Zuthun sei eingeführt worden, so liegt auch darin eine Unrichtigkeit, indem bloß das schon früher bestandene mit einigen geringfügigen Abänderungen wieder neu aufgelegt ward.

Die Behauptung, daß Schullehrerversammlungen abgehalten werden, die ich begünstige, ist vollends eine auffallende Unrichtigkeit. Ein großer Theil der Schullehrer, ohne mein Wissen und Zuthun, versammelte sich im April in Buttisholz, hielt dort ein freundschaftliches Mahl, und faßte den Entschluß, einen Verein zu bilden, der sich künftig alljährlich versammeln soll. Einige aus ihnen erhielten den Auftrag, einen Plan hierzu zu entwerfen, den sie im Juli der Gesellschaft vorlegten. Der Plan fand nicht den gewünschten Eingang; den Einen war er zu weit reichend, den Andern zu beschränkt. Das ganze Projekt war also am Ende ein todtgebornes Kind. So wenig Sträfliches ich finden kann, wenn Männer, welche sich dem gleichen Berufe widmen, alle Jahre freundschaftlich zusammentreten, sich offen über ihr gegenseitiges Wirken und Streben unterhalten und brüderlich mit einander schmausen, so war ich doch gleich, als ich von dieser Versammlung Kunde erhielt, innigst überzeugt, daß eine solche Gesellschaft von keiner Dauer sein, und dadurch das Schulwesen nicht im mindesten sich befördert finden würde. Offen erklärte ich dies einigen Schullehrern, und so viel es scheint, hat der Erfolg meine Weissagung durchaus gerechtfertigt.

Da die übrigen Beschwerden der Herren Inspektoren über ihre jährliche Einberufung, ihre gewünschte größere Theilnahme an Diesem und Jenem, und andere Forderungen, welche auf Vermehrung ihrer Kompetenz hinzielen, Dinge sind, welche die bestehende Organisation, und weder meine persönliche noch meine amtliche Stellung berühren, so enthalte ich mich darüber jedes fernern Eintretens.

Dadurch glaube ich also auch hinreichend diese zweite Denkschrift beantwortet zu haben. Ich betrachte sie als ein kleines Hilfskorps, welches den Angriff, den die Herren Kapitelsvorsteher auf mich zu machen für gut fanden, gleichzeitig unterstützen sollte. Ich finde mich durch diese Taktik vollkommen überzeugt, daß diese Herren selbst die Unzulänglichkeit ihrer gegen mich gebrauchten Waffen gefühlt haben mögen, und somit eine solche Diversion von einer andern Seite anzuordnen für nöthig erachteten.

Man erlaube mir zum Schlusse einige allgemeine gedrängte Bemerkungen.

Ich will und mag den Absichten, aus welchen der Inhalt dieser Memoriale floß, nicht näher treten. Es ist des Christen Pflicht, jeder Sache die bessere Deutung, derer sie nur immer fähig ist, zu geben, und sich besonders wohl zu hüten, dem Nebenmenschen böse Absichten zuzumuthen. Aber fragen darf ich: wäre es nicht klüger, vernünftiger gewesen, insofern man in einer Sammlung dieser Art anstößige Bücher zu bemerken glaubte, ganz unbemerkt darauf aufmerksam zu machen? Wird in solchen Fällen nicht weit richtiger auf diese Weise der erwünschte Zweck erreicht, als wenn man unnöthiges Aufsehen erregt, dadurch noch vielmehr die Begierden, ein

Digitized by Google

ſolches anſtößiges Buch kennen zu lernen, reizt, und auf dieſe Art alſo ganz gewiß zur Verbreitung einer Sache, die man ſich den Anſchein gibt, unterdrücken zu wollen, mitwirkt. Iſt nicht offenbar am Tage, daß man gefliſſentlich Lärm und Geräuſch ſuchte, da ja zur Zeit der Abfaſſung und Einreichung der erſten Denkſchrift der Grund der Klagen gehoben war, und ich dem Herrn Kommiſſarius angeboten hatte, noch andere Bücher aus der Sammlung zu entfernen, wenn er oder ſonſt Jemand aus der Geiſtlichkeit es wünſchte? Darf man nicht auch bei der weitgetriebenſten Gutmüthigkeit ſich über einen Schritt befremden, der nach Allem, was bereits geſchehen iſt, gegen einen Staatsbeamten auf eine ſolche Weiſe vorgenommen wird? Halten wir davon, was wir wollen, ſo werden ſich doch einſt unſere Nachkommen, wenn ſie unſere Archive durchwühlen, darüber wundern, daß man von Seite der ſämmtlichen Kapitelsvorſteher eines Kantons eine Bittſchrift dieſer Art einreichte, und daß am Ende das Ganze dahinaus lief, daß man in einer zu einem gemeinnützigen Zwecke eröffneten Privatbibliothek unter hundert Bänden etwa vier bis fünf gefunden hatte, die man daraus wegwünſchte, und die bereits nach dem in der Denkſchrift enthaltenen eigenen Geſtändniſſe bei Seite geſchafft waren, ehe dieſer Wunſch zum Vorſchein kam. Fürwahr, dieſe Denkſchrift liefert einen neuen unverwerflichen Beweis, daß wir eine lange Revolution durchgelebt haben, und daß von den Wirkungen derſelben kein Stand verſchont blieb. Nebenbei mag ich mich um ſo mehr über den ſeltſamen Ton dieſes Memorials wegſetzen, da gewiß die Art, wie der Gegenſtand, von dem es ſich handelt, dargeſtellt wird, und die Wendungen, derer man ſich bediente, nur auf Rechnung des Verfaſſers kommen, deſſen angeerbte ungeſtüme Rohheit ich nur zu gut kenne.

Die Regierung laſſe nicht ab, das Erziehungsweſen und beſonders den Volksunterricht zu beleben, zu fördern und zu heben. Nur wo ein ſolcher zweckmäßiger Unterricht ſtatt findet, kann dermal Wohlſtand und mit dieſem Zufriedenheit blühen. Alle uns umringenden Kantone bethätigen mit raſtloſem Eifer das Volksſchulweſen. So wie ſich ihr Volk auf eine höhere Stufe von Bildung und Erkenntniß ſchwingt, dürfen auch wir nicht zurückbleiben, wenn wir ihnen nicht alle Vortheile, die eine größere Sittigung gewährt, überlaſſen wollen. Man fürchte ſich ja nicht vor einer Ueberbildung. Unſere Schulen ſtehen noch tief unter jenen des Kantons Zürich, wetteifern bloß mit einem Theile jener des Aargau's, und werden — wer ſollte es glauben! — ſelbſt von einigen des Kantons Zug übertroffen. Vieles iſt geſchehen; mehr hätte noch gethan werden können. Nicht immer waren die Wahlen der Schullehrer, die urſprünglich von den Pfarrern und Gemeindebeamten abhingen, glücklich: Verwandte von dieſen, Schmeichler von jenen erhielten oft eine Stelle, wozu Fähigkeiten, Eifer und ausgezeichnet gute Sitten allein hätten empfehlen ſollen. Verdopple man alſo die Sorgfalt auf das Schulweſen, hebe man daſſelbe auf eine höhere Stufe von Vollkommenheit, und beachte man dies als eine der wichtigſten Angelegenheiten: ſo wird wahrlich der phyſiſche, moraliſche und ökonomiſche Zuſtand des Kantons ſich beſſern, Elend und Armuth einer geregelten Thätigkeit und Arbeitſamkeit weichen, und die Menſchen — beſſere Menſchen, Bürger und Chriſten werden.

Digitized by Google

Ich bitte die vereinigten Rathsabtheilungen des Staats- und Erziehungsrathes um Nachsicht, wenn diese meine Antwort auf die mir mitgetheilten Denkschriften weitläufiger, als ich erwartete, ausfiel. Es mußte in meinem Bestreben liegen, die Reinheit meiner, wie es scheint, oft verkannten Absichten darzuthun. Möge mir dies gelungen sein! Möge meine Regierung sich durchaus überzeugt finden, daß ich mit Wissen weder meine Pflicht verletzte, noch ihr Vertrauen mißbrauchte! Möge sie auch mir durch die Fortdauer dieses Vertrauens und ihres Wohlwollens so manches Ungemach vergessen machen, welches mir bereits in meinem öffentlichen Leben zu Theil ward! Hierin und im Bewußtsein, meine theuersten Pflichten gegen Gott und das Vaterland stets genau erfüllt zu haben, liegt mein schönster Lohn und mein bester Trost.

Aus Griechenland.

Es kann wohl Keinem, der den Gang der griechischen Erhebung beobachtet, die Wirkung einer höhern als irdischen Allmacht an den verlassenen Griechen entgehen. Der Mensch denkt, und Gott lenkt! Es war menschliches Vorhaben, die Griechen von der begonnenen Bahn durch Veranstaltung des gräßlichen Blutbades in Scio zurückzuschrecken; allein dieses bewirkte gerade Entgegengesetztes. Die Blutströme aus den Leibern der niedergesäbelten Scioten hatten die Moreoten, die Athener, die Livadier, die Epiroten, die Thessalier aus dem Zustande der Schlaffheit emporgerissen, und ihnen aus Furcht vor dem gleichen Lebensende kriegerischen Muth eingehaucht. Es war menschlicher Plan, der griechischen Freiheit den Todesstoß zu geben durch einen auf den Juni 1822 angeordneten gleichzeitigen Angriff von sechszigtausend Türken auf den Peloponnes über Tricala, Thermopylä, Arta, Lepanto und Patras; aber die Griechen sind Sieger geblieben, und die Moreoten zur Einsicht gelangt, daß sie ihre Hut nicht hinter dem Isthmus, sondern am Olymp zu bestellen haben. Es war menschlicher Wunsch, die Griechen von Verona aus durch ein Ausschliessen aus der großen Christenfamilie zu entmuthigen; und siehe, das Gefühl der gänzlichen Verlassenheit führte die Griechen gerade in dem Augenblick zur Einigkeit, wo unter ihnen der Bürgerkrieg auszubrechen drohte. Dieses Letztere ist wohl die folgenreiche Erscheinung, die am wenigsten erwartet werden durfte. Die Begierden des Eigennutzes und der Herrschsucht begannen auch in Griechenland ihr gefährliches Spiel; auch dort zeigte sich jenes Streben, den Vortheil seines Hauses selbst auf den Nachtheil seines Orts, den Vortheil seines Orts selbst auf den Nachtheil seines Gaues, den Vortheil seines Gaues selbst auf den Nachtheil seines Landes zu erbauen.

Diese Begierden gingen nicht nur, wie überall, aus der menschlichen Verdorbenheit, dem Mangel an Liebe hervor, sondern sie fanden in Griechenland noch eigenthümliche Nahrungsquellen, nämlich die bereits angewöhnte, ganz auf den Grundsatz der Selbstsucht gegründete türkische Herrschweise; die Kraftlosigkeit der provisorischen Nationalregierung, seit eins ihrer edelsten Glieder, Maurokordato, das Schwert mit dem Stabe vertauscht hatte, seitdem

Digitized by Google

beim letzten Einfall der Türken sich die Regierung in Korinth zweideutig benommen hatte, seitdem die Capitani Kolokotroni und Odysseus fast offenkundig der Regierung den Gehorsam aufgekündigt hatten; und endlich der Umstand, daß die Verfassungen und Regierungen Griechenlands nur als provisorische von dem griechischen Volke erklärt worden waren. Dieser provisorische Zustand war eine sehr gefährliche Wohlthat. Der Anstrengung mehrerer vaterlandsliebenden Männer war es gelungen, zu bewirken, daß das westliche Festland von Hellas am 4 Wintermonat 1821 durch dreißig Abgeordnete zu Messalongi, unter dem Vorstande des Alexander Maurokordato, für die Landschaften Akarnanien, Aetolien und Epirus, unter dem Namen der Gerusia von zehn Gliedern, — daß das östliche Festland von Hellas am 16 Wintermonat 1821 durch dreiunddreißig Abgeordnete und eine Provinzversammlung von gegen zehntausend Hellenen zu Salona, unter dem Vorstande des Theodor Negris, für die Landschaften Attika, Böotien, Luböa, Phocis, Löris, Doris, Ozolä, Thessalien und Mazedonien, unter dem Namen des Areopagos von vierzehn Gliedern, — und daß der Peloponnes am 1 Christmonat 1821 durch sechszig Abgeordnete, unter dem Vorstande des Demetrius Ypsilanti, für Morea und die Inseln Ypsara, Specia und Hydra, unter dem Namen der peloponnesischen Gerusia von zwanzig Gliedern — sich drei Provinzial-Verfassungen und Regierungen gaben, die alle drei übereinstimmend die merkwürdige Bestimmung enthalten, daß die Amtsdauer der Provinz-, der Bezirks- und der Gemeindevorsteher einjährig sei; daß diese Verfassung nur provisorisch, der Nation das Recht vorbehalten bleibe, sich später an der Hand der Erfahrung eine bleibende Verfassung zu geben, und daß die Provinzialregierungen, im Fall sich Hellas eine Verfassung und Regierung für die ganze Nation ertheilt, sich dieser unterzuordnen hätten.

Vieles war durch diese Organisation gewonnen: der Zustand der Zügellosigkeit war gehoben, und die Keime einer bessern Ordnung gepflanzt. Wiewohl nicht ohne Widerstreben einzelner Theile versammelten sich sechszig Abgeordnete aus allen Gauen Griechenlands zu Epidaurus, bildeten am 10 Jänner 1822 unter dem Vorstande des Alexander Maurokordato die erste Nationalversammlung, verkündeten die Vereinigung der Hellenen zu einem unabhängigen Volk, und errichteten eine provisorische Nationalverfassung, deren Grundzüge sind: einjährige Amtsdauer der Nationsvorsteher; Gesetzgebung durch übereinstimmende Beschlüsse beider Theile der Regierung, des berathschlagenden und vollziehenden Raths; Vollziehung der Gesetze durch den vollziehenden Rath, die durch den letztern zu erwählenden acht Minister, die Provinzregierung, die Bezirksvorsteher und die Gemeindevorsteher; und Ausübung der Rechtspflege durch drei Instanzen, der Kantonalgerichte, der Provinzgerichte und des obersten Gerichtshofes. Endlich wählte die Nationalversammlung die dreiunddreißig Glieder des berathschlagenden und die fünf Glieder des vollziehenden Raths. — Wie durch Errichtung der Provinzregierung Aufhebung der Zügellosigkeit für Griechenland der Gewinn war, so hatte dasselbe der Nationalregierung die aus der Einheit verschiedener Theile erst hervorgehende Kraft zu verdanken. — Ein Baum, der im Sturme fest-

Digitized by Google

steht, im Regen Obdach gibt, beim Sonnenschein Schatten gewährt, wird nur dadurch zur Eiche, daß der Schöpfer dem Baum ein Gebilde gegeben, durch welches seine Wurzeln tiefen Grund schlagen und weit umher Nahrung zum Stamme führen, daß er mächtig erstarke und üppig in Zweigen und Blättern sich gestalten kann. So wird auch nur dann ein Volk eine starke, an Früchten reiche Nation, wenn es selbstthätig seine Kräfte durch ein naturgemäßes Gebilde vereinigt. Maurokordato, Negris und andere Männer, die auf diese Nationalregierung hingewirkt haben, bleiben daher stets die größten Wohlthäter Griechenlands.

Daß die griechischen Verfassungen alle nur provisorisch eingesetzt worden, war sehr vorsichtig. Griechenland bedurfte noch der Erfahrung, um beurtheilen zu können, welche Einrichtungen für sein Volk die besten seien. Allein dieser provisorische Zustand mußte auch die Selbstsüchtigen zu kühnen Vorhaben reizen. Ein solcher konnte dahin arbeiten, an die Stelle der Einrichtungen, die das Gemeinwohl aller Griechen bezwecken, solche Einrichtungen zu setzen, die nur sein eigenes Wohl und das der Seinigen und seiner Günstlinge vorzüglich bezielten, ohne sich dabei selbst nur den Namen eines Revolutionärs zuzuziehen, sobald er nur dafür Sorge trug, daß seine Plane mit Macht erst zur Zeit hervorträten, wann über eine bleibende Verfassung in Griechenland berathen würde. So verlautete von reichern Griechen der Wunsch, es möchten ihnen doch bessere Rechte eingeräumt werden, als den ärmern Griechen. Es gab Leute, die statt einer Organisation (Verfassung), wodurch bewirkt würde, daß nach dem Begehren der Mehrheit aller Griechen regiert würde, es lieber sähen, daß, ungefähr wie der Sultan, die Veziere und die Pascha, nur einige Wenige nach ihrem Belieben regieren könnten. Es zeigten sich Gelüste, das befreite Hellas in Land, Vieh und Menschen gleich einer Beute unter Einige zur Benutzung zu vertheilen (z. B. sollen der Capitano Kolokotroni, die Schifferin Bobilina und der Fürst Demetrius Ypsilanti Willens gewesen sein, Morea als ein Leibgeding für sich und ihre Nachkommen in drei Theile unter sich und ihre Anhänger zu vertheilen). Es verlauteten Stimmen, die Regierungen der Gauen sollten sich nicht länger der Nationalregierung unterordnen; es sei eine gemeinschaftliche Regierung für alle befreiten Griechen nicht nöthig; die Regierungen für die einzelnen Theile sollten sich selbstständig machen, einen Bund schliessen und ein Theil dem Andern nur dann beistehen, wenn er selbst es wolle.

Als nun im Jänner 1823 die provisorische Regierung eine zweite Nationalversammlung der befreiten Hellenen nach Astro berief, traten jene längst vorbereiteten Plane der Selbstsucht ans Tageslicht. Alle eigennützigen Leidenschaften waren jetzt entfesselt: die Habsucht, die sich nur selbst bereichert wissen will; die Herrschsucht, die selbst des Gehorsams entbunden nur den Andern gegen sich zum Dienen verpflichtet sieht; und der Hochmuth, der nur sich selbst als einen Seinesgleichen achtet. Kolokotroni verweigerte der Regierung den Einzug in Napoli di Romania, so daß sie ihre Residenz theils in Astro, theils auf Schiffen aufschlagen mußte. Die Urversammlungen des griechischen Volkes, um ihre Stellvertreter zur Nationalversammlung zu erwählen, wurden verzögert, besonders diejenigen des Peloponnes; die Stellvertreter wurden

Digitized by Google

bearbeitet, ſich zu theilen und an verſchiedenen Orten, zu Argos, Napoli di Romania, Aſtro, Tripolizza, ſich zu verſammeln. Die einflußreichſten Capitanos, als Petrompeis, Kolokotroni, Odyſſeus, Bazaris, Nikitas, Jotrako, Dalcekalopuli und Andere, traten in Tripolizza zuſammen. Der Bürgerkrieg, der Kampf zwiſchen Sparta und Athen drohte ſich zu wiederholen. In dieſem entſcheidenden Zeitpunkt wiederhallte in Griechenland die durch die engliſche Geſandtſchaft in Konſtantinopel zahlreich verbreitete Erklärung der chriſtlichen Fürſten aus Verona als Antwort auf das Flehen um Hilfe: „die chriſtlichen Griechen hätten ſich ihrem rechtmäßigen Herrn, dem mahomedaniſchen Großſultan, zu unterwerfen, und von ihm Gnade für Recht zu gewärtigen.“ — Zugleich gelangte von Konſtantinopel die Kunde nach Griechenland: Der Türke rüſtet ſich mächtig zu Land und zu Waſſer, wuthentbrannt *). Haben uns unſere Mit-Europäer, unſere Glaubensgenoſſen jeden Schutz verſagt, ſind wir den Aſiaten, unſern Glaubensfeinden, preis gegeben: dann biſt du, deine Frau, deine Kinder eine ſichere Beute des Todes und der Sklaverei, ſobald der Türke wieder Gewalt über dich erlangt. Nur in glücklichem Widerſtande iſt Rettung; nur dann der Widerſtand glücklich, wenn Einer für Alle und Alle für Einen ſich gegen den Feind verbinden. — Wenigen Griechen, nachdem ſie aus dem ſüßen Traum: zuletzt finden ſie denn doch noch an ihren Mitchriſten einen Schutz — durch jene Erklärung aufgeſchreckt und durch Blitzeshelle ſich am Todesabgrunde erblickt, blieb dieſe Gedankenfolge fremd. Dieſe Stimmung ließen die Griechen, die wahrhaft ihr Vaterland liebten, nicht unbenutzt; überall mahnten ſie zur Vereinigung, zur Verſöhnung. Ihrer Mäßigung und Beharrlichkeit gelang es endlich, den Sieg davon zu tragen. Nach und nach fanden ſich immer mehr der Abgeordneten in Aſtro ein. Die Peloponneſen ſchritten zu den Wahlen ihrer Stellvertreter; zuletzt zogen auch die Capitanos von Tripolizza nach Aſtro, Odyſſeus folgend, der, nicht nur an Körper- und Geiſteskraft, ſondern auch an Vaterlandsliebe unter ihnen hervorragend, ſeinen Feinden bei der proviſoriſchen Regierung verziehen, und damit den Antrieb zur allgemeinen Vereinigung der Griechen gegeben hatte. Der 14 März war der glückliche Tag, da alle erwählten Stellvertreter der befreiten Griechen zur zweiten Nationalverſammlung in Aſtro zuſammentraten, ſich dann erſt konſtituirten und den Mauromichali Petrompeis zum Präſidenten, den Biſchof Prasbanes zum Vizepräſidenten und den Theodor Negris zum Kanzler der Nationalverſammlung erwählten.

Das Schauſpiel, das dieſer Kongreß darbot, wird jedem Augenzeugen, der dieſem Volke die wahre Freiheit gönnt, unvergeßlich ſein. In einem reizend gelegenen Dorfe von einigen Hundert Häuſern waren die Regierungsmitglieder, mehrere Hundert Deputirte und Capitanos und gegen zehn- bis zwölftauſend Krieger verſammelt. Die von der Regierung, den Deputirten

*) Dem Geheiß Mahomeds zu folgen: „Wenn ihr die Ungläubigen angreift, ſo ſchlaget ihnen die Köpfe ab, ſo lange bis ihr ſie in der Menge niedergemacht habt, und leget den Uebrigen Feſſeln an, und laſſet ſie entweder umſonſt los, oder fordert von ihnen Löſegeld.“ Sura 47, Zeile 4 des Koran.

Digitized by Google

oder einzelnen Capitanos entworfenen Gesetzesvorschläge, Abänderungen, Verbesserungen, Modifikationen der alten Konstitution wurden in den engern Versammlungen der Deputirten verworfen oder angenommen, nachdem mehrere Tage darüber debattirt und öffentlich verhandelt worden war. Im Anfang, bevor die große Streitfrage entschieden war, ob die alte Regierung anerkannt und die alte Konstitution beibehalten werden sollte — waren die Sitzungen meist ganz öffentlich auf einem großen Platze, wo sich die Regierungsmitglieder, Deputirte, Capitanos, umgeben von ihren Soldaten, einfanden, und diese Vorfrage aller weitern Unterhandlungen bejahend beseitigten, nachdem über sechs Tage darüber debattirt worden war. Kolokotroni allein blieb seiner Ansicht getreu, und zog sich geraume Zeit fast gänzlich zurück. Nachdem Maurokordato von Messalongi angekommen, sahen sich Odysseus und Kolokotroni am dritten Ort, und seitdem erschien endlich der Streitsüchtige wieder in den Versammlungen. Am 31 April, als von den Kommissionen der verschiedenen Geschäftszweige für Finanzen, Kriegswesen, Kultus und Justiz die Vorarbeiten beendigt, die Gesetze angenommen, die Modifikationen und Abänderungen der alten Konstitution gutgeheißen und das Budget für's künftige Jahr ausgesetzt worden, schritt man zur Wahl der neuen Mitglieder des ausübenden und gesetzgebenden Körpers. Die Wahl des Präsidenten des ausübenden Körpers fiel auf den Petrobey von Maina, und im gesetzgebenden Körper wurde Herr Condorioti Präsident. Die Deputirten, welche nicht in die erwählten Senate gehören, sind nun sogleich nach den verschiedenen Landestheilen abgegangen, um den Erfolg des Kongresses bekannt zu machen und dort sogleich die gefaßten Beschlüsse in Ausübung bringen zu lassen, wozu besonders die Herbeischaffung der der Regierung bewilligten Geldmittel gehört, die innerhalb eines Monats zusammengebracht werden sollen, und sich auf vierzig bis fünfzig Millionen Piaster belaufen. Von diesen Mitteln sollen fünfzigtausend Mann sogleich für die Regierung angenommen und weiterhin besoldet, so wie auch hundert Kriegsschiffe der Inselbewohner unterhalten werden.

Die wichtigen Verrichtungen dieser Nationalversammlung zu Astro waren folgende:

1) Sie erhob die Grundsätze des organischen Gesetzes von Epidaurus, nach einigen durch eine aus sieben Mitgliedern bestehende Kommission gemachten Berichtigungen, zur unwandelbaren Verfassung für ganz Griechenland, „da sich jene als das Glück des griechischen Volkes sichernd bewährt hätten.“

2) Sie löfete alle Provinzialregierungen mit der Bestimmung auf, daß die verschiedenen Völkerschaften Griechenlands durch die Nationalregierung vermittelst Präfekten, die nicht aus der unter ihnen stehenden Provinz gebürtig sind, regiert werden sollten, denen die Nationalregierung einen Schreiber und die Provinz zwei von ihr ernannte Regierungsräthe beisetzen.

3) Sie beschloß, daß die Stellen eines Generalissimus und Großadmirals in der hellenischen Nation nicht bleibend statt finden, wohl aber während eines Feldzuges ein Generalissimus und ein Großadmiral ernannt werden, die dann nach Beendigung desselben in den früher bekleideten militärischen Rang zurücktreten sollen; daß die gesammte Leitung der Land- und

Digitized by Google

Seemacht einzig der Regierung zustehe, und daß für die Truppen der französische Militärkodex mit den durch die gegenwärtige Lage Griechenlands gebotenen Veränderungen und Zusätzen angenommen sei.

4) Ernannte sie eine Kommission von neun Mitgliedern, mit dem Auftrag, ungesäumt eine Auswahl aus den Verfügungen der griechischen Kaiser als Kriminalkodex zu veranstalten.

5) Beschloß sie, auf einen Antrag über die Organisation des Kirchenthums, daß hierüber nach der Einsetzung der Regierung der Kult-Minister dieser einen Entwurf vorlegen, und sie dannzumal alles Kirchliche zum allgemeinen Besten organisiren solle.

6) Erwählte sie die Nationalregierung Griechenlands durch Ernennung der Mitglieder der beiden Körper, des berathschlagenden und vollziehenden Raths, welche am 18 April mit aller Feierlichkeit, jener unter dem Vorstande des Herrn Johann Orlando von Hydra, dieser unter dem Vorstande des Herrn Petrompeis Mauromichali von Maina, in dieses Amt eingesetzt wurden.

Die zweite Nationalversammlung, nachdem sie ihre Verrichtungen dem griechischen Volke durch eine Kundmachung mitgetheilt, und gemeinsam zu dem Herrn der Herrschaaren gefleht, daß er die unter seinem Beistand eingesetzte Ordnung der Dinge segnen, den griechischen Streitern gegen die neuen Angriffe des Tirannen zu Wasser und zu Lande Sieg und Triumph verleihen und das griechische Volk unter seine unabhängigen Völker aufnehmen möchte — ging am 18 April auseinander mit einer Einigkeit, die selbst Kolokotroni vermochte, sich dem zu unterwerfen, was die Nationalversammlung zum allgemeinen Besten beschlossen hatte. Die Lorbeerkrone für diese herrliche Frucht gebührt zum großen Theil dem edeln Maurokordato, der sich selbst überwunden und zuerst seine Stimme zu einem Präsidenten des Vollziehungsrathes an seine Stelle dem ehrwürdigen, an Grundstücken reichen und gottesfürchtigen Mauromichali gegeben, und damit die Peloponnesier mit der Regierung ausgesöhnt hatte. Die Selbstsüchtigen verstummten; mit entschiedenem Beifall wurden die Anordnungen der Nationalversammlung von der Menge des griechischen Volkes aufgenommen; das Gefühl der großen Wohlthat einer organisirten, das allgemeine Beste bezielenden Regierung verbreitete sich überall, und als die neuerwählten Mitglieder der griechischen Regierung am 20 April in Tripolizza, dem jetzigen Regierungssitze, ihren Einzug hielten, strömten ihnen bei zehntausend Griechen entgegen, deren tausendstimmiger Zuruf: „Es lebe unsere Regierung, die Befreier des Vaterlandes!“ so aus dem Innersten des Herzens heraustönte, deren Freudenruf so erschütternd war, daß so zu sagen nicht nur die Menschen, sondern auch was leblos war, jubelten.

Welcher Sterbliche hätte diese Wirkung vorgesehen, als der christliche Fürstenrath in Verona dem griechischen Abgeordneten Metaxa, der die Bitten der Nachkommen unserer Geistesweltthäter, unserer Mit-Europäer, unserer Glaubensgenossen zu dessen Füßen niederlegen sollte, selbst den Zutritt verweigerte!

Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Als im Frühling dieses Jahres der türkische Pobel zu

Digitized by Google

Konſtantinopel, der leider noch mit anderwärtigen übereinſtimmend in den Griechen nur Hunde, Aufrührer, Verfluchte, Geächtete erblickt, nach Mord und Brand ſchnob, und bei ſeinem Propheten ſchwor, die Griechenſtadt (Pera) niederzubrennen und dem Sultan einen Luſtgang am Bosphorus mit Griechenſchädeln zu erbauen — als er am 1 März dieſes Höllenwerk wirklich unternahm — — welche entgegengeſetzte Wirkung folgte den Brandſtiftern! Viermal trieb der Südwind das Feuermeer gegen die Griechen-Quartiere, und viermal warf es ein friſcher Nordwind wieder auf die türkiſchen Wohnungen zurück. Pera blieb gerettet; aber ſechszig Moſcheen und achttauſend türkiſche Wohnungen lagen in Aſche, und Entſetzen faßte die Türken, daß ſie ſich nieder in Staub warfen und ausriefen: „Gott iſt mit den Ghiaurs!“

Ja, Gott iſt mit den Griechen! — Darum die, ungebörnten Herzens, ſich des griechiſchen Volkes erbarmten, die ihm Alles ſpenden möchten, damit das drohende Schwert von dem Haupte ſeiner Männer, die Feſſel von der Hand ſeiner Frauen abgewandt werde: ſie dürfen getroſt den Gefahren entgegenſehen, mit denen die Griechen von ihren Feinden auf's neue bedroht ſind; ſie werden auch im dritten Jahre ihrer Freiheit ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Denn die Griechen ſagen (ſ. Verkündung der zweiten Nationalverſammlung am 18 April 1823): „Wir Hellenen ſind allzumal entſchloſſen, die politiſche Exiſtenz und Unabhängigkeit der Hellenen entweder unſern unbeſtreitbaren Rechten gemäß ihrem Räuber, dem Sultan, abzugewinnen, und uns vollſtändig zu befreien, als ein eigenes ſelbſtſtändiges und unabhängiges Volk anerkannt zum Preiſe unſerer heiligen Religion und zum Beſten der Menſchheit ſelbſt, — oder die Waffen in der Hand allzumal ins Grab zu ſteigen, oder als Chriſten und Freie, wie es ſich für Männer ziemt, die darnach trachten, ſo unſchätzbarer Güter theilhaftig zu werden, welche die Hellenen auch nicht bloß dem Rufe nach kennen, ſondern ſie einſt beſaßen, und ihrer beraubt wurden; wie es ſich für Männer ziemt, die ein Heldenland bewohnen, wo Alles den Ruhm der Ahnen und ihre Tugenden vergegenwärtigt und zur Nacheiferung derſelben mächtig begeiſtert; wie es ſich endlich für Männer ziemt, die in ihrem Lande einen Barbaren zu bekämpfen und ihr Vaterland zu befreien haben.“ — Und ſind die Griechen in dieſem heiligen, ſchweren Kampfe auch von den Mächtigſten ihrer Glaubensgenoſſen verlaſſen: doch wird ſich das Grab vor ihnen verſchlieſſen, denn Einer iſt ihr Bundsgenoſſe, von dem es heißt: „Die Erde zittert und ihre Grundfeſte; das Meer wirft ſeine Wellen aus der Tiefe, und ſeine Wellen werden unruhig vor dem Angeſicht des Herrn und vor der Herrlichkeit ſeiner Kraft, die da kommt zu eifern für die Gerechtigkeit wider die Ungerechtigkeit!“

Im Brachmonat 1823. M. H.

Aus Nordamerika.

Das Eismeer. Oſtküſte von Grönland. Neu-Caledonien.

Noch ſchmeichelt man ſich mit der Hoffnung, eine Nordweſt-Durchfahrt vom atlantiſchen zum ſtillen Meere im äuſſerſten Norden Amerika's zu finden, beſonders ſeit der Expedition des

Digitized by Google

Overlands, durch den Kapitän Franklin und Dr. Richardson. Auch scheint man nicht an der Möglichkeit zu verzweifeln, auf dem festen Lande endlich längs dem Makenzie-Flusse das Meer zu erreichen. Im Jahr 1795 hatte die Nordwestkompagnie ihren äussersten Posten für den Pelzhandel an den Ufern des Makenzie angelegt. Jetzt ist derselbe schon weiter nordwärts hinausgeschoben worden, und mit einem Fort versehen, welches Good-Hope genannt wird, 120 englische Meilen unterhalb des Punktes, wo der Fluß vom See der Großbären-Insel in den Makenzie fällt.

Seit der Reise des Alexander Makenzie in den Jahren 1789 und 1793 wurden zwei Versuche gemacht, um an das Meer zu kommen. Man glaubte nicht mehr als drei Tagereisen (jede zu 50—60 englischen Meilen) davon entfernt zu sein. Den ersten Versuch machte im Jahr 1799 Hr. Livingstone; er endete aber sehr unglücklich. Livingstone, mit drei Kanadiern, drei Indiern und einem Dolmetsch, wurden von den Eskimos beim Flusse Vermillon getödtet. Den zweiten Versuch that im Jahr 1809 Hr. Clarke. Er fuhr den Makenziestrom abwärts bis zu den von Alexander Makenzie beschriebenen Inseln. Aber eine große Anzahl Eskimos, die an beiden Ufern schlagfertig standen, verhinderten, weiter zu kommen. Das Land dort scheint den Naturforschern ein reiches Feld von Entdeckungen zu öffnen. Man findet in den Gebirgen eine Art Schafe, welche dieselben zu sein scheinen, wie in den Rocky-Mountains, vom Professor Jameson beschrieben. Sie haben große, streifige Hörner, und im Winter das Fell mit dicken, struppigen Haaren, wie die Rennthiere, bedeckt. Im Frühling und Sommer fallen diese Haare ab und machen einem feinern Platz. Ein anderes Thier, welches die Pelzhändler nur Bock nennen, aber der wahre Argalli ist, lebt häufig in den Bergen, hat glatte, kurze, schwarze, rückwärts gebogene Hörner, und im Winter langes, krauses Haar, so fein und glänzend wie Seide. Am Großbärenflusse sind einige Steinkohlenlager und Erdpechquellen. Die Erscheinung einer beträchtlichen Menge von Delphinen im Strome beim Fort Good-Hope, im J. 1810, berechtigte zu dem Glauben, daß das Meer unmöglich entfernt sein könne.

Zu frühzeitig frohlockte man, die Nordwest-Durchfahrt sei gefunden, als sich die Nachricht von Rußland her verbreitete, Kapitän Parry mit seiner kleinen Flotte sei bei den aleutischen Inseln im Sommer 1822, oberhalb der Behringsstraße, von einigen kamtschatkischen Wallfischfängern gesehen worden. Diesen Angaben ward vor Kurzem noch entschieden widersprochen.

Ueber die Ostküste von Grönland haben wir Hoffnung, bald durch den Kapitän Scoresby höchst lehrreiche Nachrichten zu erhalten. Er kam am 19 Sept. 1822, auf dem Schiffe Baffin mit Wallfischthran beladen, glücklich nach Dover zurück, und läßt jetzt die Beschreibung seiner Fahrt drucken. Man weiß, daß jener Theil von Grönland lange Zeit für die Welt, durch die ungeheure Anlagerung von Eis seit 1406, verloren gewesen ist. Scoresby entdeckte im vorigen Sommer diese Küste endlich wieder und untersuchte sie vom 75 bis zum 69 Grade der Breite. Er entdeckte da eine Menge von Inseln und Durchfahrten, was ihn zur Vermuthung brachte, daß wohl das ganze Land eine weite Inselmasse sein möge, und einige der

Digitized by Google

Durchfahrten vielleicht in Verbindung mit der Baffins-Bay ſtehen. In einer der Durchfahrten war, bei mildem Wetter, die Luft von Mücken, Bienenſchwärmen und Schmetterlingen angefüllt. Er fand daſelbſt die Geſtade bewohnt, und brachte auch eine anſehnliche Sammlung Pflanzen, Mineralien und einige Thiere von dortiger Küſte mit.

Auch Kapitän Franklin kam vor Kurzem nach England zurück, der im Jahr 1822 die Nordküſte von Nordamerika, und zwar von der Mündung des Kupferminenfluſſes an bis 500 engliſche Meilen oſtwärts, unterſuchte. Das Meer dort war längs der Küſte von einer unzähligen Menge Inſeln beſäet, die oft nur eine Stunde vom feſten Lande entfernt liegen. Eis erblickte er nirgends, und das Meer hatte zehn bis vierzig Faden Tiefe. Am 5 Sept. 1822, auf ſeiner Rückkehr zu Lande, wurde er mit ſeinen Gefährten durch einen Sturm überfallen, der den Boden mit Schnee, zwei Fuß hoch, bedeckte. Man erblickte nirgends Holz, um Feuer zu machen; alle Lebensmittel waren verzehrt. Von zwanzig Perſonen kamen nur noch zehn an den Kupferminenfluß zurück, die ihr Leben dem Mitleiden einiger indianiſchen Jäger dankten.

Noch ſind auch in unſern neueſten Karten der nördlichen Hälfte Amerika's die weſtlichen Gegenden der Hudſonsbay-Länder, zwiſchen dem 48 und 58 Grade nördl. Breite, öde und leer, den Erdbeſchreibern unbekannt, bis auf die Küſten von Neu-Georgien, Neu-Hannover und Neu-Cornwallis am ſtillen Meere, ſo viel wir davon durch Vancouver wiſſen.

Nachdem mehrere im nördlichen Amerika angeſiedelte Schotten, auf dem Friedensfluſſe, im Weſten der Felsberge (Rocky Mountains) vorgedrungen waren, bildete dort die Nordweſtkompagnie im Jahr 1816 eine Niederlaſſung, und nannte das ganze, wenig bekannte Land Neu-Caledonia. Dieſes Land ſtreckt ſich vom Frazerfluſſe und deſſen Mündung an der Grenze der vereinigten Staaten (etwa zwei Grade über der Mündung des Columbiafluſſes), das heißt vom 48 Breitengrade bis zum 57, wo die ſüdlichſten Niederlaſſungen der Ruſſen in Nordamerika anfangen, und dehnt ſich von Oſten nach Weſten in einer Breite von ungefähr 400 engl. Meilen aus.

Daniel Williams Harmon, Mitglied der Nordweſtkompagnie, beſuchte vom Staate Vermont aus dieſe Gegenden mehrmals. Ihm ſind wir durch ſeine zu Andover, im Staate Vermont, 1820 gedruckte Reiſebeſchreibung die nähere Kenntniß jener Landſchaften ſchuldig.

Derjenige Theil der Rocky- oder Felsberge, die der Friedensfluß durchbricht, iſt mit ewigem Schnee bedeckt, obgleich die Berge nur von mäßiger Höhe ſein ſollen. Neu-Caledonien iſt reich an Bergen und Hügeln, zwiſchen denen ſich viele Thäler befinden, von Flüſſen und Seen durchſchnitten. Mehr als der ſechste Theil des Landes ſoll von dergleichen Gewäſſern bedeckt ſein. Die Eingebornen pflegen daher von einem Dorfe zum andern auf Canots zu fahren, und deswegen die Waſſerfahrer oder Ta-cullies geheißen zu werden. Harmon ſelbſt, um vom Stuart-See nach einem der Dörfer zu kommen, machte eine ſieben Tage dauernde Reiſe auf dem Waſſer. Das Land iſt, beſonders längs den Ufern, waldreich.

Im Norden des Landes iſt der Großbären-See, den die Eingebornen Muſk-qua-Sa-ky-e-gun nennen, und den ſie wegen ſeiner Größe noch nie mit ihren Canots ganz über-

Digitized by Google

ſchifft haben. Die am Oſtufer deſſelben wohnen, glauben, er dehne ſich bis zum Meere aus. — Gegen die Mitte des Landes iſt der Stuart-See gelegen, unter dem 54° 30′ nördl. Breite und dem 125° der Länge im Weſten von Greenwich. Er hat einen Umfang von 400 engl. Meilen, und die Nordweſtkompagnie beſitzt an ſeinem Ufer eine Faktorei. Südwärts von dieſer iſt der See Nate-ote-tain noch einmal ſo groß; und 50 engl. Meilen weſtwärts vom Stuart-See iſt der Frazer-See, mit 80 bis 90 Meilen Umfang. Er hat ſeinen Namen von dem Manne, der ſich an ſeinem Ufer zuerſt niederließ, wo jetzt ebenfalls eine Faktorei iſt. — Am Macleod-See, der 60 bis 70 Meilen Umfang hat und in den Friedensfluß ausfließt, haben die Engländer, unterm 55° nördl. Breite und 124° weſtl. Länge von Greenwich, eine Faktorei und ein Fort. Der Stuart- und Frazer-See, ſagt man, hängen durch den Frazerfluß mit dem ſtillen Meere zuſammen, und mit demſelben auch der See Nate-ote-tain durch den Fluß Nateotain.

Neu-Caledonien iſt von zwei großen Flüſſen, dem Frazer- und Nateotain-Fluſſe, bewäſſert. Beide kommen von den Seen und flieſſen weſtwärts. Die Atenas-Indianer, welche am Meergeſtade unweit der Nateotain-Mündungen wohnen, haben den Nateotain-Indianern von einem weißen Volke erzählt, das auf großen Canoten gekommen ſei, um mit ihnen Handel zu treiben. Der Frazerfluß, welcher mehr ſüdwärts geht, wird von den Engländern Caledonia geheißen, und läuft mit dem Columbiafluſſe parallel.

Den nördlichen Theil Neu-Caledoniens durchſtrömen die zwei obern Zuflüſſe des Unjigah- oder Friedens-Flußes, der, wenn er die Rockygebirge durchbrochen hat, ſich nach Nordoſt wendet, den Namen des Sklavenfluſſes annimmt, den Sklavenſee duechzieht und ſich durch den Makenziekanal ins Eismeer ergießt. Einer jener erwähnten Zuflüſſe, genannt Finlays-Branch, entſpringt im Großbären-See, der 150 Meilen weit weſtwärts liegt; der andere Zufluß kommt von Mittag her und beſpült 200 Meilen lang die Rockyberge.

Die Vegetation iſt an der Weſtſeite dieſes Gebirges zwanzig Tage ſpäter, als an der Oſtſeite (vermuthlich liegt hier das Land höher). Am Frazerſee fangen die Früchte vom 20 zum 21 Juli an zu reifen. Die Stechmücken (moustiques) erſcheinen gegen den 20 Mai. Der Boden iſt ſehr fruchtbar, beſonders in der Nachbarſchaft der Seen und Flüſſe. Ein Scheffel Erdäpfel, am Stuartſee den 22 Mai 1811 geſetzt, brachte den 3 Oktober darauf einundvierzig Scheffel ein. Rüben, Gerſte u. ſ. w. gedeihen vortrefflich.

Die winterliche Jahrszeit iſt am Stuartſee minder ſtreng, als auf der andern Seite des Gebirgs unter gleicher Breite. Der Thermometer bezeichnet nur einige Tage lang 32° Fahrenheit unter dem Gefrierpunkt. Das Fallen des Schnees beginnt gegen den 15 Nov und bleibt bis zur Mitte Mai's. An den Ufern des Macleod-Sees liegt er manchmal fünf Schuh tief. Reif gibt es faſt durch's ganze Jahr. Der Sommer iſt ſehr gemäßigt; die Hitze iſt am Tage nicht ſehr groß, die Nächte ſind friſch.

Den 7 Auguſt 1815 empfand man um 7½ Uhr Morgens ein Erdbeben, das zwanzig Sekunden lang dauerte. Die Häuſer ſchwankten, wie ein Schiff auf den Wellen. Die Eingebornen verſichern, es vergehe ſelten ein Jahr ohne ſolche Erdbeben.

Digitized by Google

Die hier befindlichen vierfüßigen Thiere sind besonders der Bison-Ochse oder Buffal, der sich in den Wiesen bis zum 56 oder 57 Breitengrade vorfindet; das Elenthier; zwei Arten Rennthiere; der Springhirsch, der nicht über den 50 Breitegrad hinausgeht; zwei Arten der amerikanischen Antilope; das Pferd, von spanischem Schlage, ursprünglich von Mexiko hergekommen; der Luchs; graue, braune und schwarze Bären; der Racoon (Ursus lotor); die Carcajou oder Wolverenne; der Iltis; die Land-Fischotter; der Biber; zwei Arten Wölfe; drei Arten Füchse, und der Hund. Der Hund ist hier das nützlichste Thier. Zwei Hunde vor einen Schlitten gespannt, können, sagt man, binnen fünf Stunden fünfhundert Pfund zwanzig englische Meilen weit ziehen.

Die Seen und Flüsse sind reich an köstlichen Fischen. Der Salm macht einen vorzüglichen Theil von der Nahrung der Einwohner aus. Er erscheint gegen Mitte Augusts und verschwindet gegen Ende Septembers.

Die Bevölkerung dieser weiten Landstriche ist freilich gering; doch wenn sie Harmon nur auf 5000 Seelen schätzt, ist sie wohl zu klein angegeben, da doch schon in den fünf Dörfern der Nateotains, die, sieben Tagreisen vom Stuartsee entfernt, an ihren Seeufern wohnen, über 2000 Einwohner zählen sollen.

Digitized by Google

Der Krieg in Spanien.

(Ein Ueberblick des letztern, mit Resultaten für den gegenwärtigen. Geschrieben im Anfang des April 1823.)

Nachfolgende Abhandlung eines erfahrnen und sehr geachteten Kriegsmannes, der die Napoleonischen Feldzüge nach Spanien mitgemacht, scheint von ihrem Werthr nicht verloren zu haben, obgleich sie beinahe ein halbes Jahr später bekannt gemacht wird, als sie es ursprünglich sein sollte. Wenn man auch auf den prophetischen Theil kein Gewicht legen wollte, verdient doch der militärische und historische einige Beachtung, indem er manchen Aufschluß über schon Geschehenes gewährt, und manchen über das gewähren dürfte, was noch das Geheimniß der Zukunft ist.

Der Zug des französischen Heeres nach Spanien im Jahr 1823 hat die Erwartungen Vieler, vielleicht Aller getäuscht, und zwar Erwartungen, die im entgegengesetzesten Sinne genährt wurden. Wie umwunden, verworren und widerspruchsvoll auch die Tagesberichte sein mochten, haben wir doch aus ihnen erkannt, daß hier kein Volkskrieg gegen ein fremdes Heer, sondern der Krieg zweier mächtigen Parteien geführt werde, von denen die eine durch Frankreichs Waffen unterstützt wird. Die Masse des Volkes selbst scheint sich in seiner eigenen Sache unparteisam halten zu wollen; und wenn sie sich nicht für die Cortesregierung begeistert fühlt, mag sie noch weniger Neigung für Herstellung des alten Zustandes hegen, welche die Regenz zu Madrid beabsichtigt.

Frankreich hat schon viel Summen Geldes und viele tapfere Männer aufgeopfert, und doch offenbar weniger durch die Tapferkeit seiner Heere, als durch deren gute Mannszucht und durch die Klugheit ihrer obersten Anführung erobert. Der Krieg bleibt darum nicht minder gefahrvoll. Denn die leiseste Erschlaffung in der Mannszucht, das geringste Versehen in der Behandlung des schwierigen Unternehmens könnte furchtbare Folgen herbeiführen, wenn das ganze Volk zur Nothwehr gezwungen, oder zur Partei gegen das ausländische Heer gemacht würde. Vollendet der Herzog von Angouleme das große Unternehmen vermittelst seiner Klugheit so glücklich, als er es bisher geführt hat, wird es mit Recht in der Geschichte Frankreichs als eins der schwierigsten und ruhmreichsten gelten. — Bis jetzt aber scheinen die Schwierigkeiten der großen Aufgabe nur erst in ihrer ganzen Stärke erkannt zu sein; die Lösung derselben mag noch fern liegen.

A. d. H.

Europa hat die Augen auf das große Schauspiel in der iberischen Halbinsel gerichtet. Von dem Ausgang dieses Streites wird wahrscheinlich eine neue politische Zeitrechnung entstehen.

Unter solchen Umständen dürfen die Erinnerungen eines Augenzeugen an den mehrjährigen Feldzug auf spanischem Boden einigen Werth erlangen; von der Erzählung desjenigen, was in dem letzten Befreiungskriege geschehen ist, läßt sich folgern, was bei einen neuen Angriff gegen Spanien geschehen könne.

Digitized by Google

Elend regiert war vor dem Jahr 1807 das schöne Land; erschlafft waren seine Kräfte durch die Intriguen eines verdorbenen Hofes und durch die Menge unwissender Mönche, welche nebst dem hohen Adel den größten Theil aller Einkünfte in Besitz hielten; so daß mit Recht behauptet werden konnte: Spanien war in zwei Klassen getheilt, wovon die begünstigte Alles und die zahlreichere Nichts besaß. In seinen Grundfesten erschüttert durch die unthätige Schwachheit des alten Königs und die schwankende Politik seines Lieblings, dem die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten anvertraut war, lag das Ansehen des Staats darnieder.

Es fühlten dies die Bessern unter dem Volke, und seufzten nach Erlösung. Eine Katastrophe war unvermeidlich — sie fand statt, fürchterlich, aber nicht zum Wohl der Nation.

Spanien war seit dem Frieden zu Basel und dem Traktat zu St. Ildefonso (1796) mit dem republikanischen Frankreich fest verbunden, und seit der Thronbesteigung Napoleons ganz von dem Kaiser der Franzosen geleitet. Gegen England Krieg führend, hatte es seinen Handel, seine Flotten und die Vortheile seiner ungeheuern Kolonien eingebüßt. Der Versuch, sich aus diesen Verhältnissen loszureissen, scheiterte durch die für die französischen Waffen so entscheidend glücklichen Ereignisse des preussischen Feldzuges von 1806; und um Aehnliches für die Zukunft zu verhindern, wurde der geheime Vertrag von Fontainebleau 1807 aufgedrungen, nach welchem eine französisch-spanische Armee Portugall besetzen, französische Truppen als Verbündete der Monarchie in Spanien einrücken, der Kern des spanischen Heeres aber, als Hilfsvölker, nach Deutschland abmarschiren sollten.

Im Spätjahr 1807 also zog eine französische Heeresabtheilung unter General Junot über Bayonne durch die Pyrenäen, vereinigte sich in Estremadura mit einem spanischen Truppenkorps, und rückte ohne Schwertstreich nach Lissabon, von wo die dem englischen Interesse zugethane Regierung Portugalls nach ihren brasilianischen Besitzungen entfloh, schwach genug, weder einen Widerstand angeordnet oder versucht zu haben. Das lusitanische Königreich ward militärisch in Besitz genommen.

Ein zweites französisches Armeekorps, unter den Befehlen des Generals Dupont, sammelte sich an den Grenzen der westlichen Pyrenäen; ein drittes, unter General Dubesne, an den östlichen, und ein Reservekorps, unter Marschall Moncey, wurde in der Zentral-Stellung zusammengezogen. Ungewiß blieb einstweilen der Zweck aller dieser Rüstungen.

Es war den 15 Dezember des genannten Jahres, als die zweite Armeedivision des Dupontschen Korps Befehl erhielt, sich von Bayonne in Marsch zu setzen, um das spanische Gebiet zu betreten. Zwar wenig anziehend lauteten die Beschreibungen, welche den Truppen von den im Innern Spaniens zu erwartenden Herrlichkeiten gemacht wurden, — was kümmern aber den Krieger bevorstehende Strapazen und die Entbehrungen eines Feldzuges auf unwirthschaftlichem Boden, sobald er voraussieht, seine Begierde nach Ruhm und Thaten befriedigen zu können! — Gefahren und Kampf wünscht er. Erfreut, ins Feld zu ziehen, frägt er nicht, zu welchem Ende der Krieg geführt werden soll. Er gehorcht dem gegebenen Wink. — Wenn damals die

Digitized by Google

franzöſiſche Armee über etwas betrübt war, ſo konnte es nur deswegen ſein, nicht gleich einen Feind vor ſich zu finden, ſondeen als Allirte bewaffnet einzuziehen, und vorſehen zu müſſen, daß ſie ſpäter gegen jene kämpfen würden, welche ſie jetzt als Freunde empfingen.

Zwiſchen St.-Jean-de-Luz und Irun fließt die Bidaſſoa, ein Bergſtrom, welcher auf dieſer Seite die Grenze zwiſchen Spanien und Frankreich bezeichnet. Ein anderes Volk wohnt jenſeits. Der Abſtand iſt grell, und der Reiſende wähnt hundert Stunden Weges zurückgelegt zu haben. Von Irun, dem erſten ſpaniſchen Marktflecken, bis nach Vittoria, der Hauptſtadt der biskayiſchen Provinzen, rechnet man vier Tagmärſche über Ennani, Toloſa und Mondragon.

Alpiniſch ſchön iſt der Weg durch das Gebirg, die Heerſtraße ein wahres Kunſtwerk. Alles war tief mit Schnee bedeckt auf dem Gipfel der Pyrenäen, aber lachend und freundlich warm ſchien die Sonne in den Thälern. Oft muß man mehrere Stunden Weges zurücklegen, ohne eine Ortſchaft anzutreffen, und in der halbwilden Gegend bezeichnet nur eine einzelne Kapelle auf hohen Felſen, eine Einſiedelei oder ein Kloſter im tiefen Grunde die Spuren des Menſchen. Vittoria, jenſeits der Berge und am Fuße derſelben gelegen, iſt eine artige Stadt; die Einwohner ſind von muntern Sitten, und gaſtlich wurden die tropas aliados empfangen.

Ruhig weiter ging der Heereszug im Januar 1808 über Miranda de Ebro, Brebieſca, Burgos, Toequemada nach Valladolid. Bei erſterm Ort beteitt man die Gemarkungen Alt-Kaſtiliens, und wieder geeil iſt der Abſtand von den biskayiſchen Bergbewohnern zu den ſtolzen Kaſtilianern. Adelich, wie der König, iſt jeder Hildalgo, und gravitätiſch ſchreitet er einher in ſeinem großen Mantel, den Cigarito von Papier im Munde. Die Lebensart der ſpaniſchen Bauern, ſo wie des Spaniers im Allgemeinen, iſt ſehr einfach, und er bedarf keiner geoßen Laſt Speiſe zu ſeinee Sättigung. Er iſt beſonders mäßig im Weintrinken; Hülſenfrüchte, Zwiebeln und Gemüſe machen den Hauptbeſtandtheil ſeiner Nahrung aus. Das Lieblingsgericht iſt die Olla, oder zuſammengekochtes Fleiſch mit verſchiedenen Vegetabilien. Das ganze Volk kleidet ſich mit einem geoben inländiſchen braunen Tuche, wovon auch der gegen Hitze und Kälte ſchützende Mantel und die Kopfbedeckung gemacht wird.

Auf dem rechten Ufer des Ebroflufſes liegt der Engpaß und die Bergfeſte von Pancorvo, welches einen ländlich-ſchönen und maleriſchen Anblick daebietet. Valladolid hat einen bedeutenden Umfang und eine ungeheure Anzahl Klöſter; es wurden deren einige ſechszig auf eine Bevölkerung von zehntauſend Einwohnern gezählt. Mönche von allen Farben und von verſchiedenen Geſtalten trugen ihren Müßiggang in den Straßen herum, und fingen an die Franzoſen ſcheel anzuſehen, indem wegen Mangel an Kaſernen und Spitälern ein Theil der Kloſtergebäude zur Unterbeingung der Truppen in Anſpruch genommen werden mußte.

Während ſich das Armeekorps, immer noch unter dem Namen Beobachtungsheer, in Kaſtilien konzentrirte und große Uebungsmanöuvres bewerkſtelligte, um die neuen Regimenter zum Gefechte brauchbar zu machen und den Einwohnern eine vortheilhafte Idee von ſeiner

Digitized by Google

Kampfgeschicklichkeit zu geben, entwickelten sich die politischen Ereignisse am spanischen Hofe und die militärischen Vorbereitungen an der Grenze.

Die spanischen Granden, unzufrieden mit dem Friedensfürsten Godoy, welcher als Günstling des königlichen Ehepaars die unumschränkte Leitung aller Regierungsgeschäfte erlangt hatte, leiteten mit dem Kronerben, Prinzen von Asturien, eine Verschwörung ein, um denselben zu stürzen. Die Garden und die bezahlten Schaaren des Pöbels nahmen Theil an dem Aufstand; der königliche Palast zu Aranjuez wurde in der Nacht vom 17 März umringt, der Allgewaltige in den Kerker geworfen, und Ferdinand VII bestieg den Thron, von dem er seinen Vater gewaltsam hinabgestoßen hatte. Erstaunt blickte die Nation auf das französische Heer, und wähnte dasselbe ein Werkzeug zu dieser Revolution; Bälle und Gastmähler wurden den französischen Generalen und Offizieren zu Ehren gegeben, und diese überall als Befreier begrüßt.

Bald sollte es anders werden. Den 13 Februar war ein französisches Korps von Perpignan aus zu Barcelona, der Hauptstadt Katalonieus, eingerückt; in den ersten Tagen Aprils marschirte das Reservekorps nach Madrid, und eine neue Armeeabtheilung unter Marschall Bessieres setzte sich von Bayonne gegen Navarra in Bewegung, um Pampeluna, St. Sebastian und die Defileen des Gebirgs zu besetzen. Duponts Korps zog vorwärts gegen Toledo und in die Umgebungen der Residenz.

Ueber Penafiel, Segovia und die Bergkette der Somosierrra, welche beide Kastilien trennt, wurde die zweite Division nach dem königlichen Sitio el Escurial beordert, und langte dort an, um den abgesetzten Karl IV in Schutz zu nehmen. Murat, Großherzog von Berg, hatte das Oberkommando der Franzosen in Spanien übernommen, und unter seinem Einflusse erlangte der alte König die Zügel der Herrschaft wieder, reisete aber bald nachher nebst dem ganzen Hofstaate nach Bayonne, wo in einer Konferenz durch Napoleons Machtspruch der Zwist geschlichtet werden sollte

Escurial oder St. Lorenzo, durch Philipp II zur Erfüllung eines Gelübdes für die gewonnene Schlacht bei St. Quentin erbaut, ist ein merkwürdiger Steinhaufen — Pallast, Kirche und Hieronimiten-Kloster zugleich. Das Grabgewölbe der Könige, in Marmor, ist besonders sehenswerth. Die Division bildete dort einige Zeit die Ehrenwache des alten Königs, und dessen Gemahlin hatte bei jeder Parade ein verbindliches Wort für unsere Schweizertruppen anzubringen.

Nach der Abreise der königlichen Familie, den 2 Mai, brach der erste Volksaufstand zu Madrid aus. Die französischen Soldaten, zuerst unerwartet überfallen, blieben nach fürchterlichem Gemetzel in den Straßen Meister der Stadt; aber geflossen war das erste Blut, abgefeuert der erste Kanonenschuß, und hiermit das Signal zum Kriege gegeben. Mehrere Städte hatten auf den gleichen Tag das Beispiel von Madrid befolgt, doch überall war der Versuch mißlungen. Als aber in den ersten Tagen des Brachmonats der Beschluß von Bayonne

Digitized by Google

bekannt ward, nach welchem Karl seiner Krone entsagte, seinen Sohn derselben unwürdig erklärte und solche dem Könige Joseph, Napoleons Bruder, übergab, da brach das Feuer des Aufstandes über die ganze Halbinsel in hellen Flammen aus.

Es war jedoch nichts vorbereitet zum Widerstand, und das verwaiſete Volk mußte in seiner eigenen Kraft, in seinem beharrlichen Willen, den fremden Truppen und dem aufgedrungenen Könige nicht huldigen zu wollen, die Mittel suchen, seine Nationalität zu behaupten. Der größte Theil der festen Plätze befand sich in den Händen der Franzosen, der größte Theil der spanischen Regimenter war, wie bereits gemeldet, ausser dem Lande, und den getroffenen Verfügungen gemäß unter den Befehlen des Feldherrn La Romana nach Norden gezogen. Aber die Spanier liessen sich durch die Betrachtungen dieser nachtheiligen Verhältnisse nicht abschrecken; ihr Nationalgefühl war beleidigt; sie schwuren, sich zu rächen und das Vaterland zu befreien.

Das erste wirkliche Gefecht in offenem Felde hatte bei Segovia statt; zehntausend Mann hatten sich dort versammelt und das Geschütz der Artillerieschule zu benutzen gesucht. Unsere Brigade, drei Bataillone stark, marschirte den 6 Juni auf sie los, und in wenigen Augenblicken war der Kampf, durch gänzliche Sprengung der unerfahrnen Schaaren, entschieden. Die Stadt, welche sich durch Denkmäler aus dem römischen Alterthum und durch Gewerbsfleiß auszeichnet, ward eingenommen und die Ruhe darin für so lange wiederhergestellt, als sie mit Kriegsvolk stark besetzt blieb.

Inzwischen hatten aber Castaños in Andalusien, Cuesta in Leon und Asturien, Palafox in Arragonien, andere minder bekannte Feldherren in Katalonien und Valencia die spanischen Streitkräfte zusammengezogen, und in jeder Provinz bildete sich eine Insurrektions-Junta, welche selbstständig die Administration und die Vertheidigungsanstalten derselben besorgte. Cuesta wurde bei Cabezon durch die Divisionen Lasalle und Merle geworfen, bis in die Schluchten von St. Andero verfolgt, und später durch Marschall Bessieres zu Rio Seco auf das Haupt geschlagen; Lefebvre und Verdier drangen über Tudela vor bis Saragossa; Dubesme erfocht mehrere Vortheile an den Ufern des Ebregats; Dupont marschirte gen Sevilla, durchzog die Engpässe der Sierramorena und siegte in einem Treffen vor Cordova; Moncey richtete seinen Heereszug nach Valencia und überwand die Spanier am Rio Gabriele und vor den Mauern der Stadt. Dieses alles entmuthigte das hochherzige Volk nicht. In offener Feldschlacht gesprengt, sammelten sie sich auf einem entfernten Punkte wieder, und ordneten ihre Widerstandsmittel in den ihnen gebliebenen Festungen; der Heeresmacht wichen sie, um in einzelnen Banden, hinter Mauern und Gebüschen versteckt, auf den Feind zu lauern, seine Kolonnen ungestraft zu beschiessen, mit Dolch und Spieß auf die vereinzelten Soldaten herzufallen und auf alle Arten den Franzosen Abbruch zu thun.

England benutzte den Umstand, schloß Friede mit dem spanischen Volke und unterstützte dasselbe mit Kriegsbedürfnissen. Mit Hilfe Englands ward eine französische Flotte, welche im

Digitized by Google

Hafen von Cadix ankerte, gezwungen, sich zu ergeben; durch dieses glückliche Ereigniß ermuntert, lief die ganze Bevölkerung Andalusiens zu den Waffen, besetzte im Rücken von Duponts Korps die Gebirgspässe, und nöthigte diesen Feldherrn, dessen Truppen durch Strapazen aller Art, durch die ungewohnte Hitze des südspanischen Himmels abgemattet waren, in den Ebenen von Baylen, vierzehntausend Mann stark, die Waffen zu strecken. Nach Inhalt der abgeschlossenen Kapitulation sollten alle Gefangenen nach Frankreich zurückkehren; dies wurde aber nur den Generalen gehalten; Offiziere und Soldaten hingegen auf die balearischen Inseln abgeführt und später nach England ausgeliefert.

Unsere Division unter General Frere hatte sich von Segovia über St. Clementa und Iniesta dem Korps von Moncey angeschlossen. Durch das schöne Land der Mancha ging der Zug gegen das valenzianische Paradies; in Toboso fanden wir die modernen Dulcineen ziemlich von dem Einflusse der Sonne gebräunt, die Windmühle Don Quixote's aber in bestem Wohlsein, und das Andenken an den wackern Sancho durch den allgemeinen Gebrauch der vierfüßigen Langohren vergegenwärtigt. — Nach täglichen kleinen Gefechten bis vor das stolze Valencia gedrungen, mußte jedoch von dort der Rückzug angetreten werden, weil es an schwerem Geschütze gebrach, um diese Stadt zu bezwingen; weil überall im ganzen Lande der Aufstand mehr um sich griff; weil die Zwangsmaasregeln, mit welchen man gehofft hatte, das Volk zu schrecken, dasselbe nur mehr aufgebracht hatte, und weil die Hitze in den Monaten Juli und August alle Militär-Operationen der Franzosen lähmte.

Mit bedeutender Einbuße kehrten wir über Aranjuez zurück. Dieses königliche Lustschloß, von dem Tago bespült, ist prachtvoll gelegen und mit den schönsten Gärten der Welt umringt. Von da ward die Division den 20 Juli nach Madrid berufen, um den angekommenen König Joseph zu bewachen.

Die Hauptstadt ist groß, ziemlich bevölkert und gut gebaut; sie hat mehrere hübsche Spaziergänge und schöne öffentliche Gebäude. Der königliche Pallast ist neu, in halb gothischer, halb maurischer Bauart aufgeführt, und beherrscht das eine Ende der Residenz. Das Arsenal, das naturgeschichtliche Museum und die Gefängnisse der Inquisition sind sehenswerth. Die so berühmten Stiergefechte werden nicht mehr auf der Plaça major, sondern in einem Zirkus ausser der Stadt gegeben. Sie dienen nicht mehr dazu, den Muth der spanischen Jugend zu erproben; sondern die Torreadores, welche jetzt eine eigene Zunft ausmachen, beschäftigen sich ausschließlich mit diesem grausamen Schauspiel. Das wüthende Thier wird zuerst in der Arena durch Picadores zu Pferd, mit Lanzen bewaffnet, angegriffen, und übt oft fürchterliche Rache, indem es seinen Widersacher mit starkem Horn verwundet oder gar tödtet. Dann erscheinen die Kämpfer zu Fuß mit Wurfspießen, necken den Stier und retten sich, indem sie über die Schranken entschlüpfen oder ihren rothen Mantel dem verfolgenden Thier behend auf den Kopf werfen, wenn dieses zu hart gegen sie anrennt. Ist der Stier nicht beherzt, so werden Doggenhunde gegen ihn losgelassen. Der Hauptstreich aber geschieht, wenn der Matador sich

Digitized by Google

allein und nur mit seinem Schwerte bewaffnet gegen das Thier stellt, und dasselbe mit einem Herzstich zu Boden streckt, so wie es sich schäumend vor Wuth auf seinen Gegner stürzen will.

Zwölf bis fünfzehn Stiere werden auf diese Weise in einem halben Tage getödtet. „Bravo el Toro!“ rufen die Damen aus den Balkonen, wenn das zum Freudenopfer bestimmte Thier sich tapfer hält, und jubelnd wird der geschickte Matador bewillkommt, wenn er triumphirend aus dem Kampfe geht.

Anziehend ist das schöne Geschlecht in Spanien; immer schwarz und dergestalt gekleidet, um das Füßchen und den schlanken Wuchs zu zeigen. Der Schleier ist ihre Hauptwaffe zum Schutz und Trutz; die ganze Seligkeit ruht in ihrem Blick. Wenn eine Spanierin das süße Corazon ausgesprochen, das „Querido de mia alma“ geseufzt hat, dann ist sie treu dem Geliebten, und mancher französische Krieger dankt sein Leben einer reizenden Feindin, welches er sonst unter dem Rochedolche eingebüßt haben würde. — Aber sie waren auch begeistert für die vaterländischen Angelegenheiten, und feuerten ihre Väter, Gatten, Brüder und Freunde zu Thaten an. Vielen Einfluß hatten die Spanierinnen an den damaligen Ereignissen, und im Allgemeinen entwickelte sich der Karakter des Spaniers ganz besonders bei diesem Aufstande: er ließ sich nicht niederschlagen durch erlittenes Mißgeschick. „Paciencia, Señor, veremos!“ — dies war die einzige Antwort, wenn man ihm zu beweisen suchte, daß die Nation ohne Oberhaupt und ohne Armee den sieggewohnten fränkischen Adlern nicht widerstehen könne.

König Joseph ward zu Madrid nach altem Herkommen durch Herolde proklamirt, und suchte das Volk für sich zu gewinnen, indem er eine vernünftige Verfassungsurkunde darbot, die neuen Unterthanen ermahnte, sich um seinen Thron zu vereinigen und nicht durch Bürgerkrieg ihr Unglück zu vermehren. Viele Spanier sahen das Gute ein, welches dem Lande durch die neue Konstitution hätte werden können; sie verbargen sich die Gefahren des Widerstandes nicht: aber sie fanden ihr National-Ehrgefühl beleidigt, und beharrten in dem gefaßten Entschlusse, das Aeusserste zu wagen, um nicht dem Machtspruch der ins Land gedrungenen Fremdlinge zu gehorsamen. Zu diesen Gründen gesellte sich der erbliche Nationalhaß der Spanier gegen die Franzosen, und endlich ein natürlicher Widerwillen gegen fremde Truppen, welche zwar anfänglich die genaueste Mannszucht beobachteten, jedoch immerhin auf Kosten des Landes verpflegt werden mußten.

Noch einige Reminiszenzen von Madrid. Wenig ansprechend ist die spanische Bühne, und nicht häufig besucht werden die beiden Theater der Hauptstadt; wenn aber die Vorstellung durch den Fandango beendigt wird, so erwachen alle Gemüther bei der wollüstigen Musik dieses Nationaltanzes. Die Castagnetten der hübschen Actrice bewirken einen ganz eigenen Eindruck, der sich wohl fühlen, aber nicht leicht beschreiben läßt. Wie durch Zauber entrunzeln sich die tiefsinnigsten Stirnen, und jeder Zuschauer glaubt, Oberons Wunderhorn erschalle. Im Allgemeinen sind die Wirthshäuser über alle Beschreibung schlecht im Innern des Landes; in den großen Städten werden sie meistentheils von Franzosen, Italienern und Schweizern gehalten. Reizend

Digitized by Google

ist der Anblick des Prados, wenn des Abends die Schönheiten von Madrid dort versammelt sind. Lebhaft sind die Gesellschaften, Refrescos und Tertullas genannt; gewöhnlich sind sie mit Tanz begleitet; Zuckerwerk in allen Formen wird in großem Uebermaase umhergeboten, und die Gäste füllen sich die Taschen damit zum Andenken an den freigebigen Wirth. Schokolade ist das Lieblingsgetränk aller Spanier; sie wird Morgens, Nachmittags und Abends genossen. Nach Tische werden süße Cigaritos angeboten, und selbst die Damen finden Geschmack daran. Der Mittagsschlaf, oder die Siesta, hat in ganz Spanien treue Huldiger, und während der großen Hitze des Tages liegt gewöhnlich die gesammte Monarchie im Schlummer.

Majestätisch ist die spanische Sprache; energisch und volltönend, wie Musik, erquickt sie aus schönem Munde; jede Provinz hat ihren besondern Idiom, welche mehr oder weniger sich dem reinen Kastilianischen nähern. Edel ist der spanische Wein; aber der Ausländer gewöhnt sich nur langsam an den Geschmack der Bocksháute, in welchen derselbe gewöhnlich aufbewahrt und transportirt wird. Muthvoll, dauerhaft und schnell ist das andalusische Pferd, von arabischem Geblüt abstammend; lobenswerth beinahe Alles in Spanien — mit Ausnahme der Mönche, welche das Volk seit Jahrhunderten unter ihrem Druck halten, dasselbe demoralisiren, fanatisiren und zum heuchlerischen Müßiggang erziehen.

Wo sich die französischen Heerschaaren befanden, wurden die Gefängnisse des Inquisitionsgerichts geöffnet und eine Menge Unglücklicher hierdurch befreit. Dieses finstere Tribunal hatte jedoch seit langer Zeit seine frühere Gewalt nicht mehr, und mußte sich mit Einsperrungs- und Peitschenstrafen begnügen. Das letzte Auto-da-fé soll vor ungefähr zwanzig Jahren zu Sevilla statt gefunden haben, wo ein junges Weib wegen Ketzerei verbrannt wurde.

Die Fortschritte des Volksaufstandes in allen mittäglichen Provinzen, in Katalonien und Gallizien, zwangen endlich das französische Heer, am 1 August Madrid zu verlassen und hinter dem Ebro eine Defensiv-Stellung zu nehmen. Bald erscholl die Kunde, daß auch Portugall, unter dem Schutze einer gelandeten englischen Armee, aufgestanden, und daß nach der Schlacht bei Vimiera eine Konvention zur Räumung dieses Königreichs durch die Franzosen unterschrieben worden sei. Ganz Spanien, bis auf eine kleine Landesstrecke in Biskaya und die Stadt Barcelona, ward in Folge dieser Ereignisse schnell befreit. Die oberste Junta, welche im Namen Ferdinands handelte, wurde in Stand gesetzt, ihren Sitz nach Aranjuez zu verlegen, und beeiferte sich, die Kampfmittel zu organisiren, welche durch La Romana's Ankunft mit Englands Beistand bedeutend vermehrt wurden.

Kaiser Napoleon rückte seinerseits mit einem Theil der großen Armee, welche in Preussen und Polen gefochten hatte, seinem Bruder zur Hilfe. Die spanischen Feldherren hatten den Augenblick versäumt, in welchem sie die sehr verminderte Armee Josephs mit Vortheil hätten angreifen können; mehrere Treffen, bei Bilbao, Logrono und Brebiesca, wurden zwar angriffsweise von ihnen geliefert, aber die Spanier wußten ihre überlegene Zahl nicht geltend zu machen; denn ausser dem Landsturm zählten sie damals bei 150,000 Mann unter den Waffen.

Digitized by Google

Einem ausgetretenen Waldstrome gleich breitete sich das frisch angelangte Heer der Franzosen in Spanien aus. Ueber Bilbao stürmte Marschall Lefebvre nach Espinosa und schlug dort Blake und Romana aus dem Felde; in der Mitte bei Gamonal ward Graf Torres durch Marschall Bessieres geworfen und Burgos wieder erobert; an dem Ebro wurden Castaños und Palafox von Lannes bei Tudela gesprengt, und die Ueberreste ihres Heeres bis Saragossa verfolgt, welche Stadt sofort eingeschlossen ward; Napoleon selbst, mit den Marschällen Ney und Victor, zog gen Madrid, sprengte das spanische Reservekorps in der Somosierra und nöthigte zur Uebergabe der Hauptstadt am 2 Dezember. In Katalonien hatte Marschall St. Cyr den bewundernswürdigen Heerzug durch das aufgestandene Gebirgsland, um das eingeschlossene Korps in Barcelona zu erlösen, glücklich vollbracht; und so war in weniger als einem Monat der größte Theil Spaniens wieder von den französischen Heerschaaren überschwemmt.

Aber gewonnene Schlachten konnten diesen Krieg nicht entscheiden, weil er durch eine ganze Nation geführt ward, welche zwar augenblicklich besiegt, nie aber unterjocht werden kann, wenn sie zur Wehr ernstlich entschlossen ist.

Marschall Soult erhielt das Oberkommando des zweiten Armeekorps, unter welchem mehrere Schweizer-Bataillone vereinigt wurden; zum zweitenmal wurden die Pässe von Reynosa gestürmt, das spanische Korps bei Aquilan und bei St. Vincente geworfen, sodann durch die asturischen Berge nach Leon vorgedrungen. Der englische Feldherr Moore, welcher aus Gallizien bis Benevent zum Beistand der Spanier herangerückt war, trat eilfertig seinen Rückzug an, als er sich durch schnelle Märsche von mehrern Seiten bedroht und beinahe von seiner Operationslinie abgeschnitten sah.

Die Verfolgung ward dem zweiten Korps übertragen. Bei Astorga, Villafranca und Lugo fanden hitzige Gefechte statt, in welchen sich die englische Tapferkeit und der französische Muth glänzend bewiesen. Nach einem erschöpfenden Zuge erreichten die Briten den Hafen von Corunna, und stellten sich dort auf, ihre Einschiffung zu sichern. Den 16 Jan 1809 trafen beide feindliche Heere ernstlich gegen einander, und blutig ward der Kampf, welchen mehr die Erbitterung der Truppen, als der Wille der Befehlshaber eingeleitet hatten. Mit Verlust ihres Obergenerals, zehntausend Gefangenen und vielen Gebliebenen erreichten die Söhne Albions die hohe See.

Gallizien ist ein schönes und in vielen Theilen sehr fruchtbares Land; die Ufer des Minho zeichnen sich besonders durch Rebbau und prachtvolle Pomeranzenbäume aus. Das Volk in Gallizien und Asturien ist, wie in allen Gebirgsländern, freundlich und kraftvoll; Viehzucht ist sein Haupterwerb. Aus den flachen Ebenen von Kastilien und Leon kommend, welche schlecht angebaut und größtentheils mit blutarmen Menschen, die in elenden Nestern wohnen, bevölkert sind, jauchzten die Soldaten den bessern Thälern entgegen; und wenn schon in jener Jahrszeit tiefer Schnee und Frost den Marsch erschwerten, wenn man schon oft mehrere Tag-

Digitized by Google

reisen ohne andere Nahrung, als grüne Eicheln und Kastanien, zurücklegen mußte, so blieben die Truppen dennoch munter, weil guter erquickender Wein immer wieder anzutreffen war.

Nach der Uebergabe von Corunna begab sich unsere Heeresabtheilung über Puerta d'Eume nach Ferrol, und zwang nach mehrtägigem Gefecht dieses beträchtliche Marine Arsenal nebst einigen ausgerüsteten Kriegsschiffen zur Huldigung. Von da aus wandte sich Marschall Soult über Betanzos, St. Jago de Compostella, Puentevedra, Vigo und Tuy gegen Portugall, während Marschall Ney das Kommando in Gallizien übernahm. Ueberall siegreich waren die französischen Adler in diesem kurzen Zeitpunkte; denn auch Venegas, der spanische Feldherr, welcher in den Gebirgen von Cuenca eine neue Armee gesammelt hatte, und damit versuchte, Madrid zu befreien, wurde bei Ucles, nahe bei Tarancon, durch Marschall Victor aufgerieben. Das heldenmüthige Saragossa, zur Hälfte zerstört, wurde vom Marschall Lannes nach monatlanger Belagerung eingenommen, und es leisteten nur die Küstenlande noch ernsten Widerstand.

Unter diesen günstig scheinenden Umständen, welche jedoch nur das Feuer unter der Asche verborgen hielten, verließ Napoleon mit seinen Garden den spanischen Boden, um in Eilmärschen gegen Oesterreich zu ziehen; König Joseph hielt seinen zweiten Einzug zu Madrid, und Marschall Soult ward beordert, die dreifarbige Fahne wieder auf die Thürme von Lissabon zu pflanzen. Nach gescheitertem Versuche, den Minho bei seinem Ausflusse zu passiren, drang dieser Feldherr in den ersten Tagen des Monats März 1809 über Orense in Trasos-Montes vor, schlug La Romana bei Allariz auf das Haupt, erstürmte Chaves, sprengte das portugiesische Heer bei Braga, und eroberte die zweite Hauptstadt Oporto, während auf dem linken Tago-Ufer Marschall Victor die neugebildete Armee von Cuesta vor sich her trieb, bei Medellin an der Guadiana besiegte, und von Estremadura aus gegen Portugall operiren sollte. General Sebastiani hatte zur gleichen Zeit bei Ciudad-Real einen Sieg über den Herzog von Urbino errungen, wodurch das letzte der spanischen Heere zersprengt wurde.

Nach allen diesen Niederlagen war aber der feste Wille der Nation kein Haar breit gewichen; und erst jetzt, als viele Tausende nichts mehr zu verlieren hatten, als die Erbitterung ihren höchsten Punkt erreicht hatte, bildete sich der furchtbare Guerillaskrieg. Diese beherzten Parteigänger, von der gesammten Volksmasse unterstützt und durch dieselbe oft augenblicklich zu einer Stärke von mehrern Tausenden angewachsen, waren die Vertilger des Feindes, welche überall die französischen Kolonnen neckten, Detaschementer aufhoben, kleine Garnisonen erwürgten, und nirgends zu finden waren, wenn man sie zum Gefechte suchte. Diese Landesvertheidigung gewann festen Fuß, sobald eine geregelte Masse gegen das französische Hauptheer sich wagen durfte. Auf solche Art beschränkte sich Josephs königliche Gewalt, im wahren Sinne des Wortes, nur auf den Boden, der mit Kriegsmacht besetzt war; die Spanier gewöhnten sich daran, diese Besetzung

Digitized by Google

als ein vorübergehendes Uebel zu betrachten, und sannen stets nur auf Mittel, den fremden Gästen öffentlich oder heimlich Abbruch zu thun.

Ein englisches Heer landete zu Lissabon, und es glückte dem Feldherrn Wellesley, den Marschall Soult, welcher das Gewagte seiner Lage zu fühlen anfing, ohne bedeutende Gefechte wieder aus dem portugiesischen Königreiche zu vertreiben. Asturien stand von neuem auf, und konnte nur mit Mühe im Zaum gehalten werden. Aus Valencia marschirte Blake gen Aragonien, wurde aber bei Santa-Fe und Belchita durch General Suchet geschlagen. So wechselten die Launen des Kriegsglückes, als der britische Heerführer den kühnen Entschluß faßte, durch das nördliche Estremadura vorzudringen, sich an dem Tago vor Madrid mit den neuorganisirten andalusischen Armeen zu vereinigen, und auf diese Weise die ganze Aufstellung seines Gegners aufzurollen, bevor dieser Zeit haben würde, seine Kräfte zu konzentriren.

Bei Talavera de la Reine, am 27 Juli, entbrannte die Schlacht, wovon sich beide Parteien nach dreitägiger Blutarbeit den Sieg zuschrieben; 35,000 Engländer und 40,000 Spanier hatten gegen die viel schwächern Korps von Victor und Sebastiani gefochten, inzwischen Morena's Heer über Toledo im Rücken der Franzosen, und Marschall Soult mit den Feldherren Ney und Mortier aus den nördlichen Provinzen in jenem der Briten, im Anmarsch waren. Letztere entkamen mit Mühe über die Brücken von Almaraz und Arzobispo, und flüchteten über Allantara nach Portugall zurück; Wilson ward bei Baños geschlagen. — Inzwischen führte Marschall Jourdan, Generalmajor des Königs Joseph, seine besten Streitkräfte gegen die zweite andalusische Armee, und besiegte dieselbe bei Almonacid.

Nach diesen ausserordentlichen Anstrengungen beider Theile trat, während der größten Hitze der Jahreszeit, einige Waffenruhe ein. Unbedacht, und erst nachdem der geschlossene Friede zwischen Frankreich und Oesterreich schon bekannt war, erschien Arezaga mit einem neuen Heere am linken Tago-Ufer, welches den 19 November bei Oeanna angegriffen und gänzlich aus dem Felde geschlagen wurde; zu gleicher Zeit ward auch der Herzog del Parque bei Alva de Tormes gesprengt; ein neuer Aufstand in den altkastilischen Gebirgen überwunden und Villa-Campa in Aragonien besiegt.

In Katalonien hatte die Landesvertheidigung unter dem tapfern Vivès an der Festung Girona, welche die große Straße von Frankreich beherrscht, einen vortheilhaften Stützpunkt gefunden; den Franzosen mußte Alles daran liegen, sich derselben zu bemeistern, und dies veranlaßte die denkwürdige Belagerung, welche vom Monat Mai bis zum 10 Dez. 1809 dauerte. Alvarez, der wackere Vertheidiger dieser wenig kunstgerecht befestigten Stadt, hatte alle Klassen der Einwohner zu ihrer Behauptung in Thätigkeit gesetzt; Pfaffen und Mönche kämpften auf den Wällen, Weiber und zarte Jungfrauen waren in Kompagnien gebildet, um den Fechtenden Munition und Lebensmittel zu bringen, die Verwundeten und Kranken zu pflegen. Die Spanier bewiesen hier, wie in mehrern festen Plätzen, daß nicht Feigheit, sondern nur

Digitized by Google

Mangel an Disziplin und Kriegserfahrung, die Niederlagen ihrer Armeen im freien Felde herbeigeführt haben.

Nach dem Fall von Girona waren die Katalonier bedacht, die noch übrigen Festungen und die Schluchten ihres bergichten Landes zu behaupten. Hier, wie in dem ganzen Umfang der pyrenäischen Halbinsel, waren schon unzählige Schlachtfelder mit Leichen gedüngt, unzählige Wohnorte in Rauch aufgegangen und verödet. Aber der Entscheid des großen Streits blieb eben so entfernt, als am ersten Tage des Krieges. Mehr denn hunderttausend Franzosen und ihrer Hilfsvölker hatten auf spanischem Boden ihr Heldengrab gefunden, und abermals hunderttausend Krieger mußten herbeigerufen werden, um die Stellung der übriggebliebenen Brüder zu verstärken.

Einen Gewaltstreich unternahm Joseph, indem er im Januar 1810 eiligst seine Hauptmacht zusammenzog und durch die Sierra-Morena in Andalusien vordrang. Soult führte die Expedition an, welche über alle Erwartung glückte; Cordova, Jaen, Grenada und Sevilla öffneten ihre Thore, die oberste Junta entfloh nach der Insel Leon bei Cadix, und nur ein Zufall rettete noch diese Seestadt. Marschall Victor eilte, diesen wichtigen Punkt einzuschliessen; Sebastiani zog nach Malaga, zerstreute den Aufstand und bemächtigte sich dieser reichen Stadt; Mortier zog vor Badajoz, Suchet gegen Valencia, und auf den portugiesischen Grenzen wachte Ney.

Allein diese weitläufige Aufstellung, um das ganze Land zu bewachen, erforderte auch ungeheure Streitkräfte und stete Ergänzung derselben; die durch den ersten Schlag betäubten Andalusier erholten sich bald wieder, und zahllose Aufstände, zahllose Parteigänger lieferten tägliche Gefechte, wobei die fremde Armee eben so viele Menschen durch Strapazen und Dolchstiche, als im geordneten Kampfe verlor. Um die Kommunikationen zu unterhalten, genügte es nicht mehr an kleinen Abtheilungen, sondern starke Truppenkorps mußten dazu verwendet und die Hauptstraßen von Distanz zu Distanz mit Forts gesichert werden.

Marschall Augereau hatte in Katalonien den Oberbefehl erhalten, und durch einen wohlgeordneten Angriff des Gebirgs in mehrern Kolonnen Vortheile erfochten; der so oft geschlagene Blake erfuhr auch hier das gleiche Schicksal, und übergab dem neuernannten Generalkapitän Odonell das Kommando der Provinz. Dieser, später unter dem Namen Abisbal bekannt, bemühte sich, den Volkskrieg besser als vorher zu organisiren. Er rief die ganze streitfähige Mannschaft unter die Waffen, und übte sie in täglichen blutigen Gefechten gegen die vereinzelten Heeresabtheilungen der Franzosen. In Katalonien wurden daher die letztern, in jenem Zeitpunkte und bis wieder neue Verstärkungen für sie anlangten, auf den Besitz einiger festen Plätze beschränkt; ihr Plan einer Verbindung mit der französischen Truppenabtheilung in Aragonien war gescheitert, die Kühnheit der Landesvertheidiger bedeutend vermehrt.

Zwar das Bergschloß Hostalrich, durch lange Beschiessung zertrümmert, mußte von seiner tapfern Besatzung verlassen werden, und den 13 Mai erlitt die Nationalsache noch einen

Digitized by Google

empfindlichern Verluſt durch die Erſtürmung Leridas, welches Suchet, ſeit ſeinem vergeblichen Zuge nach Valenzia, eingeſchloſſen hatte. Dieſer geſchickte Feldherr wandte ſich ſodann gegen Mequinenza, welches den 3 Juli kapitulirte. Marſchall Macdonald wurde unterdeſſen zum Oberkommando in Katalonien berufen, und hatte unaufhörliche Gefechte gegen die täglich mehr erbitterte, zum Nationalkriege gerüſtete Bevölkerung zu beſtehen.

Der Hauptſtützpunkt der ganzen Landesvertheidigung war Portugall geworden, und um die britiſche Macht aus der Halbinſel zu vertreiben, ſammelte Maſſena die Heerſchaaren von Ney, Junot und Regnier in den Ebenen von Salamanca. Ciudad-Rodrigo fiel den 13 Juli nach ernſter Belagerung; den 27 Auguſt Almeida. Dem engliſchen Feldherrn, jetzt Herzog Wellington, ward die Vertheidigung dieſes Königreichs anvertraut. Er vermied klug die Schlacht, zog ſich bedachtſam bis in die Nähe von Liſſabon zurück, verwandelte das ganze Land in eine Wüſte, um dem nachfolgenden Gegner alle Subſiſtenz zu rauben, und faßte in der gewählten Linie von Torres Vedras eine feſte Stellung. La Romana und Ballaſteros ſuchten den Augenblick zu benutzen, um eine Diverſion in Andaluſien zu bewerkſtelligen, von wo der größte Theil der franzöſiſchen Streitkräfte zur Belagerung von Cadix und zum Unternehmen gegen Portugall verwendet worden waren. Sie wurden zwar zurückgeſchlagen; aber gleich den Parteigänzern Empecinado in Neukaſtilien, Mina in Aragonien und Navarra, Marqueſito in Aſturien, Don Julian in Leon, Morillo in Altkaſtilien, Baſtor in Biskaya und vielen Andern, erreichten ſie ſtets ihren Hauptzweck: Beunruhigung des Feindes und Aufmunterung der Einwohner.

Vor der befeſtigten Poſition der Briten angelangt, mußte Maſſena die Unmöglichkeit einſehen, dieſelbe mit Erfolg zu ſtürmen; er mußte auch gewahr werden, daß ſein zahlreiches Heer, wegen Mangel an Lebensmitteln, nicht lange in dieſer Lage würde ſtehen bleiben können, und daß ein förmlicher Angriff nur in Verbindung eines Hilfskorps jenſeits des Tagofluſſes gelingen könnte. Beide furchtbar drohende Gegner beobachteten ſich Monate lang, ohne etwas zu unternehmen, bis im Februar 1811 Maſſena wieder nach Spanien zurückkehrte. Wellington, aus ſeinem Felſenlager hervorbrechend, bezeichnete durch zahlreiche Nachtrabsgefechte den ſchon bekannten blutigen Weg.

Um ſich einen Begriff von Maſſena's Märſchen und der dagegen ſtatt gefundenen Bewegung Wellingtons zu machen, denke man ſich eine viereckige Landesſtrecke, von ungefähr dreißig Stunden Länge und fünfzehn Stunden Breite, weſtlich durch den Ozean, nördlich und ſüdlich durch die beinahe parallel ſtrömenden Flüſſe Tago und Mondego, öſtlich durch die Gebirgsmaſſe Sierra de Eſtralla begrenzt. Liſſabon, an den äuſſerſten Grenzen einer durch das Meer und den Tago gebildeten Halbinſel gelegen, kann jedem Feinde Trotz bieten, wenn das Vertheidigungsheer Meiſter der Flußmündung zur See iſt und die Sehne der Erdenge beſetzt. Dieſes hatten die Britten berechnet, und die von Natur ſtarke Gebirgsſtrecke in einer Länge von ungefähr acht Stunden zu einem verſchanzten Schlachtfelde umgeſchaffen; Berge wurden

senkrecht abgestachl, Flüsse gestauet, Ueberschwemmungen gebildet, Straßen zerstört, furchtbare Redouten an schwachen Stellen erbaut, und ein zahlreiches Geschütz darin aufgefahren.

Massena's Rückzug war meisterhaft; er ging durch das portugiesische Estramadura nach Ciudad-Rodrigo, nachdem ein ziemlich bedeutendes Gefecht bei Alfayates statt gefunden hatte. Die englische Armee begann sofort die Belagerung von Almeida, und Wellington eilte für seine Person auf das südliche Tagoufer, allwo Soult und Mortier ein Heer gegen Badajoz geführt und Olivenza eingenommen hatten. Den 18 Februar setzten die Franzosen watend durch den kleinen Gevorafluß, schlugen den jenseits aufgestellten Mendizabal, und zwangen die Festung, welche dessen Korps beschützen sollte, kurz darauf zur Uebergabe.

Badajoz ist eine am linken Guadiana-Ufer liegende, stark befestigte Stadt. An den Grenzen Portugals mußte ihr Verlust sehr schmerzhaft für die Britten sein, und sie beschlossen die Wiedereroberung derselben, sobald Marschall Soult sie den eigenen Kräften überlassen hatte. Das nahe Elvas sollte die Belagerungsoperationen begünstigen, welche der Heeresabtheilung unter Beresford übertragen wurden, die so eben Olivenza wiedergenommen hatte. Ein Korps der französischen Südarmee rückte aber schnell über Lerena zum Entsatz der Feste; die Engländer mit ihren verbündeten Spaniern und Portugiesen mußten daher ihre Batterien einrichten und mit allen Kampfmitteln, welche ihnen in der Provinz Alentejo zu Gebote standen, sich zur Feldschlacht bereit halten.

Hinter dem kleinen Wasser Albuena, wo die von Sevilla nach Olivenza und Badajoz führenden Straßen sich trennen, fand dieselbe den 16 Mai 1811 statt, hartnäckig und unentschieden; Soult kehrte gen Andalusien, Beresford vor Badajoz zurück.

Früher noch hatte Massena versucht, Almeida zu entsetzen; den 3 Mai drang er bis Fuentes d'Onoro vor, aber nach zweitägigem Gefecht scheiterte dieses Vorhaben gegen die konzentrirte Stellung Wellingtons an der Coa. Brenier, der Befehlshaber der bedrängten portugiesischen Feste, ließ den 10 Mai die angelegten Minen mit Pulver füllen, die Werke in die Luft sprengen, und führte muthvoll den Heldenstreich aus, mit der schwachen Besatzung durch das Belagerungskorps sich einen blutigen Weg zu bahnen.

Mit diesem Ereigniß wurde die Befreiung Portugals vollendet. Von seiner Regierung verlassen, unbekannt mit dem Schicksal, welches ihm von Napoleon zugedacht war, hatte dieses Volk mit bewundernswürdiger Aufopferung dreimal den Feind aus dem Lande getrieben, und sich zu diesem Ende ganz unter brittischen Schutz begeben. Das portugiesische Heer, theils vor dem Kriege aus dem Vaterlande entführt, theils durch langen Frieden erschlafft, war weniger Thaten fähig, bis dasselbe durch den Hebel des Nationalgefühls erweckt, und durch englische Disziplin neu gebildet wurde.

Munterer und mehr europäisirt sind im Allgemeinen die Bewohner Portugals, als ihre Nachbarn in Spanien; an Sprache und Sitten wesentlich von diesen unterschieden, hatten sich beide Völker einem eingewurzelten Haß geweiht, welcher nur durch die gemeinschaft-

Digitized by Google

liche Noth ausgelöscht werden konnte. Blühend durch den Handel mit seinen Kolonien, beglückt durch die Produkte seines Bodens war Portugal vor dem verheerenden Krieg. Aber auch unter diesem schönen Himmelsstrich hatten Hofschranzen und Mönche ihr unheilbringendes Wesen getrieben; auch hier seufzten die Aufgeklärten im Volke nach einer gerechten Reform, und auch hier sollte der Nation dies alles: gesetzmäßige Freiheit und Befreiung von fremder Botmäßigkeit, durch eigene Kraft werden.

Wellington bot nach der Räumung Portugals Alles auf, um seinen Ruhm zu vermehren. Während ein Theil seines Heeres an den Grenzen von Estramadura der französischen Armee (über welche nach der Abreise Massena's Marschall Marmont den Oberbefehl erhalten hatte) beobachtete, vereinigte er schnell die Hauptmacht vor Badajoz und eröffnete die Laufgräben gegen diese Stadt den 29 Mai 1811. Aber der tapfere Philippon leistete hartnäckigen Widerstand, und den 12 Juni mußten die Engländer zum zweiten Mal unverrichteter Dinge abziehen, weil Soult und Marmont zum Entsatz herbeieilten.

Alle diese Heerbewegungen dienten bloß dazu, den Krieg in die Länge zu ziehen, die Geschicklichkeit der beiderseitigen Anführer zu beweisen und das unglückliche Land noch mehr zu verwüsten. Die Franzosen mochten damals bei 200,000 Mann in der Halbinsel haben; da sie keine Verpflegungsbestände hatten, sondern von täglichen Ausschreibungen lebten, da sie die ungeheure Strecke von Cadix bis Irun und von Salamanca bis Valenzia defensiv zu halten oder in offensiven Operationen zu gewinnen hatten, so konnten sie nie lange in großen Massen beisammen bleiben. Die Britten hingegen zogen alle ihre Vorräthe zu Wasser von hinten heran, und waren daher in Stand gesetzt, nach den wahren Grundsätzen der Kriegskunst, das 60,000 Mann starke Heer stets konzentrirt operiren zu lassen; ausser diesem war die Miliz und der Landsturm in Portugal gut organisirt. Ein Theil der spanischen Streitkräfte hatte sich den Engländern in Estramadura angeschlossen; das Uebrige der in so vielen Hauptschlachten zerstreuten Armeen mit der allgemeinen Landesbewaffnung hielt die Provinzen Murcia, Valenzia und Gallizien besetzt, lieferte tägliche Gefechte, Treffen und Ueberfälle und führte den für jede Invasionsarmee furchtbaren kleinen Krieg.

Cadix blieb das Bollwerk spanischer Nationalität, welches allen Anstrengungen des französischen Südheeres widerstand. Eine Erdzunge in dem Weltmeere, von der See durch brittische Schiffe und von der Landseite durch mehrere kleine Festen und Schlösser beschützt, bot diese reiche und feste Stadt allen Aufforderungen, so wie allen Beschiessungen Trotz. Ballesteros von den estramadurischen Gebirgen und ein englisches Landungskorps von Algesiras her suchten diese zu stören; bei Chiclana wurde den 5 März 1811 mit Ungestüm gefochten, umsonst das Schloß Mattagorda erstürmt und aus neugegossenen Wurfgeschützen auf die Stadt gefeuert: die Belagerung rückte nicht vorwärts.

Katalonien war eben so unbezwingbar. Geschlagen sammelten sich die erbitterten Katalonier zu neuem Kampf, und der an irgend einem Ort gedämpfte Aufstand erwachte anders-

Digitized by Google

wo stets wieder mit neuer Wuth. Die Hauptmacht der Landesvertheidiger, in einigen Tausend Mann altspanischer Truppen und den Miliz-Bataillons oder Miquelets bestehend, hatte seine Stellung am Llobregat und stand in Verbindung mit den Festungen Tarragona und Tortosa. Andere Abtheilungen, durch das ganze Aufgebot oder Somatenes unterstützt, hielten das Hochgebirg; Guerillas streiften umher.

Tortosa zu erobern, boten die Franzosen ihre ganze Macht auf; Suchet zog aus Aragonien herbei, um die Belagerung zu bewerkstelligen; Macdonald vereinigte sich mit demselben am Ebro, um die Arbeiten gegen das katalonische Heer zu decken. Die zum Ersatz herbeigezogene Armee von Valenzia wurde geschlagen, und den 1 Januar 1811 die gutvertheidigte Feste eingenommen. Dieser Schlag verbreitete zwar Schrecken unter die Spanier, aber er entmuthete sie nicht. Campoverde übernahm den Oberbefehl, und bemächtigte sich des festen Schlosses von Figueras durch Verrätherei, nachdem ihm ein ähnliches Unternehmen gegen Barcelona mißglückt war.

Figueras einzuschliessen und Tarragona an der Meeresküste, den Sitz der katalonischen Junta, zu belagern, war jetzt die Aufgabe des französischen Feldherrn. Suchet rückte im Anfang des Maimonats vor letztere Stadt; den 29 wurde das Aussenwerk Oliva erstürmt, dann die Laufgräben eröffnet, und den 16 Brachmonat, der englischen Schiffe und der muthvollen Gegenwehr ungeachtet, der Aussenwall durch den angelegten Bruch mit stürmender Faust erstiegen. Noch widerstand Contreras, der Festungskommandant; ein zweiter Sturm, blutig und den Untergang der Stadt verkündend, mußte den 28 unternommen werden; es fiel der letzte feste Platz Kataloniens in französische Gewalt.

Auch die Felsverschanzungen des Montserrat bei Barcelona wurden erstürmt, den 16 August Figueras wieder erobert, und in allen Städten Kataloniens lagen nun französische Besatzungen; dennoch gaben die tapfern Einwohner die Vertheidigung nicht auf; in den Schluchten der Gebirge konnten sie nicht bezwungen werden.

Marschall Suchet, seine Siegesbahn verfolgend, zog im Herbstmonat 1811 neuerdings gegen Valenzia. Murviedro, dessen Vormauer, wurde eingeschlossen, das spanische Hilfsheer unter Blake und Odonnel bei Segorbe und nachher im Angesicht der Feste geschlagen. Das alte Sagunt öffnete die Thore; Valenzia, die unbezwungene und mächtige Seestadt am Guadalaviar, theilte den 9 Januar 1812, nach blutiger Belagerung, das gleiche Loos.

Mittlerweile hatte Wellington von der portugiesischen Grenze her einen Versuch gemacht, sich Ciudad-Rodrigo's zu bemächtigen; dieser mußte aber einstweilen aufgegeben werden, sobald die französischen Feldherren ihre Macht zur Beschützung dieser Feste vereinigten. Mangel an Lebensmitteln in dem nördlichen Estramadura und der Angriff des gallizischen Aufstandes nöthigten jedoch bald die Heeresabtheilungen der Franken, sich wieder zu trennen; dieses schien den Britten der erwünschte Augenblick. Sie brachen aus ihren Kantonnirungen hervor und berennten die Stadt den 8 Januar 1812.

Digitized by Google

Ciudad-Rodrigo liegt auf einer Anhöhe am rechten Aguada-Ufer, und hat eine doppelte Umfassung von Mauerwerk. Die Vorstädte waren mit einem Erdwall befestiget, und einige Klöster zu Aussenwerken umgeschaffen worden. Eine Anhöhe, der große Teson genannt, dominirt die Stadt; von dort richteten die Britten ihren Angriff; den 19 wurde ein Sturm beordert, auf Leitern der Wall erstiegen und des fürchterlichsten Feuers ungeachtet dieser feste Platz mit dem Bajonett erobert.

Nach dieser Waffenthat beschloß Lord Wellington, mit dem ganzen Heer nach Alentejo aufzubrechen, und Badajoz zu belagern; er übergab das wieder in Stand gestellte Ciudad-Rodrigo den Spaniern, und verlegte sein Hauptquartier nach Elvas Den 16 März 1812 ward Badajoz eingeschlossen, sofort der Laufgraben auf der Nordseite eröffnet und in der Nacht vom 6 April gestürmt; die Hauptkolonne der Angreifenden wurde von dem Wallbruch zurückgeschlagen; zwei Leitererersteigungen im Rücken desselben waren jedoch glücklicher. Die Feste ward durch diese geglückte Mauernerkletterung einer Nebenkolonne eingenommen und die Besatzung, welche sich in das Fort St. Christoval geflüchtet hatte, zur Kapitulation gezwungen.

Diese wichtigen Vortheile und die zerstreute Aufstellung der französischen Armeen zu benutzen, brach Wellington im Monat Juni gegen Salamanca auf und leitete einen Angriff gegen die Verschanzungen, welche Marmont zur Behauptung dieser Stadt hatte aufwerfen lassen. Als diese eingenommen waren, ging das französische Heer über den Duero zurück, um die erwarteten Verstärkungen an sich zu ziehen, passirte diesen Fluß abermals, näherte sich den Britten über Tordesillas, durchwatete den Tormes bei Alba und stellte sich den 21 Juli dem Feinde gegenüber auf. Wellington lehnte den rechten Flügel an den Arapilen-Felsspitz; Marmont wähnte, dessen Schlachtlinie umgehen zu können, wurde aber während einer falschen Bewegung selbst angegriffen und gänzlich geschlagen.

Ueber Valladolid den Feind verfolgend, erreichten die siegreichen Engländer, Portugiesen und Spanier den 12 August Madrid; Joseph zog nach Valenzia, und alle innern Provinzen wurden von den Franzosen geräumt. Zu gleicher Zeit mit Wellingtons Vorrücken nach Spanien schiffte General Maitland ein britisches Truppenkorps von Sizilien nach Alicante ein, und zwang dadurch Suchet, seine Kraft am Xucar zu sammeln.

Eine starke Besatzung in Madrid lassend, wandte Wellington seine Hauptmacht nochmals gegen das Nordheer, welches unter General Clauzel sich wieder am Duero gesetzt hatte. Letzterer wurde über Burgos hinausgetrieben, dieser Platz am 19 Sept. von den Briten eingeschlossen, und zur Deckung des Angriffs eine Stellung bei Monasterio bezogen. Die verschanzten Anhöhen von St. Michael und das dominirende Schloß der offenen Stadt Burgos, mit einer Besatzung von zweitausend Mann, bestanden eine denkwürdige Belagerung bis zum 21 Okt., und wiesen mehrere ernstliche Stürme ab. Dies verdient um so mehr ehrenvoller Erwähnung, als die noch unvollkommenen Werke einer siegenden Armee zu widerstehen hatten.

Digitized by Google

Madrid wieder zu nehmen, gaben die Franzosen das südliche Spanien auf; die Belagerungslinien vor Cadiz wurden verlassen, und Marschall Soult vereinigte die Armee von Andalusien mit jener von Valenzia; diese Masse zwang den Unterfeldherrn Hill, von der Hauptstadt nach dem Tormes zurückzugehen. Den 10 November 1812 betrug das auf dem rechten Ufer dieses Flusses zusammengetroffene französische Nord-, Süd- und Valenzia-Heer bei 80,000 Mann, denen Wellington nach Vereinigung aller seiner disponibeln Streitkräfte 60,000 Mann entgegenzustellen hatte; daher dieser kluge Kriegsmann einen weitern Rückzug nach Portugall den Wechselfällen einer Hauptschlacht vorzog.

Schon im Anfang dieses Jahres hatten mehrere Truppenkorps des französischen Heeres Befehl erhalten, die Halbinsel zu verlassen, um den russischen Feldzug mitzumachen. Nach dem ungeheuern Verluste in dem beispiellosen Rückzuge aus Norden wurden neuerdings viele alte Regimenter nach Deutschland berufen. Der größte Theil Spaniens, von der Okkupationsarmee befreit, beeiferte sich, neue Kampfmittel zu organisiren, und bald sah sich Wellington an der Spitze von mehr als 100,000 Streitlustigen.

König Joseph wurde daher genöthigt, in den ersten Monaten des Jahrs 1813 zum dritten Mal Madrid zu verlassen, und in den Engpässen hinter Burgos, dessen Befestigungswerke gesprengt wurden, eine Defensivstellung zu nehmen. Die linke Flügelabtheilung der englisch-spanischen Armee umging den Anlehnungspunkt der Franzosen über Bilbao, und ihre ganze Heermasse vereinigte sich am 21 Juni vor der französischen Position, welche zwischen La Puebla und Vittoria stand.

Blutig und mit Erbitterung wurde auf dem engen durchschnittenen Terrain die entscheidende Schlacht gekämpft. Wellington, an Zahl vielfach überlegen, erfocht einen vollkommenen Sieg, zu welchem das zaudernde Betragen seines Gegners, Marschalls Jourdan, der im Namen Josephs befehligte, das Meiste beitrug. Der ungeheure Bagage-Park des Königs und der Spanier, welche sich seiner Partei angeschlossen hatten, wurde geplündert, das ganze Material der Armee genommen — Alles in wilder Flucht über die Pyrenäen getrieben.

Mit 20,000 Mann hatte man den General Foy in der Nähe des Schlachtfeldes unthätig gelassen; dieser rettete nun die Trümmer des Heeres, indem er sich über Tolosa nach Irun begab und dort Stellung faßte. General Clauzel mit einer gleich starken Division war in Logrono gestanden, und führte dieselbe durch Navarra auf französischen Boden.

Unterrichtet von dieser Katastrophe, beorderte Napoleon von Dresden aus den Marschall Soult wieder an die spanische Grenze, um das Oberkommando der geschlagenen Armee zu übernehmen. Dieser erfahrne Feldherr stellte die Ordnung wieder her, ermuthigte die Truppen und traf alle Anstalten zu einer Offensivbewegung, um die Festung Pampeluna zu entsetzen. Durch das berühmte Thal von Roncevales drang er am 28 Juli gewaltsam vor, wurde aber durch eine englische Heeresabtheilung in diesem Engpasse aufgehalten, und mußte nach einer

Digitized by Google

dreitägigen Schlacht, zu welcher sich Wellingtons Hauptmacht vereinigt hatte, sein Projekt aufgeben.

Pampeluna fiel wegen Mangel an Lebensmitteln den Spaniern in die Hände. Zuvor aber wurde die denkwürdige Belagerung von St. Sebastian beendiget. Dieser befestigte Flecken, auf einer Halbinsel gelegen, die nördlich von dem Fluß Urumea und südlich vom Meer bespült ist, ward den 14 Juli angegriffen, den 25 gleichen Monats und den 31 August ohne Erfolg gestürmt, den 8 September in einen Schutthaufen verwandelt übergeben.

In dem östlichen Spanien konnte Marschall Suchet, nach dem Rückzuge der Hauptarmee, seine offensive Stellung nicht mehr halten; er beschloß, das Königreich Valenzia zu räumen, die Werke von Tarragona zu sprengen und sich nach Aragonien zurückzuziehen, um gemeinschaftlich mit dem französischen Befehlshaber in Katalonien den britischen und spanischen Armeen, welche auf den Küsten des mittelländischen Meeres tägliche Verstärkungen erhielten, einen Damm entgegenzustellen.

Im Anfang des Jahres 1814 war also die ganze Halbinsel, mit Ausnahme einiger festen Plätze in Katalonien, von den Franzosen geräumt. Das Hauptkorps von Suchet, welches 15 000 seiner besten Soldaten zur Beschützung der östlichen Provinzen Frankreichs abgeben mußte, behauptete die Linie des Llobregats gegen Elio, d'Eroles, Ventink und den Landesaufstand. Soult stand unter den Kanonen der Grenzfestung Bayonne der britischen Hauptmacht entgegen, um den französischen Boden gegen einen Einfall zu vertheidigen.

Wie nun Wellington, der mit einer Partei in Frankreich einverstanden war, im Oktober 1813 die britischen Fahnen über die Bidassoa ziehen und die Verschanzungen der Franzosen auf der Grenze im Sturm wegnehmen ließ; wie später die befestigte Linie an der Nivelle auch überrumpelt, die Nive und der Adour überschritten, bei Orthes der Sieg erfochten, Bayonne eingeschlossen, das unvertheidigte Bordeaux durch seinen Unterfeldherrn Beresford besetzt, die Schlacht bei Toulouse aber von ihm gewonnen wurde — sind wichtige Lehren, welche die Geschichte auf die nachkommenden Geschlechter übertragen wird.

Als bereits das Befreiungswerk in Spanien so viel als beendigt war, schloß Napoleon mit dem von ihm gefangen gehaltenen König Ferdinand einen Traktat ab, wodurch letzterer seine Freiheit wieder erlangte. Marschall Suchet erfüllte unterm 24 März 1814 den Auftrag, diesen König seinem Volke zurückzugeben, und er ward jubelnd an den Ufern der Fluvia empfangen, indem er versprach, die angeerbten Freiheiten desselben anzuerkennen. Durch den Sturz des französischen Kaiserthrons, welcher einige Tage darauf erfolgte, ward bekanntlich Friede geschlossen und die noch von den französischen Truppen besetzten Festungen in Spanien übergeben.

In den Bedrängnissen des feindlichen Einfalls, unter dem Donner des Belagerungsgeschützes, hatte ein Ausschuß aller Provinzen, als oberste Junta und National Cortes versammelt, eine Verfassungsurkunde entworfen und beschworen, welche die Rechte des Volkes und die Präroge-

Digitized by Google

tive der Krone bestimmte. Diese Konstitution sollte nach Verfluß von zwölf Jahren revidirt und verbessert werden können. Ferdinand aber, durch seine Umgebungen geleitet, befand sich nicht so bald im Wiederbesitze des Throns, als er eigenmächtig das Werk der Repräsentanten der spanischen Nation vernichtete, diese wegen ihrer Anhänglichkeit an die bessere Ordnung der Dinge verfolgen, und selbst diejenigen der Vertheidiger, welche so heroisch für das Vaterland gekämpft hatten, in Kerker werfen oder nach den afrikanischen Präsid-Gefangenschaften schleppen ließ. Er setzte das gefürchtete Glaubensgericht der Inquisition mit einer seit langer Zeit unbekannten Härte wieder in Thätigkeit und räumte den Priestern und Höflingen eine neue unumschränkte Gewalt ein.

Untersucht man, wie der letzte Krieg in der spanischen Halbinsel entstanden und geführt worden ist, sodann wie der jetzige entstehen und geführt werden soll, so findet man eine Aehnlichkeit in den Umständen, welche unmöglich verkannt werden könnte. Von den Tausenden der Gedanken, die sich hierüber aufdrängen, können wir nicht umhin, einige als Ergebnisse des siebenjährigen Befreiungskampfes, und andere als militärische Betrachtungen über den Kriegsschauplatz kurz zu erörtern.

Die Ursache des Aufstandes zum letzten Kriege war hauptsächlich das beleidigte Nationalgefühl der Spanier durch die Gegenwart einer fremden Heeresmacht. Hätte diese Klippe aus dem Wege geräumt werden können, Spanien würde wahrscheinlich den wohlwollenden Joseph als König anerkannt und nicht gewagt haben, unvorbereitet, ohne Oberhaupt, den furchtbaren Kriegsschaaren zu widerstehen, welche damals den halben Kontinent unterjocht hielten.

Die Elemente dieses Widerstandes selbst bestanden daher: in der allgemeinen Nationalbewaffnung und dem persönlichen Hasse jedes Einwohners gegen fremde Soldaten; — in der Unmöglichkeit, ein ausgedehntes Land gegen den Willen des Volkes besetzt zu halten und die verhaßten Gesetze in Vollziehung zu bringen; — endlich in dem zur Vertheidigung besonders geeigneten Boden, und selbst in der Beihilfe, welche das Klima gewährt. Diese Ursachen und Elemente bestehen alle jetzt wie damals. Spanien hat seine Kraft kennen gelernt, und die Mittel des Angreifenden können mit jenen der ersten Invasion nicht verglichen werden.

Wohl sagt man: Priester und Adeliche, welche damals die Nation gegen die Franzosen begeisterten, seien jetzt auf der Seite dieser Letztern, und werden ihnen gegen die Partei der Konstitution helfen. Zugegeben, daß dieses im Allgemeinen wahr sein möge, so muß doch anderseits nicht aus dem Auge gelassen werden, daß die Mehrheit der spanischen Nation für eine rechtliche Volksrepräsentation, für Abschaffung des Glaubensgerichts, für Aufhebung der Frohndienste, für gleichartige Besteurung, für Gleichheit Jedermanns vor Gericht, für Ausrottung der so schreienden Mißbräuche über die Vorrechte und die Zahl der Klöster und Hofämter eingenommen ist.

Der spanische Soldat hat seinen besondern Karakter: unermüdet, nüchtern, willig, seinem Vaterlande und seinen Obern unbedingt ergeben, ist er treu seinen Fahnen und zu jeder Auf-

Digitized by Google

opferung bereit. Aber es ist schwer, denselben in die vollkommenen Bande der europäischen Disziplin zu fesseln, ihm die Haltung, Reinlichkeit und Unterwürfigkeit beizubringen, welche die Soldaten der meisten übrigen Staaten auszeichnet. Die Spanier waren in dem letzten Kriege zu großen Heerbewegungen auf dem Schlachtfelde untüchtig, und werden diese Eigenschaft, welche den französischen Heerführern besonders angeboren ist, seither nicht erlangt haben. Hinter Mauern und Terraingegenständen ist der spanische Soldat unüberwindlich; in der offenen Feldschlacht hingegen hat er nicht das feste Zusammenhalten, welches die Kraft der wohlgeordneten Kampfmassen vermehrt.

Die spanische Reiterei, wohlberitten und beherzt, besonders tüchtig zum Gefecht Mann gegen Mann, wird gegen die französische unterliegen, wenn sie sich in großer Zahl vereinigt und in Manövres einläßt; — aber in kleinen Abtheilungen und Geschwadern kämpfend, fliehend, wieder anfallend, wird sie gegen jene den Vortheil erringen. Die spanische Infanterie wird auch von den französischen Brigaden zerstreut werden, wenn sie nicht von den Vortheilen des durchschnittenen Bodens in allen Schlachtordnungen Nutzen zieht, den Posten- und Gebirgskrieg führt, durch den Gebrauch ihrer Handwaffen und durch gute Aufstellung ihres Geschützes mit eigenthümlicher Gefechtstaktik den Gegner bekriegt. Hauptschlachten zu liefern, kann nicht Sache der Spanier sein; aber stete Gefechte, unzählige Treffen, Scharmützel, Ueberfälle und Wiederangriffe müssen sie einleiten, und somit den Feind ermüden und im Kleinen vernichten.

Die spanischen Guerillas sind freiwillige Parteigänger, welche sich unter bekannten Anführern vereinigen; leichte Truppen, nach ganzer Volkseigenthümlichkeit bewaffnet. Gewöhnlich zwei- bis vierhundert Mann stark, erhalten sie durch die Landesbewohner oder durch eigens dazu abgesandte Spione Kenntniß von allen Bewegungen des Feindes, und vermehren sich augenblicklich durch den Volksaufstand, wenn es sich darum handelt, einen bedeutenden Streich auszuführen; die Sturmglocke ruft alsdann alle Bewaffneten der ganzen Umgegend zusammen. Es sind die Kosaken der Halbinsel, welche die Aufstellungen des eigenen Heeres zu decken, jene des Feindes hingegen zu erspähen und durch stete kleine Anfälle bei Tag und bei Nacht zu beunruhigen bestimmt sind.

Die Guerillas Reiter sind gewöhnlich mit Lanze und Stoßdegen bewaffnet; das Fußvolk trägt Espartillen zur Beschuhung, um behende die Gebirge zu erklettern. Mantel und Dolch sind beiden Truppengattungen gemein, und werden von ihnen im Gefechte Mann gegen Mann gebraucht. Auf den Feind im Hinterhalt lauern, über ihn herfallen, wenn er schwach an Zahl ist; die Fuhrtransporte angreifen, plündern, zerstören; kleine Posten und Besatzungen aufheben oder erwürgen; feindliche Kolonnen von ferne beschießen, einzelne Soldaten ermorden, und zerstreut über die Berge sich dem Feinde entziehen, wenn er mit Macht droht — dies ist das tägliche Thun dieser Parteigänger.

Das Land selbst ist zu diesem Defensiv-System mehr geeignet, als irgend eins in Europa. Durch große Flüsse und rauhe, unwegsame Gebirge in verschiedenen Richtungen durchkreuzt,

Digitized by Google

bildet jede Provinz einen besondern Völkerstamm, verschieden in Gebräuchen, Sitten und Gesetzen, selbstständig für seine Vertheidigung sorgend, wenn die oberste Gewalt nicht in seinem Sinne handelt oder der hinlänglichen Macht beraubt worden ist.

Bleibt unter solchen Umständen die Invasionsarmee beisammen, so kann sie ihren politischen Endzweck nicht erreichen, und wegen Mangel an Subsistenz diese Stellung nicht behaupten. Breitet sie sich in dem Lande aus, so kann sie durch eine Zentralmasse der Vertheidiger angefallen, oder von verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit angegriffen und theilweise geschlagen werden.

Spanien, durch die Pyrenäen in einer Strecke von achtzig Landstunden von Frankreich begrenzt, hat von Norden bis Süden eine Länge von ungefähr 160, von Ost bis West eine Breite von mehr als 100 Stunden, und bildet mit Portugall ein ziemlich regelmäßiges Viereck, welches in seiner Mitte durch das Flußthal des Tago, von seiner Mündung bis zu jener des Ebro, in zwei Theile getrennt wird. Die Schenkel des Objektivwinkels der Franzosen bei einem Angriff gegen Spanien, dessen Spitze Madrid ist, betragen von Bayonne einige 80, von Perpignan mehr als 120 Stunden Weges. Zahlreiche Gebirgsrücken und mehrere Flüsse durchschneiden die Operationslinien, an welche die französischen Armeen bei einem Unternehmen jenseits des Pyrenäenwalls unbedingt gebunden werden.

Beinahe parallel mit der Grenzlinie Frankreichs strömt der Ebro aus den Gebirgen von Altkastilien, und bildet die spanische Vertheidigungslinie. Die untere Hälfte seines Laufes, durch mehrere Festungen beschützt, bietet eine feste Aufstellung dar; bei seiner Quelle vereinigen sich zahllose Engpässe und hohe Berge, um zwischen dem Minho und dem Ozean einen unüberwindlichen Zufluchtsort für ein Truppenkorps zu bilden; nur die Mitte liegt offen, indem daselbst der Ebro weder durch natürliche noch durch künstliche Befestigung zur ernsten Vertheidigung beiträgt. Auf den Straßen, welche durch diese Oeffnung gehen, ist Spanien verwundbar; auf jenen hingegen, welche längs den Küsten des Mittelmeeres in das Land führen, steht wenig von einem Angriff zu besorgen.

Diese oberflächliche Beschreibung zeigt also, daß einerseits Katalonien und Aragonien, anderseits Asturien und Gallizien, als zwei große Bollwerke angesehen werden können, welche Spanien gegen Frankreich flankiren; daß aber die schwache Seite der Defension die Centrine im Zentrum ist, nämlich die Ebenen von Altkastilien und Navarra.

Frankreich kann in zwei Hauptkolonnen gegen Spanien operiren. Die erstere, von Bayonne aus, hat wieder zwei Wege, um an den Ebro zu gelangen: nämlich über Irun und Vittoria nach Miranda, und über St.-Jean-Pied-de-Port und Pampeluna nach Logrono. Die zweite Heeresabtheilung, von Perpignan aus, hat ebenfalls zwei Wege: nämlich über Bellegarde, Figueras, Girona, Hostalrich, Barcelona und Tarragona nach Tortosa, und über Puicerda, Urgel und Lerida nach Mequinenza. In der Mitte können die Pyrenäen zwar auf unendlichen

Digitized by Google

Päſſen durchzogen werden; keine derſelben ſind jedoch zu großen Heereszügen geeignet. Die vorzüglichſten gehen von Pau über Jaca nach Saragoſſa, von Toulouſe über Aran nach Balagan.

Das franzöſiſche Heer wird alſo ohne Zweifel die ſchwächſte Seite der Grenze angreifen, und mit ſeiner Hauptmacht in den weſtlichen Pyrenäen den Kampf eröffnen, beſonders weil der politiſche Zweck, eines Marſches nach Madrid, ſich auch am füglichſten mit dieſem Operationsplane vereinigen läßt. Rechts wird alsdann die Feſte St. Sebaſtian, links jene von Pamplona eingeſchloſſen und belagert werden müſſen; die Hauptmaſſe konzentrirt ſich am Ebro, zwiſchen Logrono, Miranda, Orduna und Bilbao, hält ihr Hauptquartier zu Vittoria und ſucht jenſeits des Fluſſes eine Abtheilung vorzuſchieben. In dieſer Stellung, wenn ſie ruhig erreicht werden kann, wird Halt gemacht, um die beiden Belagerungen zu decken, die Bewegungen der ſpaniſchen Armeen auszukundſchaften, die Wirkung zu gewärtigen, welche der Fortſchritt, das Gold u. ſ. w. hervorbringt, und endlich um die Vereinigung aller Kräfte und die Diverſion der zweiten Armee in den öſtlichen Pyrenäen zu erwarten.

Die ſpaniſche Landesvertheidigung hinwieder, welche der Heermaſſe von 60 000 Franzoſen, die über die Bidaſſoa vordringt, kein eben ſo zahlreiches und mit allen Kriegsbedürfniſſen verſehenes Korps entgegenſtellen kann, wird ihren Operationsplan auf Preisgebung einer gewiſſen Landesſtrecke, auf einen bedrohten Rückzug, ſo lange der Feind konzentrirt bleibt, und auf ungeſtümen Anfall deſſelben, ſobald er ſich trennt, um das Land in verſchiedenen Richtungen zu beſetzen, klug berechnen.

Es tritt hier der für die Vertheidigung beſonders günſtige Umſtand ein, daß die Operations-Baſis der einfallenden Hauptkolonne, welche an der Grenze nur wenige Stunden breit iſt (nämlich von St.-Jean-de-Luz bis St.-Jean-Pied-de-Port) ſich allmälig erweitert, daß die Invaſionsarmee, ſo wie ſie im Lande Fortſchritte macht, ihre Fronte mehr ausdehnen muß und in einem unvortheilhaften Verhältniſſe mehrere Straßen zu bewachen hat, wenn ſie nicht auf eine einzige, von beiden Flanken gefährdete Operations- und Rückzugslinie beſchränkt ſein will.

Dieſer ſtrategiſchen Ueberſicht zufolge dürfen die Spanier den weſentlichen Vorzug nicht mißkennen, welcher ihnen durch Vereinigung ihrer Streitkräfte auf dem mittlern Ebro erwächſt, von wo ſie durch die Theorie der innern Linie ſich mit ganzer Kraft der weſtlich operirenden franzöſiſchen Armee entgegenwerfen können, während eine Heeresabtheilung links in Aſturien deſſen linke Flanke beunruhigt und ein Korps rechts in Katalonien die franzöſiſche öſtlich operirende Armee aufhält.

Dieſes letztgenannte Armeekorps der Franzoſen, welches 30,000 Mann ſtark ſein ſoll, wird die wohlorganiſirte Vertheidigung der Katalonier nicht zu durchbrechen und ſich höchſtens auf eine Belagerung von Urgel und Figueras einzulaſſen im Stande ſein. Katalonien iſt ein äuſſerſt verſchiedenartig durchſchnittenes Gebirgs- und Bergland. Das höhere oder pyrenäiſche Katalonien hat lauter ſehr tief eingeengte ſchmale Längethäler, zwiſchen denen rauhe, unweg-

Digitized by Google

same Gebirgsarme herablaufen. Das obere Katalonien bildet recht eigentlich den Hauptschauplatz volksthümlicher Kämpfe, welche durch die beiden obgenannten Festen, durch die Felsenschanzen des Montserrat, durch die Wälle von Barcelona, durch das Bergschloß von Hostalrich, durch zahlreiche Forts und Schluchten begünstigt werden. Nieder-Katalonien ist durch den Llobregat und einen Gebirgszug gegen den Segre geschieden und durch die Festungen Tortosa und Lerida verstärkt.

In militärischer Hinsicht ist Katalonien eins von den wenigen Ländern, die durch Natur und Kunst vorzüglich geeignet sind, die Vertheidigung ihrer Grenzen, so wie des Innern, sehr weit zu treiben, indem sich hier ausser dem Schutz, den die Gestaltung seiner Oberfläche gewährt, und dem kriegerischen, gegen jedes fremde Heer feindlich gesinnten Geiste der Einwohner, welcher sich schon oft werkthätig bewiesen hat, immer auch die Selbsterzeugung aller Kriegsmaterialien in den Fabriken zu Barcelona, Igualada und Ripoll günstig vereinigt. Die vielen Kriege, welche Katalonien seiner Lage wegen zum Schauplatz machten, verbunden mit dem rastlosen Streben nach Unabhängigkeit, das die Katalonier in der ganzen Geschichte bezeichnet, hat auch die Thäler des innern Landes zu jeder Art Krieges benutzen gelehrt. Sie sind durch äusserst zahlreiche, meistens in felsigen Betten laufende Flüsse durchschnitten, und großentheils mit festen Schlössern, Thürmen und Gemäuern versehen, welche, verbunden mit der Befestigung der Städte, jeden Schritt eines eindringenden Feindes erschweren und die Vertheidigungsfähigkeit vorzüglich erhöhen.

Daß also die zweite Hauptkolonne der Franzosen über Katalonien vorbreche und sich mit der ersten an dem Ebro in Linie setze, haben die Spanier lange nicht zu befürchten; denn es würden mehrere Jahre lange Belagerungen mit weit beträchtlicherer Heeresmacht erfordert, als das Korps von den östlichen Pyrenäen besitzt.

Was wird aber in diesem Verhältnisse das Hauptkorps der westlichen Pyrenäen unternehmen, wenn, wie gesagt, Vittoria ohne bedeutenden Widerstand erreicht worden und sich die spanische Hauptarmee bei Saragossa in Aragonien konzentrirt? — Wird es den gewagten Marsch nach Madrid vornehmen, in der Hoffnung, dort nur wenige Tausend Vertheidiger anzutreffen und eine Revolution zu seinen Gunsten zu erzwingen? —

Nehmen wir aber an, die spanische Heeresmacht werde in Arragonien oder Altkastilien geschlagen und die französische Armee gewinne Madrid: was wird dieselbe in diesem günstig scheinenden Verhältniß unternehmen? Wird sie konzentrirt bleiben und sich lediglich auf eine Aufstellung zur Behauptung dieser errungenen Vortheile beschränken? Aber Madrid ist nicht mehr die Hauptstadt Spaniens, seitdem schon einmal der Sitz der Regierung jenseits der Sierra-Morena in Sevilla aufgeschlagen worden ist. Oder wird sie sich im Lande ausdehnen, einerseits Saragossa und anderseits Valenzia besetzen? Oder wird das französische Hauptkorps von Madrid aus gegen Sevilla marschiren? Dann müßte Spanien, von Bürgerkrieg zerrissen, schon in sich selbst ganz aufgelöset und ohnmächtig sein.

Digitized by Google

Nehmen wir also an, daß in Spanien bloß die Stämme von vier Armee-Abtheilungen bestehen, nämlich die eine in Katalonien, die zweite in Navarra, die dritte in Galizien und die vierte als Reserve im Zentrum; daß beim Einrücken der Franzosen das eigentliche Heer erst gebildet werden soll, indem sich aus Dörfern und Städten die bewaffneten Milizen an jenen Kern anschliessen und sich mit ihm ins Innere zurückziehen; daß inzwischen die Festungen besetzt und so von Punkt zu Punkt die konstitutionellen Streitkräfte vergrößert werden, während längs den Pyrenäen die Guerillas sich organisiren und festzuhalten suchen.

Unter solchen Umständen kann die französische Armee bis nach Madrid vordringen; sie kann dort antikonstitutionelle Cortes zusammenbringen und der Form nach eine Gegenregierung einsetzen; was wird aber dabei gewonnen werden, und welches wird alsdann ihre Lage sein?

Katalonien wird noch einmal das Bollwerk spanischer Independenz werden. Dort wird Mina, an die festen Plätze gelehnt, einen Vertheidigungskrieg auf die Bewegungsfähigkeit seiner Truppen und auf seine genaue Kenntniß des Gebirgs gründen; er wird mit einigen Tausend leicht bewaffneten Miquelets unaufhörlich Flanken und Rücken des eingedrungenen Feindes bedrohen und dessen Kommunikationen gefährden; er wird die zu Bergmärschen weder eingeübten, noch ausgerüsteten Franzosen ermüden, und durch stete Ausbrüche von dem obern Gebirg abhalten, weiter ins Land zu dringen. Die Hauptmacht der katalonischen Landesvertheidigung wird sich um Barcelona konzentriren, und so lange als möglich die Einschliessung dieser Stadt verhindern; muß dieses endlich geschehen, so bieten Lerida und Tortosa neue Stützpunkte dar. Eine Belagerung von Barcelona ist kein leichtes Unternehmen; dieser bedeutende Seehafen von vierzehn starken Basteien eingeschlossen, rechts durch die feste Zitadelle, lings durch das Fort Montjoui flankirt, mit einer zahlreichen Besatzung und allem Kriegsbedarf versehen, scheint zu einem nomhaften Widerstand geeignet.

Galizien und Asturien, wohin sich die dritte spanische Heeres-Abtheilung unter Morillo zurückziehen wird, bieten als feste Punkte Santona und Corunna dar. Vigo Ferrol und selbst Astorga haben in dem letzten Kriege auch die Stärke ihrer Mauern erwiesen. Diese Provinzen grenzen an Portugal, und können am leichtesten von England Waffen, Munition und Unterstützung aller Art erhalten. Eine dort organisirte Armee steht vollkommen in der Flanke und im Rücken des französischen Heeres, welches Madrid besetzt hält, und ein einziger kühner Marsch von daher kann Letzteres zum Rückzug zwingen, oder solches von seinen Verbindungen mit Frankreich abschneiden.

Die zweite spanische Heeres-Abtheilung wird sich, wenn sie sich nicht am mittlern Ebro halten kann, in die Gebirge von Cuença oder gegen Valenzia zurückziehen, das Reserve-Korps unter Abisbal die Linie des Tago oder der Guadiana besetzen und sich nöthigen Falls gegen Badajoz wenden; das in Andalusien zusammenberufene Heer deckt Sevilla.

Ueberall werden also Flanken-Aufstellungen gewählt werden, und das französische

Digitized by Google

Korps, das bis Madrid vorgerückt wäre, müßte sich in einer mißlichen Lage befinden, indem es von allen Seiten durch die Landesvertheidigung umgarnt sein würde.

Reise durch Chile und das Andengebirge in den Jahren 1820 und 1821, von Hrn. P. Schmidtmeyer in Genf.

(Fortsetzung. S. Ueberl. S. 281.)

13.

Bereits im Jahr 1821 erklärte Hr. Schmidtmeyer die völlige Trennung der von ihm durchwanderten Landschaften vom Mutterstaate für unvermeidlich, so daß, wofern auch Altspanien in einzelnen Theilen des amerikanischen Festlandes obsiegen würde, ein solch vorübergehender Vortheil einzig nur das Unglück des erbitterten Kampfes verlängern könnte. Das Wechselglück der Parteien in diesem mit der größten Heftigkeit und Leidenschaft geführten Kriege hat eine sehr bedeutende Verminderung der Bevölkerung zur Folge gehabt; insbesondere aber sind die europäischen Spanier und die Anhänger des Mutterlandes großentheils entweder umgekommen oder ausgewandert.

Nicht minder auffallend erscheint die Verarmung der durch einen langen innern Krieg verheerten Gegenden, und die Unwissenheit ihrer Völkerschaften, die ausser Stande sind, von der für sie ziemenden Regierungsform sich einen Begriff zu machen. Die wenigen Familien, bei denen Wohlstand, Handelsverkehr, Ansehen und Einfluß angetroffen werden, sind unter sich zertheilt: die einen wollen eine monarchische Verfassung, andere verlangen Republiken und einen Bundesstaat. Alle streben nach Reichthum und Macht, die sie nur für sich behalten und hingegen davon ausschliessen wollen, wer nicht beide schon wirklich besitzt. Das Volk wird von den großen Eigenthümern für nichts geachtet, und somit begreift man, warum die vom spanischen Joche entledigten Staaten sich bisher beinahe gar nicht mit staatsthümlichen Gewährleistungen oder den Mitteln, Vereinbarung und Eintracht unter sich zu erzielen, beschäftigt haben.

Vieles muß unstreitig den andauernden Unruhen und Verwirrungen im Lande Schuld gegeben werden. Die Elemente eines bessern Zustandes sind ohne Zweifel vorhanden, aber einstweilen noch verhüllt und unsichtbar. Es muß Vieles geschehen und viele Jahre werden verfliessen, bevor man hoffen darf, eine feste Ordnung an die Stelle langwieriger Gährungen treten zu sehen. Um die Verfassungsformen, welche man wählen wird, frägt sich's dabei nicht; es handelt sich vielmehr um den in diese Formen zu giessenden Stoff. So lange aber nicht ein neues Geschlecht richtige Grundsätze und bessere Angewöhnungen durch Erziehung empfangen haben wird, so muß dem, nach welcher Form es auch sein möge, gebildeten Staatskörper die feste Grundlage mangeln. Einige Friedensjahre mögen unstreitig nationelle Züge in den süd-

Digitized by Google

lichen Staaten von Amerika entwickeln, und diese werden sich theils durch örtliche und zufällige Verhältnisse, theils durch den Karakter derjenigen Männer, die sich am einflußreichsten erzeigen, näher bestimmen.

Chile ist vielleicht unter den südamerikanischen Landschaften diejenige, deren Bewohner für die politische Reform noch am wenigsten vorbereitet sind; es befinden sich aber auch seine natürlichen Vortheile noch in einem gelähmten Zustande. Die Bevölkerung ist noch ausnehmend geering, und das Grundeigenthum liegt in den Händen Weniger, so daß die große Mehrzahl der Einwohner nur im Dienste der Eigenthümer das Land anbaut. Wie fruchtbar demnach auch der Boden, wie gesund das Klima, wie vortheilhaft die Lage des Landes sein mag und wirklich ist, so liegt dennoch der Landbau völlig danieder, weil ihm das mächtige Reizmittel fehlt, wodurch die Arbeit zur Freude wird, das Bewußtsein nämlich des eigenthümlichen Besitzes.

Der Chilino oder der Bewohner von Chile hat, überhaupt genommen, ein verständiges, gelehriges und ungemein munteres Naturell; ihm gebricht hingegen aller Unterricht, und wofern er anders nicht den wenigen reichen Familien angehört, so bleibt er in einem so niedrigen Verhältnisse, daß keinerlei Nacheiferung sich bei ihm entwickeln mag. Noch ist in diesem ganzen Lande kein Begriff vorhanden von den Aufmunterungen, welche freier Gewerbsfleiß für Landbau und Manufakturen gewährt; hingegen drücken lästige Gebühren, Hemmungen und Störungen aller Art, nicht blos auf dem äussern, sondern auch auf dem innern Verkehr von Landeserzeugnissen und Waaren.

Es hält überaus schwer, eine auch nur einigermaßen annähernd richtige Werthung der Bevölkerung des südlichen Amerika zur Zeit der Eroberung zu machen. Eitelkeit und eigener Vortheil mußten in mündlichen und schriftlichen Berichten Uebertreibungen veranlassen, und es ist nebenbei auch leicht zu erachten, wie viel unübersteigliche Hindernisse jeder Art von Zählung in einem ausgedehnten Lande im Wege stehen mußten, wo von allen zu solchem Geschäft unentbehrlichen und auch anderswo so oft mangelhaften Hülfsmitteln kein einziges vorhanden war. Die Tagebücher der Missionäre lagen den Schatzungen zum Grunde; es sind aber ihre Uebertreibungen an den Gestaden des Orenoko zum Sprichworte geworden: die cuentas de fraile (Mönchsmährchen) bedeuten Alles, was wunderbar und unglaublich ist.

Wollte man die, wahrscheinlich ganz irrigen, Angaben der ungemein zahlreichen Bevölkerung dieser Landschaft im Zeitpunkt ihrer Eroberung für richtig annehmen, so müßte ihr gegenwärtiges Verhältniß vollends um so viel trauriger erscheinen. Die Abnahme der Bevölkerung hat durch Pockenverheerungen und Mißbrauch des Branntweins seit ungefähr dreißig Jahren schnelle Fortschritte gemacht; so daß gegenwärtig das Defizit einer vor dreißig Jahren gemachten Bevölkerungszählung im spanischen Amerika gegenüber vermuthlich nicht weniger als einen Drittheil betragen würde.

Brasilien befand sich deshalb in eigenthümlichen Verhältnissen. Die Nachfrage von aussen nach Landeserzeugnissen hat ihre Kultur befördert. Eine Menge europäischer Auswanderer haben

Digitized by Google

ſich dort angeſiedelt, und viele ſchwarze Sklaven ſind eingeführt worden; dieſes Verhältniß dauert auch gegenwärtig noch fort.

Folgendes iſt eine ſummariſche Ueberſicht der Beſtandtheile des ſpaniſchen Amerika's, wie Hr. Schmidtmeyer dieſelben im Jahr 1821 vorfand und angibt. Florida befindet ſich gegenwärtig, gleichwie Louiſiana, im Beſitze der vereinigten Staaten. Neuſpanien hat ſeinen Namen eingebüßt. Mexiko bildet ein unabhängiges Reich. Hr. von Humboldt hat ſeine Geſammtbevölkerung auf ſieben Millionen gewerthet, worunter er drei Millionen Landeseingeborne rechnet. Neu-Grenada, die Terrafirma und die Karakken bilden gegenwärtig zuſammen den freien Staat von Columbia, deſſen Hauptſtadt Santa-Fé-de-Bogota iſt. Zu Anfang der Staatsumwälzung ward die Geſammtbevölkerung auf eine Million neunmalhunderttauſend Seelen berechnet; der Krieg hat ſeither ununterbrochen dieſen Theil des Feſtlandes heimgeſucht. Neuern amtlichen Angaben zufolge ſoll inzwiſchen die Bevölkerung von Columbia auf zwei Millionen ſechsmalhundert- und fünfzigtauſend Seelen anſteigen. Hr. von Humboldt hatte ſie ungefähr eben ſo gewerthet. Lima iſt die neue Hauptſtadt von Peru. Die Bevölkerung dieſes Landes ward auf eine Million dreimalhundert Seelen berechnet, worunter ſiebenmalhunderttauſend Eingeborne ſich befinden; gegenwärtig iſt dieſelbe wahrſcheinlich geringer. Peru ſoll vormals, wie behauptet wird, acht Millionen Individuen enthalten haben. Es ſcheint, daß, ungeachtet der beſtändigen Einwanderung der Spanier, der afrikaniſchen Sklaven und der für den Bergbau aus andern Theilen von Amerika eintreffenden Landeseingebornen, die gegenwärtige Bevölkerung um ſechs Siebentheile geringer iſt. Chile, deſſen Hauptſtadt San Jago, erreicht in ſeiner Bevölkerung nicht volle dreimalhunderttauſend Seelen, und es beſteht dieſelbe faſt ausſchließlich in Meſtizen und Kreolen. Das Land hat ſich ſeit ein paar Jahren zum Freiſtaat erklärt, unter der Regierung von einem Präſidenten und fünf Räthen. Die Landſchaft von La Plata beſteht aus mehrern unabhängigen Staaten, welche zwiſchen dem Amazonenſtrom und dem Panama, dem Andengebirge, Braſilien und dem Ozean gelegen ſind. Buenos Ayres gehört zu dieſer Abtheilung. Patagonien, die Magellanlande, Arauco und die Pampas haben eine ſehr ſchwache Bevölkerung. Die Landſchaft Arauco ſcheint vorzüglich diejenige zu ſein, worin Pocken und hitzige Getränke große Verheerungen angerichtet haben. Auf Braſilien werden ungefähr vier Millionen Einwohner gerechnet; darunter befinden ſich aber fünfzehnhunderttauſend ſchwarze Sklaven und eine Million Landeseingeborne. Im ſpaniſchen und franzöſiſchen Guiana zuſammen rechnet man einhundert- und vierzigtauſend ſchwarze Sklaven und nur zwanzigtauſend weiße Einwohner. Endlich wird die Geſammtheit der Inſelbewohner des Archipelagus auf zwei Millionen berechnet, die jedoch größtentheils Sklaven ſind.

In den Staaten des Feſtlandes iſt die Zahl der gebornen Spanier überaus klein, und es vermindert ſich dieſelbe mit jedem Tag. Die Klöſter und die davon abhängenden großen Beſitzungen gehören den Europäern an; die Zahl der Ordensleute beider Geſchlechter hat ſich aber

Digitized by Google

bedeutend vermindert. Die Kreolen ſtammen von den im Lande angeſiedelten Spaniern her. Weiterhin unterſcheidet man die von Spaniern mit Landeseingebornen erzeugten Meſtizen; die von Spaniern mit Meſtizenweibern erzeugten Cholos; die Quarterons von Spaniern mit Mulattenweibern erzeugt, und noch andere Unterabtheilungen mehr.

Die katholiſche Religion iſt in den Südſtaaten überall die herrſchende. Die Proteſtanten haben für ihren Kultus keinen andern Verſammlungsort auſſer den Schiffen, wenn ſolche zur Hand ſind.

Herr von Humboldt hat die Geſammtheit der Bevölkerung des amerikaniſchen Feſtlandes, zu Anfang des Jahrhunderts, auf fünfundzwanzig Millionen ſechshundert- und fünfzigtauſend Seelen berechnet; das will ſagen, auf den dreiundzwanzigſten Theil der Bevölkerung der alten Welt, die vielleicht keine ausgedehntere Bodenfläche beſitzt.

Zur Zeit der Eroberung von Amerika befanden ſich die höchſtgelegenen Plattformen der Anden von denjenigen Völkern bewohnt, die in der Ziviliſation am weiteſten vorgerückt waren, oder welche die kleinſten Rückſchritte darin gethan hatten. Es waren dies die Mexikaner, die Peruaner und die Muiscas. Herr Schmidtmeyer erwähnt der verſchiedenen Hypotheſen, welche hinſichtlich des Urſprungs der amerikaniſchen Bevölkerung ſind aufgeſtellt worden, und er weiſet die merkwürdigen Verwandtſchaften nach, welche zwiſchen den obgenannten Völkerſchaften und den Aegyptiern, den Thibetanern und den Mogoliſchen Tartaren, in Bezug auf Baukunſt, Zeitmeſſung, religiöſe Inſtitutionen und myſtiſche Begriffe wahrgenommen werden. Auch hinſichtlich auf Cosmogonie und Hieroglyphen ſcheinen zwiſchen dieſen Völkern beider Halbkugeln Aehnlichkeiten vorhanden zu ſein.

Die Mexikaner waren, einiger Merkmale von Zivilliſirung unerachtet, dennoch in manchen Hinſichten ausnehmend barbariſch. Ihre Gefangenen opferten ſie alle auf den Altären ihrer Götter, und es ſcheint auch, daß ſie das Fleiſch derſelben verzehrten. Unter ſolchen Umſtänden hält es ſchwer, dem Glauben nicht Raum zu geben, daß Uebertreibung in den Erzählungen von Cortes und ſeinen Gefährten, hinſichtlich der Bevölkerung, des Reichthums und der Macht eines noch halb barbariſchen Volkes, vorhanden war; hinwieder findet man die Ruinen großer Gebäude, welche ein Verhältniß von Wohlſtand und vorgerückter Kultur anzudeuten ſcheinen.

Die Peruaner haben unzweideutige Zeugniſſe von Künſten und Gewerbfleiß in ihren Tempeln, Feſtungen, Paläſten, Waſſerleitungen, in ihren ſchönen Straßen, Brücken, in den Geräthſchaften und Zierrathen ihrer Wohnungen hinterlaſſen. Für den Ackerbau gebrauchten dieſe Völker ausſchließlich nur die Hacke; in Ermangelung von Zugthieren wäre der Pflug ihnen unnütz geblieben, wenn ſie denſelben auch gekannt hätten.

Nach Maasgabe, wie man ſich von den Anden entfernte und dem atlantiſchen Weltmeere näher kam, waren die Völkerſchaften wilder. Von den zahlreichen in dem weit ausgedehnten Lande zerſtreuten Völkerſtämmen waren die meiſten Antropophagen, und einige darunter zeigten dies Verhältniß unter empörend grauſamen Umſtänden. Der wilde und mächtige Karaibenſtamm,

Digitized by Google

der die Inseln im mexikanischen Meerbusen bewohnte und seine Räuberzüge über das südliche Festland ausdehnte, nährte sich fast ausschließlich vom Fleische der kriegsgefangenen Sklaven, welche er für jene Bestimmung erst noch sorgfältig mästete.

Die Guaranis von Paraguay, die Tupis von Brasilien und die Omaguas im Becken des Amazonenflusses bedienten sich, der großen Entfernungen ihrer Wohnsitze unerachtet, einer Sprache von unverkennbar gemeinsamer Abstammung. Die Sprache der Guaranis war am meisten vervollkommnet und schien auf eine in vorgeschrittener Kultur erhaltene Ausbildung hinzuweisen. Die Mundart der Tupis war über ausgedehntere Landschaften verbreitet.

Bei allen amerikanischen Stämmen sind gewisse nationelle Gebräuche bemerkt worden, die auf eine schnelle Ausartung der Sprache hindeuten; so wurden beim Absterben eines Häuptlings die Möbeln und Geräthe, welche er besessen hatte, um sein Andenken zu ehren, mit neuen Namen belegt. In einigen Stämmen bedienten sich die Töchter, bevor sie sich verehlichten, einer eigenthümlichen Sprache, die sie nach der Heirath wieder aufgaben. Betrachtet man die Karte, so finden sich eine Menge mit den Endsilben agua, igua, gua oder guay bezeichneter Ortschaften. Es bedeutet dieses, daß ein solches Dorf oder Ort am Wasser lag. Längs des Andengebirgs in Chile findet sich eine sehr große Zahl Dörfer, welche jene Endsilbe trugen.

Die Mexikaner hatten eine genaue Rangordnung unter sich eingeführt. Der Landbesitz war an Bedingungen geknüpft, welche an diejenigen der Feudalverfassung erinnern. Die Landbauer waren Leibeigene der Großen und wurden zugleich mit dem Lande verkauft; in den Städten lebten Handwerker und Gewerbsleute beisammen. Montezuma war der neunte König von Mexiko.

Die Selbstherrscher oder Incas von Peru waren ausschließliche Eigenthümer alles Landes, dessen Bebauung sie den Einzelnen jedesmal nur für ein Jahr überliessen. Ein Drittheil der Landeserzeugnisse gehörte der Sonne, das will sagen, den Priestern, ein Drittheil dem Inca und ein Drittheil der Gemeinde. Der Inca war zugleich Gottheit und Selbstherrscher, und alle großen öffentlichen Denkmäler wurden für sein Eigenthum gehalten; noch heut zu Tage zeigt man in Chile die Incabrücke, die Incabäder, den Incasee oder die Incastraße. Atabalippa scheint der fünfzehnte König von Peru gewesen zu sein.

Die Häuptlinge aller andern amerikanischen Völker hießen Caziken. Ihre beschränkte Gewalt ward in Kriegszeiten bedeutsamer. Ueber die vormaligen Verhältnisse der in der Nachbarschaft der Anden wohnenden Völkerschaften weiß man sehr wenig. Unter denen, welche den Europäern bekannt oder durch sie vertilgt wurden, zeigten sich große Abstiche, indem die einen Stämme im höchsten Grade wild, andere hingegen sehr sanft gesittet waren. Die einen Stämme besaßen starken und schönen Körperbau, während andere schwach und klein waren. Die Unterschiede der Körpergröße zwischen den die Sumpfgegenden von Chiquitos und Guayaccas bewohnenden Völkerschaften und den Patagoniern betrugen zwischen fünf englischen Fuß und sechs und einem halben; unter dem letztern Stamme fanden sich jedoch sehr viele Menschen von mittlerer Größe.

Digitized by Google

Diese Völkerschaften alle zeigten braune Olivenfarbe und ihre Haare waren schwarz, dicht und glatt. Ihr Kolorit war mehr oder minder dunkel und bei mehrern Stämmen ward die Kupferfarbe angetroffen. Die in der Nähe des Amazonenstroms Angesiedelten trugen Kleider, beschäftigten sich mit Landbau und näherten sich der einseitigen peruvianischen Kultur; die Mehrzahl der Landeseingebornen hingegen ging nackend und nährte sich von der Jagd. Alle Amerikaner waren bartlos. Die allgemein verbreitete Sitte, die Barthaare, so wie sie zum Vorschein kamen, auszureissen, konnte die ausnehmende Dünnheit der Barthaare erblich gemacht haben, ohne daß dadurch ihr fleißiges Ausreissen, welches die Sitte verlangte, überflüssig ward. Die meisten Völkerschaften waren gewöhnt, die Köpfe der neugebornen Kinder durch gewaltsames Zusammendrücken seltsam zu gestalten. Andere liessen an die Ohren schwere Gewichte hängen, um dieselben auf die Schultern herabzuziehen, und sie durchstachen Nase oder Lippen, um daran Fischgräthen, Knochen und andere wunderliche Zierrathen zu befestigen. Die mißgestalteten Kinder wurden sämmtlich gleich nach der Geburt umgebracht, und die Eingebornen besaßen meist alle einen wohlproportionirten Körperbau. Die Männer bemalten sich die Haut mit verschiedenen Farben, besonders mit Roth; sie tatowirten sich mannigfaltig und liessen öfters auf dem Scheitel eine Haarlocke stehen, während alles Uebrige abgeschnitten ward. Zu Vervollständigung ihres Schmuckes gehörten Federn, und es scheint ihre Sitte nicht weniger tirannisch gewesen zu sein, als die Mode solcher heut zu Tage in Europa ist. Bejahrte Frauen trugen die Sorge für den Putz der Männer.

Die meisten dieser Stämme lebten in Vielweiberei; in einigen derselben soll auch Vielmännerei statt gefunden haben. Weiber und Kinder wurden im Ganzen milde behandelt; doch lag auf den Weibern große Arbeitslast. Nicht nur war die Sorge des Haushalts, die Bereitung der Speisen, und die Verfertigung der Kleider, wo solche getragen wurden, das Geschäft der Weiber: sondern diese mußten auf ihren Wanderungen die Kinder sowohl als die erforderlichen Geräthschaften tragen; die Männer gaben sich einzig nur mit Jagd, Fischerei und Kriegführen ab.

Der schwierige Unterhalt, die Arbeiten und Gefahren eines mühsamen mit beständigen Kriegen verbundenen Lebens, wobei die Aussicht, von Feinden gefangen und verzehrt zu werden, beständig vorschwebte, kann die Gewohnheit dieser barbarischen Völker, ihre neugebornen Kinder umzubringen und nur ein oder zwei derselben groß zu ziehen, erklären. Die meisten dieser Völker waren auch gewohnt, von Zeit zu Zeit ihre Kriegsgefangenen zu adoptiren und in ihre Familien aufzunehmen. Ein Hauptstück der Erziehung der Wilden bestand darin, die Kinder zur Ertragung von Leiden zu gewöhnen; daraus ergab sich, daß im erwachsenen Alter die Landeseingebornen gewissermaßen unempfindlich für den Schmerz wurden und daß sie Beispiele ausserordentlicher Standhaftigkeit in Ertragung von Qualen aller Art gaben. Die Weiber waren ihren Männern sehr anhänglich und zeigten viele natürliche Sittsamkeit. Der Gesichtsausdruck der Landeseingebornen hatte etwas Sanftes und Trauriges. Ihre Kleidertrachten

Digitized by Google

waren freilich so widerwärtig als barbarisch, wie man sie überall auf diesem Kulturgrade antrifft; dafür besaßen sie liebenswürdige Eigenschaften und große Tugenden; und je mehr man ihre Unglücksgeschichte erforscht und sich mit den Gewaltthaten, deren Schlachtopfer sie geworden sind, bekannt macht, desto mehr und lebhaftere Theilnahme wird man für sie fühlen.

14.

Die bisher entworfene Schilderung gehört einer vergangenen Zeit an. Der gegenwärtige Zustand der unglücklichen Ueberreste der amerikanischen Völkerschaften ist noch ungleich viel trauriger. Ihre Horden bekriegen sich einander unaufhörlich, um Gefangene zu machen und um dieselben zu verspeisen. Die Europäer machen seit drei Jahrhunderten auf diese Wilden Jagd, um Sklaven zu erhalten und diese für harte Arbeiten zu gebrauchen. Sie erregen und unterhalten Kriege zwischen diesen Völkern durch fortgehenden Ankauf ihrer Gefangenen. Rechnet man zu den vorgenannten Zerstörungsquellen noch die ansteckenden Krankheiten und die gebrannten Wasser, welche die Europäer ihnen zugebracht haben, so begreift man, daß die Entvölkerung sich über alle Theile des ihrem Einfluß zugänglichen Festlandes ausdehnen muß. Noch sind große Landschaften unerforscht geblieben und die Verhältnisse ihrer Bewohner demnach auch unbekannt.

Den Karakter und die Lebensart der Kreolen in Chile schildert Herr Schmidtmeyer folgendermaßen: Ich habe (sagt er) sehr häufig in den Hütten der Einwohner verweilt, und ich kann versichern, durchaus nie irgend einen aus ihnen gegen einen andern, oder auch nur gegen ein Thier erzürnt gesehen zu haben. Kinder und Hunde umlagerten öfters und in großer Anzahl den Herd, worauf das Mahl bereitet ward. Alle versuchten heimlichen Raub an den Speisen. Sie liessen sich's wohl fünf und sechs Mal wiederholen, wenn sie Platz machen, oder etwas herbeiholen, oder irgend einen kleinen Dienst leisten sollten; und doch haben Väter oder Mütter nie die geringste Ungeduld bezeigt. Nicht nur schlagen sie ihre Kinder nicht, sondern sie reden auch allezeit nur sanft mit ihnen. Hinwieder habe ich dann auch während meines Aufenthalts im südlichen Amerika nicht ein einziges Mal irgend Jemanden, sei es ein Kind, oder ein Pferd, oder einen Hund liebkosen gesehen. Sie schienen einander recht lieb zu haben; aber es ist eine völlig passive Liebe. Der Chilino lacht über Alles, nimmt Alles gut auf, weiß nicht, wie sich über etwas erzürnen oder verdrießlich sein aussehen würde. Ich erinnere mich nicht, auch nur einen einzigen Schwur in Chile gehört zu haben. Unter der ganzen Bevölkerung herrscht ein Anstand in Betragen und Sprache, der einem Fremden überaus angenehm vorkommt; allein gleichzeitig ärgert ihn der Mangel an Theilnahme und die Gefühllosigkeit, welche er unter diesem Volke wahrnimmt. Einige Züge, die ich erzählen will, werden diese Klage verständlich machen.

Eine Anzahl Chilinos kamen von einem Feste und stiegen zu Pferde, um nach Hause zu reiten. Zwei Damen von angesehener Familie sahen ihnen dabei zu. Einer der Reiter, ein bejahrter Mann, war betrunken, verlor das Gleichgewicht und fiel so heftig auf das Stein-

Digitized by Google

pflaſter, daß es tönte, als ob eine Kiſte auf dem Boden zerſpalte. Er blieb ohne Bewußtſein liegen. Die Damen lachten laut auf, ohne ſich im mindeſten zu kümmern, ob der Mann todt ſei oder ob ihm Hilfe gereicht werde. Seine Gefährten lachten eben ſo luſtig; jedoch hoben ſie den Mann auf, ſetzten ihn, bei ſtets mangelndem Bewußtſein, in den Sattel, und ritten weiter, indem ſie ihn rechts und links feſthielten, dabei aber auch unausgeſetzt aus vollem Halſe lachten.

Ein zweiter Vorfall iſt dieſer: Ein Bergmann, der ſich gebalgt und Meſſerſtiche erhalten hatte, ward nach Guaseo dermaßen ſchwer verwundet gebracht, daß ein dort angeſiedelter fremder Wundarzt ſeinen Zuſtand für hoffnungslos anſah. Es ward ein Fleiſcher herbeigerufen. Dieſer erklärte lachend: der Verwundete habe kein weißes Fleiſch (ſei kein Europäer), darum wolle er ihn behandeln, wie verwundete Maulthiere behandelt würden. Er machte hierauf neue Einſchnitte, ziemlich grobhin, und legte Pflaſter auf. Des rohen Verfahrens ungeachtet iſt der Mann jedoch am Leben geblieben.

Die Amerikaner haben vor und nach der Eroberung eine große Geſchicklichkeit für mechaniſche Künſte gezeigt. Sie wußten mit Gold, Silber, Kupfer und andern Metallen umzugehen und daraus Geräthſchaften und Schmuck von recht ſchöner Arbeit zu verfertigen. Noch heutzutage liefern ſie ausgezeichnet gute Arbeiten. Sie beſaßen Manufakturen für Wolle, Baumwolle und Thierhaare, welche ſie ſchön und dauerhaft zu färben verſtanden; jetzt hat der niedrige Preis der europäiſchen Waaren dieſe Fabriken in Zerfall gebracht. Die Peruaner verfertigen gegenwärtig noch Pferdgeſchirr, Sättel, Zäume, Mäntel, Teppiche, Strohhüte und ſehr künſtliche Geflechte. Aus Kupfer und Silber bereiten ſie, einzig nur mit dem Hammer, viele ſorgfältig gearbeitete Geräthſchaften, die eine für Chile nicht unbedeutende Ausfuhr bilden. Töpferei und Holzſchneidekunſt ſind von den Amerikanern bedeutſam vervollkommnet worden. Gegenwärtig werden in Chile ungemein große, ſehr harte und einen völligen Metallklang beſitzende irdene Krüge verfertigt. Die nutzbaren Pflanzen, welche zur Zeit der Eroberung von den Eingebornen angebaut wurden, waren Mais, Manioc, Piſang und Bohnen. Aus Mais und Algarob bereiteten ſie ein gegohrnes Getränk, das aber lange ſo ſtark nicht war, wie die von den Europäern ihnen zugebrachten Branntweine. Der Gebrauch der Schokolade ſcheint ſich aus Mexiko über Europa verbreitet zu haben.

Die Religionsmeinungen der Landeseingebornen waren eben ſo verſchieden, wie ihre Stämme. Die Mexikaner verehrten viele Götter, ohne Kenntniß eines allmächtigen Weſens oder höchſten Gottes. Sie beteten die Sonne an und den Mond und eine Kriegsgottheit. Die Peruaner übten nur die Sonnenverehrung, und ihre Religion hatte mildere Formen. Doch waren auch ſie, gleich den Mexikanern, gewohnt, die Sklaven auf dem Grabe ihrer Herren den Opfertod ſterben zu laſſen, damit dieſe von ihnen in der andern Welt wieder bedient würden. Tempel und Prieſter beſaßen beide Völker, und es ſollen, einer Ueberlieferung zufolge, die Mexikaner

Digitized by Google

bei einer festlichen Tempelweihe nicht weniger als siebenzigtausend gefangene Krieger geopfert haben.

Die übrigen amerikanischen Stämme besaßen weder Tempel, noch Priester. Beinahe alle verehrten neben mehrern Gottheiten auch einen boshaften Geist. Alte Frauen besorgten die religiösen Verhältnisse. Die Aerzte standen mit dem bösen Geiste in Verbindung und manchmal mußte der Arzt den Tod eines unter seiner Besorgung gestorbenen Mächtigen mit dem Leben büßen.

Die Jesuitenmission war im Jahr 1556 in Paraguay eingetroffen. Ihre Glieder gehörten allen Nationen an; es waren Franzosen, Spanier, Portugiesen, Irländer, Deutsche. Bald wurden sie aus Europa ansehnlich verstärkt. Mit rastlosem Eifer widmeten sie sich, in dem ausgedehnten Lande mit tausend Schwierigkeiten kämpfend, ihrem Missionsgeschäfte. Viele starben als Opfer ihrer apostolischen Hingebung. Die meisten Gegenden der drei Wasserbecken vom Amazonenstrom, Orenoko und La Plata, gleich wie Brasilien und die westlichen Landschaften der Anden, von Arauco bis nach Kalifornien, sind von den Jesuiten besucht worden, und beinahe allenthalben, wo sie hinkamen, gelang es ihnen, sich anzusiedeln. Der Sklavenhandel ward durch sie begünstigt, nicht um seiner selbst willen, sondern weil ihr Einfluß dadurch mächtiger ward. Wenn einerseits manche dieser Väter ihr Ansehen mißbraucht haben, so läßt sich nicht läugnen, daß andere davon auch einen guten und löblichen Gebrauch machten.

Anderthalbhundert Jahre durch waren die Jesuiten bemüht gewesen, die Landeseingebornen zu bekehren und in eine Staatengesellschaft, welche unter ihrer Leitung stand, zu vereinbaren. Gleichzeitig wurden von den Spaniern und Portugiesen, als den Landeseroberern, für die Bergwerke Sklaven entführt. Die Jesuiten beklagten sich darüber am Hofe in Madrid, und Gegenklagen wurden hinwieder von den Aufsehern der Bergwerke geführt. Die einen klagten, daß sie nicht mehr hinlängliche Arbeiter fänden; die andern bezeugten, ihr Bekehrungsgeschäft werde gelähmt, wenn der Christenkarakter die Eingebornen nicht gegen Sklaverei zu sichern vermöge. „Verzweifelnd und ihres Jammers müde," schrieb der Pater Martin aus Paraguay, „kehren die Amerikaner in ihre Wälder zurück."

Den jüngsten Volkszählungen zufolge beträgt die gegenwärtige Bevölkerung nur den zehnten Theil der zur Zeit der Eroberung vorhandenen. Die lange Marter der Zwangsarbeit in den Bergwerken trägt die Hauptschuld dieser Menschenabnahme, und ein so trauriger Mißbrauch der Gewalt wird von Nationen verübt, die sich Bekenner einer Religion nennen, welche Frieden, Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe predigt.

Als der Papst die neue Welt den Königen von Spanien und Portugal schenkte, übergab er ihnen mit dem Lande zugleich auch seine Bewohner; die Könige vertheilten beide hinwieder ihren Günstlingen. Einige Verordnungen wurden zwar zum Schutz der Landeseingebornen erlassen. Ihren Herren ward befohlen, sie gehörig zu ernähren und nur mäßige Arbeit von ihnen zu fordern, so lange sie sich gehorsam bezeigen würden. Bei erfolgtem Ungehorsam waren sie

Digitized by Google

der Willkühr ihrer Gebieter preisgegeben. In diesem Fall wurden solche Sklaven alsdann Yanaeones genannt, und sie konnten in die Bergwerke oder für andern Gebrauch verkauft werden. Man sieht leicht ein, daß es an Vorwand zu Vervielfältigung der Yanaeones nie gebrechen konnte. Andere Verordnungen sorgten für den Dienst der Bergwerke. Die Landeseingebornen mußten in Kehrordnung vier Monate des Jahrs in den Bergwerken arbeiten, dafür ihre Haushaltungen verlassen, und zweimal jährlich weite, zum Theil mehrere hundert Meilen Weges betragende Reisen unternehmen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten die Jesuiten ausgewirkt, daß Niemand ohne ihre Bewilligung nach Paraguay kommen durfte. Diese Verordnung, wodurch die Herrschaft der Väter über das Land einen mächtigen Zuwachs erhielt, reizte hinwieder die Eifersucht der Spanier und besonders der Sklavenhändler nicht wenig. Der Erfolg von den Arbeiten der Jesuiten in ihren amerikanischen Missionen war dermaßen weit ausgedehnt und in gewissen Beziehungen auch bewundernswerth, daß man bei den Mitteln, die ihren Einfluß wesentlich befördert haben, wohl einen Augenblick verweilen darf.

Um sich die Wilden geneigt zu machen, fingen sie damit an, mancherlei nützliche oder angenehme Dinge, Geräthschaften, Kleider, landwirthschaftliche Werkzeuge an dieselben zu vertheilen; dann munterten sie dieselben zum Landbau auf, statt des herumziehenden Jägerlebens. Sie wurden getauft. Man ermahnte sie, auf Menschenfleisch, Götzendienst, Vielweiberei und Kriegsfehden zu verzichten. Sie wurden im Christenthum unterrichtet und die grausame Sitte des Kindermords ward ihnen untersagt. Jede Haushaltung mußte ein bestimmtes Maas landwirthschaftlicher Arbeiten leisten, deren Ertrag in gemeinsamen Magazinen aufbewahrt wurde; Lebensmittel und Kleider wurden im Verhältniß der Arbeitsamkeit unter sie vertheilt, und was übrig blieb, wurde auswärts verkauft, um dafür europäische Erzeugnisse, die der Gesellschaft mangelten, anzuschaffen.

Unter den mancherlei Stämmen, welche durch die Jesuiten an den Ufern des Paraguay, des Parama und des Uruguay zivilisirt worden sind, befand sich, der bedeutsamsten einer, derjenige der Guaranis, dessen Sprache fast überall gekannt war; die Jesuiten bedienten sich ihrer mit großem Vortheil. Die Guaranis wurden treue Unterthanen von Spanien, und ihre Bevölkerung stieg auf ungefähr hunderttausend Menschen. Inzwischen darf nicht vergessen werden, daß die Berichte der Jesuiten über den Erfolg iheer Bemühungen frühe schon nur allzubegründeten Zweifel erregen mußten. Eine Anzahl elender Hütten wurden von ihnen Städte genannt; die sie bewohnenden Wilden aber, wenn sie Geschenke erhalten hatten, getauft und eingeschrieben waeen, rissen gar häufig wieder aus und kehrten in ihre Wälder zurück.

Die bedeutsamste Niederlassung der Guaranis am Uruguay wurde im Jahr 1750 an Portugal, von dem sie stets friedselig war behandelt worden, abgetreten. Nach vergeblich geleistetem Widerstande wurden die unglücklichen Landeseingebornen, bei dreißigtausend Menschen, von dem Lande, welches sie urbar gemacht hatten, vertrieben und anderswo ihren Unterhalt zu

Digitized by Google

ſuchen genöthigt. Dieſes grauſame Verfahren iſt dem Chriſtenthum unter dieſen Völkern überaus verderblich geworden, und der bald darauf erfolgte Sturz der Jeſuiten ward es nicht minder. Es war im Jahr 1757, als dieſe Ordensleute aus Braſilien und zehn Jahre ſpäter aus dem ſpaniſchen Amerika vertrieben wurden; bald hernach erfolgte des Ordens Aufhebung durch den Papſt. Was immer auch den Vätern in Amerika mit Recht zur Laſt gelegt werden konnte, in dem gegen ſie angewandten Verfahren lag hinwieder viel Ungerechtigkeit und Grauſamkeit. Sie wurden mit ſchneller Eile auf Schiffe gebracht und wie Negerſklaven dort eingepferchet. Die Mönchsorden im ſpaniſchen Amerika hofften Erben, wie der Reichthümer, ſo des Einfluſſes der Jeſuiten zu werden, und ſie trugen das Ihrige bei, um die Vertreibung derſelben härter zu machen. Die Landeseingebornen aber ſahen nunmehr eben die Männer, welche vorhin ein Gegenſtand ihrer Ehrfurcht geweſen waren, vom Lehramt verſtoßen und wie Verbrecher behandelt. Die Rückwirkung davon konnte auf ihre religiöſen Gefühle, wie auf ihr bürgerliches Verhältniß, nicht anders als nachtheilig ſein. Die Einrichtungen, welche ihnen Wohlſtand hätten bringen ſollen, wurden jetzt als Mittel einer planmäßigen Unterdrückung gegen ſie gebraucht. Im Jahr 1773 erfolgte ein gemeinſam einverſtandener Aufſtand der Eingebornen von Peru und la Plata; mehrere blühende Bergwerk-Städte zwiſchen Potoſi und Cuſco wurden zerſtört. Dieſer Aufſtand, welcher Spaniens Macht in dieſen Gegenden bedroht hatte, mochte noch gedämpft werden. Die Fortſchritte der Aufklärung und die erkannte Gefahr bewogen zur Aufhebung der Sklaverei. Es trat eine mildere Behandlung ein; im Ganzen aber war das Verhältniß der eingebornen Amerikaner ſehr traurig geblieben, weil ihnen jede vom Beſitze des Eigenthums herrührende Aufmunterung und Wetteifer fehlen.

15.

Die gegenwärtig unabhängige ſüdamerikaniſche Landſchaft, welche vorhin die Provinz la Plata hieß, iſt aus einem länglichten Becken gebildet, das ſich ſüdweſtlich ins atlantiſche Meer öffnet. Oeſtlich wird dies Becken durch die Gebirge Braſiliens, nördlich durch die Hügelgruppen von Aguapeky und Santa-Cruz, weſtlich durch's Andengebirge und ſüdlich durch die Berge von Patagonien begrenzt. Die von Nord und Weſt her kommenden Gewäſſer vereinen ſich im La-Plataſtrom, um mit dieſem ins Weltmeer zu gelangen. Die ſüdlichen Waſſer ergieſſen ſich in den Colorado, deſſen Lauf nur noch mangelhaft gekannt iſt; der größte Theil der übrigens, wie ſchon oben bemerkt ward, unbeträchtlichen, vom Andengebirg abflieſſenden Gewäſſer, verliert ſich theils durch Ausdünſtung, theils durch Verſiegung, in geringer Entfernung von der großen Bergkette.

Der Abhang von der Ebene des Beckens bis an die daſſelbe einfaſſenden Gebirge iſt ſo unmerklich, daß wer im Frühjahr den Kreisweg am Fuß der Gebirge machen wollte, überall im Waſſer wandern müßte. Die ganze Landſchaft bildet einen ausgedehnten Moraſt. Der Lauf der großen Flüſſe von Paraguay und Parana iſt ſehr langſam, und ihr Fall wird nicht über einen Fuß auf die Lieue berechnet.

Digitized by Google

Man trifft auf dieſem weiten Raume Hügelketten und Gruppen in nordweſtlicher und ſüdöſtlicher Richtung an. Es ſind die Ebenen von Guanacos, Manſo und Buenos-Ayres, die den Namen der Pampas führen. In den großen Becken des Amazonenſtroms und des Orenoko gibt es auſſer den Waſſerſtraßen ſelbſt keine andern Verbindungsmittel; die ganze Landſchaft iſt mit dichter Waldung bedeckt, und Niederlaſſungen finden ſich einzig nur an den Flußgeſtaden. Im Becken des la Plata, wo nur wenige Waldung angetroffen wird, und wo Verbindungen nach allen Richtungen zu erzielen leicht möglich wäre, ſind doch nur drei Hauptſtraßenlinien vorhanden. Die erſte geht von Buenos-Ayres nach Paraguay, längs der Parana und der Paraguay. Die zweite geht von Buenos-Ayres nach Peru und Potoſi; dieſe bis nach Lima reichende, eintauſend Lieues lange Straße war diejenige des reichen Verkehrs mit dem Binnenlande. Die dritte Verbindungsſtraße geht von Esquina im Staate von Cordova aus in weſtlicher Richtung; ſie verbindet ſich mit der unmittelbar von Buenos-Ayres nach Chili führenden Straße.

Die Geſammmtbevölkerung europäiſcher Abſtammung iſt in der Nähe dieſer Straßen verſammelt. Mit Ausnahme der Standorte von Buenos-Ayres, Mendoza, Potoſi und Aſſumpcion, erſcheint dieſe Bevölkerung überaus ſchwach, insbeſondere ſeit dem Krieg und ſeit der Abnahme des Binnenhandels.

Zwiſchen dieſen großen Verbindungslinien befinden ſich ausgedehnte Landſchaften, die entweder des beſtändigen Waſſers oder der ſteten Trockniß wegen unbewohnbar ſind; es gibt unermeßliche dem Vieh überlaſſene Weiden und Landſchaften, die von herumziehenden oder angeſiedelten Wilden bewohnt werden, deren Zahl ſich aus vorhin bemerkten Gründen zuſehends vermindert. Der Spanier Azara glaubte, die Stämme der Eingebornen in den Pampas könnten nicht über vierhundert Krieger zuſammenbringen. Es war von mehrern Tauſend dieſer Eingebornen die Rede, welche unſern von Buenos-Ayres die Heerden überfallen und weggeführt hätten. Nähern Erkundigungen zufolge dürften ihrer etwa einhundert geweſen ſein, und mehr bedarf es dann in der That auch nicht zum Abführen unbewachter Heerden. Die Geſammtbevölkerung des Beckens vom la Plata wird gegenwärtig auf eilfhunderttauſend Menſchen berechnet, wovon ein Sechstheil ungefähr Buenos-Ayres angehört.

Die Landeseintheilung iſt ſo ziemlich dieſelbe, wie zur Zeit der Vizekönige. Im Jahr 1816 hatte ſich ein Kongreß der unabhängigen, großen und kleinen Provinzen gebildet, welche heutzutage eben ſo viele vereinzelte Staaten ausmachen. Die Namen von Städten, Burgen, Bisthümern veranlaſſen ganz unrichtige Vorſtellungen, indem ſie an elende Dörfer verſchwendet werden. Hr. von Humboldt hat dieſe Bemerkung in den von ihm beſuchten Landſchaften öfters gemacht, und ſie leidet nicht weniger Anwendung im Becken vom la Plata.

Um ſich von den geographiſchen und politiſchen Verhältniſſen dieſes weitläufigen Landes einen Begriff zu machen, darf man nicht vergeſſen, daß die Grenzen eines jeden Staates und ihre gegenſeitigen Verhältniſſe noch ſehr ungewiß und ſchwankend ſind. Buenos-Ayres hat mehrere aber vergebliche Verſuche für die Bildung eines geregelten Bundesſtaates gemacht.

Digitized by Google

Einige Staaten wollten keine Abgeordnete senden, andere hätten es der Entfernung wegen nur mit Schwierigkeit thun können. Wahrscheinlich wird viele Zeit darüber hingehen, ehe zwischen so vielen von einander entfernten und ganz verschiedenartigen Staaten ein dauerhaftes Band geknüpft ist; aber Grund zu Kriegen zwischen ihnen ist eigentlich auch nicht vorhanden; und so lange der Ehrgeiz eines einzelnen Staates die wichtige Schiffahrt vom la Plata sich nicht zum Nachtheile der übrigen ausschließlich anmaßen will, so lange Ausfuhr und Tausch mittelst derselben ungehindert und frei geschehen, wird das Binnenland keine Unruhen zu besorgen haben, und die kleinen Staaten werden, ihrer Schwäche unerachtet, ungefährdet bleiben.

Mit Ausnahme von Assumpcion findet sich keine bedeutende Stadt im eigentlichen Paraguay. Seit dieser Staat unabhängig erklärt ist, stand er unter der Herrschaft eines Diktators, ohne auswärtige politische Verbindung, und auch beinahe ohne allen äussern Handel. Er hat fünf- bis sechstausend Milizen, wovon die Hälfte allzeit im Dienste ist. Ausser der Parana und Paraguay wird das Land noch von andern großen Flüssen, insonderheit vom Pilcomayo und vom Vermelho bewässert. Der Boden ist fruchtbar und für alle Kulturarten geeignet. Seine ausgedehnten Waldungen dienen zahlreichem Gewilde und Reptilien zum Aufenthalt. Santa-Fé, die vormals Paraguay angehörende Stadt, bildet gegenwärtig einen abgesonderten Staat, der von den benachbarten Stämmen der Eingebornen vielfältig bedrohet wird; die Bevölkerung dieses kleinen Staates wird zu hundert bis hundert- und fünfzigtausend Seelen berechnet. Gegen die Ebenen von Manso und Guanacos hin finden sich die unabhängigen Städte von Tarija, Chuquisaca, Misque, Cochabamba, Santa-Cruz, Apalobamba und die ausgedehnten Landschaften der Chiquitos und Moxos; die beiden letztern besitzen einige Missions-Niederlassungen. Die einzige einigermaßen bedeutsame Stadt dieser Staaten ist la Plata. Der Sitz eines Erzbisthums, ist sie wohlgebaut, und ihre Bevölkerung beträgt zwölf- bis dreizehntausend Seelen.

Zwischen der nördlich und der westlich gehenden Straße und dem Andengebirge liegen die Staaten von San-Juan, Atacama (das sich über die Anden hin bis zum stillen Meer ausdehnt), Lipes, Carangas und Paria. Ihr Klima und Boden sind ungemein dürr und trocken. Ein Reisender, der das Land auf den allein nur da vorhandenen Fußpfaden durchwandert hat, versichert, man könne oft fünfzig Lieues zurücklegen, bevor man eine Wohnung antrifft, und die Einwohner leben in ursprünglicher Einfachheit. Der Staat von Acatama, welcher auf anderthalbhundert Lieues Breite eine doppelte Länge hat, soll nicht über zweitausend Einwohner zählen, die aus umherstreifenden Eingebornen bestehen.

Die Landschaft in der Nähe der Seen von Paria und Titicaca, so wie ihres Verbindungsflusses Desaguadero, ist schön und fruchtbar; der Ackerbau wird hier fleißig betrieben, und seine Erzeugnisse finden in den Bergwerksbezirken Absatz. Die zwei Seen liegen in einem Thalgrunde, der sich von Potosi nach Cusco, zweihundert Lieues weit, ausdehnt. Beim Titicaca-See war die Residenz der peruanischen Ineas gelegen. Zwischen ihm und dem See von La Paz werden kolossale Steinbilder und Pyramiden angetroffen.

Digitized by Google

In jeder Stadt dieſer Landſchaften befinden ſich mindeſtens drei und bis auf ſechs Klöſter. Einige beſitzen Lehranſtalten (Kollegien) und Spitäler. In der Nähe des Andengebirgs und des beſchriebenen Beckens ſind viele Bezirke, Städte, Dörfer und Klöſter, die vormals unter Corregidoren ſtanden, gegenwärtig aber, von ihren Nachbarn unabhängig und durch keinerlei politiſches Band verknüpft, ihre eigene Verwaltung haben.

Die berühmte Stadt Potoſi, die über hunderttauſend Einwohner zählte, hat deren nur noch dreißigtauſend. Vormals betrug die Zahl der gezwungenen Bergleute bei fünfzehntauſend, gegenwärtig arbeiten nur zweitauſend Freiwillige. Die reichſte Silbermine findet ſich 4360 Fuß über dem Fuß des Berges.

Aus Rom, Spanien und Portugal ſind Mönche, Prieſter und Heerführer in's ſüdliche Amerika gekommen, welche weitläufige Landſchaften unter ſich getheilt haben, ohne die Grenzen dieſer Beſitzungen genau zu beſtimmen. Noch jetzt herrſcht dieſe Ungewißheit in der Entfernung von den Städten. In Chile gibt es Privatbeſitzungen, die ſich in einer Ausdehnung von hundert Meilen, und bei zwanzig bis dreißig breit, vom Andengebirge bis an's Südmeer, ausdehnen. Zu Wahrung ihrer Beſitzungen ſenden ſie ihr Vieh zur Weide an den öſtlichen Gebirgsabhängen, oder ſie laſſen es vielmehr dort frei herumziehen. In dem obbeſchriebenen Becken von La Plata ſollen noch ausgedehntere Beſitzungen als in Chile vorkommen. Die beſten und größten gehören der Geiſtlichkeit. Subſtitutionen und Majorate erſchweren den Ankauf von Grundſtücken hier zu Lande. In Chile iſt man beſchäftigt, die Nachtheile der Majorate zu mildern, und ihrer Vermehrung entgegenzuwirken. Den Namen Hacienda oder Fazenda führt eine Beſitzung oder vielmehr ihr Hauptgebäude, worin Vieh geſchlachtet, Talg und Rhum bereitet, Fleiſch und Häute getrocknet werden u. ſ. w.

Unter den großen Eigenthümern befinden ſich Kaufleute, Krämer, Bergleute und Fabrikanten. In der Stadt haben ſie ein Haus, worin ſich Magazine und Krambuden für den Groß- und Kleinverkauf ihrer Gutserzeugniſſe befinden. Zuweilen geben ſie ſich mit Handelsunternehmungen ab, die aber doch meiſt von fremden Kaufleuten betrieben werden. Auch auf ihren Landſitzen halten ſie Magazine zum Verkauf der Erzeugniſſe. Ihre Geſchäfte laſſen ſie durch Hausverwalter beſorgen. Die kleinen Pächter, die Bergleute und Tagelöhner müſſen alle Lebensbedürfniſſe zu übermäßigen Preiſen bezahlen, und dieſe ganze Arbeitsklaſſe iſt dermaßen an die großen Eigenthümer verſchuldet, daß ihre Kinder gewiſſermaßen Sklaven der Gläubiger werden. Darüberhin ſind alle Zivil- und Militärſtellen von den großen Eigenthümern beſetzt. Alle Macht und Einfluß liegen demnach in wenigen Händen vereinbart, die Maſſe der Nation hingegen iſt verarmt, unwiſſend und verſunken. Die Mittelklaſſe, welche in der bürgerlichen Geſellſchaft niemals zu zahlreich ſein kann, und auf welcher der Beſtand ihrer Inſtitutionen am ſicherſten beruht, fehlt hier gänzlich. Wenn auch Gewerbfleiß und Handel einigen Grundbeſitz den kleinern Kaufleuten zuwenden, ſo bleiben dieſe doch immer ohne Einfluß auf die Geſchäfte.

Die Baumaterialien, welche hier zu Lande am meiſten gebraucht werden, ſind Kunſterzeug-

Digitized by Google

nisse. Lehmerde und Stroh werden zusammengeknetet, in Formen gebracht und an der Sonne getrocknet; diese Art Mauersteine werden hernach mit einer ähnlichen Substanz überzogen; sie heißen Adobes, und wurden schon von den Peruanern zum Häuserbau gebraucht. Noch heutzutage trifft man in der Nähe von Truxillo Trümmer an, die aus solchem mit Schalthiergehäusen versetzten Lehm bestehen. Es ist in Frage gekommen, ob die große chinesische Mauer nicht aus Adobes erbaut sei, und Sir Georg Staunton hat unentschieden gelassen, ob die Backsteine dieser Mauer im Feuer gebrannt waren oder nicht. Die Adobes werden zuweilen gebrannt, um die Fundamente der Häuser gegen die Verheerungen der Ratten zu schützen. In den Städten finden sich manche steinerne oder aus Backsteinen aufgeführte Häuser. Das Klima von Buenos-Ayres ist dermaßen feucht, daß Moose und andere Pflanzen auf den Adobes, und selbst auf Backsteinen und Bausteinen wachsen, so daß man die Mauern fleißig davon reinigen muß. Der Kalk ist schlecht, weil er aus Meerkonchylien verfertigt und das kostbare Brennmaterial dabei gespart wird. Die Häuser werden mit Ziegeln oder mit Stroh gedeckt, und das letztere erhält zuweilen einen erdenen Ueberzug. Die Hütten sind aus in den Boden geschlagenen Pflöcken, die durch Aeste oder Schilfrohr vereinbart und mit Erde überzogen werden, erbaut.

Der häufigen Erdbeben wegen erhalten die Häuser nur ein einziges Stockwerk. Buenos-Ayres ist sehr regelmäßig gebaut. Die Straßen durchschneiden sich rechtwinklicht, und die Häuser sind einander alle ähnlich. Jedes Haus hat seinen Hof und Garten, mit Bäumen, welche über dasselbe emporstehen, und dem Ganzen ein reizendes Aussehen ertheilen. Die Angaben mancher Reisenden, denen zufolge die südamerikanischen Städte mitten in Wälder gebaut sind, beruhen auf solcher Täuschung: die Wahrheit aber ist, daß mitten auf einer dürren Ebene die Städte nicht selten einen kleinen Wald bilden. Solche Wohnungen, die zwischen den großen Häusern reicher Familien, und den kleinen aus drei zum Schlafen, Speisen und Kochen dienenden Zimmern bestehenden die Mitte halten, sind hier unbekannt. Aus der Küche verliert sich der Rauch, wohin er Ausgang findet; Kamineinrichtung ist keine vorhanden; das Schlafgemach ist von dem andern Zimmer nur durch ein aufgehängtes Tuch getrennt, und die Zimmerboden sind selten mit Backsteinen besetzt; aber so ärmliche Wohnungen, die nicht wenigstens in zwei Abtheilungen gesondert wären, gibt es nirgends.

Wenn in Chile ein Reisender bei einem Landbauer übernachtet, errichtet er seine Schlafstätte ausser der Hütte im Freien, und die Glieder des Haushalts lagern sich um ihn her. Das erstemal, als ich auf solche Weise erwachte, fand ich den Anblick wunderseltsam. Die Männer, in ihre Ponchos gewickelt, trugen die Köpfe mit den schwarzen, struppigen Haaren unbedeckt, die Weiber befanden sich in malerischen aber nichts weniger als reizenden Lagen. Wenn ich Hunde, Katzen und Hühner in ihren gefälligen Stellungen und in ihrem reinlichen Naturgewande schlafen sah, so fiel ihre Vergleichung mit dem Menschen nicht zu des letztern Vortheil aus. Wo man Ueberfälle der Landeseingebornen befürchtet, da werden die Häuser mit Graben umzingelt. Ueberall findet man, auch um ansehnliche Häuser her, die Gerippe und

Digitized by Google

andere Ueberreste der Thiere, die geschlachtet worden und zur Nahrung dienten, oder auch Aeser von Hunden, wilden Thieren und Raubvögeln. Dieser für Europäer widrige Anblick und die damit verbundenen Gerüche verursachen hier zu Lande eben so wenig Anstoß, als bei uns die Hühnerhöfe mit ihren Zubehörden.

Die Reichen, welche auf ihren Besitzungen wohnen, stehen früh auf, speisen früh zu Mittag, schlafen lange des Nachmittags und besuchen Abends das Theater, oder Spiel- und Gesellschaftshäuser. Bei großer Gewinnsucht zeigen sie wenig Erfindung und Kunstfleiß. In ihrer Kleidung herrscht zuweilen großer Luxus.

Die Lebensweise der Bewohner der Pampas hat viel Originelles und Wildes. Von den Oberhirten, welche den Namen Capataz führen, hält jeder auf tausend Stück Großvieh einen Gehülfen. Die einen und die andern wohnen in Hütten ohne Fenster und Thüren. Ein Wasserfaß, etwas Holz, um damit Ochsenfleisch zu rösten, ein kleiner kupferner Topf und Häute zum Lager, darin besteht aller Vorrath und die ganze Geräthschaft der Hütte. Sie reiten aus, um die Heerden zu beschauen und um wahrzunehmen, ob die Grenzen von ihnen nicht überschritten werden. Wöchentlich einmal treiben sie ihr Vieh in einen dafür eingerichteten Raum zusammen und bezeichnen die neugeworfenen Thiere mit dem Gebietszeichen. Ihre Wohnungen stehen fünf, zehn und fünfzehn Lieues von einander entfernt. Wenn sie in die nächst gelegene Kapelle zur Messe gehen, bleiben sie nahe bei der Thüre zu Pferde. Ihre Kinder taufen sie gewöhnlich selbst. Sie sind gastfreundlich; dabei aber, wie es scheint, für zärtliche und freundschaftliche Empfindungen ganz unempfänglich. Diese legen sie selbst gegen Pferde und Hunde, ihre treuen Begleiter, nicht zu Tage; auch Kinder sogar sieht man nie einen Hund liebkosen, wenn dieser gleich ihnen stets zur Seite, neben dem Feuer liegt. Regnet es, so ziehen die Hirten ihre Kleider aus und bergen dieselben unter dem Sattel, weil, sagen sie, die Haut am Leibe schnell trocknet, die Kleider hingegen feucht bleiben. Die Schafheerden werden der Obhut großer Hunde überlassen, welche Ovéjeros heißen. Die jungen Hunde läßt man durch Schafe säugen, und sie lernen die Heerde auf die Weide treiben und in die Pferche zurückbringen. Des Morgens werden diese Hunde satt gefüttert, und man hängt ihnen alsdann noch ein Stück gedörrten Fleisches um den Hals, das sie bei eintretendem Hunger erreichen können. Ohne diese Vorsicht möchten sie leicht die Heerde vor dem Abend zurückbringen. Die Hunde verlassen ihre Heerden nicht, und vertheidigen dieselben auch, wo es nöthig ist; sie sollen, sagt man, das Fleisch der Schafe nicht fressen.

Die Bewohner dieser Landschaften erscheinen wie ganz verschiedene Menschen, je nachdem sie zu Fuß gehen oder zu Pferde sitzen. Ungewöhnt, die Beine zu brauchen, sind sie träge und scheinen nicht gehen zu können. Zu Pferde hingegen ist ihre Thätigkeit überaus groß, und wo es erforderlich wird, auch ganz unermüdlich. Als Kopfbedeckung tragen sie über ein hinten herabhängendes Seidentuch einen zugespitzten Woll- oder Strohhut; ihr Poncho oder gestreifter Mantel, den sie über den Kopf anziehen, reicht bis an die Knie, und endlich tragen sie Stiefel

Digitized by Google

ohne Nähte, die aus der Haut der Hinterbeine eines Pferdes verfertigt sind, und die Fußzehen frei lassen; große Spornen sind eine unentbehrliche Zugabe. Der Sattel besteht aus einem Stück Leder mit zwei hölzernen Seitenstücken und mit Ringen, um den Gurt zu befestigen. Zwischen Sattel und Pferd werden Wolldecken gelegt, in die sich der Reiter des Nachts einhüllt. Die Steigbügel sind meist nur ein krummes Stück Holz. Der Zaum besteht aus einem ledernen Riemen, welcher in drei bis vier dicke Knoten ausläuft, und hinlängliche Länge hat, um das Pferd mit diesen Knoten vorwärts und rückwärts peitschen zu können. Vornehmere Reiter tragen einen Hut mit Tressen, einen Mantel aus feinerm Tuch, weiße lange Beinkleider und silberne Spornen, zuweilen auch statt der Stiefel Schuhe, mit blauen oder rothen Strümpfen.

Die Cbilinos sind so gute Reiter, daß sie mit ihrem Pferde wie völlig vereinbart aussehen. Wenn sie etwas vom Boden aufheben wollen, so thun sie's, als wären sie zu Fuß. Zu Pferd steigen sie mit ausnehmender Gewandtheit, ohne den Körper vorzubiegen; das rechte Bein wird auch nicht über das Kreuz gestreckt, sondern zurückgebogen bis es in den Sattel fällt, wenn sie den Leib des Pferdes umfassen.

Selbst der ärmste Brasilianer ist zu stolz, um nur die kleinste Last über die Straße zu tragen: er gebraucht dafür einen Sklaven. Auch die Landleute sind sehr arbeitscheu und bedienen sich der Pferde für jedes Geschäft, welches diese leisten können. Stundenlang sieht man Männer zu Pferde vor einem Wirthshause zusammen schwatzen, trinken und rauchen; sie trennen sich wieder, ohne je abgestiegen zu sein. Die Spielkarten einzig nur können sie zum letztern bestimmen.

Die Waffen, deren sie sich bedienen, sind das Messer, das Lazo oder die Schleife und die Steinkugeln; der zwei letztern bedient man sich nur zu Pferd. Das Lazo ist ein langer geflochtener Riemen, von dreißig bis vierzig Fuß, an dessen einem Ende ein eiserner Ring befindlich ist, durch welchen das andere Ende gezogen wird, das am Sattel befestigt ist; dies bildet eine Schleife, welche mit ausnehmender Geschicklichkeit im schnellen Ritt zum Einfangen der Thiere gebraucht wird. Höchst selten nur machen sie damit einen Fehlwurf. Hat die Schleife gefaßt, so lenkt der Reiter sein Pferd so, daß das eingefangene Thier noch vollends umfangen und eingewickelt wird. Die Stärke, womit das Pferd einen widerstrebenden Ochsen nachschleppt, oder ihn, wenn er gestürzt ist, zu Boden hält, ist erstaunenswerth.

Der Gebrauch der Schleifknoten scheint aus dem südlichen Europa nach Amerika gekommen zu sein; die Steinkugeln hingegen, deren man sich zum Einfangen der wilden Pferde und der Straußvögel bedient, sind ohne Zweifel amerikanischen Ursprungs. Ein Reiter wird nie ohne diese Waffe angetroffen. Sie besteht in zwei runden Steinen, die durch einen fünfzehn Fuß langen Riemen zusammenhängen, und in einem ledernen Säckchen mitgeführt werden. Man gebraucht sie als Schleuder mit vieler Geschicklichkeit, so daß sich die Beine des einzufangenden

Digitized by Google

Thieres darein verwickeln, daſſelbe niederfällt, und der Reiter nun mittelſt der Schleife ſich ſeiner noch vollends bemeiſtert. Im Andengebirge von Chile werden runde mitten durchbohrte Steine angetroffen, deren ſich die Landeseingebornen, vermuthlich vor den Zeiten der Eroberung, zum Einfangen der Guanacos und auch wohl ihrer Feinde bedient haben. Einem gleich gut berittenen, mit Schleife und Steinkugel verfolgenden Eingebornen möchte ein Europäer ſchwerlich entgehen. Das einzige Mittel, den Kugelwurf unſchädlich zu machen, beſteht darin, daß man ſich dem verfolgenden Reiter gegenüberſtellt, um, wenn er die drohende Wurfſtellung annimmt, ſchnell ſeitwärts auszubiegen: er kann nämlich alsdann in veränderter Stellung die Kugel weder in der Verlängerung der vorherigen, noch der neuen Linie mit Sicherheit werfen.

Die Weiber rauchen ihre Cigarren wie die Männer; die vornehmere Klaſſe allein nur macht Ausnahme von dieſer Sitte, die ſonſt eben ſo allgemein iſt, wie der Genuß des Hierba, wovon weiter oben die Rede war. Sie ſind fleißiger und weniger träge als die Männer; alle bedienen ſich ſehr gewandt der Spindel.

Buenos-Ayres iſt eine Stadt von achtzigtauſend Einwohnern, deren Anblick dem Fremden ſeltſam vorkommt. Die Häuſer ſind ſehr niedrig, und in den Straßen drängen ſich Reiter zu Pferd, die ein wildes Ausſehen haben, und mit Ochſen beſpannte Wagen, deren Führer auf dem Joche ſitzt, in der einen Hand mit einem Triebſtachel, in der andern mit einem Klöpfel bewaffnet, um wechſelnd die Thiere damit anzutreiben. Die Sommerhitze beträgt am Schatten und um drei Uhr Nachmittags zwiſchen achtundachtzig und hundert Grad Fahrenh. Im Winter ſtellt ſich zuweilen für etliche Tage kurzer Froſt ein, Schnee aber niemals. Gewitter ſind häufig. Im Jahre 1793 allein nur ſchlug der Blitz ſiebenunddreißig Mal im Umfang der Stadt ein, und neunzehn Perſonen wurden davon erſchlagen. Seiner Feuchtigkeit unerachtet iſt das Klima geſund.

Der Sandbänke wegen müſſen Kriegs- und Handelsſchiffe ſechs Millen vom Geſtade, in wenig geſicherter Lage, die Anker werfen. Die Häuſer ſind aus Backſteinen oder Adoben aufgeführt, einige Klöſter und Kirchen aus Bauſteinen. Etliche Straßen ſind gepflaſtert, die mehrſten nicht, und darum wechſelnd kothig oder ſtaubig. Eine große öffentliche Lehranſtalt oder Kollegium wird wenig beſucht. Zwei Schulen des wechſelſeitigen Unterrichts hat ein einſichtiger und menſchenfreundlicher Britte geſtiftet. Die Stadt hat zwar nächtliche Beleuchtung, aber keine nächtliche Sicherheit. Wird ein Mord begangen, ſo ſtellt man die Leiche aus, damit ſie erkannt werden möge; aber ſelten wird gerichtliche Unterſuchung angeſtellt.

Die reichen Frauen befolgen europäiſche Moden; ſie haben ein gar weißes Kolorit, und einzelne unter ihnen ſind auch recht ſchön; aber die Sanftheit im Ausdruck ihrer Züge wird allgemein vermißt. Bälle ſind ein ſehr allgemeines Vergnügen; auch iſt ein kleines Theater vorhanden. Fremde Kaufleute haben ſich viele in der Stadt angeſiedelt, und eine Waffenfabrik liegt zunächſt bei derſelben. Thierhäute, Talg und gepökeltes Ochſenfleiſch ſind die

Digitized by Google

Hauptartikel der Ausfuhr. Europäische Waaren gehen durch Buenos-Ayres in's Innere des Landes gegen Gold und Silber, Pelzwaaren, Straußenfedern, Mäntel und Teppiche, verarbeitetes Leder und Paraguay-Kraut.

Mannigfaltiges.

Aus Rußland.

Bevölkerung. Schulden. Kriegsschulwesen. Die kaukasische Provinz. Völkerstämme bei Karaß.

Im Jahre 1817 fand nachfolgendes Verhältniß zwischen den Geburten und Sterbefällen in Rußland statt: Es wurden in diesem Jahre geboren 786,810 Knaben und 711,796 Mädchen. Zusammen 1,498,606 Kinder.

Hinwieder waren in demselben Jahre gestorben 423,092 Personen männlichen Geschlechts, und 405,469 weiblichen Geschlechts. Zusammen 828,561.

Mithin war in dem Jahre ein Zuwachs von 670,045 Personen gewesen.

Merkwürdig ist das Verhältniß der Lebenslänge aus diesem Jahre. Ohne Zweifel begriff jene Zählung nur die im europäischen Rußland Wohnenden. Es befanden sich also unter diesen, folglich unter 32 bis 34 Millionen Menschen 68,723 Personen, welche das 60 Jahr erreicht hatten; 38,764 das 70; 16,175 das 80; 2,108 das 90; 783 das 100; 83 das 115; 51 das 120; 21 das 125; 7 das 130; 1 das 135; 1 das 140. Zusammen 126,717.

Im Jahre 1821 wurden in Petersburg 4,369 Knaben und 4,136 Mädchen, also insgesammt 8,505 Kinder geboren (397 mehr als im Jahre 1820). Unter diesen befanden sich 1,103 Kinder von katholischen oder protestantischen Aeltern, oder mehr als der achte Theil; drei Kinder von der armenischen Kirche, und 1232, also der siebente Theil, bestand aus unehelichen Kindern. Die häufigsten Geburten (nur von der griechischen Kirche allein 737 Kinder) fanden im Oktober, die wenigsten (von Griechen 536) im August und September statt. Die Zahl der protestantischen Kinder, die geboren wurden, zu den katholischen verhält sich wie 5½ zu 1.

In dem gleichen Zeitraume starben zu Petersburg 6,330 Personen männlichen und 3,376 weiblichen Geschlechts, zusammen also 9,706 Personen (919 mehr als im Jahre 1820). Es waren mithin 1,201 Menschen mehr gestorben, als geboren; und von dieser Zahl gehörte fast der achte Theil, nämlich 1,165, zur evangelischen oder katholischen Kirche. — Durch Zufälle starben 365 Personen, von denen 61 ertranken, 12 sich erhenkten, 16 sich den Hals abschnitten, 2 sich erschossen, 8 Kinder todt gefunden wurden. An Pleuresien oder Konvulsionen starben 8,184 Kinder, fast alle im frühen Alter. Das Faulfieber raffte 1,796 Menschen hin, die Aus-

Digitized by Google

zehrung 1,550; unglückliche Niederkunft 45, die Pockenkrankheit 408. Im Monat Mai zählte man die meisten, im Februar und Oktober die wenigsten Todesfälle.

Vor dem fünften Jahre starben 3,170 Kinder, die fast den dritten Theil ausmachen; im Alter von 5 — 10 Jahren, 98; im Alter von 10 — 15 Jahren, 39; von 15 — 20 Jahren, 268; von 20 — 25 J., 125; von 25 — 30 J., 491; von 30 — 35 J., 872; von 35 — 40 J., 396; von 40 — 45 J., 708; von 45 — 50 J., 294; von 50 — 55 J., 422; von 55 — 60 J., 158; von 60 — 65 J., 283; von 65 — 70 J., 148; von 70 — 75 J., 185; von 75 — 80 J., 63; von 80 — 85 J., 84; von 85 — 90 J., 20; von 90 — 95 J., 1; von 95 — 100 J., 1; von 100 bis 105 J., 1; von 105 — 110 J., 1. Also wurden doch 108 Personen über 80 Jahre, 14 über 90 Jahre und 2 über 100 Jahre alt.

Man zählte in dem nämlichen Jahre zu Petersburg 1256 griechische, 257 protestantische und 68 katholische Heirathen. Die meisten wurden im Februar, die wenigsten in den Monaten März und Dezember begangen.

Man zählte im vorigen Jahre zu Petersburg 141 Handelshäuser von der ersten Klasse; darunter befanden sich 46 Ausländer und 3 Banquiers. Von der zweiten Klasse waren 161 und von der dritten Klasse 980 vorhanden.

Laut neuern Angaben betrugen die Schulden Rußlands im Jahre 1822 und zwar in Holland 48,600,000 Rubel, und in Irland 11,486,418 Rubel in Münze, und 204,068,734 Rubel in Assignationen. Die Staatsschuld in Rußland betrug 53,050,957 Rubel Münze und 296,047,058 Rubel Assignationen. — Die Menge des im Umlauf befindlichen Papiergeldes betrug 595,926,240 Rubel.

Das kaiserliche Kadeten-Korps zu St. Petersburg besteht gegenwärtig in zwei Divisionen, mit 1000 Zöglingen und 150,000 Rubel Einkünften.

Zehn Militärschulen der Regierung bestehen mit 3500 Zöglingen und einer Einnahme von 25,000 Rubel für jede Schule.

Die Genie- und Artillerie-Schule hat 750 Zöglinge und eine Einnahme von 220,000 Rubel.

Die See-Kadeten-Schule in Oranienbaum hat 680 Zöglinge und 272,000 Rubel.

Die Schule für Schiffbaukunst in Petersburg hat 121,700 Rubel Einkünfte.

Die Schifffahrts-Schule zu Kronstadt zählt jetzt 250 Zöglinge und kostet jährlich 45,000 Rubel; ungerechnet die Schifffahrts- und Schiffbauschulen zu Archangel, Odessa und Nikolajew.

Kraft einer Ukase vom 24 Juli 1822 ist das kaukasische Gouvernement zu einer wirklichen Provinz erhoben worden, und Staropol zum Hauptort derselben gemacht. Diese neue Provinz ist nun in vier Bezirke getheilt. — Der jetzige Gouverneur oder Oberbefehlshaber von Kaukasus, General Jermalow, hat im Sommer 1822 bei den Heilbädern am Fuße der Gebirge eine neue Stadt zu gründen angefangen, die wahrscheinlich schnell anwachsen wird,

Digitized by Google

weil die Bäder ſtark von allen Gegenden her beſucht werden. Selbſt von Petersburg, wie weit es auch entfernt iſt, reiſen viele Perſonen hieher. Bisher pflegte der Befehlshaber der Provinz zur Badezeit Truppen dahin zu ſchicken, um die Gegend ſicher zu ſtellen. Im Innern vom Lager dieſer Truppen pflegen dann die Badegäſte unter Zelten zu wohnen. Nie durften ſie ſich weit vom Lager entfernen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollten, entführt zu werden. — Um mit der kaukaſiſchen Provinz die Handelsverhältniſſe zu erleichtern, ſoll nun am ſchwarzen Meer der neue Seehafen von Kertſch eröffnet werden. Schon blüht am ſchwarzen, eigentlich am aſowiſchen Meere, nächſt Odeſſa, die im Jahre 1770 erbaute Stadt Tajanrok vorzüglich auf. Sie beſitzt eine Bank und bei hundert und ſiebenzig von Steinen erbaute Magazine und über zwanzig Handlungshäuſer.

Der Profeſſor Newi iſt gegenwärtig vom Kaiſer Alexander beauftragt, Reiſen in die unabhängige Tartarei zu machen, und den Lauf des Oxus ſo wie die Städte Balk und Samarkand zu unterſuchen. Man hat andere Perſonen vorangeſchickt, um zu dieſer Unternehmung, die ſich vielleicht bis zum Saiſan-See erſtrecken wird, Wege durch die wenig bekannten Länder zu ſuchen und anzubahnen.

Zu Karaß, nordwärts der kaukaſiſchen Berge gelegen, befindet ſich jetzt eine chriſtliche Miſſionsanſtalt, von der, ſo wie von den umliegenden Gegenden und Volksſtämmen, der engliſche Miſſionär Glen umſtändlichere Nachrichten erſt neulich (in ſeinem Journal of a tour from Astrachan to Karass. London 1823) mitgetheilt hat. — Durch ihn nun erfahren wir, daß der Kuban ſeine Quelle auf der Nordſeite des Alburrow hat. Die Ufer dieſes Flußes ohnweit ſeiner Mündung ſind von den Karatſchai's, einem Stamme von ohngefähr dreihundert Familien, bewohnt, die tartariſch ſprechen und, gleich den Kabarden, Muhamedaner ſind. Hinter den Karatſchai's ſüdweſtwärts leben die Haſpipſi's, oder, wie ſie bei den Kabarden heißen, die Abaza's. Auch ſie ſind Muhamedaner, reden aber eine eigene, von den Tartaren und den benachbarten Stämmen verſchiedene Sprache. Alle Gewäſſer ihres Landes laufen gegen das ſchwarze Meer zu. — Noch weiter hin iſt ein andres Volk, die Sonna's genannt, die ebenfalls ihre eigene Sprache haben. Sie nennen ſich Chriſten. Ihre, oder vielmehr ihrer Vorfahren heilige Schriften, denn ſie ſelbſt können ſolche nicht mehr leſen, bewahren ſie noch in Kirchen, die aber in Trümmer zerfallen. Dies Volk beſteht aus drei Stämmen. — Nordweſtlich vom Alburrow entſpringt der Fluß Sbegim, der ſeine Richtung zum kaſpiſchen Meere nimmt. An den Ufern deſſelben wohnt ein Volksſtamm, der ohngefähr dreihundert Familien ſtark iſt, den Propheten Muhamed bekennt und tartariſche Mundart hat. Die Miſſionärs in Karaß ſcheinen ſehr ruhig zu leben. Die umherwohnenden Stämme im Gebirge wiſſen faſt alle deren Daſein, und haben die Meinung von ihnen, daß ſie die beſten der Giaours oder Fremdlinge ſeien.

Digitized by Google

Aus Südamerika.

Bevölkerung von Brasilien und Kolumbia.

Nächst Polen und Holland, den Republiken Venedig und Genua — alle verschwanden sie unter dem Schwert der Eroberer oder unter der Politik gewaltthätiger Uebermacht — hatten keine Staaten Europens in neuern Zeiten traurigere Loose, als Portugal und Spanien. Unter Ministerialwillkühr und unter der elendesten Verwaltung zerfielen sie zur tiefsten Hilflosigkeit, sie, die einst zu den blühendsten und mächtigsten Reichen des Welttheils gehörten.

Portugal, jetzt fast allein auf sich selbst zurückgebracht, zählt kaum noch so viel Einwohner, als man ihm vor zwanzig Jahren zutraute, und zwar, wie es scheint, wenn man dem Bericht folgen darf, welcher den portugiesischen Cortes vorgelegt wurde, nicht mehr als drei Millionen hundert- und fünfundsiebenzigtausend Seelen; hat einundfünfzig Millionen Livres Ausgaben, und nur vierundvierzig Millionen zweihundert- und fünfzigtausend Livres Einkünfte, daneben zweihundert und vierzig Millionen Livres Staatsschulden. — Der Verlust des großen, reichen, aber schlecht benutzt gewesenen Brasiliens ist zugleich ein Verlust von drei Millionen sechshundert- und siebenzehntausend Unterthanen, worunter allein achthundert- und drei- und vierzigtausend Weiße sind.

Die Lage Spaniens ist wo möglich noch übler, indem dies Königreich von einer einst viel glänzendern Höhe niedersank. Beiden Reichen könnte das von ihren ehemaligen Regierungen schwer verschuldete Unglück zur Wohlthat und Ermannung eigner Kraft dienen, wenn den Nationen daselbst ein gesetzlich freies Leben unter weiser Verfassung zu Theil würde.

Desto herrlicher werden indessen die weiland spanischen Länder in Amerika aufblühen. Der neue Freistaat von Kolumbia hat seine Unabhängigkeit nach einem der blutigsten Kämpfe, welcher zugleich kriegerische Abhärtung des Volks und Gewöhnung zu militärisch strenger Ordnung beförderte, fest begründet. Er bildet jetzt schon einen Staat von 2,640,000 Einwohnern. Davon zählte man im Jahre 1821

im Departement des Oronoko	175,000	Seelen
in Venezuela . . .	430,000	—
in Cundinamarca .	371,000	—
in Cauca	193,000	—
in Suba	162,000	—
in Royacca . . .	440,000	—
in Magdalena . .	239,000	—
in der Provinz Quito	550,000	—
in Panama . . .	80,000	—
Insgesammt	2,640,000	Seelen.

Digitized by Google

In demſelben Jahre betrugen die Einnahmen von Cundinamarca 1,400,000 Dollars; die von Venezuela 1,600,000 Dollars; alſo zuſammen 3,000,000. Hingegen die Ausgaben von Cundinamarca ſtiegen auf 6,500,000 Dollars, und die von Venezuela auf 3,500,000 Dollars, zuſammen auf zehn Millionen. Folglich hatte man ein jährliches Defizit von ſieben Millionen Dollars.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Meteorologie und Atmosphäre.

(Bruchstücke aus einigen in der naturforschenden Gesellschaft zu Aarau gehaltenen Vorlesungen, von Heinrich Zschokke.)

1.

Blick auf den bisherigen Gang der Meteorologie und der Hypothesen, zur Erklärung der Witterungs-Zustände. — Hindernisse an größern Fortschritten in dieser Wissenschaft.

Die Meteorologie ist von allen Zweigen der Naturkunde derjenige, welcher sich bisher noch am wenigsten entwickelt und fruchtbar gezeigt hat. Davon lag der Grund eben sowohl in der spätern Ausbildung der Hilfswissenschaften, welche uns über die Eigenthümlichkeiten der Luftarten, des Lichts, der Wärme, der Elektrizität u. s. w. Aufschluß geben müssen, als auch in der Art und Weise der angestellten Beobachtungen selbst. Denn iede atmosphärische Erscheinung ist die Frucht zahllos zusammenwirkender, sich einander bedingender Ursachen. Wie alt, wie ausgebreitet, wie vielfach auch die Beobachtungen der Atmosphäre waren und sind, mußten sie doch von einander in ihren Resultaten abweichend, ja sich sogar widersprechend bleiben, weil man entweder nicht alle mitwirkende Ursachen, oder deren Eigenthümlichkeit, oder wie sie sich gegenseitig beschränkten, hinlänglich gekannt hat und kennt.

Zum Unglück wurden von jeher die meisten Beobachtungen gerade in denjenigen Weltgegenden angestellt, wo die zusammenwirkenden Ursachen am zahlreichsten, ihre Verbindungen am verwickeltsten, ihre Wirkungen am abwechselndsten sind, — ich meine in der gemäßigten Zone. Denn hier ist gleichsam der wahre Kampfplatz der Luftgeister, die vom ewigen Polarfrost und der ewigen Gluth der Tropenländer gegeneinanderströmen, um sich die Herrschaft streitig zu machen; hier bringt schon der beständige Wechsel mehrerer Jahreszeiten, und in ihnen die wechselnde Kraft des Lichts, der Wärme, der Elektrizität u. s. w. eine Reihe unaufhörlicher Umwälzungen des weiten Luftmeers hervor, deren Eile und Mannigfaltigkeit den Blick des Beobachters verwirren.

Unter den Polen, deren ganzes Jahr nur ein einziger Tag und eine einzige Nacht ausfüllt; unter dem Aequator, wo Winde und Regen, heitere Tage und Gewitter so regelmäßig auf einander folgen, daß Jedermann, ohne Meteorolog zu sein, den Wechsel der Erscheinungen mit ziemlicher Genauigkeit lange voraus weiß; wo das Quecksilber des Barometers kaum eine

Digitized by Google

halbe oder ganze Linie Spielraum hat und regelmäßig durch die Nacht von sechs Uhr Abends an bis sechs Uhr Morgens wieder um so viel steigt, um wie viel es über Tag gefallen ist: dort sind die herrschenden Ursachen der Wetterveränderungen viel einfacher und leichter erkennbar. Sie nehmen an Zahl und gegenseitiger Bekämpfung zu, je weiter man sich von den Wendekreisen entfernt. Durch eine, auf viele und genaue Beobachtungen gegründete Darstellung der atmosphärischen Zustände, wie dieselben von Süden nach Norden stufenweise veränderlicher werden, je nachdem von Himmelsstrich zu Himmelsstrich neue Bedingungen hinzutreten, würden wir vielleicht den sichersten Schlüssel zu dem Räthsel des Luftkreises in unsern Weltgegenden empfangen.

Eben aber der jähe Umschwung und die Ungleichheit der Witterung in unsern Erdstrichen reizte von jeher mehr, als in den Ländern des heißen Erdgürtels, zu meteorologischen Forschungen. Der Einfluß des Wetters auf die Fruchtbarkeit des Erdbodens, auf die Gesundheit und mannigfaltigen Gewerbe der Menschen war zu wichtig, als daß man nicht gern ein Mittel gesucht hätte, die künftigen Zustände der Atmosphäre mit einiger Wahrscheinlichkeit voraus zu bestimmen.

Dies geschah schon in den ältesten Zeiten. Man sammelte einzelne Erfahrungen, und schlug dann, ausgerüstet mit denselben, verschiedene Wege ein, sich über die künftigen Beschaffenheiten des Wetters zu vergewissern. Man verglich die Witterung verschiedener Zeiten bald mit der ähnlichen in frühern Jahrgängen, und glaubte an eine regelmäßige Wiederkehr der atmosphärischen Zustände in abgemessenen Fristen; oder verglich sie mit gewissen Stellungen der Sterne, und leitete aus der Rückkehr von diesen die Rückkehr von jenen her, oder suchte beiderlei mit einander zu verbinden.

Früh schon war beim Landmann des Alterthums der Gedanke gemein, daß je mit dem vierten oder fünften Jahre eine ähnliche Witterung erscheine, gleichwie im einzelnen Jahre die vierfache Jahreszeit Aehnliches gibt. Der Schüler Plato's, Eudoxus, und späterhin Plinius der Aeltere hingen an diesem Glauben; letzterer meinte, weil allemal der Mond nach acht Jahren seinen hundertsten Lauf um die Erde vollendet habe, oder auch, könnte man hinzusetzen, weil der Mond innerhalb acht Jahren zehn Monaten und sechs Stunden mit seinen Erdnähe- und Erdferne-Punkten durch alle zwölf Zeichen des Thierkreises von Westen nach Osten herumkommt, müsse die Aehnlichkeit der Witterungen in achtjährigen Zeitkreisen noch auffallender sein. Noch in unsern Zeiten frischte Toaldo den Gedanken auf, welcher ihm durch Vergleichung fünfzigjähriger Wetterbeobachtungen, so wie dadurch sehr wahrscheinlich ward, daß alle vier Jahre die Mondsabsiden in die Sternbilder der Nachtgleichen, so wie auch fast in die der Sonnenwende fallen. Mit diesem Grunde verband sich eine andere Beobachtung, die später ein baierischer Meteorolog, Kasp. Steer, bekannt machte. Dieser hatte nämlich gefunden, daß die sieben Winter von 1782 bis 1789 streng, die darauf folgenden bis 1795 gelind, die sieben nachfolgenden bis 1802 wieder streng waren, und daß die kalten Winter gewöhnlich bei den großern Entfernungen des Mondes vom Aequator erfolgt waren, die gelindern hingegen bei

Digitized by Google

ſehr geringen Entfernungen von demſelben. — Mehrern Meteorologen aber that die Hypotheſe von der vier- oder achtjährigen Wiederkehr kein Genüge, weil ſie dieſelbe nicht beſtätiget fanden. Die Wirkung der Mondsknoten-Punkte, oder der Uebergänge des Mondes in die nördliche oder ſüdliche Hälfte des Himmels ſchien ihnen auf die Witterungszuſtände bedeutender. Da nun bekanntlich die Mondsknoten binnen achtzehn Jahren zweihundert und dreiundzwanzig Tagen ſieben Stunden dreizehn Minuten und achtzehn Sekunden durch alle Zeichen des Thierkreiſes von Oſten nach Weſten herumkommen, verſuchten mehrere die neunzehnjährige Witterungsperiode in Anſehen zu bringen. Sie hatten aber das Schickſal ihrer Vorgänger. Es ergab ſich aus den verglichenen meteorologiſchen Aufzeichnungen keine Beſtätigung dieſer Hypotheſe.

Man ſchlug noch einen andern Weg ein, und wollte den Karakter der Witterung in einer beliebigen Jahreszeit, aus dem der ihr entgegenſtehenden erkennen; z. B. die Kälte und Trockenheit des Winters aus der Hitze und Trockenheit des Sommers. Man glaubte auch hier Erfahrungen für ſich zu haben, und ſelbſt aſtronomiſche Gründe. Denn da beim jährlichen Lauf der Erde um die Sonne die meiſten Planeten ungefähr nach einem halben Jahre immer wieder in die nämliche Stellung zur Erde und Sonne kommen, nur im umgekehrten Verhältniß, daß das, was einmal in Konjunktion ſteht, das anderemal in Oppoſition iſt: ſo beredete man ſich, ähnliche Stellungen des Erdkörpers gegen die übrigen Sterne könnten wohl ähnliche Wirkungen hervorbringen. So ſollte der Juli, als der wärmſte Monat, auf den Jänner, als den kältſten Monat, zeigen; die Temperatur des Oktobers auf die des Mai. Allein wiewohl ſelbſt noch in neueſter Zeit ein fleißiger und ſcharfſinniger Naturforſcher, Herr Profeſſor Pfaff in Kiel, dieſen halbjährigen Perioden der Witterungszuſtände durch mehrere zuſammengeſtellte Erfahrungen Zutrauen erwerben wollte, gelang es doch nicht, weil ſich andere Erfahrungen faſt eben ſo zahlreich dagegen empörten. Denn wenn man gleich zugab, daß die Temperaturen derjenigen Monate, die um ein halbes Jahr von einander getrennt ſtehen, im Allgemeinen Aehnlichkeit mit einander haben mögen, z. B. die Zeiten der beiden Nachtgleichen, oder der Juli als der wärmſte, der Jänner als der kälteſte Monat, wegen der Aehnlichkeit oder Entgegengeſetztheit der Sonnenſtände: ſo zeigte doch die Verſchiedenheit der Jahrgänge ſelbſt, wie unzuverläſſig dieſe Art des Vorausberechnens war, und daß wir keineswegs auf die Wetterbeſchaffenheit der einander halbjährig gegenüberſtehenden Monate zählen dürfen. Allenfalls iſt es erlaubt, wenn in gewiſſen Strichen der gemäßigten Zone Näſſe oder Trockenheit während eines Jahrgangs vorherrſchend iſt, zu erwarten, daß in den entgegengeſetzten Jahreszeiten ähnliche Temperatur-Erſcheinungen ſtatt finden werden. Eben aber die Aufgabe, warum in manchen Strichen der gemäßigten Zone zuweilen ein oder mehrere Jahre Trockenheit oder Näſſe, in andern Strichen das Gegentheil vorherrſchend iſt, blieb damit doch ungelöſet.

Daher ſetzte die große Mehrheit der Meteorologen weniger Werth auf die Meinung von periodiſchen Rückkehren der Witterungszuſtände, als darauf, die Reihungen der Himmelskörper im Verhältniß der Erde zu beobachten. Denn an den Einfluß der Himmelskörper auf die

Digitized by Google

Revolutionen der Atmosphäre zu glauben, hielt man sich um so mehr berechtigt, da man täglich die Wirkungen der Sonne und des Mondes vor Augen hatte. Ungeachtet aber noch gar nicht erwiesen war, ob von uns weit entfernere Planeten, als der Mond, oder weit entferntere Fixsterne, als die Sonne, auf unsern Dunstkreis bedeutend einwirken könnten, nahm man diese Hypothese doch schon in den frühesten Zeiten an. Denn das Schicksal des Irdischen hielt man mit religiösem Sinne für Werk der himmlischen Gewalten; und die Astronomie hätte für die Alten keinen Werth gehabt, wenn sie nicht zugleich Astrologie gewesen wäre. Schon Hesiodus, Aratus und Hippokrates sprachen und lehreten vom Einfluß der himmlischen Lichter auf die Witterung. Wie dieser Glaube sich von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten erhalten habe, hat Anselm Ellinger, welcher selbst dieses Glaubens zu sein scheint, in seiner akademischen Abhandlung von den bisherigen Versuchen über längere Voraussicht der Witterung ausführlich und gelehrt dargethan.

Man war nur verschieden in der Erklärung, wie und wodurch jener Einfluß möglich sei? — Die ältesten Astrologen ließen es bei einer geheimnißvollen, wunderhaften Macht laut göttlichen Ordnungen bewenden, oder betrachteten allenfalls das Licht der Weltkörper als das Wirkende. Die spätern Astrologen machten die wechselseitige Anziehung der Welten, Andere wieder die elektrischen Wechselwirkungen der Sterne auf einander zum Mittel. In den neuesten Zeiten hat Herrn Haberle's Theorie die meisten Gläubigen gefunden. Er adoptiete nämlich die Hypothese einiger Naturforscher, daß das durch's Weltall am allgemeinsten Verbreitete, das, worin sich die Welten bewegen, und wodurch sie mit einander in Verbindung stehen, der den Sinnen unwahrnehmbare Aether, die Quelle aller unwägbaren Stoffe sei, die unter gewissen Verhältnissen, als Wärme oder Licht, als magnetische oder elektrische Erscheinung gegen die Sinne hervortreten. Je nachdem nun die Weltkörper unsers Sonnensystems in ihren Umlaufsbahnen sich mit der Erde in gleiche Linie reihen und zu unserer Erde stehen, wirken sie auf dieselbe vermittelst der Aetherbewegung, wie in einem elektrischen Prozeß. Je nachdem die Weltkörper mit dem Erdball in Konjunktion stehen, daß sie hinter einander gereiht wie eine Batterie Leidner Flaschen ihre Wirkung gegen die Erde vereinen, oder in Opposition, da sie den Erdball zwischen sich nehmen; je nachdem diese Zusammenreihungen nordwärts oder südwärts vom Aequator erfolgen; je nachdem die Massen der Weltkörper kleiner oder größer, näher oder ferner sind, und je nachdem viele andere in Anschlag zu bringende Verhältnisse eintreten, mehrt oder mindert sich die elektrische Wirkung der Himmelskörper auf und durch den Aether gegen die Atmosphäre. Diese Wirkung aber wird wieder durch örtliche Verhältnisse auf Erden, durch Nähe der Meere, Gebirge, Wälder u. s. w. modifizirt.

Die Hypothese Haberle's hat den Werth jeder andern, daß sie erklärt, wie der Einfluß der Weltkörper auf unsere atmosphärischen Zustände möglich sein könne, ohne aber den Einfluß selbst zu beweisen. Letzteres kann nur die Erfahrung. Die Haberlesche Hypothese zu bestätigen, werden die Erfahrungen mehrerer Jahrhunderte, und in den verschiedensten Weltgegenden

Digitized by Google

gemacht, nothwendig sein. Denn zahllos sind die möglichen Konjunktionen und Oppositionen der Planeten mit der Erde und Sonne, sowohl in ihrer Zusammenreihung unter sich, als in Rücksicht der Sonnen- und Mondstände, oder in Rücksicht der verschiedenen Fernen oder Massen der Weltkörper, oder in Rücksicht ihres Standes gegen den Aequator, oder in Rücksicht vorhergegangener planetarischer Zusammenreihungen u. s. w. — Werden Jahrhunderte hinreichen, alle diese möglichen Konstellationen und die damit zusammentreffende Witterung in den verschiedensten Zonen und Ländern wiederholt zu beobachten, um ihre jedesmaligen durch einander modifizirten Wirkungen mit einiger Sicherheit bestimmen zu können? Werden Jahrhunderte zureichen, um, was von den veränderten Zuständen der Atmosphäre Wirkung der verwickelten Konstellationen ist, das abzuziehen, was auf Rechnung der irdischen Oertlichkeiten zu setzen wäre?

Wie gesagt, nur Thatsachen können über den Einfluß der Himmelskörper auf atmosphärische Zustände entscheiden. Bis jetzt fehlen diese Erfahrungen noch über den Einfluß der meisten; und die gesammelten Erfahrungen sind noch zu gering, oder einander wohl gar widersprechend erschienen.

An den Einwirkungen der Sonne auf den Dunstkreis zweifelt Niemand. Aber schon zweideutiger sind die, welche man dem Monde zueignet. Die Resultate verglichener Beobachtungen der sorgfältigsten Meteorologen stehen sogar oft mit einander im vollsten Widerspruch. Während z. B. die französischen Meteorologen, deren Verbindungen sich seit der andern Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch vier Welttheile erstreckten, aus Zusammenstellung vieljähriger Instrumentalbeobachtungen folgerten, daß das Quecksilber des Barometers in den Syzygien (beim Voll- und Neumond) öfters einen höhern Stand habe, als während der Quadraturen (oder beiden Mondsviertel), bewies Toaldo seinerseits aus fünfzigjährigen gesammelten Erfahrungen das Gegentheil. — Es ist ein gemeiner Glaube, daß um die Zeit der Syzygien das Wetter öfters einen entschieden andern Karakter annehme. Oft wird dieser Glaube bestätigt durch die Ereignisse der Wirklichkeit; aber ich kann aus meinen eignen fünfzehnjährigen meteorologischen Aufzeichnungen, so wie Jeder sich aus ältern und neuern Sammlungen von meteorologischen Tabellen, darthun, daß ungefähr eben so oft die Witterung um die Zeiten der Mondsviertel änderte. Lamark, in seiner Abhandlung über den Einfluß des Mondes auf die Atmosphäre, schrieb diesem Weltkörper, wenn er in den sechs nördlichen, oder in den sechs südlichen Zeichen des Thierkreises stehe, ziemlich einander entgegengesetzte Wirkungen zu; doch drückte er das Wahrscheinlichkeitsverhältniß davon selbst nur mit einer Schätzung, wie fünf zu acht aus. Andere, die nach seinen Grundsätzen beobachteten, wollten die Wahrscheinlichkeit noch nicht einmal so hoch gelten lassen.

Ist nun der Einfluß des Mondes auf die Atmosphäre, und die Art dieses Einflusses noch sehr unentschieden: um wieviel mehr ist es der der entferntern Planeten, oder gar der übrigen Fixsterne! — Daß zuweilen bei, vor oder nach gewissen Konstellationen (denn selbst der Augen-

Digitized by Google

blick der Wirksamkeit ist noch nicht ausgemacht bei den Freunden jener Hypothese) einerlei oder ähnliche Witterungsbeschaffenheit war, konnte sehr zufällig sein, das heißt, ganz andere Gründe haben, als eben die Konstellationen. In den Ländern zwischen den Wendekreisen unterbrechen und modifiziren alle mögliche Konjunktionen und Oppositionen den regelmäßigen Wechsel der Witterungen und Barometerstände nicht. Ja, selbst die Mondsstände wirken dort nicht ein; man ist in den tropischen Gegenden auch weit geneigter, dem Monde Einfluß auf das Leben der organischen Welt, als auf die Revolutionen der Atmosphäre zuzuschreiben.

Ob man gleich von Seiten einsichtsvoller Physiker längst sehr billig bezweifelte, daß den Weltkörpern bei ihrer ungeheuern Entfernung, und da die Erde ihnen binnen vierundzwanzig Stunden ihre gesammte Oberfläche zuwendet, die zugedachte Ehre gebühren kann, fand der Gedanke doch bis jetzt noch seine Bewunderer und Freunde, wie jede neue Mode. So lebten denn in unsern Tagen, gleichzeitig mit politischen und theologischen und poetischen Mystikern, Theosophen, Jesuiten, Wunderthätern und andern altehrwürdigen Gespenstern des Mittelalters, auch die Astrologen wieder auf. Inzwischen haben es wenigstens die Letztern bis zu dieser Stunde sehr zweifelhaft gelassen, ob der astralische Einfluß in der Atmosphäre nur halb so groß als in ihrer Studierstube sei.

Wenn man nur bedenkt, daß der Dunstkreis der uns winzigen, aber mit Vernunft begabten Infusionsthierchen wie ein unermeßlicher Luftozean erscheint, daß er verhältnißmäßig zur Größe des Erdballs nicht bedeutender ist, als etwa der zarte Dunst, der eine gläserne, schuhdicke Kugel überläuft, wenn sie aus der Kälte in die Wärme gebracht wird: so sollte man schon bescheidener werden und den Weltkörpern in ihren ungeheuern Fernen nicht mehr Geschäfte aufbürden, als sie ohnehin zu verrichten haben. Der Astronom Bode nannte unsre Atmosphäre mit Recht nur den Schweiß des Erdballs.

Vermuthlich von solchen Betrachtungen geleitet, versuchte der Professor Dittmar in Berlin die Meteorologen wieder von den Regionen des Himmels auf die Erde niederzuziehen, und sie lediglich auf die örtlichen Beschaffenheiten und Veränderungen der Länder, ja sogar der Meere, hinzuweisen. Er selbst trug kein Bedenken, seinen deutschen Landsleuten im Jahre 1818, wegen der Menge der vom Nordpol fortgewanderten Eisschollen, wodurch das arktische Eis um einige Grade mehr von uns entfernt worden sei, einen guten, warmen, fruchtbaren Sommer zu versprechen. Und dies war nach mehrern kalten, regnerischen Jahrgängen, die den Hunger brachten, um so wahrscheinlicher, wenn man nicht lieber mit der Frau Krudener den jüngsten Tag zu erwarten Lust fühlte.

Ungleich werthvoller, als alle jene Hypothesen, sind für die Wissenschaft die Bestrebungen und veranstalteten Erfahrungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris seit dem Jahre 1688, und die der meteorologischen Gesellschaft zu Mannheim seit dem Jahre 1781 geblieben. Jene hatte korrespondirende Mitglieder und Beobachter in Spanien, Frankreich, Italien, England, Dänemark, Schweden, Litthauen, Rußland, ja selbst zu Chandernagor in Indien, zu Pekin

Digitized by Google

in China, zu Quebek in Kanada. Und obgleich zur damaligen Zeit die Lehre von der Elektrizität, von der Wärme und von andern Hauptagentien im Reich der Natur noch äuſſerſt unvollkommen, auch bei den Beobachtern keine Harmonie der Inſtrumente war: gelangte man doch ſchon durch die vom Pater Cotte zuſammengeſtellten Erfahrungen zur Kenntniß der gröſsern oder geringern Oscillation des Queckſilbers im Barometer nach Maasgabe der verſchiedenen Breitegrade, zur Wahrnehmung der gleichzeitigen Uebereinſtimmung der Barometerveränderungen in von einander weit entfernten Gegenden, der Allgemeinheit gewiſſer Winde, und zu andern nicht unwichtigen Reſultaten. Nicht minder reiche Ausbeute lieferten die in zwölf Quartbänden einfach zuſammengeſtellten Erfahrungen, welche die Mannheimer Geſellſchaft geſammelt hatte.

Es ſcheint aber die Meteorologie, trotz ihrer zahlreichen Verehrer, auch darum unter den Wiſſenſchaften weniger hoch zu ſtehen, weil die wenigſten Anbeter derſelben ſich ganz ohne Nebenſpekulation ihrem Dienſt weihten. Man liebte ſie ſelten ihrer ſelbſt willen, als Wiſſenſchaft, ſondern ungefähr wie ein Maurermeiſter die Mineralogie, und eine Köchin die Chemie, nämlich als bloſses gemeines Werkzeug, um für Landwirthſchaft, Reiſen, Bataillen, Luſtpartien u. dgl. das Wetter auf acht Tage oder acht Wochen vorauszuwiſſen, oder wohl gar auf acht Jahre. — Faſt einzig und faſt immer war Wetterprophezeiung der Hauptzweck, wofür die Meteorologen ihre Wiſſenſchaft trieben. Aber die edle Gabe der Weiſſagung iſt bekanntlich nur eine Gabe des Himmels, nicht der Natur; der Himmel aber erwies ſich damit in den Tagen des neuen Bundes weniger freigebig, als in den Zeiten des alten Bundes. Alle Wetterprophezeiungen ſind bisher ſo trüglich geblieben, als die Prophezeiungen vom tauſendjährigen Reich, vom jüngſten Tag, oder vom Ausgang des ſpaniſchen Krieges.

Da man aus ſämmtlichen faſt ſeit einem Jahrhundert in Europa, Aſien und Amerika angeſtellten Wetterbeobachtungen noch kein Beiſpiel gefunden hat, daſs z. B. an einem und demſelben Tage unter der gemäſsigten Zone, oder unter einzelnen Breitegraden derſelben, rings um den Erdball die nämliche Witterung geherrſcht habe; da man vielmehr durch unzählbare Beiſpiele weiſs, daſs an einem und demſelben Tage in den verſchiedenen Gegenden dieſer Zone das verſchiedenſte Wetter eintrat; daſs, während an einem Orte anhaltender Regen, am andern Orte heiterer Himmel, am andern Ungewitter und Hagel, am andern Heunebel, am andern Sturm, am andern Windſtille war: ſo darf man daraus wohl ohne groſse Verwegenheit folgern, daſs ſolche Witterungszuſtände ſehr örtlich beſchränkt ſind; daſs man von ihnen nichts Allgemeingeltendes ſagen dürfe; daſs, wenn eine einzige Regenwolke auch ganz Europa bedeckte, darum doch in Aſien und auf dem atlantiſchen Meere unter gleicher Breite der reinſte Himmel lachen könne; daſs folglich die himmliſchen Direktoren des irdiſchen Wetters, nämlich die Planeten, überall keinen Einfluſs auf den Zuſtand unſers Dunſtkreiſes hatten, falls man nicht annehmen möchte, daſs Jupiter, Venus, Mars, Luna u. ſ. w. ihre auserkornen Lieblingsvölker auf Erden beibehalten hätten, wie in der alten Heidenzeit.

Digitized by Google

2.

Ueberſicht des Dunſtkreiſes im Allgemeinen und der Haupturſachen ſeiner Verwandlungen und Erſcheinungen.

Die Atmoſphäre ſchmiegt ſich unſerm Weltkörper von allen Seiten an, wie ein Kleid; doch mit dem Unterſchiede, daß ſie in ihren äuſſern Umriſſen nicht ganz genau den Umriſſen des Körpers ſelbſt folgt. Wir wiſſen, daß der Erdball das Bild einer ungeheuern Afterkugel darſtellt, welche an den beiden Polen abgeplattet, unter dem Aequator aber erhöhter iſt, ſo daß die Meeresfläche unter der Linie um ungefähr 110,580 Pariſer Fuß entfernter vom Mittelpunkt der Erde iſt, als die Oberfläche eines Poles. *) Die Atmoſphäre folgt nicht nur aller Orten in ihrer Erhebung dem Umriß dieſer unregelmäßigen Sphäroidengeſtalt, ſondern auch ſie vergrößert ihren ſenkrechten Durchmeſſer unter dem Aequator beträchtlich gegen die übrigen Gegenden, und weicht alſo noch mehr von der Kugelgeſtalt ab.

Denn ſo wie die feſte Maſſe des Erdballs vermuthlich ſelbſt jene Form durch ihre vermehrte Schwungkraft unter der Linie bei ihren Drehungen um ihre Achſe erhalten hat, wodurch die Kraft der Schwere gemildert ward: ſo wirkte dies auch auf die Atmoſphäre. Wir wiſſen, daß die Schwere der Körper in gleichem Verhältniß abnimmt, wie man ſich von den Polen her dem Aequator nähert. Seit Richer, der franzöſiſche Sternkundige, an ſeiner Uhr in Cayenne, unterm fünften Grad nördlicher Breite bemerkt hatte, daß hier — es war im Jahre 1672 — der Sekundenpendel langſamere Schwingungen machte, als in Paris, ward der Verſuch in verſchiedenen Weltgegenden wiederholt. Man überzeugte ſich, daß unter der Linie, ſowohl wegen des ſchnellern Umſchwunges unſers Weltkörpers, als wegen des größern Abſtandes ſeiner dortigen Oberfläche von ſeinem Mittelpunkt, die Schwere der Körper geringer ſei. In gleichem Verhältniß nun, wie für andere Körper, muß auch nothwendig die Anziehungskraft des Erdballs gegen die Atmoſphäre ſchwächer ſein, und dieſe folglich dort einen größern Durchmeſſer haben, als wo ſie ſtärker angezogen wird.

Nach den uns bekannten allgemeinen Erfahrungen und Naturgeſetzen kann ſich kein unſerm Weltkörper urſprünglich eigenthümlicher Stoff von demſelben in's Unendliche entfernen; wäre dies möglich, würde die Schwere ſelbſt gänzlich aufgehoben ſein. So iſt mithin durch die Schwerkraft auch den atmoſphäriſchen Stoffen (Luftſchichten) im Verhältniß ihrer ſpezifiſchen Verſchiedenheit, eine Grenze gezogen, über welche hinaus ſie ſich nicht entfernen können. Zwiſchen dieſem unüberſchreitbaren Maximum der Entfernbarkeit, und dem Erdballe, bewegt ſich der Luftozean, wie zwiſchen ſeinen unzerſtörbaren Ufern eingeſchloſſen. Auch die inner den Wendekreiſen lothrecht fallenden Sonnenſtrahlen können der dortigen Atmoſphäre, vermöge der

*) Anmerkung. Da die halbe Achſe der Erde 3,263 282, der Halbmeſſer des Aequators aber 3,251,712 Pariſer Klafter hat. Nach Biot nur 63,600 Pariſer Fuß mehr Entfernung. Nach de Lalande, Berl. aſtronom. Jahrb. 1791 S. 251, der Unterſchied auf nicht ganz ſechs Meilen, alſo immer über 126 000 Fuß.

Digitized by Google

gewaltigern Ausdehnung, keine größere Höhe geben, als die Gesetze der absoluten Schwere gestatten. Der Kampf der Ausdehnung der Luft gegen den allgemeinen Druck durch die Anziehungskraft unsers Weltkörpers verursacht abwechselnde Spannung der Atmosphäre im Allgemeinen, und Wind und Sturm im Einzeln und Innern derselben. Wäre es möglich, die Höhe der Atmosphäre auf irgend einem Punkt der Erde zu ermessen: so könnte man sie allenthalben und auch unter der Linie nach den bloßen Gesetzen der allgemeinen Schwere berechnen.

Einigermaßen dürfte die Grenze des ewigen Schnees zum Typus der äussern Form unsrer Lufthülle dienen. Diese Grenze, bedeutend hoch zwischen den Wendekreisen, senkt sich von da gegen die Erdpole nieder. Nach Humbolds Messungen bleiben Schnee und Eis unter dem Aequator 14,760 Fuß über dem Spiegel des Meers ungeschmolzen liegen. In den Alpen bei uns beträgt diese Höhe noch 7800 Fuß. In Norwegen, unterm 71 Breitengrad, nach von Buch's Messungen, nur 2200 Fuß. Sie muß in diesem Verhältniß schon null sein, das heißt, der ewige Schnee schon die Erde berühren, ehe noch der Pol erreicht ist.

Auf die Bestimmtheit dieser Messungen möchte ich freilich keine scharfe Berechnungen gründen. Denn, nicht zu achten, daß die größte Sonnenwärme nicht eben unter der Linie, sondern um fünf Breitengrade, und vielleicht mehr, nordwärts derselben fällt, weil die südliche Hemisphäre entschieden kälter ist, als die nördliche: so weiß man auch, wie viel von der Form der Gebirge selbst, von ihren nähern Umgebungen, von der Stellung ihrer Oberfläche gegen die verschiedenen Weltgegenden abhängt: ob der ewige Schnee mehrere hundert Schuh höher oder tiefer liegen bleibe. Immer aber ist die Thatsache selbst unzweifelhaft, daß die Linie des bleibenden Eises sich von der Aequatorialgegend zu den Polen stufenweise senke; doch früher gegen den Südpol, als gegen den Nordpol. Denn, wie gesagt, ist die südliche Hemisphäre kälter, als die nördliche; vielleicht weil sie ungleich weniger festes Land, folglich ungleich weniger wärmeleitendes Vermögen hat, als die nördliche. Unter den südlichen Breiten begegnet den Seefahrern das Treibeis schon unter dem sechsundvierzigsten Grade, wo bei uns in derselben Breite der Golf von Venedig ruht. Aus dieser Ursache ist auch die gemeine Abtheilung der Klimate nach den Zonen der mathematischen Geographie sehr unrichtig. Die gemäßigte Zone ist auf der südlichen Hälfte des Erdballs wohl um zwölf Grade oder um den vierten Theil schmäler. Dort ist Sandwichland, die Insel, Winters und Sommers mit ewigem Eis und Schnee bedeckt, zu allem Pflanzenleben untauglich, und hat doch keine andere Breite, als auf unserer Halbkugel Petersburg in Rußland. Ja, die Thäler der Terra del Fuego, an Amerika's südlicher Ausspitzung, liegen auch im Sommer voller Schnee, und doch vom Aequator nicht entfernter, als die südlichen Thäler Schottlands.

Da nun in den tropischen Gegenden die Atmosphäre höher, als in den Polargegenden steht: so sollte man glauben, daß dort bei größern oder zahlreicher über einander gelagerten Luftschichten der Druck der Atmosphäre größer sein müsse, als hier. Allein meines Wissens spricht die Erfahrung nicht dafür. Im Fall dies wäre, müßte das Baron.., wenn es in der Linie

Digitized by Google

am Meere auf 28 Zoll stände, bei uns, oder am Pas de Calais etwa auf 27 ½ stehe. Ich erinnere mich *) von einer Erfahrung gelesen zu haben, daß das Barometer am Eismeere einen ganzen Zoll tiefer stehe, als unter dem Aequator. Wäre diese äusserst wichtige Bemerkung aber gegründet, so würde sie, glaube ich, längst genauer untersucht und wohl allgemeiner bekannt sein. Vielmehr finden wir aus zahlreichen Beobachtungen die Barometerstände am Mittelmeer und am Aequatorialmeer ziemlich übereinstimmend. Ich sehe überhaupt auch nicht ein, wie man zumal in Polaegegenden den bloß und allein von der Schwere gehobenen Barometerstand erkennen oder ausmitteln will, da bei den ausserordentlich daselbst abwechselnden Ständen des Queckſilbers schwer genau zu bestimmen ist, wie viel auf Rechnung des allgemeinen Luftdrucks, und wie viel auf die veränderliche Elastizität der Atmosphäre zu setzen sei. Es scheint vielmehr, daß die verminderte Schwere und vergrößerte Ausdehnung der Atmosphäre zwischen den Wendekreisen, das größere Volumen derselben dort, rücksichtlich ihres Drucks, mit dem Druck der Luft in andern Erdbreiten ziemlich gleichstelle, wie die Gleichheit der Barometerstände auf den Meeren verschiedener Breiten darthut.

Wir dürfen im Allgemeinen annehmen, daß eine Luftsäule unter dem Aequator und unter den Polen gleich schwer sein müsse, weil die allgemeine Anziehungskraft der Erde verhältnißmäßig überall gegen die sie umschwebenden Körper unveränderlich dieselbe ist. Es ist mithin keiner Art Stoffes gestattet, sich über die durch das ewige Gesetz der Schwere festbestimmte Grenzlinie hinaus zu erheben. Folglich hat jede der atmosphärischen Schichten, von der Erdoberfläche bis zu jener Grenze, ihren scharfbezeichneten Spielraum.

Wenn z. B. durch die Gewalt der Wärme, nahe auf der Erdoberfläche, die unterste Luftschicht so ausgedehnt würde, daß sie die darüber lagernden Schichten aufwärts drängte: so muß man sich erinnern, daß die Entfernung der Wärme vom Erdball selbst ihre Grenzen hat, daß ferner die obern Schichten sich nicht über die Grenzen ihrer Schwere erheben, und sich entweder in gleichem Maas verdichten, oder abfließen müßten.

Wenn in der That eindringende, schwerere oder leichtere Luftschichten den Zustand der allgemeinen Schwere der Atmosphäre verändern könnten: so müßte dies besonders der Fall unterm Aequator sein. Hier müßte der Stand des Queckſilbers im Barometer zur trockenen Jahreszeit, da in der stets klaren Luft kaum — in manchen Jahren und Gegenden nie — ein Wölkchen erscheint, ein ganz anderer sein, als in der nassen Jahreszeit, wenn der ganze Himmel, mit Wolken bedeckt, unter den schwersten Wettern Tag um Tag wolkenbruchartige Regengüsse niederstürzt. Bekanntlich aber ist gerade hier der Spielraum des Queckſilbers in der Torricellischen Röhre der kleinste zu allen Jahreszeiten, und, was noch auffallender ist, der regelmäßigste. Er fällt nämlich bei Tage etwa eine Viertellinie, und steigt des Nachts um eben so viel wieder

*) Kant's neue Anmerkungen zur Erläuterung der Theorie der Winde. In Kants phys. Geogr. v. Vollmer. Bd. 7, 47.

zurück. Schwerlich wird Jemand behaupten wollen, daß dies die Wirkung einer genau binnen vierundzwanzig Stunden ändernden Schwere der Luft sei. Diese Veränderungen des Queckſilberſtandes haben einen andern Grund. Sie werden immer unregelmäßiger, und ſie erweitern, je mehr ſich die Breiten vom Aequator entfernen, ihren anfänglich ſehr beſchränkten Spielraum. In der Schweiz hat dieſer, nach meinen fünfzehnjährigen Beobachtungen, ſchon die Ausdehnung von beinahe anderthalb Zoll, nämlich 14½ Linien; in den Polargegenden beträgt er ungefähr drei Zoll. Es waltet in dieſer Zunahme, ſowohl des Spielraums, als der Veränderlichkeit der Barometerſtände eine ſehr bedeutſame Uebereinſtimmung mit den Entfernungen vom Erdgleicher; eine Uebereinſtimmung, die in mehr denn einer Hinſicht wichtig wird.

Das Steigen und Fallen des Barometerqueckſilbers, da es durchaus keine Wirkung vom vermehrten oder verminderten Schweregrad der Atmoſphäre ſein kann, muß lediglich die Folge von der vermehrten oder verminderten Spannkraft oder der Atmoſphäre ſein.

Denken wir uns die den Erdball umgebende Atmoſphäre im Großen: ſo erblicken wir ſie von zwei undurchbrechbaren Schranken eingeſchloſſen. Auf der einen Seite iſt ſie vom Erdball bis zu ſeinem Mittelpunkt begrenzt; auf der andern Seite von den unwandelbaren Geſetzen der Schwere. Inner dieſen unzerreißbaren Ufern ſpielt der bewegliche Strom, wie ſtürmiſch er ſich auch rege. Mögen ſich immerhin einzelne ſeiner Schichten ausdehnen nach oben oder unten: ſie verdichten nur durch ihren Druck die noch höhern oder tiefern, welche an den erwähnten Grenzlinien gleichſam ihren Anſtützpunkt zum Widerſtand finden. Ohne dieſe Grenzlinien würde gar keine Elaſtizität wahrnehmbar und möglich ſein. Der Druck der Spannung drängt das mit Gewalt zurück, was mindern Widerſtand leiſtet. Daher entſtehen, bei weichenden Luftſchichten, die Luftſtröme oder Winde. Auch das Queckſilber der Torricelliſchen Röhre gehört zu den Gegenſtänden, die den wenigſten Widerſtand leiſten. Daſſelbe ruht im Gleichgewicht ſeiner Schwere mit dem jedesmaligen Druck der Atmoſphäre. Jeder veränderte Druck ändert den Stand des Queckſilbers, weil es in dem luftleeren Raum der Röhre, auſſer der allfälligen Ziehkraft des Glaſes, keinen Anſtützpunkt findet, ſeine Elaſtizität zu äuſſern. So iſt jedes Barometer eigentlich nur eine atmoſphäriſche Elaſtizitätswage, aus einer Luft- und einer Queckſilberſäule gebildet.

Wir kennen in der Natur beſonders zwei große Agentien, welche die Spannkraft der Luftſchichten bald mehren, bald mindern, ohne durch ihren Eintritt die Schwere der Luftſäule zu mehren oder zu mindern. Denn eben dieſe Agentien ſcheinen ſelbſt keine Schwere zu haben; ſind bis jetzt wenigſtens unwägbar. Ich meine die Wärme und Elektrizität.

Dieſe beiden gewaltigen Naturkräfte, wie verſchieden ſie auch in ihrer Art und Weiſe ſein mögen, zeigen doch in Vielem eine ſchweſterliche Verwandtſchaftsähnlichkeit. Beide werden durch Reiben, Stoßen, Schlagen hervorgerufen; beide offenbaren ſich unſern Augen in feuriger Geſtalt; beide vertheilen ſich immerdar ungleich, indem ſie die Atmoſphäre durchſtrömen; beide

Digitized by Google

haben zum Behuf ihrer schnellen Uebergänge in andere Räume und Verhältnisse ihre Lieblingsleiter, vielmals dieselben; beide dehnen die Luft aus, wo sie sich häufen; beide bewirken Trockenheit; beide, wenn sie entweichen, können feuchte Niederschläge aus der Atmosphäre verursachen; beide haben das Vermögen, gegenseitig ihre Thätigkeit anzuregen; beide sind an den Erdball gebunden und jederzeit, wenn auch noch so gering und unwahrnehmbar, in allen Körpern vorhanden. Das Alles sind bekannte Thatsachen.

Die Wärme ist ein reinirdischer Stoff, der sich selten weit über die Erdoberfläche erhebt. Er wird ohne Zweifel durch dasselbe elastische Etwas angeregt, welches die ewige Spannung, die Abstoßung und Anziehung zwischen der Erde und der Sonne unterhält, und eben darum dort am meisten einwirken muß, wo es auf beiden Aussenenden gewissermaßen seine festen Anstützpunkte zwischen Sonne und Erde zur Spannung findet; Punkte, von denen es beim Anprall anders nicht als gradlinigt in sich selbst zurückfahren kann, nämlich unter dem Aequator. Wo dies elastische Etwas, das sich unserm Gefühl als Wärme, unserm Auge als Licht erkennbar macht, und daher im gemeinen Leben Sonnenstrahl sehr uneigentlich genannt wird, — wo es, sag' ich, links und rechts dem Aequator, schief gegen die Kugelfläche drängt, erregt es in gleichem Verhältniß, wie die Punkte oder Strahlen weiter auseinander und schiefer auffallen, weniger Wärme, so wie es, umgekehrt, durch Vereinigung mehrerer auf einen Punkt, vermittelst Brennspiegeln größere entwickeln kann.

Weil nun zwischen den Wendekreisen von den lothrecht fallenden Sonnenstrahlen im Verhältniß zu andern Theilen der Kugelfläche des Erdballs die meiste Wärme entwickelt wird, über festem Lande mehr, als über dem Ozean, über nackten Landstrichen mehr, als über mit Vegetation bekleideten: so ist bei der sich das ganze Jahr hindurch gleichbleibenden Hitze hier die Wärme dermaßen vorherrschend, daß der ohnehin auf die Spannkraft der Atmosphäre schwächere Einfluß in dieser Hinsicht kaum bemerkbar wird.

Hingegen die wenigste Wärme wird innerhalb der Polarkreise von den sehr schief auffallenden Sonnenstrahlen erregt. Daher wird hier die Herrschaft der Elektrizität ungeschwächter und fühlbarer. Hier ist die Heimath der Gewitter ohne Donner, der ewigen Nebel und der Nordlichte.

3.

Darstellung des Witterungsganges in den Tropenländern.

Es ist für den Beobachter lehrreich, den Witterungsgang in zwei so verschiedenen Zonen zu beobachten, und die großen Erscheinungen zu vergleichen, welche in der einen durch die entschiedene Uebermacht der Wärme, in der andern durch die entschiedene Uebermacht der Elektrizität hervorgerufen werden.

Ich habe schon gesagt, daß die Temperatur der heißen Zone sich das ganze Jahr hindurch gleich bleibe. In der Nähe des Aequators beträgt der Unterschied der vermehrten oder vermin-

Digitized by Google

derten Wärme, beim scheinbaren Hin- und Hergang der Sonne zwischen den Wendezirkeln, Tags und Nachts, selten mehr als zehn Grad Reaumur. Mit der Entfernung vom Aequator, links und rechts gegen die Wendekreise, wird der Unterschied größer, so daß er wohl zwanzig Grade betragen kann, gewöhnlich aber doch nur sechszehn bis siebenzehn beträgt.

Es ist nicht nothwendig, noch zu bemerken, daß auch dort örtliche Verhältnisse, wie bei uns, örtlich verschiedene Zustände der Temperatur bewirken können, die aber in Bezug auf das Ganze ohne Bedeutsamkeit sind. So ist auf dem Meere die Hitze nie so groß, als auf dem festen Lande, weil es ein schlechterer Wärmeleiter ist. So steigt zu Quito, ungeachtet diese Stadt unter der Linie gelegen ist, wo die mittlere Wärme ungefähr dreiundzwanzig Grad nach Kirwans sinnreicher Berechnung betragen sollte, diese Wärme doch nur auf dreizehn Grad, weil Quito im Gebirge ruht, als höchste uns bekannte Stadt in der Welt. So geht auf den westindischen Inseln das Quecksilber des Thermometers selten über dreiundzwanzig Grad, wegen der Nähe des Meeres, während es in der Sierra Leona oder am Senegal auf dreiunddreißig Grad steigt, also daß der Sand die Eier siedet. In Afrika's Wüsten, zwischen dem zehnten und zwanzigsten Grad N. B. tritt das Thermometer im Schatten auf vierzig, in der Sonne über fünfzig Grad hinaus.

Wichtiger für uns ist der ungemein regelmäßige Gang der Jahreszeiten, nämlich der trockenen und nassen Zeit, zwischen den Wendekreisen, und die Ursache derselben. Der große Humboldt (der Name dieses Mannes rechtfertigt unter uns den Beinamen) hat in seiner am 29 Brachmons 1818 dem französischen Institut vorgelesenen Abhandlung seine Ansichten und Erfahrungen über den Einfluß der Sonne auf den Anfang der Aequatorialregen mitgetheilt. Sie bestätigen im Wesentlichen, was darüber schon von andern Naturforschern früher gesagt worden ist.

Wenn die Sonne im Zenith der südlichen Halbkugel, in der Nähe vom Wendekreise des Steinbocks steht, also zu derselben Zeit, da wir unsern vollen Winter haben, ist nordwärts vom Aequator die trockene Jahreszeit in ihrer vollen Pracht. Den ganzen Himmel färbt ein reines, tiefes Blau; nie, oder höchst selten erscheint ein Wölkchen. Die Sterne der Nacht leuchten ruhig, in wunderbarer Klarheit. Man lieset beim Schein des Mondes, selbst wenn er in den Vierteln ist, ohne Mühe die kleinste Schrift. Und wenn er nicht leuchtet, ersetzen ihn Venus, Sirius, Jupiter, Milchstraße und die übrigen Gestirne durch ihren ausserordentlichen Glanz. Am Tage zeigt das Volta'sche Elektrometer eine beständige Abweichung von ein bis zwei Grad meistens positiver Elektrizität, eben so Nachts. Die Kühle der den heißen Tagen folgenden Nächte wird stärker durch das Gefühl der Hant, als am Thermometer wahrgenommen. In vegetationsreichen Gegenden fällt gewöhnlich Morgens gegen vier Uhr ein sehr erkältender Thau. Dieser elektrische Niederschlag aus der Atmosphäre ist so reich an Sauerstoff, daß er in kurzer Zeit alles Eisen mit Rost bedecken kann.

Zu dieser Zeit weht ein beständiger Ost-Nordost- und Ostnordostwind, kein anderer. Er

Digitized by Google

trägt unſtreitig zur Reinheit und Trockenheit des tropiſchen Himmels das meiſte bei. Ueber den Urſprung dieſes beſtändigen Tropenwindes, der von ſo entſcheidendem Einfluß auf die Witterung jener Weltgegenden iſt, haben vielerlei Meinungen ſtatt gefunden. d'Alembert ſchrieb ihn der anziehenden Kraft des Mondes gegen die Atmoſphäre zu. Aber ungerechnet, daß das Barometer keine Spur von dieſer Erhebung des Luftkreiſes durch Anziehung vom Monde zeigt, deuten weder Veränderungen der Richtung, noch der Stärke des allgemeinen Windes auf irgend ein Verhältniß deſſelben zu den wechſelnden Mondsſtänden hin. Mariotte, und nach ihm Kant, Hube, Lampadius u. a. m. erklären dieſen beſtändigen Oſtwind aus dem Strömen der kalten Luft von beiden Halbkugeln nach der heißen Zone, wo dann dieſer urſprüngliche Nordwind, weil er beim Fortrücken über Gegenden, welche ſich durch die Umdrehung der Erde ſchneller als er bewegen, dieſe Geſchwindigkeit nicht ſogleich annehmen kann, die Empfindung eines immer öſtlicher werdenden Windes gewährt, je näher der Luftſtrom dem Aequator rückt. Hier nun wäre freilich noch zu beweiſen, daß ein wegen ſeiner Kälte über die Erdoberfläche gehender Luftſtrom, deſſen Geſchwindigkeit in einer Sekunde nicht über fünfzehn Fuß beträgt, vermittelſt derſelben die allgemeine Anziehung der Erde ſo ſehr überwinden könnte, daß er nicht ſogleich die volle Geſchwindigkeit der Erde bei ihrem Umſchwung von Weſten nach Oſten anzunehmen fähig wäre. Ferner, da jeder Nord- oder Südwind von Breiten ausgeht, die ſich minder ſchnell gegen Oſten drehen, als die, über welche er bei fortgeſetztem Lauf kommt, müßten die eigentlichen Süd- oder Nordwinde äuſſerſt ſelten, noch ſeltener die Südweſt- und Nordweſtwinde ſein; und um folgerecht zu ſein, müßten die reinen urſprünglichen Oſtwinde im Durchſchnitt heftiger ſein, als Weſtwinde, die reinen, urſprünglichen Weſtwinde aber, zumal in höhern Breiten, immer langſamern Gang haben, das heißt, ſchwächer ſein im Allgemeinen. Es müßten ferner keine weit ſtreichende reine Südwinde auf der nördlichen, keine weitſtreichende Nordwinde auf der ſüdlichen Hemiſphäre empfunden werden, weil ſie ihre Richtung oſt- oder weſtwärts zu ändern gezwungen würden. Man müßte auf tropiſchen Gebirgsgipfeln ſehr häufig, oder immer ſchon Oſtwind haben (weil hier oben, entfernter von der Erdachſe, der Schwung nach Morgen größer iſt, und aus welchem Grunde eine von beträchtlicher Höhe fallende Kugel nicht ſenkrecht, ſondern oſtwärts von dem ſenkrechten Punkt hinausfällt), während man in der Tiefe noch Nordoſt oder Südoſt hat.

Daher ſcheint Halley's Gedanke vom Urſprunge der beſtändigen Oſtwinde in einiger Hinſicht noch aller Beachtung werth. Er erklärte dieſen nämlich aus dem beſtändigen Fortrücken von Oſten nach Weſten einer durch die Sonnenhitze erwärmten Luftſäule. Der durch ſie verurſachte Wind aber werde ſich, meinte er, je nach dem Stande der Sonne in der Ekliptik, nordwärts der Linie nach Nordoſt, ſüdwärts derſelben nach Südoſt neigen. Dieſe Erklärung aber enträthſelte nicht alle Erſcheinungen, die das Kommen und Verſchwinden dieſes Windes in der Tropenwelt begleiten, und ward daher minder beachtet. Inzwiſchen, glaube ich, ſoll man den von der Erfahrung beſtändig bewährten Grundſatz beibehalten, von welchem Halley ausging.

Digitized by Google

Es iſt nämlich gewiß, daß die kalte Luft nach der wärmern, die warme Luft nach der kältern Gegend ſtrömt. Dies Streben zur Herſtellung des Gleichgewichts iſt eine Hauptquelle aller Winde. Selbſt in unſerer gemäßigten, wegen vieler Oertlichkeiten und anderer hier nicht zu berührenden Umſtände ſehr ungleich erwärmten Zone empfinden wir bei Sonnenaufgang einen Oſtwind, der jedoch kaum eine Stunde anhält, dann von andern Verhältniſſen gebrochen wird. Verſetzen wir uns im Geiſt unter den Aequator. Auch hier gibt der Aufgang der Sonne den Impuls zum Oſtwind in den niedern Luftſchichten, weil ſie tief am Horizont ſteht. Sie ſetzt ihn während ihres Laufes von Sekunde zu Sekunde ununterbrochen fort, weil dort, wo ſie im Zenith der Länder ſteht, kein anderer Einfluß auf die Atmoſphäre mächtiger ſein kann und iſt, als der ihrige. So durchläuft und erſchüttert ſie binnen vierundzwanzig Stunden von Oſten nach Weſten den ganzen Luftſtreif der Atmoſphäre zwiſchen den Wendekreiſen. Ihr nach ſtrömt, weil unter ihr im Zenith die größte Hitze iſt, die kälter werdende Luft der Gegenden, die ſie ſchon verlaſſen hat: ſo entſpringt der ewige Strom in der Amoſphäre zwiſchen den Wendekreiſen um den Erdball. Dieſer Strom würde, wenn die Sonne ganz verſchwände, durch ſeine eigene Schwungkraft noch eine Zeit lang fortdauern können.

Aber von Norden und Süden her ſtrömt ebenfalls die kältere Luft zum Aequator, und je kälter ſie iſt, um ſo lebhafter. Der vereinigte Stoß, von Oſten und den Polen her, gibt dem Luftſtrome, zumal in der Nähe der Wendekreiſe, eine veränderte mittlere Richtung. Auf der nördlichen Hemiſphäre wird er dadurch nordöſtlicher, auf der ſüdlichen ſüdöſtlicher werden, wie er es auch in der That iſt. Je näher dem Aequator, je mehr wird er reinöſtlich; denn der Macht des täglich unterhaltenen Hauptſtroms unterwirft ſich zuletzt der nebenſeitige Zufluß, welcher in beiden Hälften des Jahres nicht immer gleich ſtark iſt, weil die gemäßigten Zonen, während ihres Sommers, ebenfalls erwärmter ſind.

Auf der Nordſeite des Aequators herrſcht während der trockenen Jahreszeit der Tropenländer, da die Sonne noch in den ſüdlichen Zeichen ſteht, beſtändiger Nordoſt- und Oſtwind. Zu derſelben Zeit, wie ich ſchon geſagt habe, iſt in unſerer gemäßigten Zone Winter. Die Ausdünſtungen der Erde bei uns ſind alſo geringer; die nach dem Aequator ziehende Luft iſt folglich trockner. Zwar der Nordwind verliert, je näher er verſchmolzen mit dem Oſtwinde dem Aequator rückt, an ſeiner Kälte, doch bleibt er immer noch kühler bei ſeiner Ankunft, als die Luft, welche vor ihm da war. Dieſe letztere, wärmer und ausgedehnter, wird ſich, verdrängt von ihm, über ihn erheben, und mit ſich empor die Dünſte der Erdoberfläche reiſſen. Wie ungeheuer auch in dieſem brennenden Erdgürtel die Ausdünſtung der Meere und Länder ſein möge, immer wird ſie doch von dem trockenen ſich beſtändig erneuernden Luftſtrom, der ſich nie mit Dünſten ſättigen zu können ſcheint, theils verzehrt, theils wegen ihrer ſpezifiſchen Leichtigkeit in die Höhe getrieben. Immer tritt, an die Stelle der aufſteigenden Dunſtmaſſen, der polariſche Luftſtrom unterhalb, inzwiſchen das Aufgeſtiegene droben, an den Grenzen ſeines eigen-

Digitized by Google

thümlichen Schwerekreises, nach allen Richtungen zu den Polargegenden abfließt, und ihnen seine Feuchtigkeit mit Süd-, Südost- und Südwestwinden zuführt.

Sobald sich die Sonne aber aus Süden dem Aequator wieder nähert, uns den Frühling gibt, und aus der gemäßigten Zone den winterlichen Frost weiter gegen den Pol zurückdrängt, werden von hier die Strömungen der Luft minder kalt und minder trocken. Indem sie selbst schon viele aufgelöfete Feuchtigkeiten mit sich führen, können sie folglich in den Tropenländern weniger von den fort und fort aufsteigenden Dünsten verzehren. Daher geschieht, daß dort die bisher dunkle Bläue des Himmels matter wird; daß die Sterne ihr vormals ruhiges Licht verlieren und reger funkeln; daß das Hygrometer in den untern Luftschichten mehr Feuchtigkeit anzeigt. Bald entstehen gegen Südsüdost am Horizont von Zeit zu Zeit Wolken mit elektrischen Aeusserungen.

Je mehr sich die Sonne dem Zenith derer naht, die nordwärts von der Linie wohnen, je trüber überzieht sich ihr Himmel. Der Nordostwind hört auf; denn die nächstgelegene gemäßigte Zone hat nun ihren Sommer. Es entstehen örtliche Windstillen. Von Zeit zu Zeit streicht der Passatwind. Es ist eine Gährung in der Amotsphäre; denn an die Stelle des Nordostwindes tritt der Südost, weil auch die winterlich gewordene Hemisphäre die Luft herandrängt. Diese, die einen längern Weg als der Nordwind, durch die heißen Weltgegenden und über weite Ozeane zu machen hat, ist weder so kühl, noch so lebhaft, noch so trocken.

Das Aufhören des Nordostwindes ist in der nördlichen Aequatorialzone, sagt Humboldt, der Anfang der Regenzeit. Dann steht die Sonne im Zenith des Ortes. Die Wärme ist durch die lothrecht fallenden Sonnenstrahlen gesteigert, oft unerträglich. Die aufsteigenden Dunstsäulen werden durch keine trockene Luftströme mehr verzehrt. Sie füllen und übersättigen die Atmosphäre. Die Nebel und Wolken werden dichter. Die Elektrizität theilt sich ungleich durch sie. Das Voltaische Elektrometer verkündet es; denn bald äussert er tagelang gar keine Spur von Elektrizität, bald treten die Hollunderkugeln drei bis vier Linien weit aus einander; bald wechseln Plus- und Minuselektrizität mit einander binnen zehn Minuten. Fürchterliche Gewitter erscheinen, doch nur, ausgenommen in manchen Flußthälern, bei Tage. Der Regen stürzt mit der Fülle von Wolkenbrüchen, meistens aber auch nur bei Tage. Die von der Erde auffahrenden Dunstsäulen ersetzen den durch die Niederschläge entstandenen Verlust schnell. Man kann sich in den Häusern kaum vor Nässe und Feuchtigkeit bergen. Es ist berechnet worden, daß in vielen Gegenden über 60 Zoll, auf Barbados sogar 80 Zoll, am Senegal vom Juni bis September 115 Zoll Regenwasser fällt. Diese Güsse und Gewitter sind häufig von den schrecklichsten Windstößen und Orkanen begleitet; denn die ungleichere Vertheilung und Anhäufung der Elektrizität, so wie der Wärme durch die Wolkenschichten, verursacht in der Atmosphäre örtliche, plötzliche Ausdehnungen und Verdichtungen, nebst jähen Uebertritten des elektrischen Fluidums von einer Wolkenschicht zur andern. Die gewaltsam zerrissene und bewegte Luftmasse pflanzt ihre Erschütterungen fort. Die Sturmstöße werfen Bäume, Schiffe und Gebäude nieder.

Digitized by Google

Sobald aber endlich die Sonne wieder in die südlichen Himmelszeichen tritt, sobald sich die winterliche Kälte vom Nordpol über die ihm nächstgelegene gemäßigte Zone verbreitet, und der Unterschied ihrer Temperatur gegen die der Aequinoktialgegenden täglich zunimmt, fängt der trockene Nordostwind wieder an zu ziehen. Die aufsteigenden feuchten Luftmassen werden von den sich regsam erneuernden trockenen Luftströmen verzehrt. Der Regen nimmt ab und verschwindet. Die Wolken zerrinnen. Das Spiel der Stürme beginnt auf der südlichen Halbkugel.

Dieser jährlich wiederkehrende Wechsel der Dürre und des Regens wird durch den Sonnengang und das Kommen und Aufhören des Nordostwindes so scharf bezeichnet, daß man Zeit und Stunde kennt, da die neuen Erscheinungen eintreten.

Indem ich die großen Erscheinungen der tropischen Atmosphäre im Allgemeinen auffasse, übergehe ich die mannigfaltigen, theilweisen Abweichungen, welche durch örtliche Einwirkungen, durch Meeresnähe oder Ferne, durch niedrige oder hohe Lage der Gegenden, durch Nacktheit oder Bewaldung der Erdoberflächen, durch freie Ebene oder Gebirgsschranken u. s. w. im allgemeinen Witterungsstand geschaffen werden.

Bei allen diesen ausserordentlichen Wechseln des tropischen Luftkreises erregt der einfache, regelmäßige Gang des Quecksilbers im Barometer Verwunderung. Denn, zumal in der Nähe des Aequators, beginnt er täglich, ungestört durch Luftstillen oder Orkane, Morgens um neun Uhr zu fallen bis Nachmittags drei Uhr; dann Abends um neun Uhr zu steigen, bis er die vorige Höhe wieder gewonnen hat. Durch diese nicht zu erschütternde Gleichförmigkeit wird uns beurkundet, theils die ausserordentliche Uebermacht, welche die Wärme in den Aequatorialzonen über alle andere Potenzen der Atmosphäre behauptet, so, daß diese andern ihr immer untergeordnet bleiben; theils die unermeßliche Höhe der Atmosphäre.

Die Temperatur der Tropenländer ändert während ihrer doppelten Jahreszeit in der That wenig. Vom Aequator bis zum zehnten Grad N. Br., sagt Humboldt, weichen die mittlern Temperaturen der trockenen und regnerischen Zeiten kaum um zwei bis fünf Grad Reaumur ab. Auf der Grenze aber der heißen Zone gegen den Wendekreis des Krebses steigt der Unterschied schon auf acht bis neun Grad. Daraus erhellt für uns, daß die durch die Wärme verursachte Spannung der Atmosphäre im Laufe des Jahres so gleichförmig und so überwiegend sei, daß die örtliche ungleiche Wärme- und Elektrizitätsvertheilung in den untern Luftschichten ziemlich kraftlos bleiben müsse. Auch schon bei uns werden wir bei täglicher Beobachtung der Barometer gewahr, daß das Quecksilber zur Zeit heitern und beständigen Wetters mehrere Tage hinter einander regelmäßig bis Abends um eine viertel oder halbe Linie zu fallen, und des Nachts wieder um eben so viel zurückzusteigen pflegt. Diese eigene Erfahrung habe ich auch in den übrigen meteorologischen Tabellen unserer Mitarbeiter mehrmals bestätigt gefunden. Nur in unserer Zone, deren Atmosphäre um Vieles niedriger ist, bleibt diese regelmäßige Bewegung nicht so anhaltend, als in den Aequinoktialzonen.

Digitized by Google

Denn hier, wie ich schon gesagt habe, ist die Erhebung des Luftkreises über der Erdoberfläche so groß, daß im Verhältniß zum Ganzen die Schichten der höchsten Regen- und Wetterwolken nur zu den untersten Luftschichten gehören. Daher kann man selbst im tropischen Winter in hoch- und freigelegenen Gegenden auf dem Felde arbeiten, und sieht da alle Tage die Sonne, unverhüllt von höhern Wolken, wie z. B. bei Cayenne, inzwischen die Savannen der tiefern Gegenden von Regenfluthen unter Wasser gesetzt sind. Weil also nur der niedrigste, und im Verhältniß zur Gesammtheit des Luftkreises ein kleiner Theil desselben von verdichteten Dünsten und Wolken beladen wird, läßt sich begreifen, daß die Elastizität der ganzen Atmosphäre an Regentagen nicht um viel mehr, als an trockenen geschwächt wird. Ich will versuchen, dies aus atmosphärischen Thatsachen klarer darzustellen.

In den tropischen Wintern steht die Sonne im oder nahe am Zenith. Die Hitze ist am heftigsten, die Verdünstung am gewaltsamsten und reichsten, besonders am Tage. Der trocknende Nordostwind fehlt. Die aufsteigenden Dunstsäulen werden nicht mehr verzehrt, nicht mehr durch unterhalb eindringende sich immer erneuernde Luftströme emporgedrängt. So wird die untere Atmosphäre mit Feuchtigkeit übersättigt, je mehr die Morgensonne an Kraft gewinnt. Die Luftelastizität nimmt ab. Das Barometer fällt. Aber das Uebermaas der immer stärker nachwachsenden Dunstmenge tritt in den kältern und elektrischern Luftschichten in Tropfen zusammen; stürzt in Regengüssen auf die Erde zurück, um mit der steigenden Gewalt der Sonne immer schneller und reicher wieder aufzudampfen. Das Barometer sinkt, bis die Hitze abnimmt. Dann aber nimmt auch die unermeßliche Verdünstung der Erdoberfläche ab, und eben so bald der Regen. Dieser hört oft schon bald nach Sonnenuntergang auf, wie Humboldt sagt. Mit der zurückkehrenden Trockenheit empfängt die Luft ihre frühere Elastizität zurück. Drei Stunden nach Sonnenuntergang hebt sich das Barometer schon, und fährt fort zu steigen, je geringer mit fortschreitender Nacht die Ausdünstung ist, deren Menge nicht hinreicht, den Raum der untern Luftschichten zu übersättigen, welcher sowohl an innerer Wärme als Größe nicht mit dem beschränktern Raum derselben Luftschichten in unsern Gegenden vergleichbar ist.

In den tropischen Sommern ist die Sonne am entferntesten vom Zenith. An die Stelle der winterlichen Regengüsse, welche dem Erdboden die Ueberlast der feuchten Dünste zurückgaben, tritt der trocknende Luftstrom der benachbarten Polargegend. Aber am Tage, mit dem höhern Stand der von keiner Wolke verhüllten Sonne, wächst die Hitze. Die feuchten Dunstsäulen erheben sich mächtiger. Ihre Menge beginnt zuletzt die auflösende Kraft des Polarstroms zu übersteigen, der in den niedern Regionen fließt, und den Hygrometer ohne Spuren vorhandener Luftfeuchtigkeit läßt, während diese sich oberhalb mehrt und die Elastizität der Atmosphäre zu mindern anfängt. Drei Stunden nach Sonnenaufgang nimmt daher das Fallen des Barometers den Anfang und dauert mit der wachsenden Gluth und Verdünstung fort. Diese wird nach drei Uhr Abends schwächer. Der verzehrende Polarstrom aber währet auch Nachts fort. Er vermindert die angehäuften Verdünstungen des Tages, und gibt der Luft ihre

Digitized by Google

Spannkraft zurück. Das Barometer erhebt sich allmälig von neuem, drei Stunden nach Sonnenuntergang, und setzt sein Steigen fort, je mäßiger die Verdünstung wird, je mehr sie der trockene Luftstrom verschlingt oder die Dünste, vermittelst der Elektrizität der Luft, als Thau, verdichtet, an irdische Körper niedergelegt werden, welche, von entgegengesetzter Elektrizität sind und daher die Dünste anziehen.

Unter allen Räthseln der Natur, welche wir in ihrer atmosphärischen Haushaltung erblicken, ist die Verdünstung, die Auflösung und Zersetzung der Dünste, die Wiederverbindung getrennter Gasarten zu Nebeln, Wolken, feuchten Niederschlägen u. s. w. eins der schwierigsten zu lösen. Es ist mir hier nicht um Bildung einer neuen Hypothese zu thun, sondern nur um Erklärung einiger von uns vorhin vielgebrauchten Ausdrücke des Verzehrt- oder Verschlungenwerdens der Dünste von kalter oder trockener Luft. Und diese Erklärung ist durch bloße Zusammenreihung bekannter Thatsachen zu bewerkstelligen.

Zur Zersetzung des Wassers in Gasarten, wie zur Wiederbildung des Wassers aus ihnen, wirken Wärme sowohl als Elektrizität. In allen, mithin auch in den atmosphärischen Körpern, ist, wenn auch bis zur Unwahrnehmbarkeit gering, Wärme und Elektrizität vorhanden. Es kann also in allen Theilen der untern Luftschichten eine Zersetzung der aufsteigenden feuchten Dünste geschehen, ohne daß unser Auge davon Kenntniß gibt. Je mehr Wasser aufgelöset wird in der Luft, je elastischer wird diese. Ein Gran Wassers nimmt nach der Auflösung einen ungefähr neunhundertmal größern Raum ein. Verdünnte Luft, wie wir aus den Versuchen unter der Glocke einer Luftpumpe wissen, ist fähiger, Dünste aufzulösen, als verdickte Luft. Wir nennen die Luft, welche Dünste schnell auflöset und gleichsam verzehrt, trockene Luft. Warme, also ebenfalls verdünnte Luft, enthält mehr aufgelöste Feuchtigkeit, als kalte oder verdichtete, hat daher mehr äussere Elastizität. Kalte Luft kann hingegen durch Wärme schneller und verhältnißmäßig mehr ausgedehnt werden, als warme, und wird in diesem Fall durch Ausdehnung noch trockener, das heißt, in den Zustand gesetzt, mit größerer Schnelligkeit eine größere Menge Feuchtigkeit aufzulösen.

Es muß aber eine Grenze geben, über welche hinaus die Zersetzung oder Auflösung der Dünste in einem bestimmten Raum der Atmosphäre schwächer wird oder ganz aufhört. Wenn man unter die wohlgeschlossene Glocke einer Luftpumpe zum Barometer, Thermometer und Haar-Hygrometer eine Schale Wassers setzt, wird man bei der Verdünstung des letztern gewahr, daß das Barometer steigt; denn die aufgelöste Feuchtigkeit macht die Spannkraft der Luft größer. Ferner, daß das Thermometer fällt; denn Auflösung des Wassers in der Luft erzeugt immerdar Kälte (so wie Niederschlag von Feuchtigkeiten aus der Luft Wärme erregt). Gelangt aber das Hygrometer auf neunzig Grad Feuchtigkeit, verändern Barometer und Thermometer ihren Stand nicht mehr, und die Verdünstung des Wassers endet, oder ist ganz unmerklich.

Können nicht mehr Feuchtigkeiten aufgelöset werden, oder wird der Raum der von Feuchtigkeiten gesättigten Luft vermindert: so verliert die Luft an Spannkraft und Elektrizität.

Digitized by Google

Denn wir wiſſen, daß in trockener Luft die Elektrizität regſamer, in feuchter Luft faſt ganz vernichtet wird. Mit Beendung der Waſſerauflöſung endet die Kühle. Die Luft wird wärmer oder ſchwüler. In ſolcher Luft vermehrt ſich der Schweiß des Menſchen, weil die ihn umgebenden Theile der geſättigten Atmoſphäre faſt unfähig ſind, von ſeinen Ausdünſtungen aufzunehmen, die ſich in Tropfen an ſeiner Haut verdichten. Aus derſelben Urſache pflegen vor nahem Regenwetter manche Steine in den Häuſern und auf den Feldern feucht zu werden. Kalte feuchte Luftzüge dringen, wie Nebel ſichtbar werdend, aus Bergklüften hervor in die wärmere Luftſchicht. In den höchſten Gegenden der Wolkenregion, wo die Luft ohnehin kälter iſt, entſteht, weil die untern feuchten Schichten an Spannkraft verlieren, ein Sinken. Die droben mit Dünſten geſättigten Schichten, erkaltend, trüben ſich. Die Elektrizität, durch der untern Luftſchichten Feuchtigkeit abgeleitet, häuft ſich oben in den Wolken; und immer ſind, wie Erfahrung lehrt, Nebel und Wolken vorzügliche Träger des elektriſchen Fluidums. So entſtehen Waſſerbildungen, Niederſchläge der Dünſte in Regen.

4.

Allgemeine Darſtellung der Witterung und der Lufterſcheinungen in den Polarländern.

Wir müſſen jetzt den Blick auf die Erſcheinungen der Polarwelt werfen. Aber was wir von jenen Räumen des Erdballs wiſſen, welche ohngefähr 770,000 Geviertmeilen umfaſſen, beruht meiſtens auf Ausſagen unwiſſender Wilden, gemeiner Wallfiſchfänger, oder unglücklicher weit in die Eismeere verſchlagener Abentheurer. Nicht umſonſt wurde jener todte Ozean im Norden Europens ſchon zur Zeit des alten Roms von damaligen Völkern Morimarusa, das „geronnene Meer", genannt, ſo wie er noch heut, nordwärts Aſien, das heilige Meer heißt, weil er undurchſchiffbar geblieben iſt.

Das Geheimniß des bis jetzt nie geſehenen Nordpols zu erforſchen, wurden bis heut vergebens die größten Belohnungen ausgeboten. Eine Hauptſchwierigkeit lag in der Kürze der dazu ſchicklichen Zeit. Die Hinreiſe und Rückkehr muß in den wenigen warmen Monaten geſchehen, da das Polarmeer Tag hat. Dieſe Schwierigkeit lieſſe ſich jedoch wohl überwinden, wenn zu der kühnen Unternehmung zwei Jahre gebraucht würden, und die Reiſenden innerhalb dem Polarkreis, dem Pole ſo nahe als möglich, überwintern möchten.

Größer iſt das Hinderniß, welches die unüberſehbaren Eismaſſen entgegenſtellen, die das Innere der Polarzone umgürten. Allen Nachrichten der Grönlandsfahrer und anderer Schiffer zufolge befindet ſich immerwährend das meiſte Eis vom 74 bis zum 81 Grad N. Br. Weniger Eis wird jenſeits des 82 Grades gegen den Pol hin erblickt. Der natürliche Grund dieſer Erſcheinung läßt ſich leicht erkennen. Das feſte Land und die vorliegenden Inſeln dreier Welttheile erſtrecken ſich bis zu jenen hohen Breiten hinauf. Das Land, wärmeleitender als das

Digitized by Google

Meer, trägt durch seine Nähe viel zur Erkältung des angrenzenden Ozeans bei. Daher gefriert das Wasser bälder in der Nähe der vergletscherten Küsten, als im hohen Meer; daher ist der Ozean im Norden Asiens unbeschiffbarer und eisreicher, weil Nordasien, reich an Wäldern, hochgelegen und mit nördlicher Verflächung an sich schon kälter als das Land anderer Welttheile in ähnlichen Breiten ist; daher pflegt es auch wieder an Küsten nördlicher Länder, wegen der Meeresnähe, milder zu sein, als im Innern derselben Länder; darum haben schon die Bewohner des innern Schwedens stärkere Kälte, als die Nordküsten Norwegens, ja selbst als Kola, die nördlichste Ausspitzung Lapplands unter dem 70 Grad N. Br., zu leiden; daher kann man selbst zu Kola oft der Winterkleidung entbehren, sobald man sich auf dem Meere um zwanzig Meilen vom Gestade entfernt hat.

Ungerechnet, daß im Allgemeinen das Meer längs den Gestaden seichter zu sein pflegt, deswegen eher durchkältet und gefroren sein kann, als auf der Höhe eines vielseitig bewegten Ozeans, befördert auch die einfache Wirkung der Anziehung, das Anhäufen schwimmender Eisschollen gegen die Küsten, besonders gegen die östlichen Küsten. Denn bekanntlich ist die Kälte an sich schon auf den gegen Osten gelegenen Küstenländern, in alten und neuen Welttheilen, wahrscheinlich durch die trockenen, kühlen Nordostwinde, beträchtlich größer, als auf den westwärts liegenden; daher man selbst zu Kanton in China, obgleich den Tropengegenden nahe, und mit der Wüste Sarah unter gleicher Breite, Frost und Eis kennt. Aber auch die fortdauernden Strömungen des Weltmeers von Osten nach Westen führen den östlichen Gestaden eine Menge schwimmenden Eises zu. So sind die Ostküsten Grönlands gänzlich von unermeßlichen Eisfeldern verrammelt worden.

Man hat bisher sehr häufig, so wie den tropischen Ostwind, auch die allgemeine Strömung des Meeres nach Westen, dem Schwunge der Erde um ihre Achse zugeschrieben, ohne einen Beweis dafür zu haben, daß die Drehung des Erdballs in solchem Grade die Gesetze der Schwere oder allgemeinen Anziehung überwinden könne Die gesammten Versuche, welche von Galilei bis auf Guglielmi und Benzenberg mit dem lothrechten Fall von Kugeln aus einer Höhe von mehrern hundert Fuß angestellt wurden, scheinen noch nicht erwiesen zu haben, daß die Verhältnisse der Schwere und des Erdumschwungs sich gegenseitig in solchem Grade schwächen, wenn schon die Abweichung einer senkrecht fallenden Kugel von der Vertikallinie nach Osten = 3,86 Linien bis 3,91 Linien nach Gaußens Berechnung beträgt. Vielleicht mächtiger wirkt, daß die beständig von Osten nach Westen mit dem Monde fortgehende Fluth und Ebbe endlich einen anhaltenden, wenn auch vielfach gebrochenen Oststrom des Ozeans bewirken müssen. In Grönland unterm 64 Grad steigt die Fluth noch auf 12 bis 18 Schuh. Makenzie fand sie unter dem 69 Grad im nördlichen Amerika nur wenige Fuß hoch; in andern Gegenden des Polarmeeres über den 70 Grad hinaus erreicht sie aber auch noch 8 Fuß. — Obwohl Fluth und Ebbe eigentlich eine Bewegung des Meeres gegen die Pole bewirken müssen,

Digitized by Google

verbindet ſich doch mit ihr, durch das allgemeine und beſtändige Fortrücken derſelben nach Weſten, eine bleibende allgemeine Strömung dahin.

So erklärt ſich's, daß in der Nähe des polariſchen Feſtlandes und der Inſeln das Eis in größern Maſſen und anſtehender gefunden werden kann, als im offenen Meere, näher gegen den Nordpol. Denn das Eis, welches ſich in der Nähe des Pols erzeugt, wird nicht nur von den Nordwinden, ſondern auch durch das Strömen des Meeres nach Südweſten, ſüdwärts geſchoben, zwiſchen den Meerengen der Feſtländer und Inſeln, in der Behringsſtraße und Baffinsbai, zwiſchen Grönland und Spitzbergen, zwiſchen Spitzbergen und Novazembla angehäuft. Darum iſt eben hier zwiſchen dem 74 und 78 Breitengrade der Eiskranz am geſchloſſenſten, am ſchwierigſten zu durchbrechen, und das Eisfeld im 75 und 76 Grad N. Br. größer, als ſelbſt bei Spitzbergen und in höhern Breiten gegen den Pol. Jenſeits des 82 Gr. N. Br. iſt das Meer, allen Zeugniſſen der Wallfiſchfänger zufolge, freier, obgleich nicht ganz rein vom Eiſe.

Es iſt demnach, und allen Ausſagen der Grönlandsfahrer zufolge, nichts weniger als dem menſchlichen Muthe unmöglich, den Nordpol zu erreichen, je früher nämlich die kühnen Entdecker in der Nachbarſchaft des Poles zur Fahrt und Benutzung des günſtigſten Augenblicks bereit ſtehen, je gebrochener irgend einmal der erwähnte Eiskranz, und je reiner der Ozean vom Eis in den höchſten Breiten iſt. Immer erſcheinen von Zeit zu Zeit ſolche vortheilhafte Jahrgänge, wie die Wallfiſchfänger verſichern. Aber voraus berechnen läßt ſich ihr Kommen nicht. Es iſt möglich, daß die in einer Reihe von Jahren anſchwellenden Eislaſten zuletzt in den Polarmeeren durch das Gewicht ihrer eigenen Maſſen zerriſſen, den ſüdlichern Breiten zugeführt und alſo vermindert werden, wie man aus ungefähr ähnlichen Gründen in unbeſtimmten Friſten die Gletſcher unſerer Alpen wachſen und wieder abnehmen ſieht. Es iſt möglich, daß unter uns unbekannten Bedingungen einem oder dem andern Pol von Zeit zu Zeit mehr freie Wärme aus den ſüdlichern Breiten zugeführt wird; oder daß ſie durch polariſche Erdbeben und Vulkane entbunden wird; oder daß Urſachen, welche wir nicht kennen, den polariſchen Meerſtrom nach Süden verſtärken und die Eisbänke brechen und hinwegführen.

Noch ſind wir mit dem Zauberſpiel der beiden größten atmoſphäriſchen Agentien zu wenig vertraut; aber doch kennen wir ihre ungleiche Vertheilung im Luftkreiſe. Wir wiſſen, daß wenn bei uns anhaltende regneriſche Witterungen herrſchen, in nordiſchern Gegenden die größte Trockenheit vorwalten kann; oder daß die polariſche Zone ſich der mildeſten Witterung erfreut, wenn in der gemäßigten Zone oft ungewöhnlich ſtrenge Kälte eintritt. Während die ewigen Regen des Jahres 1817 unſere Aernten vernichteten, klagten die ſüdlichen Gegenden Europa's, das mittägliche Frankreich, Spanien, Portugal u. ſ. w. über auſſerordentliche Dürre, und ſtellten andächtige Prozeſſionen mit den Heiligenbildern an, um vom Himmel den Regen zu erflehen, deſſen wir leider zu viel hatten. Ja, ſchon Pontoppidan und Kranz haben bei Witterungsvergleichungen die Vermuthung geäuſſert, daß mehrentheils in den Nordländern

Digitized by Google

der Winter um ſo gelinder ſei, je heftiger er in den Ländern der gemäßigten Zone iſt, und umgekehrt. Als im Jahre 1756 Deutſchland einen ungewöhnlich milden Winter hatte, ſtarben in Grönland viele Menſchen vor auſſerordentlicher Kälte und Hunger; als Deutſchland im Jahre 1763 die große anhaltende Kälte hatte, war der grönländiſche Winter, zumal in den erſten Monaten, wärmer, als der grönländiſche Sommer. Eine lange Reihe ähnlicher Beiſpiele könnte hier angeführt werden, welche dafür zu zeugen ſcheinen, daß, je mehr Wärme in einer Gegend gebunden iſt, je mehr derſelben in einer andern Gegend frei oder angehäuft werde.

Ich will es nun verſuchen, die atmoſphäriſchen Erſcheinungen der Polargegenden, ſo weit wir ſie kennen, darzuſtellen. Sie bilden, ſowohl in ihren Urſachen als Wirkungen, gewiſſermaßen den Gegenſatz von den tropiſchen. Wie unter der Linie Tag und Nacht gleichförmig in zwölf Stunden auf einander folgen, ſo folgen ſie unter dem Pol gleichförmig immer nach ſechs Monaten auf einander. Wie unter der Linie die Macht der Sonnenwärme am größten, iſt ſie unter den Polen am ſchwächſten. Es wird inzwiſchen damit keineswegs behauptet, daß die Kälte unmittelbar unter oder zunächſt den Polen am heftigſten und anhaltendſten ſein müſſe. Denn gleichwie auch die Hitze nicht unmittelbar unter der Linie, oder zunächſt derſelben, zumal auf dem offenen Meere, immer am ſtärkſten iſt, ſondern oft entfernter von derſelben, über weiten waldloſen Landſtrichen, zumal in ſandigen Wüſten: ſo findet wohl ein ähnliches Verhältniß rückſichtlich der polariſchen Kälte ſtatt. Die Grönlandsfahrer fanden jenſeits Spitzbergen offenes, ſanftbewegtes Meer. Das Meer, als ſchlechterer Wärmeleiter, mildert die Temperatur; es führt, je entfernter vom Lande, deſto weniger Eis. Die Seefahrer verſichern, daß im 81 Gr. N. Br. die Oſtwinde allezeit Nebel, auch Staubregen bringen. Sollte dieſer Umſtand, ſo wie der niedrigere Barometerſtand dabei, nicht die Vermuthung wahrſcheinlich machen, daß in Nordoſt und Oſt ein weites Meer ſei, das weniger Eis hat? — Wir wiſſen ſchon, daß über weiten Landſtrichen die Kälte ſtrenger ſei, als auf Inſeln, und im Innern der Inſeln kälter, als an den Küſten. Das Eis ſelbſt vermehrt mit ſeiner Verdünſtung die Kälte; oder vielmehr die ſchnellere Mittheilung umgebender Wärme an viel kältere Maſſen. Wenn ſich große ſchwimmende Eisinſeln den Schiffen nahen, fallen die Thermometer plötzlich um einige Grade, und ſteigen wieder, wie ſich die Inſeln entfernen. Je weniger Eis alſo, je weniger Kälte. Ueber die eigenthümliche Wärme des offenen Polarmeeres haben wir bis jetzt zu wenige und zu unſichere Erfahrungen. Die vom Kapitän Phipps angeſtellten geſchahen mit ſehr unvollkommenen Werkzeugen. Zeigen doch ſelbſt die durch Kruſenſtern und Horner mit der Haleſchen Maſchine und dem Sixthermometer in mildern Zonen veranſtalteten keine befriedigenden Ergebniſſe. *) Ohne Zweifel iſt in einer gewiſſen Tiefe des Meeres wohl eine ziemlich ſich gleich-

*) Die Haleſ'ſche Maſchine iſt ein hohler Zylinder mit zwei im Boden und im Deckel befindlichen, nur beim Niederſinken der Maſchine ſich aufwärts öffnenden Ventilen. Sie entſprach den Erwartungen nicht; das Sixthermometer leiſtete beſſere Dienſte. Es iſt ein Thermometrograph, welcher das Maximum oder Minimum eines vorherigen Temperaturzuſtandes anzeigt. Ein ſtarker Weingeiſtthermo-

Digitized by Google

bleibende Temperatur. *) — Während eines sechsmonatlichen Sommers wird das Polarmeer mäßig erwärmt. Wie schwach die Macht der Sonnenstrahlen auch sein möge, bewirkt doch die Länge der Tage und die vielfache Zurückprallung und Brechung der Sonnenstrahlen an Schneefeldern und Eisbänken eine verstärkte Hitze. Man macht auf den Gletschern unserer Schweizerberge dieselbe Erfahrung jährlich. Binnen wenigen Stunden können daselbst Brust, Arme und Gesicht des Reisenden von der Sonnenhitze verbrannt und geschwollen werden. Phipps, in seiner Reise zum Nordpol, sah am 3 August unter dem achtzigsten Breitengrade das Pech auf der von der Sonne beschienenen Seite seines Schiffes schmelzen. Im südlichern Grönland kocht die Sonne noch Salz aus dem Seewasser, das bei der Ebbe zwischen den Klippen zurückgeblieben ist. Doch habe ich nirgends gefunden, daß in der Nähe der Pole die größte Tageswärme 16 Grad Reaum. übersteige.

Die sommerliche Vegetationszeit ist daher dort, wie in unsern höchsten Alpen, kräftig, aber flüchtig. Wo sie noch statt finden mag, tritt die Blüthenzeit Ende Juni's ein; der September begräbt Alles wieder unter seinen Schnee. Noch über den 80 Grad hinaus ist Pflanzenleben. Wenigstens tragen die Felsen Spitzbergens Flechten zur Nahrung der dortigen Rennthiere.

Die meisten Reisenden sahen nur die polarischen Sommer. Die wenigsten, und noch weniger wohlausgerüstete Naturforscher, sahen in der Nachbarschaft der Erdachsen den Winter, sondern nur Ueberbleibsel von den Erzeugnissen der langen Polarnacht, die unermeßlichen, wandelnden Eisfelder, von den Strömen südwärts und westwärts getrieben, an den Inseln zu hohen Bergen über einander geschoben, im Ozean selbst oft wandelnde Gebirge, oft weite Bogen von Eisblocken bildend, unter welchen Schiffe hindurchsegeln konnten. Sie sahen, wie z. B. auf der Behringsinsel, dreißig Klaftern höher, als die Fluth geht, an den Bergen Treibholz und Wallfischgerippe, die das Eis hinaufgeschoben haben mochte.

Am Südpol aber ist die Kälte ausgedehnter, als am Nordpol. Dort zeigen sich nach Forster die Eisschollen schon unterm 51 Grad in der hohen See, und steigt unterm 57 Grad im höchsten Sommer die Wärme nur wenig über den Gefrierpunkt. Cook fand unterm 71 Grad

---

meter schiebt eine Quecksilbersäule vor sich her, und diese geht ihm bei den Zusammenziehungen wieder nach. Die Quecksilbersäule schiebt dann zwei durch Reibung in der Röhre schwebende Kolbchen nach der einen oder andern Richtung, und diese bleiben, auch wenn das Quecksilber sie verläßt, auf dem letzten Flecke sitzen. Vor dem Gebrauch werden sie durch Schütteln mit dem Quecksilber in Verbindung gebracht.

*) Die natürlich von der geographischen Breite abhängt. „Ich würde sie etwa bei 20 oder 30 Faden ergeben lassen," meldete mir Hr. Hofrath Horner: „die höhern Schichten werden noch vom Unterschied der Jahreszeiten und recht nur die obersten 2 oder 3 Faden von der täglichen Temperaturänderung afficirt. Die Grenze der Wärmeerhaltung liegt unter dem 53 Grad der Breite im Ochotskischen Meere nur 20 Faden tief, aber in den tropischen Meeren die konstante Temperatur von Minus 1° 7/ R. als Gefrierpunkt des Salzwassers von dieser Gradirung, nur höher tief."

Digitized by Google

S. Br. schon den Weg zum Pol von unübersehbarem Eis gänzlich geschlossen. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß in den südpolarischen Meeren zahlreiche vergletscherte Inseln, unterm Pol selbst vielleicht keine Meere sein mögen. Denn schwerlich wirkt für sich allein zur Vermehrung der Kälte der um acht Tage längere Winter und um eben so viel Zeit kürzere Sommer der südlichen Halbkugel so bedeutend.

In Spitzbergen, wo die Nacht vom 18 Oktober bis zum 14 Februar dauert, und die Russen gegenwärtig einen beständigen Jagdposten von Archangel aus unterhalten, herrscht die strengste Kälte vom Anfang Jänners bis im Februar. Das Meer dampft wie ein Ofen; die Steine zerspringen; Weingeist und Quecksilber gefriert; der Wind geht scharf und trocken. Bis zum April fallen häufig Reif und Schnee unter scharfen Nord- und Nordostwinden. Im Mai und Juni mildert sich der entsetzliche Frost bei abwechselnd aus West und Süd gehenden Winden. Erst im Juni und Juli wird es, bei vielen Nebeln, schwachen und veränderlichen Winden, ziemlich warm. Quellen rinnen von den Felsen. Die Ströme, angeschwellt vom schmelzenden Schnee, stoßen das Eis von den Küsten. Moos, Flechten und Kräuter keimen, blühen und reifen schnell; die Rennthiere kommen in die Thäler und mästen sich eilfertig; an der Südseite der Felsen legen und brüten die Vögel ihre Eier. Juli und August bringen öftern Regen. Die Winde wehen lebhafter meistens aus Osten. Vom September bis Ende Jahres, wechseln wieder Regen und Schnee, Frost und mildes Wetter; ja man hatte auf Spitzbergen häufig schon bis Ende Dezembers anhaltendes Regenwetter, während im südlichen Grönland der Herbst das beständigste Schönwetter herbeizuführen pflegt.

Dies ungefähr ist der Gang der Jahreszeiten unter den uns bekannten allernördlichsten bewohnten Gegenden. Wer aber kennt ihn zunächst unter den Polen selbst? Ohne Zweifel hat er weniger Abwechselung und bei der halbjährigen Nacht und dem halbjährigen Tage eine Gleichförmigkeit, wie sie etwa unter der Linie statt findet, nur im entgegengesetzten Sinn.

Alles läßt vermuthen, daß, wie unter der Linie der Spielraum des Quecksilberthermometers, er auch unter dem Pol nicht groß und lebhaft sei; dort wegen ziemlich gleichbleibender Wärme, hier wegen ziemlich gleichbleibender Kälte. Je näher Reisende dem Nordpol kamen, je gleichförmiger fanden sie die Temperatur. Unterm 81 Grade spielte das Quecksilber nur um den Gefrierpunkt im Schatten; in der Sonne erhob es sich aber wohl auch darüber bis 26 Grad. Beobachtungen, noch weiter dem Pol zu angestellt, würden noch geringere Differenzen der Thermometerstände zeigen.

Je mehr man sich aber vom Nordpol nach Süden entfernt, je größer und schneller werden auch die Abwechselungen dieser Stände gefunden. Schon in Grönland beträgt der Unterschied in einem Tage gewöhnlich vier und fünf, auch wohl, doch höchst selten im hohen Sommer, zehn Grad Reaumur. Viel trägt zum jähen Wechsel der Umschwung des Windes bei. Unterm 79 Grad N. Br. fiel z. B. das Thermometer plötzlich bei eintretendem Nordwind eilf Grad unter den Gefrierpunkt. Nicht minder wirkt das Annähern von schmelzenden, verdünstenden Eis-

Digitized by Google

maſſen auf Erkältung der benachbarten Luft. Gewöhnlich fällt das Queckſilber in ſolchen Fällen ſogleich um einige Grade und ſteigt um eben ſo viel bei Entfernung des Eiſes.

Daß Unterſchied und Wechſel der Thermometerſtände in der Nähe der Pole geringer ſein müſſen, als weiter ſüdwärts gegen die gemäßigten Zonen, läßt ſich kaum bezweifeln. Die ſchief fallenden Sonnenſtrahlen entwickeln weniger Wärme. Die Verdünſtung iſt überall geringer. Schon unterm 68 Grad N. Br. bemerkte man, daß der auf das Schiff gefallene Schnee kaum ein Aufthauen zeigte, wenn das Thermometer im Schatten einen Grad unter, und in der Sonne fünfundzwanzig Grad über dem Gefrierpunkt ſtand. Dort iſt's, wo die Linie des unvergänglichen Eiſes, die unter dem Aequator am höchſten ſteht, ſich der Oberfläche des Erdballs immer ſtärker nähert. Dort iſt's folglich auch, wo die athembaren Luftſchichten und diejenigen, welche Wolken erzeugen und tragen, den geringſten ſenkrechten Durchmeſſer haben, während ſie unter dem Aequator den größten beſitzen. Wenn in der Nähe der polariſchen Erdoberfläche noch mäßige Wärme bemerkt wird, iſt oft ſchon um wenige Klaftern höher eine Eis erzeugende Luftſchicht. Unterm 70 bis 80 Grade N. Br. überziehen ſich die Seile an der Spitze der Schiffsmaſten allemal gegen Ende des Tages mit dickem Reife, indeſſen auf dem Verdeck das Thermometer noch über dem Gefrierpunkt ſteht.

Eben wegen der gleichförmigern Kälte der Luftſchichten ſcheint auch die Elaſtizität der Atmoſphäre weniger ſchleunige oder große Veränderungen zu erfahren, und immer weniger, je näher man den Polen kommt. Ich kann dafür freilich keine zahlreichen Erfahrungen als Bürgen anrufen. Doch wiſſen wir, daß unter dem Aequator das Queckſilber des Barometers nicht viel über ¼ Linie ſteigt und fällt, in manchen Gegenden das ganze Jahr an 28 Zoll geheftet bleibt. Wir wiſſen, daß mit den Entfernungen vom Aequator gegen die Pole die Differenz der Barometerſtände zunimmt; daß ſie in der Schweiz ſchon 1″ 3‴, in Petersburg 2″ 7‴, weiterhin zum Polarkreis bei 3″ beträgt. — Hingegen ſchon in Grönland unterm 64 Grad 9 Minuten N. Br. beträgt ſie nur etwa noch 1″ 7‴, indem das Barometer ſelten (meiſtens in den Wintermonden) unter 26″ 7‴ und nie über 28″ 4‴ ſtand. Weiter nordwärts (vom 77 bis zum 81 Grad) fanden es die Seefahrer nie tiefer als 28″ 4‴, und nie höher als 29″ 4½‴. Die Differenz betrug mithin im Eismeere bloß 1″ ½‴. Zwar darf ich, wie geſagt, auf dieſe und ähnliche Angaben keinen zu hohen Werth ſetzen, weil ſie nur Ergebniſſe kurzer Beobachtungsfriſten und aus der Sommerszeit erhoben ſind, das größte barometriſche Steigen und Fallen aber wahrſcheinlich auch dort während der Wintermonde eintritt: indeſſen finde ich keinen Grund von einiger Haltbarkeit, der mich zu zweifeln berechtigte, daß die Differenz ſich mit der Annäherung zum Pole vermindere. Denn gewiß iſt, daß mit jeder dem Pole näher gelegenen Breite die Gleichförmigkeit der atmoſphäriſchen Temperatur zunimmt. Und wie dieſes zwiſchen den Wendekreiſen, als die vornehmſte Urſache der geringen Barometerveränderungen, anzuſehen iſt, muß es unter den Polen (nur hier iſt's, ſtatt Wärme, Mangel der Wärme) derſelbe Fall ſein.

Digitized by Google

Die Barometerstände auf der Oberfläche des Polarmeeres sind, wie wir auch schon aus obigen Zahlen sehen, ungefähr um einen Zoll höher als auf dem Aequatorialmeere. Die Ursache davon liegt wohl nicht, wie Einige glaubten, darin, daß der Erdball unter den Wendekreisen erhabener, und folglich der Durchmesser der Atmosphäre unter der Linie kleiner, als unter den Polen sei. Wir haben uns schon vom Gegentheil belehrt. — Ungleich wahrscheinlicher ist, daß der höhere Barometerstand auf dem polarischen Ozean eine Wirkung der durch größere elektrische Spannung vermehrten Elastizität der Atmosphäre sei.

Es sind bekannte Erfahrungssätze, daß je reiner und trockener die Luft ist, je mehr sie idioelektrisch wird. Eben so bekannt sind die Erfahrungen von Ausdehnung der Luft durch Elektrizität. Beide Umstände vereinigen sich inner den Polarkreisen. Der Schiffskapitän Depagé bemerkte auf seiner Fahrt zum Nordpol, daß das Barometer allezeit höher stand, wenn ringsum das ganze Meer mit Eis bedeckt war, und sich Frostrauch darüber lagerte. Sobald das Barometer fiel, konnte er darauf zählen, daß er zwischen den Eisbänken offene Kanäle finden würde.

Die Idioelektrizität der polarischen Atmosphäre wird durch die unermeßliche Eis- und Schneerinde, unter welcher die dortige Weltgegend ruht, sehr verstärkt. Denn Eis und Schnee leiten bekanntlich die Elektrizität schlecht. Da nun keine Wolken sich ihrer Feuchtigkeit entladen können, bis ihre Elektrizität abgeleitet ist: so kann es über kalten Eisfeldern weniger schneien oder regnen. Schon in Grönland fällt weniger Schnee als in Norwegen. Im Innern des Landes liegt er dort nach Kranzens Versicherung kaum einen Schuh hoch. Zwischen dem 70 und 81 Grade nördlicher Breite hatte Depagé binnen achtzig Tagen nur sechs Regen- und sechszehn Schneetage. Man kennt hier aber keine Platzregen (sind sie doch schon in Lappland selten) sondern nur Staubregen. Auch der Schnee fällt niemals, wie bei uns, in Flocken, sondern es sind äusserst feine, geringe Eisspitzen, wie etwa bei uns der von einem Wind bei kaltem Wetter zerstreute Reif der Baumzweige.

Die häufigste Ausscheidung oder Niederschlagung des Wassers in der untern Atmosphäre geschieht aber in der polarischen Welt durch Nebel, der gemeiniglich näßend, wie bei uns im Winter der zu Nebel gerinnende Hauch des Mundes, und positivelektrisch ist. Fast beständig schwebt dieser Nebel über den Eisfeldern und verdunkelt den Seefahrern die Aussicht. Vom Wiederschein des Schnees ist er weißlich; genau bemerkt man an seinen dunklern Stellen, wo das Meer unter ihm Durchfahrten oder Oeffnungen zwischen den Eismassen hat. So sah ihn Cook unterm 71 Grad S. Br., so Depagé unterm 81 Gr. N. Br.

Eigentliche Wolken, d. i. abgerundete, bestimmte Nebelmassen am Himmel, kennt man in jenen Weltgegenden gar nicht. Es scheint, daß die Nebel mit der übrigen Luftmasse einerlei Elektrizität haben. Wenn sich über den polarischen Eismeeren der Himmel verdunkelt, geschieht es überall so gleichförmig, als wenn sich ein dicker Nebel erhoben hätte. Hingegen, wenn die Sonne scheint (aber sie ist wegen Nebel oder Himmelstrübung kaum den halben Theil des

Digitized by Google

Sommers sichtbar) ist der ganze Himmel heiter und klar. Die Winde, sonst schwach, werden auf Sonnenschein gewöhnlich etwas lebhafter. Erst unter dem 72 Grad N. Br., wenn man von der Nachbarschaft des Poles zurückkehrt, erblickt man wieder Wolken in bestimmten Gestalten, doch noch sehr zerflossen, etwa wie bei uns in trüben Herbsttagen.

Eben jene gleichförmige Trübung des Himmels ist auch ohne Zweifel Ursache, daß man in Polargegenden häufiger Höfe um den Mond, auch öfter Nebensonnen, als in unserer Zone, erblickt. Kranz beschreibt einen Regenbogen in Grönland, der nur weiß mit einem bleichgrauen Streifen war. Ich glaube, er hätte ihn vielmehr Schneebogen heißen können.

Wegen der schlechten Leitung der Elektrizität in den Eisregionen des Erdballs können sich auch die Gewölke daselbst nicht so schnell und in Masse durch starke Blitze entladen. Daher ist das Wetterleuchten gemeiner, worauf sogleich Kälte zu folgen pflegt. Eigentliche Gewitter sind höchst selten. Jene vier russischen Matrosen, welche im Jahre 1743 nach Ostspitzbergen verschlagen wurden, hörten in sechs Jahren nur ein einzigesmal ein fernes dumpfes Donnern. Ob aber auch dieser Donner die Wirkung des Blitzes, oder fallender Gletscher und Lauinen gewesen, ist noch unentschieden. In Grönland sieht man zuweilen den Blitz, aber vernimmt darnach keinen Donnerschlag, und wenn etwas Aehnliches hörbar wird, ist schwer zu unterscheiden, ob der Schall von einem fernen Gewitter, oder von Felsen und Eisstücken herrührt, die an den Bergen niederrollen. Aber auch schon in Norwegen sind die Gewitter schwächer. Das erschütternde Getöse des Donners wird nur in der südlichern Hälfte der gemäßigten Zone stärker als in der nördlichen, und in den Tropenländern am furchtbarsten.

Ich möchte hier weder die mannigfaltigen Hypothesen der Physiker über den räthselhaften Ursprung des Donners, noch die Gründe wiederholen, mit welchen sie sich gegenseitig siegreich widerlegten. Bleiben wir aber bei einfachen Thatsachen stehen. Jeder Schall verbreitet sich am schnellsten und weitesten in verdichteter, am schlechtesten in verdünnter Luft. Auf den Gipfeln hoher, einzeln stehender Berge verliert er schon viel an Kraft; im sogenannt luftleeren Raum verschindet er gänzlich. Da nun die untern, oder dichtern Luftschichten der Atmosphäre vermöge der Sonenwärme in den tropischen und gemäßigten Himmelsstrichen einen größern senkrechten Durchmesser, hingegen, den Polen zu, fortschreitend einen kleinern haben, müssen die Blitze, als erste Urheber des Donners, in gemäßigten, noch mehr in heissen Zonen, einen größern Raum durchfahren, als in kalten Weltgegenden. So kann und muß der Donner des tropischen Himmels allerdings schrecklich sein, während er im Norden schwächer ist, und jenseits des Polarkreises endlich ganz verschwindet.

Ein der Wolke entströmender Blitzfunke fährt in geradester Linie durch die Luft demjenigen Punkt in derselben zu, welcher ihn am meisten als Leiter anzieht; so wie er auch, beim Einschlagen in Gebäude, von Metall zu Metall fliegt. Er hält sich gleichsam in der Luft auf dem Punkt, der ihn angezogen hatte, ohne die Leitung fortzusetzen; scheint einen Moment daselbst zu weilen, und fliegt sodann dem nächsten andern leitenden Punkt zu. So entsteht des Blitzes

Digitized by Google

Zickzack. Sei es nun, daß der Blitz in jedem Winkel oder Knoten des Zickzacks durch sein augenblickliches Zögern, oder weil er im Zickzack wie die zum Knallen geschwungene Peitsche heftiger die Luft zerreißt, eine plötzliche Verdünnung, ein Vacuum, erzeugt, wo dann durch schnellen Wiederzusammensturz der Luftmasse der Donner entsteht, — oder daß er daselbst neue Wasserzerlegungen verursacht; — immer scheint es, daß jeder einzelne Blitzknoten Urheber eines besondern Donnerschlages sei. Den Schall der uns näher gelegenen Blitzknoten hören wir stärker, als den der entferntern. Daher erklärt es sich, daß man auch auf den weiten Ozeanen, wo keine Gebirge Wiederhall geben können, den von einerlei Blitz verursachten Donner in verschiedenen Schlägen, bald stärker, bald schwächer und wieder stärker hört; ferner, daß der Ton der Donnerschläge nicht immer von gleich tiefer Stimmung ist, weil die höher in der Atmosphäre entstandenen Blitzknoten ausgedehntere, minder gebrochene Schwingungen der Luft verursachen, als die in den untern Regionen. Das, den in der Nähe einschlagenden Blitz begleitende eigenthümliche Geknister und Gepraſſel scheint sowohl durch die geradlinigte, schnelle Zerreissung der Luft, als auch durch Erzeugung mehrerer elektrischer Funken in der Nachbarschaft des Hauptfunkens verursacht zu werden. Für die Erzeugung der letztern spricht die vielmals gemachte Wahrnehmung, und daß man häufig in Oertern und Zimmern, wohin der Strahl seine Richtung beim Einschlagen gar nicht genommen hat, vom Getäfel und von Wandschränken einzelne Holzsplitter, wie mit Messerspitzen ausgebrochen erblickt. — Im Sommer 1797 fuhr zu Reichenau in Graubünden der Blitz ungefähr zwanzig bis dreißig Schritt von mir in den Rhein. Ich erkannte den länglichtrunden Funken, scheinbar zwei zusammengeballte Mannsfäuste groß, sehr deutlich; denn die grünen Lärchbäume am Bergufer des rechten Rheinufers bildeten den Hintergrund. Aus dem Hauptfunken hervor oder zu ihm hin fuhren rings um kleinere Funken, daß er gleichsam ein borstenmäßiges Ansehn bekam. Diese Borsten bestanden aus wenige Linien breiten, bläſſern Lichtstreifen, welche aufwärts gekrümmt in einem feurigern Lichtpunkt endeten, welcher scheinbar die Größe einer Waldkirsche hatte. Das damit verbundene Gepraſſel glich demjenigen, welches durch das Zerbrechen vieler einzelnen Dachschindeln entsteht.

Doch, ich wende mich wieder zur Hauptsache. Es war mir eigentlich nur darum zu thun, die donnerlosen Gewitter der Polarwelt zu erklären. Eben nun, weil in diesen vergletscherten Regionen des Erdballs die Leitung der Elektrizität schlechter ist, und letztere nicht, wie bei uns, in gewissen Theilen der Atmosphäre oder Wolken, plötzlich geschwächt und getrennt werden kann, sind eigentliche Gewitter selten; wegen des geringen senkrechten Durchmessers der Luftschichten sind die Donnerschläge faſt unbekannt, und die Blitze werden zum bloßen Wetterleuchten.

Für eine eigenthümliche Art Wetterleuchtens oder elektrischer Entladung halte ich auch die Nordlichter. Sie sind Gewitter in der verdünnten Luft. So zeigt sich im Kleinen die Elektrizität im luftleeren Raum. Der Funke wird da unter der Glocke der Luftpumpe zum

Digitized by Google

breiten, zerfließenden Strahl, der sich in viele kleinere Strahlen theilt, die spielend wieder zusammenrinnen. Unfehlbar strömt die Elektrizität auch beim Nordlicht aus überladenen, oder stark elektrisirten Luftschichten sichtbar nach oben aus. In Grönland erblickt man dies Meteor mehr ost- und südostwärts, in Lappland und Rußland mehr nordwestwärts. Forster sah die Südlichter ostwärts aus dunkelm Rand am Horizont ausgehend sich nach Süden breiten, immer weißlich, nie wie das Nordlicht röthlich. Dabei war die Luft jedesmal scharf, der Himmel klar und rein, das Thermometer auf dem Gefrierpunkt. Oft erkennt man die Sterne vor dem Glanz nicht. — Die Grönländer, wenn das Nordlicht roth und sich heftig bewegend erscheint, erwarten stürmisches Südwetter; hinwieder wenn es still und unbeweglich schimmert, gelinde Witterung.

Wiewohl über die Natur des Polarlichtes kaum Zweifel walten können, ist es doch immer noch zu wenig erforscht, um alle seine Erscheinungsarten befriedigend zu erklären. Es mag inner den Polkreisen auch am Tage statt finden, aber wird dann von den Strahlen der Sonne verdeckt; daher man es in gemäßigten Zonen nur gewöhnlich bald nach Sonnenuntergang aufsteigen sieht Es mag in Winterzeiten den Polargegenden häufig sichtbar werden, ohne daß wir in der Nordhälfte der gemäßigten Zone es erblicken können. Vielleicht daß diese Polargewitter oft zu tief unter dem Horizont der gemäßigten Zone bleiben, um erkannt werden zu können. Es mögen auch jene zur Gewitterbildung fähigen Luftschichten mit dem Augenblick steigen, da die Sonne aus der südlichen Hemisphäre tritt und den Aequator überschreitend ihre Strahlen ermärmender den nördlichen Zonen zusendet, oder die elektrischen Ausströmungen der Polargewitter mögen dann zu gleicher Zeit lebhafter von den Tropengegenden angezogen werden, als wo die Sonne eben furchtbare elektrische Entwickelungen und atmosphärische Niederschläge zu bereiten beginnt: wenigstens ist es in den Monaten Februar, März, April und Mai, daß die Bewohner der gemäßigten Zone die Nordscheine am meisten und in größerer Ausdehnung gewahr werden. Es ist auch wohl mehr als wahrscheinlich, daß die gemäßigten Länder oft nur Abspiegelungen des Polarlichts in den Dünsten ihrer Atmosphäre erblicken, daher es kommt, daß Gestalt und Farbenspiel des Meteors oft in Gegenden, die nicht weit von einander liegen, ganz verschieden wahrgenommen, zuweilen an einem Ort gesehen, am andern gar nicht entdeckt werden.

Unmittelbar unter den Polen senken sich die zur Gewitterbildung geeigneten Luftschichten ohne Zweifel am tiefsten gegen die Erdoberfläche, und vielleicht umglänzt die Pole ein beständiger elektrischer Strahlenkreis.

Eben aber wegen des geringen senkrechten Durchmessers der Atmosphäre sind dort auch wohl jene ungeheuern Bewegungen in denselben, die man Stürme nennt, fast ganz unbekannt, während sie, aus der entgegengesetzten Ursache, innerhalb der Wendekreise am schreckbarsten sein müssen. Nach den Aussagen aller Wallfischfänger, die sich am weitesten gegen den Nordpol hinauswagten, hatten sie ein beständig ruhiges Meer und fast immer stille Luft. Noch zwischen

Digitized by Google

dem 70 und 80 Breitengrade findet man ſelten anhaltend friſchen Wind; meiſtens ſchwache Landwinde im Sommer, die des Morgens lebhafter als des Abends gehen. In Spitzbergen herrſchen anhaltende Windſtillen, die auch in Disco und der Baffinsbai zwei bis drei Monate lang dauern. Selbſt noch im ſüdlichen Grönland iſt gemeiniglich ſtilles Wetter.

Gleichwie in den Polarmeeren der ſüdlichen Hemiſphäre meiſtens nur Südoſt- mit Nordweſtwinden abwechſeln, ſo in den nordiſchen Polarmeeren Nordoſt- mit Südweſtwinden. Die Nordoſtwinde bringen hier die ſtrengſte Kälte, die Südwinde in den Sommermonden Nebel; alle aber immer feines Schneegeſtöber. Nach den Verſicherungen der Grönlandsfahrer iſt im Eismeer höherer Breiten der Wind während der Frühlingsmonde Mai, Juni, Juli ſchwach und ſehr veränderlich. Im Herbſt walten die Südwinde vor, welche auch ſtärker zu ſein pflegen, als die aus Norden und Oſten, und Thauwetter bringen. Vom Gang der Winde während des Winters in jenen Gegenden, die über den 81 Grad N. Br. hinaus liegen, haben wir bis jetzt keine zuverläßige Nachrichten. Aber es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß meiſtens dann das Strömen der wärmern Luft nach Norden am anhaltendſten ſein möge. Wir wiſſen auch, daß auf Spitzbergen von der Mitte Novembers bis Anfang Jänners ſieben bis acht Wochen lang bei milder Temperatur anhaltendes Staubregenwetter zu ſein pflegt. Noch Grönland hat in den härteſten Wintern häufige milde Südlüfte mit Schnee- und Regengeſtöber.

So habe ich nun verſucht, die verſchiedenartigen Naturen und Erſcheinungen der tropiſchen und polariſchen Atmoſphäre in großen Umriſſen zu zeichnen. Und zwiſchen beiden wohnen wir. Innerhalb der Wendezirkel alſo faſt beſtändige Gleichheit der Tag- und Nachtlängen; hinter den Polarkreiſen die größte Ungleichheit. Dort die anhaltendſte Wärme und Gluth mit ewigem Sommer; hier der ewige Winter mit anhaltendem Froſt. Dort der größte ſenkrechte Durchmeſſer der athembaren und wolkentragenden Luftſchichten; hier der kleinſte. Dort der Spielraum der verheerendſten Orkane; hier die Heimath der Windſtillen. Dort das Land der ſchrecklichſten elektriſchen Entladungen, der Typhone, Waſſerhoſen und Tornado's; hier der gleichförmigſte Zuſtand der atmoſphäriſchen Elektrizität, mit donnerloſen Gewittern, Wetterleuchten und Polarlichtern. Dort die Wuth der Platzregen und Wolkenbrüche; hier nur kärgliche Niederſchläge von Nebeln, Regen- und Schneegeſtöbern.

5.

Hindeutung auf das, was zur nähern Erforſchung der atmoſphäriſchen Revolutionen in gemäßigten Zonen geſchehen könnte. — Ueber Stiftung einer allgemeinen Verbindung naturforſchender Geſellſchaften in den verſchiedenen Welttheilen.

Eingeſpannt zwiſchen den beiden, durch ihre Naturen einander entgegengeſetzteſten Himmelsſtrichen, ruhen beide gemäßigten Zonen des Erdballs. Während ihnen zur Seite der ewige

Digitized by Google

Frost oder die ewige Sonnenhitze eine gewisse Gleichförmigkeit des Witterungsganges bewirkt, müssen sie selbst, als ewiger Kampfplatz der Extreme, die größte Ungleichförmigkeit der Witterungen erfahren. Nur sie haben einen Frühling und Herbst, der ihren Nachbarzonen fremd ist; einen Sommer, wie ihn die Polargegenden, einen Winter, wie ihn die Tropenländer nicht kennen; Tage, die an Länge oder Kürze die tropischen Tage übertreffen und den polarischen weit nachstehen. Unser Sommer, von einer Nachtgleiche zur andern, welcher mit dem tropischen Winter oder der Regenzeit diesseits der Linie zusammenfällt, ist diesem Winter durch seine Platzregen, Wolkenbrüche, Hagelschauer und Gewitter verwandt; unser Winter hingegen dem polarischen Sommer mit seinen Schnee- und Regengestöbern, seltenen Gewittern, und einzelnen Sonnenblicken durch den grauen Himmel.

Aber selbst beide gemäßigte Erdgürtel müssen nothwendig in Rücksicht ihrer atmosphärischen Zustände noch sehr unter einander abweichen. Nicht ohne Einfluß kann es bleiben, daß auf der südlichen Erdhälfte die rauhe, polarische Zone dem Aequator um vieles näher gerückt steht, als auf der nördlichen Halbkugel; noch weniger, daß die südliche Hemisphäre fast gänzlich vom Meere bedeckt ist, während die nördliche beinahe zur Hälfte festes Land ist; denn bei weitem mehr als zwei Drittel alles Landes liegen dem Aequator nordwärts, größtentheils in zusammenhängenden Massen.

Aus allen diesen Verhältnissen ergibt sich klar, wie abhängig die atmosphärischen Zustände unsers gemäßigten Klima's vom Zuviel oder Zuwenig des tropischen und arktischen Himmels, und ihren Wechselwirkungen sind, und wie wir unsre Witterungsgesetze weniger in den Oppositionen und Konjunktionen der Planeten, als in einer großen Ansicht der Atmosphäre des Erdballs im Allgemeinen, und in der Kenntniß ihrer theilweisen Gährungen suchen müssen, die weit jenseits unsers Horizontes liegen können. Oertlichkeiten, Meer oder Land, Sumpf oder Steppe, Gebirg oder Ebene, Binnenland oder Küste u. s. w. bringen nur Modifikationen in die herrschend gewordene Stimmung der Luftschichten, und nur für einzelne Gegenden gültig.

Es ergibt sich ferner aus dem Allem, daß, um die Grenzen der Luftkreis- und Witterungskunde vorwärts zu rücken, weder die bisher in Umlauf gebrachten Hypothesen aller Art zureichen, noch die gewöhnlichen, einzelnen, unvollständigen meteorologischen Beobachtungen. Es muß das große Luftmeer, welches unsern Weltkörper umfließt, nicht aus der einzelnen Welle beurtheilt werden, die über unserm Haupt hinrauscht; sondern es will in seiner ganzen Ausdehnung oder wenigstens in der Ausdehnung über unserer Hemisphäre, beobachtet sein. Die Umwälzungen des tropischen Dunstkreises nehmen über uns hinweg ihre Rückwirkungen auf den Himmel Spitzbergens und der Baffinsbai, und so umgekehrt. Wir in der gemäßigten Zone haben zwischen den Gährungen und Kämpfen der Extreme des Norden und Süden ungefähr das Schicksal aller Gemäßigten in den Stürmen politischer Parteien. Wir empfangen die rauhen Stöße von beiden, und philosophiren darüber bedächtig.

Von diesen Ansichten ging schon vor mehrern Jahren die naturforschende Gesell-

Digitized by Google

schaft von Aarau aus, als sie in den Jahren 1812 bis 1815 eine Kette meteorologischer Beobachtungspunkte durch den ganzen Welttheil, von Lissabon bis Charkow an den Grenzen Asiens und von Neapel bis zu den Kiölen in Norwegen zu ziehen suchte. Sie versah sich zu dem Ende mit verglichenen Barometern und Thermometern von Baumann in Stuttgart und andern Künstlern. Sie wählte zu ihren Gehülfen ausgezeichnete und gemeinnützigdenkende Naturforscher in den verschiedenen Ländern Europens. Sie gab gleichförmige Weisungen zur Beobachtung der verschiedenen atmosphärischen Zustände und Erscheinungen, der atmosphärischen Elastizität, Elektrizität u. s. w.

Im Süden Europens standen die Werkzeuge der Gesellschaft auf der Sternwarte zu Neapel; zunächst denselben diejenigen am adriatischen und thyrrenischen Meere, zu Venedig und Nizza. Der thätige und gelehrte Ritter Vasalli-Eandi beobachtete am südlichen Fuß der Alpen; auf den Alpenhöhen selbst standen die Instrumente im Hospiz des großen St. Bernhard und auf dem Gotthard. Die Linie zog sich durch die Schweiz über Aarau nach Deutschland (westwärts Darmstadt, ostwärts Prag) bis Kiel, von wo der achtungswürdige und gelehrte Pfaff die Anlegung eines Beobachtungspunktes in Christiania zu veranstalten übernahm.

Die lange Linie von Neapel bis Norwegen sollte von einer andern, und zwar von Osten nach Westen, durchschnitten werden. Begünstigt durch Vermittelung der russischen Gesandtschaft und durch das Wohlwollen der russischen Regierung, gingen die Werkzeuge der Beobachtung nebst Zubehör an die Universität Charkow in der Ukraine ab; desgleichen wurden sie zu Lemberg in Gallizien aufgestellt; für London, Paris, Madrid und Lissabon andere bereit gehalten.

Die Anstrengungen, Kosten und Arbeiten dieser Gesellschaft für einen reinwissenschaftlichen Zweck hätten verdient, vom freundlichsten Erfolg gekrönt zu werden. Es fehlte auch nicht am Eifer der von ihr auserwählten Mitarbeiter in verschiedenen Gegenden Europens. Mit wahrer, der Wissenschaft würdigen Begeisterung nahmen die meisten den Gedanken auf. Im Königreich Neapel bildete Herr Federiko Zuccari eine eigene meteorologische Gesellschaft, welche die Instruktion der aargauischen Gesellschaft ihren Arbeiten zum Grunde legte. Der Ritter Vasalli-Eandi, der edle Prior Murith am St. Bernhardsberg unterstützten das Unternehmen auf das lebhafteste. Nicht minder bereitwillig erschienen der Astronom David in Prag, der Kanonikus Stark in Augsburg, der Professor Pfaff in Kiel und andere mehr.

Aber eine Reihe von Unfällen, welche die Gesellschaft weder voraussehen, noch verhindern konnte, zerstörte plötzlich das Unternehmen, als es zum Theil in volle Wirksamkeit getreten war. Die nach Norwegen bestimmten Instrumente wurden auf der damaligen französischen Douanenlinie im nördlichen Deutschland beim Untersuchen verderbt. Von der Universität Charkow empfing man, ungeachtet später nachgesandter Briefe, nicht einmal Nachricht von der Ankunft der Beobachtungswerkzeuge. Die Verwirrungen und Kriege der Napoleonischen Zeit erschwerten oder unterbrachen gänzlich den literarischen Verkehr mit entferntern Gegenden.

Digitized by Google

Nach dem Tode des vortrefflichen Mureith erfolgte, nach langem Schweigen, die Botschaft vom Untergange der Instrumente auf dem Bernhardsberge. Nach dem Tode des gelehrten und thätigen Mitarbeiters Zuccari zu Neapel trat dort kein Anderer an seine Stelle; niemand gab von den ihm übergebenen Werkzeugen Auskunft. So ward denn Alles, was noch von thätigen Gehülfen in andern Ländern geleistet wurde, zum ungenügenden Stückwerk. Die naturforschende Gesellschaft zu Narau war gezwungen, die Hoffnung aufzugeben, je ihr Ziel zu erreichen. Sie stand von dem Verlangen ab, ferner regelmäßig die Beobachtungen aus den übrigen Gegenden zu erhalten, nachdem die Arbeiten und Sendungen wirklich schon einige Jahre lang unterhalten worden waren. Die Gesellschaft von Narau hatte bei ihrem Unternehmen vielleicht darin am meisten gefehlt, daß sie sich in ihrer Bescheidenheit nicht schon bestehenden naturforschenden Gesellschaften, sondern einzelnen Männern angeschlossen hatte, mit deren Ortsveränderung oder Tode die Kette gebrochen wurde und Alles ins Stocken gerathen mußte. Und auch das muß noch hinzugesetzt werden: wie riesenhaft auch das Unternehmen vielleicht für die Kräfte einer Privatgesellschaft von Freunden der Naturkunde erschien, dennoch war es für die Wissenschaft selbst noch zu zwergenhaft.

Denn wie beschränkt ist der Beobachtungskreis, welchen die kleine Halbinsel Europa für den Dunstkreis darbietet, der den Erdball umfaßt, oder auch nur eine der Hemisphären! Es sollten für den großen Zweck größere Kräfte in Bewegung gesetzt werden. Es sollte eine meteorologische Beobachtungslinie vom Aequator bis zum 80 Grad N. Br., von Quito, Cayenne, und einer der westindischen Inseln an, bis Tornea und den russischen Jagdposten auf Spitzbergen angelegt werden. Es sollte eine zweite von Quebeck bis London, Moskau und Ochotzk, es sollte eine dritte von Havannah bis Madras und Canton gezogen werden. Zu welchen unbekannten Erfahrungen und Ergebnissen würde es führen, wenn die gelehrte Welt die Geschichte aller atmosphärischen Tagesereignisse in den drei Zonen der nördlichen Halbkugel, auch nur von einem einzigen Jahre, vollständig und vermittelst verglichener Instrumente und nach gleichförmigen Instruktionen aufgenommen, empfinge!

Ein so großartiges Werk übersteigt die Kräfte einzelner Naturforscher oder einer einzelnen Gesellschaft. Es muß die Aufgabe von vereinten Akademien und Gesellschaften der verschiedenen Welttheile und Länder sein, es muß unter den Schutz der verschiedenen Monarchen und Regierungen gesetzt werden, damit es selbst durch politische Verwirrungen und Spannungen nicht Nachtheil leiden könne. Im Mittelpunkt des ehrenvollen und nutzreichen Unternehmens, von wo die Leitung des Ganzen ausgeht, wohin die Arbeiten aus den entgegengesetztesten Weltgegenden zurückkehren, um geordnet, verarbeitet und kund gemacht zu werden, muß eine der Akademien stehen, die in sich thätige Naturforscher und Mittel genug vereint, die erforderlichen Anschaffungen und den weitläufigen Briefwechsel in lateinischer oder französischer Sprache zu bestreiten. Warum sollte nicht die Akademie von Berlin oder von München sich an die Spitze eines ihrer so würdigen Unternehmens stellen und das wissenschaftliche Bündniß aller

Digitized by Google

naturforschenden Vereine in den drei Welttheilen einleiten? An ausgebreiteter Wirksamkeit würde ohne Zweifel die Londoner Akademie jede andere übertreffen, und eben sie wahrscheinlich die bereitwilligsten Hände zur großen und guten That bieten.

Erinnern wir uns daran, wie Vieles durch die Verbindung zahlreicher und in allen Weltgegenden zerstreuter Vereine für andere Zwecke, z. B. für die Verbreitung des Lancasterschen Schulunterrichts, für die Verbreitung des christlichen Glaubens, oder der Bibel in allerlei Sprachen geleistet worden ist: wer sollte an der Möglichkeit eines Vereins der naturforschenden Gesellschaften in den drei Welttheilen zu gleichem Zweck, und an den großen Resultaten ihres Zusammenwirkens zweifeln? Unter den wissenschaftlichen Männern aller Zonen besteht in der That schon eine Verbrüderung, welche weder der Unterschied der Sprachen, noch Religionen, noch politischen Strebungen der Höfe trennen kann. Sie reden zu einander über den Meeren durch ihre Schriften; sie nennen und kennen und ehren einander, ohne sich je persönlich zu sehen. Und kaum hat heutiges Tages das Bibelwerk oder der Volksunterricht zahlreichere und begeistertere Freunde, als das Studium der Natur. Oder sollte der Eifer europäischer Physiker für ihre Wissenschaft weniger wagen und zuletzt weniger leisten, als der beharrliche Muth jener frommen und ehrwürdigen Freunde des Christenthums, deren Bibelgesellschaften und Missionsanstalten, wie eine heilige Kette, den ganzen Erdball umschlingen?

Wäre von irgend einer Seite her das Werk einmal begonnen, der wissenschaftliche, unmittelbare Verkehr der naturforschenden Vereine der verschiedensten Länder ins Leben eingeführt, wären einmal die meteorologischen Beobachtungslinien vom Eismeer bis zu den Cordilleren, von der Geburtsstadt Franklins bis zu den ostasiatischen Küsten gebildet: welcher unzuberechnende Gewinn würde für die Wissenschaften allein schon aus dieser Zusammengesellung des jetzt Vereinzeltstehenden entspringen. Bald würde man sich nicht bloß nur auf Erforschung der geheimnißvollen Haushaltung der Natur im Luftozean beschränken; bald würde man auch wissenschaftliche Dienste und Gegendienste anderer Art fordern und leisten; auch der Botaniker, Entomolog, Ornitholog, Oryktognost, Geognost u. s. w. würde seine Fragen an entfernte Gegenden der Erde richten, wozu ihm jetzt Mittel und Wege mangeln.

Aber es ist Zeit, zu enden, damit die gerechten Hoffnungen nicht in das Gebiet glänzender Träumereien übergehen, die der guten Sache, welcher ich das Wort zu reden wünschte, schädlich sein könnten.

Digitized by Google

Lebensgeschichtliche Angaben über Wilhelm Herrschel.

Dieser Mann, dessen Andenken so lange dauern wird, als die Wissenschaft, deren Gebiet er mehr denn jeder seiner Vorgänger erweitert hat, wurde am 15 November 1738 zu Hannover geboren. Sein Vater, ein Musikant, ohne Vermögen, ließ ihn das Nothdürftige in der Schule lernen, und unterrichtete ihn selber in der Musik. Schon im vierzehnten Jahre wurde der talentvolle Knabe bei der hannöverschen Garde angestellt. Hier bemerkte ihn und sein musikalisches Talent der Herzog von Darlington. Als dieser in der Grafschaft Durham ein neues Bataillon bildete, benutzte er den jungen Menschen, der mit den Truppen nach England gekommen war, zur Einrichtung der dazu gehörenden Feldmusik. Dann frei, suchte sich Herrschel, der zwanzig und einige Jahre alt sein mochte, als Musiklehrer zu ernähren.

So wohnte er mehrere Jahre zu Leeds, zu Pontrefact und Doncaster. Er leitete in diesen Städten zugleich die musikalischen Konzerte und Oratorien, und widmete sich seiner Kunst mit eben so vieler Begeisterung, als Beharrlichkeit, um in ihr etwas Vollkommenes zu leisten. Darum studierte er das Italienische und die Grundsätze der Harmonie und des Generalbasses. Doch ohne höhere Kenntniß in der Mathematik ließ es sich in diesen ernsten Wissenschaften nicht weit bringen. Mit Hilfe einiger in dem Fach bewanderter Männer arbeitete er sich in Euklids Elemente und in die Algebra hinein. Und als er endlich in der Stadt Halifax zum Organisten ernannt ward, konnte er in der Tonkunst, die ihn nun von ihrer wissenschaftlichen Seite immer mehr anzog, ungehemmter durch Nahrungssorgen, größere Fortschritte machen. Aber die wichtigern Werke über Mathematik und viele Abhandlungen über die Musik blieben ihm verschlossen, weil sie in der Sprache des alten Roms geschrieben waren. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, das Lateinische und nebenbei auch das Griechische zu lernen.

So in ewiger Thätigkeit für seine Kunst, stand im Hintergrunde seiner Wünsche der höchste derselben, eine Reise durch Frankreich und Italien, um in beiden Ländern die musikalischen Schöpfungen derselben durch ihre Virtuosen zu hören. Und sobald er das Reisegeld zusammengespart und einen Urlaub erhalten hatte, hielt ihn nichts mehr, die Wanderung anzutreten. Er sah Paris, Rom und Neapel. Doch bei der Beschränktheit seiner Mittel konnte er nirgends lange verweilen; ja in Genua, als er schon auf dem Rückwege nach England war, sah er sich zuletzt von allem Geld entblößt, um seinen Weg fortzusetzen. Das brachte ihn auf den Einfall, ein Konzert anzukündigen, in welchem er allein zu gleicher Zeit auf drei, vier verschiedenen Instrumenten spielen wollte. Die Neugier lockte viel Volks herbei. Er wiederholte sein Konzert mit Glück und lösete aus dem Kunststück soviel, daß er, ohne betteln zu müssen, England wieder erreichen konnte.

Hier ward er bald nachher (im Jahre 1766) als Organist und Musikdirektor nach Bath berufen. In dieser Stelle erst gewann er ein recht bequemes Leben und mehr Einnahmen,

Digitized by Google

als für seine mäßigen Bedürfnisse erforderlich waren. Desomehr konnte er auf Anschaffung der nöthigsten mathematischen Werkzeuge verwenden, um in seiner Lieblingswissenschaft weiter zu schreiten, deren Horizont sich bei jedem Schritte, welchen er zurücklegte, vergrößerte. Er hatte unter andern auch Jakob Fergusons mathematische Schriften über Mechanik, Optik und dessen Anleitung zur Astronomie gelesen. Dies entschied bald seine Vorliebe für Optik und Astronomie. Seine Beobachtungen des Himmels durch ein zweifüßiges Teleskop entzündeten in ihm die Begierde noch mehr, hier weiter zu dringen.

Er wandte sich an einen Freund in London, ihm einen guten Newtonischen Reflektor zu kaufen. Allein der Preis solches Werkzeuges überwog seine Vermögenskräfte. Da gerieth er auf den Gedanken, sich selber dergleichen zu verfertigen. Hatte doch Jakob Ferguson, der in der Jugend lange als Schafhirt, dann als Knecht in einer Mühle gedient, sich bei geringern Hilfsmitteln emporgebracht, und die sinnreichsten astronomischen Werkzeuge bauen gelernt. Was ist standhafter Willensmacht unausführbar?

Herrschel weihete nun alle seine Mußestunden dem Studium der Optik und versuchte den Bau eines Fernrohrs. Vieles mißlang; aber nichts schreckte ihn ab. Nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten kam er endlich im Jahre 1774 mit einem fünffüßigen Newtonischen Reflektor zu Stande. Damit fing er sogleich an den Ring des Saturn und die Jupitersträbanten zu beobachten.

Doch um tiefere Blicke in die Geheimnisse des Himmels werfen zu können, mußten noch vollkommenere Werkzeuge erfunden werden, als man bisher hatte. Er verfertigte nun ein siebenschuhiges, dann ein zehnschuhiges, endlich ein zwanzigschuhiges reflektirendes Teleskop. Die Thätigkeit des Mannes war unermüdlich. Sie ward ihm aber auch gewinnreich. Man zählt, daß er ungefähr zweihundert Newtonische Teleskope von sieben Schuh, hundert und fünfzig von zehn Schuh und achtzig von zwanzig Schuh Länge gebaut habe, ungerechnet mehrere Gregorianische Teleskope u. s. w. Noch in Bath fing er ein dreißig Schuh langes Teleskop an.

Sobald er sein Auge mit bessern Instrumenten bewaffnen konnte, begann er Entdeckungen im unendlichen Raum des Himmels. Die ersten, welche in den „philosophischen Transaktionen“ vom Jahre 1776 bis 1780 bekannt gemacht worden sind, bezogen sich auf den periodischen Stern im Hals des Wallfisches, auf die Höhen der Mondsgebirge und auf die Bewegungen der Planeten um ihre Achse. Wichtiger aber ward bald eine Beobachtung, die er in der Nacht des 13 März 1781 über einen Stern anstellte, den er anfangs für einen Kometen hielt, und als solchen in einer Denkschrift beschrieb, die er der königlichen Societät zu London vorlegte, nachher aber für einen neuen Planeten unsers Sonnensystems und zwar als den äussersten desselben erkannte. Er gab diesem Weltkörper, zu Ehren des britischen Monarchen, den Namen Georgsstern; viele Sternkundige Europens aber hießen ihn den Herrschel. Es ist derselbe, welcher heutiges Tages allgemein unter dem Namen Uranus bekannt ist.

Diese Entdeckung verbreitete den Ruhm ihres Urhebers schnell durch Europa. Die königs-

Digitized by Google

liche Gesellschaft in London ernannte Herrschel zu ihrem Mitgliede. Georg III stattete ihn, auf daß er sich ganz und ausschließlich der Wissenschaft hingeben könne, mit einem reichen Jahrgehalt aus, und ließ ihm zu Slough bei Windsor Haus und Sternwarte bauen. Hier nun wohnhaft, war es, wo Herrschel, um mit Hilfe der Optik das Möglichste zur Erforschung der Himmelskörper zu leisten, den Gedanken faßte, ein vierzigschuhiges Fernrohr zu bauen. Die königliche Freigebigkeit setzte ihn in den Stand, das Werk auszuführen. Vom Jahre 1784 bis 1789 ward daran gearbeitet. Dies Teleskop, vierzig Fuß lang, vier Fuß zehn Zoll im Durchmesser, mit einem Spiegel von vier Fuß im Durchmesser, hat ein Gewicht von vierzigtausend Pfunden. Doch leistete es für die Wissenschaft keineswegs, was davon erwartet wurde, und blieb mehr ein bewundernswürdiges Pracht- und Schaustück, als eine Hilfe der Wissenschaft.

Noch in dem Jahre, da er den Uranus gefunden hatte, machte er die Beschreibung eines Mikrometers kund, um den Winkel aufzunehmen, der durch eine Linie gebildet wird, die zwei Sterne verbindet; und um die Winkel-Entfernung zweier einander sehr nahe stehender Sterne zu messen, erfand und beschrieb er sein Lampen-Mikrometer. Das Alles war für dasselbe Jahr 1781 noch nicht genug. Er machte noch sein Verzeichniß der Doppelsterne, der drei- vier- und mehrfachen bekannt, eine Arbeit, die allein hinreichend gewesen sein würde, den Namen eines Sternkundigen zu verewigen.

Schon der berühmte Tobias Mayer von Marbach, dieser ausserordentliche Mann, den zwar kein deutscher Fürst mit einer, Britanniens Großsinn ähnlichen Freigebigkeit ehrte, welchen aber England anerkannte (das Board of Longitudes sandte noch seiner Wittwe 6000 Pf. Sterling), — schon er hatte von einer eigenthümlichen Bewegung jener Sterne geredet, die wir Fixsterne heißen, die wir für unserer Sonne gleich selbstleuchtende Weltkörper halten müssen, und die in ihren Verhältnissen und Entfernungen unter sich fest und unveränderlich zu sein scheinen. Herrschel aber erkannte nicht nur die Bewegung unserer Sonne, und folglich des ganzen mit ihr verbundenen Sternensystems; er entdeckte auch, daß sich diese Sonne im Verein mit allen sie begleitenden Planeten in der Richtung gegen das Gestirn des Herkules fortbewege; ja, er nahm wahr, daß diese Bewegung nicht in gerader Linie fortschreite, sondern sich wie um ein entferntes Zentrum ziehe. Er versuchte sogar die Geschwindigkeit dieser Bewegung auszumitteln, deren genauere Bestimmung aber die Beobachtungen von noch mehrern Jahrhunderten erfordert. Die Denkschrift, welche er über diese eigenthümliche Bewegung des gesammten Sonnensystems, nebst einer Beschreibung der verschiedenen Veränderungen im gegenseitigen Stand der Fixsterne seit Flamsteads Zeiten, in die philosophischen Transaktionen einrückte, erschien im Jahre 1783.

Die Wahrnehmungen des großen Deutschen auf der Sternwarte zu Slough verwandelten alle bisherigen Ansichten des endlosen Weltgebäudes. Unsere Sonne, selbst nur ein Wandelstern, erschien nun mit ihrem gesammten Planetengefolge wie untergeordneter Theil eines

Digitized by Google

andern, größern Systems, als Begleiterin einer andern unendlich fernen Sonne, die wir nicht einmal kennen. Und jene doppelten, drei-, vier- und mehrfachen Sterne in den Tiefen des Himmels, mögen sie nicht eigene Weltsysteme bilden, mit ihren Planeten und Monden einander umschwebende Sonnen sein?

In derselben Zeit wandelte sein Auge oft auf dem Planeten Mars, dessen helle und dunkle Gürtel oder Banden schon mittelmäßigen Fernröhren deutlich erscheinen. Er erkannte hier, daß die hellere Bande, welche man oft schon am Südpol des Mars gesehn, nur von einer dem Anschein nach durch Schnee und Eis bewirkten stärkern Zurückwerfung des Sonnenlichts herrührten. Er fand auch, das der Aequatorialdurchmesser dieses Weltkörpers im Verhältniß zu seinem Polar-Durchmesser ungefähr wie 16 zu 15 stände, und daß die Dauer seines Umschwungs um sich selber, oder sein Tag mit der Nacht 24 Stunden 39 Minuten betrüge, was nach Huths spätern Beobachtungen aber 24 Stunden 43 Minuten ausmacht. Diese und andere Bemerkungen aber legte er der königlichen Gesellschaft erst im Jahre 1787 vor.

Am liebsten arbeitete er mit seinem zwanzigschuhigen Spiegelteleskope. Durch ihn besonders beobachtete er die sogenannten Nebelsterne oder Lichtflecken im Himmelsraum, die nur noch den Abglanz entfernter Welten, nicht mehr sie selber, zeigen; er beobachtete die vielfach zerstreuten Sterngruppen, eben so viele Welten-Systeme, und die ungeheure durch die Unendlichkeit gezogene Milchstraße. Das gab ihm den Stoff zu zwei Denkschriften, welche er in den Jahren 1784 und 1785 in den Transaktionen bekannt machte, und worin er seine Ansichten oder vielmehr Ahnungen vom unbegrenzten Weltgebäude und vom Verhältniß und Stand unsers eignen Sonnensystems oder der kleinen Sternenfamilie, zu der unsere Erde gehört, in Rücksicht des Weltganzen enthüllte. Die Milchstraße ist nur der bleiche Lichtschimmer von tausend und Millionen kleinen Lichtpunkten. Diese eng zusammengedrängt scheinenden Lichtpunkte sind eben so viele weit von einander geschiedene Sonnen, welche neben und hinter einander in endlosen Reihen und Ordnungen für uns unentdeckbare Erdenwelten strahlen; unsere eigene Sonne gehört in das System dieser Milch- oder vielmehr Sonnenstraße; aber sie steht darin noch sehr seitwärts, daß ihr die göttliche Ordnung der Sonnenzusammenreihung unklar wird; und sie, unsre Sonne, die mehr als 1,448,000 mal grösser ist, denn der Erdball, den wir bewohnen, sie ist in diesem aus Milliarden Sonnen gewobenen Lichtgürtel des Himmels einer der kleinsten Lichtpunkte. „Denn ein Fixstern erster Größe", sagt unser Bode, „dessen scheinbarer Durchmesser nur eine Sekunde beträgt, ist wenigstens 200,000 mal weiter von uns entfernt, als die Sonne; folglich müßte demnach sein wahrer Durchmesser oder seine wirkliche Größe den Durchmesser und die wirkliche Größe der Sonne um 104 mal übertreffen. Unsre Sonne aber, die 1920 Sekunden scheinbaren Durchmessers hat, würde schon als ein Fixstern erster Größe, von einer Sekunde Durchmesser erscheinen, wenn sie nur 1920 mal entfernter, als jetzt, von uns stände." Und ferner: Die Bahn der Milchstraße selbst wieder ist der elliptischen Bahn der Planeten ähnlich, als zöge sich dieser Sonnenkranz um ein verborgenes, entfernteres Weltlicht hin. Und die Licht-

Digitized by Google

punkte in ihr, welche wegen der unendlichen Ferne bewegungslos scheinen, sind ein Getümmel von Welten, die sich in ihren ewigen Ordnungen um sich selbst, um andere größere und mit allen durch die Ewigkeit des uferlosen Alls fortbewegen. Und iene vereinzelten Nebelflecke oder Lichtschimmer, abgesondert von der Milchstraße, der wir angehören, jene mattleuchtenden Stellen, in denen sich auch keine Lichtpünktchen mehr erkennen lassen, sondern darin Alles nur in blassem Schimmer aufgelöst ist, sind sie nicht der entfernteste, sterbende Glanz, welchen andere Milchstraßen-Ordnungen durch die Unendlichkeit werfen?

Ein Verzeichniß von 10,000 solcher neuen Nebelflecken, Nebelgestirne und kleinen Sterngruppen überreichte Herrschel im Jahre 1786 der königlichen Gesellschaft, und im Jahre 1789 wieder ein Verzeichniß von 1000 andern, mit einigen Bemerkungen über das Weltgebäu, daneben noch eine Denkschrift über die Paralaxe der Fixsterne, worin er die von Galilei vorgeschlagene Art, die Winkelentfernung zweier Fixsterne zu messen, wieder aufnahm und entwickelte.

Herrschel war ein glücklicher Mann, ein Weiser in des Wortes voller Bedeutung, durch seine Wissenschaft selig, in seinem Wesen allzeit heiter, im geselligen Leben schlicht und gefällig, im häuslichen Sein einfach. Er vermählte sich mit der Wittwe eines Herrn John Pitt im Jahr 1788, obschon er fünfzig Jahr zählte, und erhöhte dadurch seinen Lebensgenuß. Früher schon hatte er seine Schwester Karoline Herrschel zu sich genommen und dies anlagenreiche Frauenzimmer, für die Sternkunde begeistert, in die mathematischen Wissenschaften eingeweiht. Sie war es, die ihm in seinen Beobachtungen wie bei seinen mühsamen Berechnungen hilfreich zur Seite stand. Ihr selbst ist man die Entdeckung mehrerer Kometen schuldig.

Wohin er den Blick durchs Weltall wandte, immer begegneten ihm neue Wunder, immer hat er dem Menschengeschlecht neue Offenbarungen zu verkünden, bald von Vulkanen im Monde, bald von den sechs Monden des von ihm entdeckten Uranus, bald von dessen Ringe, in dem derselbe seinem Nachbar Saturn ähnlich wird.

Er theilte noch in einer langen Reihe von Jahren an die königliche Gesellschaft viele gehaltvolle Denkschriften mit über die Fixsterne, über die Jupiterstrabanten (1800), über die Einrichtungen des von uns erkannten Theiles im Weltall, ein Verzeichniß von 500 neuen Nebelsternen, Bemerkungen über die besondere Gestaltung des Planeten Saturn, Wahrnehmungen einer neuen Unregelmäßigkeit in der scheinbaren Gestalt desselben Weltkörpers, astronomische Beobachtungen in Bezug auf die Verwandtschaft der Sterne und der Nebelflecken, Beobachtungen in Bezug auf die örtlichen Ordnungen der Himmelskörper im Weltgebäu und auf Ausdehnung und Beschaffenheit der Milchstraße, eine Denkschrift über die Natur der Sonne, zwei andere über die Richtung uud Geschwindigkeit der Sonne und des Sonnensystems u. s. w.

Viel war bisher schon von Sonnenfackeln und Sonnenflecken geredet gewesen. Herrschel erst entdeckte durch die Macht seiner Fernrohre und mit dem Scharfblick seiner beharrlichen Beobachtungen, daß die Sonne ein dunkler Weltkörper an sich selbst sei, wie unser Erdball, aber von einer hoch über ihn erhabenen Lichthülle wolkenartig umgeben, deren Glanz von den

Digitized by Google

entfernten Planeten zurückstrahlt. Diese Lichthülle, auf ihrer Oberfläche, die wir sehen, wolkenartig erhöht und vertieft, fließt zuweilen stellenweis auseinander, und zeigt den unter ihr befindlichen dunkeln und festen Körper der Sonne. Späterhin sah auch Schröter nicht nur diesen Körper, sondern (30 Nov. 1795) deutlich darauf ein Ringgebirge, dessen Durchmesser über 3000 deutsche Meilen und dessen Höhe über der eingeschlossenen Thaltiefe über 200 deutsche Meilen betragen mochte, eine unbedeutende Höhe im Vergleich zur Größe des Sonnenballs. So wäre denn, wie Herrschel sich selber ausdrückt, die Sonne nur ein leuchtender Erdball, nicht mit eignem Licht strahlend, aber durch die ihn umfangende Glanzhülle.

Die letzte Denkschrift, welche er der königlichen Gesellschaft vorlegte, enthielt Bemerkungen und Erfahrungen, um die relativen Entfernungen der Sterngruppen zu bestimmen und zu beurtheilen, bis zu welchem Punkt die Stärke der Fernröhre hinlangen mag, wenn man sie gegen zweifelhafte Gegenstände im Himmelsraum richtet. Er folgerte aus diesen seinen Beobachtungen, daß ein Stern erster Größe dem bloßen Auge anfangen würde unsichtbar zu werden, sobald er zwölfmal weiter entfernt wäre, und erst in einer 2300 mal größern Entfernung für ein Auge, das mit dem bis jetzt verfertigten stärksten Fernrohr bewaffnet wäre. Ein solches Fernrohr läßt noch Sterne in der Milchstraße auf der äußersten Grenze ihrer Sichtbarkeit erkennen. Wo das unbewaffnete Auge beim heitersten, zahllos gestirnten Himmel weite dunkle Räume sieht, treten Lichtpunkte in Menge hervor, am gedrängtesten in der Milchstraße. An einigen Stellen derselben, wo die Sterne nicht sehr klein sind, stehen sie jedoch so sehr über einander gehäuft, daß Herrschel (22 Aug. 1792) nach einer Schätzungsberechnung fand, daß während einer Zeit von 41 Minuten wenigstens 258,000 durch das Feld seines Teleskops gegangen waren.

Früher schon hatte er seine Erfahrungen über die optischen Eigenschaften von Fernröhren aller Größen und Formen bekannt gemacht. Denn einen großen Theil seiner Zeit verwendete er auf die unter seiner Leitung stehende Anstalt, in der er Teleskope bauen ließ, welche von allen Seiten Astronomen und Fürsten von ihm begehrten. Er besaß darin, und in der Kunst Spiegel zu fassen und zu poliren, ungemein viel praktische Kenntniß. Auch schrieb er ein Werk, worin er nicht nur das Verfahren zeigte, den Spiegeln die erforderliche parabolische Gestalt, sondern auch diejenige irgend eines beliebigen Kegelschnitts zu geben. Er wollte diese Schrift schon im Jahre 1805 herausgeben, indessen aber ist sie noch nicht erschienen.

Die meisten für Sternkunde und ernstere Wissenschaft in Europa bestehenden Gesellschaften wetteiferten um die Ehre, ihn ihr Mitglied zu nennen. Die Oxforder Hochschule hatte ihn sogar mit dem Titel eines Doktors der Rechte beschenkt, der, von ihr gegeben, viel bedeuten soll. Werthvoller und erfreulicher für ihn war am Abend seines Lebens die Gründung einer astronomischen Gesellschaft zu London, zu deren ersten Vorsteher er selbst, der hochverdiente Greis, ernannt wurde. In dem ersten Band ihrer Verhandlungen oder Transaktionen machte er 1821 noch eine Denkschrift über die Oerter von 145 neuen Doppelsternen bekannt, die er sich eben so, wie die in seinen zwei ältern Verzeichnissen, zu ordnen vorsetzte. Doch das Ziel seiner

Digitized by Google

Kraft und Thätigkeit stand erreicht. Jene Denkschrift war und blieb die letzte Arbeit, die er selber bekannt machte. Seine Gesundheit ward schwächer. Am 25 August 1822 schwang sich sein Geist den Himmeln zu, die so lange seine Liebe und Sehnsucht gewesen waren.

Seine Wittwe überlebte ihn, auch sein hoffnungsvoller Sohn John F. W. Herrschel, welcher, obwohl noch jung, schon unter den Mathematikern und Naturforschern unserer Zeit einen geachteten Namen erworben hat.

Mannigfaltiges.

Aus Asien.

Der Seetacoond. — Gunong Benko in Sumatra. — Die Insel Don Garcias. — Höhe des Adamsberges auf Ceylon. — Russischer Handelsweg nach China.

Zu den Merkwürdigkeiten Indiens, welche wir erst jetzt näher kennen lernen, gehört auch der Seetacoond, oder die heisse Quelle bei Mongbyr am Gangesufer. Sie liegt mitten in einem felsigen Gebirg, und ihre Heilkräfte sind weit um in Indien berühmt. Es entwickelt sich ein Stickstoffgas aus dem Wasser, das beständig 140° Fahrenheit oder 48° Reaumur hat, während die kalten Quellen in der Nachbarschaft nur 75° Fahrenheit oder 19° Reaumur haben. Man kann die Hand nicht in das heisse Wasser halten. Die Wärme nimmt in dem Bächlein, das von der Quelle fließt, nach 150 Yards (oder engl. Ellen) nur um 15 Grad Fahrenheit ab.

Am 10 Juni 1821 erstieg eine Gesellschaft Engländer auf Sumatra den vorher nie erstiegenen Gipfel des Gunong Benko oder Zuckerhutberges, den man vom Fort Marlborough aus der Ferne sieht. Schon vorher hatten Europäer zur Ersteigung zwei fruchtlose Versuche gemacht. Der Berg, 18 englische Meilen nordostwärts von der Stadt Bencoolen gelegen, und von der übrigen Bergkette getrennt, die ihre Gipfel zu einer Höhe von 7000 bis 8000 Fuß erhebt, ist fast ganz aus Basaltmassen zusammengesetzt, und trägt häufig ein Gesträuch, das die Malayen als Thee benutzen, und eine neue Art in der Familie der Myrtaceen bildet. Laut trigonometrischen Messungen des Kapitän Auber hat der Gunong Benko eine absolute Höhe von 2601 Fuß. Auf dem Gipfel ist der Raum zum Stehen kaum 12—15 Fuß breit.

Ein unglücklicher Zufall, der Schiffbruch, welcher das holländische Kriegsschiff, der Admiral Evertson, in den indischen Gewässern litt, verschaffte uns nähere Kunde von der wenig bekannten Insel Diego Garcias in den indischen Gewässern. Ein amerikanisches Schiff führte die gescheiterte Mannschaft dahin, wo sie sechs Wochen lang blieb, und der niederländische Kapitän-Lieutenant Verhuel Muße genug fand zu Beobachtungen. Die Insel liegt unter 7° 20′ 10″ südlicher Breite und 80° 8′ 15″ der Länge von Teneriffa. Sie ist eine Madreporenbank, die aus dem Meer hervorgeht und an einigen Stellen fast anderthalb Stunden breit ist. Sie bildet um ein weites inneres nur gegen Norden offenes Becken einen waldigen Umfang.

Hier sind seit 1791 fünf von Franzosen aus Isle de France angelegte Pflanzstätten, mit 200 Negersklaven unter der Leitung von einem Dutzend Mulatten.

Der Engländer, Doktor J. Davy, welcher die Insel Ceylon vor drei Jahren genauer als jeder seiner Vorgänger durchsucht hat, meldet, daß ein sehr gewandter Beobachter vermittelst einer, freilich nur in der Eile angestellten, trigonometrischen Messung die absolute Höhe des Piks vom Adamsberg zu 7000 Fuß gefunden habe. Davy selbst, der den Berg bestieg, welcher den Indiern so heilig ist, und auf welchem die Ceylonesen noch die heiligen Fußstapfen

Digitized by Google

des Buddah im Felsen zeigen, machte eine barometrische Messung, der zufolge die Höhe des Pik 6,152 Fuß betrug. Nach einer andern annähernden Schätzung beträgt sie 6,680 Fuß.

Die Hauptstadt dieser Insel, Maha-Niura oder Candy, im Innern des Eilandes, liegt ohngefähr 1400 Schuh über dem Meeresspiegel in einer sehr angenehmen Gegend. Sie hat eine Bevölkerung von ohngefähr 3000 Seelen.

Ueber den russischen Handel mit China gibt eine englische Zeitschrift folgende Anzeige.

Alle Waaren, die von Rußland über Kiächta nach China gehen, betragen im Durchschnitt jährlich nicht über eine Million Pf. Sterling an Werth. Die Unkosten des Transports der Waaren bis Kiächta machen beinahe das Dreifache vom Werth der Waaren bei ihrem ersten Ankauf aus. Die Reise von Petersburg bis Kiächta dauert fünf Monate, selbst wenn der Transport ganz unmittelbar besorgt wird. Wenn aber die Waaren auf dem Markt zu Wischnei-Nowgorod den Herrn ändern, was fast immer geschieht, geht fast ein Jahr hin, bis sie ihre Reise vollendet haben. Die chinesischen Artikel dagegen bedürfen nicht weniger Zeit, um auf die europäischen Märkte Rußlands anzukommen. So braucht also ein Handelsgeschäft zwischen Petersburg und Kiächta seine vollen zwei Jahre, ehe es ganz abgethan ist.

Der Markt von Wischnei-Nowgorod, wo die nach China gehenden Waaren gemeinlich den Herrn ändern, wird im Monat August gehalten. Von da verführt man alles auf Karren oder Schlitten nach Kiächta. Hieher kommen die Chinesen. Das Nachfragen um Waaren beginnt im November und dauert bis Anfang Märzes. Die übrige Zeit im Jahr ist der Handel unbedeutend. Kiächta ist ein beträchtlicher Flecken, 6508 Werste von Petersburg, unterm 50° 15′ der Breite, 1532 Werste von Peking. Hier trennt nur eine Brücke das russische vom chinesischen Gebiet. Jenseits der Brücke liegt auch ein chinesisches Dorf, das nicht immer bewohnt ist; das russische ist im ganzen Jahr bewohnt. Beide wurden im Jahr 1728 als Folge des zwischen Rußland und China geschlossenen Handelsvertrages erbaut, oder bedeutend größer. Jeder von beiden Flecken hat eine mit Geschütz versehene Veste.

Kiächta ist nicht der einzige Grenzort der russischen Tartarei, wohin chinesische Kaufleute kommen. Ein beträchtlicher Waarenverkehr findet auch zu Haimatschim und Zuruchaitu statt, der jedoch jetzt im Abnehmen sein soll.

Die jährliche Thee-Einfuhr über Kiächta beträgt 40,000 bis 50,000 Kisten, davon ohngefähr die Hälfte auf dem Markt von Wischnei-Nowgorod verkauft wird. Im August 1820 wurden daselbst 27,000 Kisten Thee-Boy verkauft, ungerechnet den grünen Thee und den Thee in Ballen, den die Russen „Ziegeltha“ heissen.

Die Russen sind auf ihren Grenzhandel mit China sehr eifersüchtig. Nur eingeborne Kaufleute, wenn sie Patente der ersten Klasse haben, dürfen nach Kiächta handeln. Die Chinesen ihrerseits haben bei sich diesen Handel zum Monopol einer bevorrechteten Gesellschaft gemacht. Englische Waaren kommen nur auf dem Wege des Schleichhandels nach Kiächta; blos preußische Waaren haben Erlaubniß zum Durchgang.

In der chinesischen Tartarei werden regelmäßige Märkte gehalten; aber außer den Eingebornen darf keine fremde Nation hinzu. Der Weg von Kiächta bis Peking geht überall durch eine wüste Ebene. Die Waaren werden auf Karren fortgebracht.

Im Juni 1821 kamen aus dem Innern China's 785 Frachtkarren nach Haimatschim. Sie hatten von Peking die Reise dahin in 51 Tagen gemacht. Sie führten 943 Kisten Thee, 589 Ballen Nankin, Zuckerland, Seidenstoffe u. s. w. Fast zu gleicher Zeit traf zu Kiächta ein Waarenzug aus Rußland von ohngefähr gleichem Werth ein. Drei Achtel davon bestanden in englischen Artikeln, Musselin, Manchester u. s. w.; das Uebrige in russischem Pelzwerk und Leder, Wollenzeugen und Pferden. Im nördlichen China sind Pferde immer gut bezahlt.

Digitized by Google

Aus Südindien.

Zustand der Niederlassungen in Neuholland.

Die britischen Niederlassungen im jüngsten und fünften der sogenannten Welttheile sind noch immer im ersten, mühsamen Werden, mühsamer, als irgendwo, wegen ihrer Entlegenheit von Europa, und wegen der Beschaffenheit eines großen Theils ihrer strafsweise dahin verbannten Bewohner.

Diese Niederlassungen befinden sich zum Theil auf dem australischen Festlande, zum Theil auf Van Diemens-Eiland.

Auf dem Festland liegen alle diejenigen, welche von den Briten unter dem Namen Neu-Südwales begriffen sind. Dieser Theil ist heutiges Tages in vier Landschaften oder Country's gesondert, nämlich in Cumberland, Camden, Argyle und Westmoreland.

In der ersten dieser Landschaften, welche von den beiden Flüssen Hawkesbury und Meyean eingeschlossen liegt, befindet sich der eigentliche Hauptort der Niederlassungen, nämlich Sidney. Die Landschaft Argyle ist größtentheils aus den Landstrichen bestanden, welche seit 1819 erst südwestwärts entdeckt worden sind; und Westmoreland aus denjenigen, die im Westen der blauen Berge sich ausdehnen.

Man schätzte die Ausdehnung oder den Flächenraum der Kolonie von Neu-Südwales im Jahre 1820 auf 389,238 englische Morgen Landes, von denen aber erst 54,898 aufgebrochen und angebaut sind. Von diesen nun waren 16,706 Morgen damals mit Waizen bestellt; 11,270 mit Mais; 1,230 mit Gerste; 379 mit Hafer oder Roggen; 213 mit Erbsen oder Bohnen; 504 mit Erdäpfeln, 1,094 mit Weinstöcken oder Obstbäumen. Zu derselben Zeit wurden da 54,103 Stück Hornvieh, 99,487 Stück Wollenvieh und 3,639 Pferde gezählt.

Van Diemens-Eiland hinwieder ist in zwei Landschaften abgetheilt, nämlich in Buckingbamshire und in Cornwallis. Der Hauptort der Insel heißt Hobart-Town. Man hatte im Jahre 1820 auf der Insel 7,275 engl. Morgen Waizen, 28,838 Stück Hornvieh, 182,468 Stück Schafe und 421 Pferde.

Die Bevölkerung beider Niederlassungen besteht erstens aus dahin verbannten Verbrechern, deren Anzahl seit dem Jahre 1787 bis zum Jahre 1820, und zwar am Ende desselben, 25,878 Personen betrug. Darunter waren 3,661 Personen weiblichen Geschlechts. Davon lebten im Jahresanfang 1821 noch in Neu-Wales 15,249 Personen, und auf Van Diemen 3,519.

Zweitens besteht die Bevölkerung aus Personen, die in der Kolonie geboren sind, und Kindern. Deren waren in jenem Jahre, und zwar in Neu-Wales 1,495 Eingeborne und 5,668 Kinder, die nicht da geboren waren; in Van Diemen aber 185 von jenen und 1,020 von diesen.

Drittens machen die freiwillig Angekommenen einen obgleich kleinen Theil der Bevölkerung aus. In Neu-Wales befinden sich davon 1,307 Personen, und in Van Diemen 714, gerechnet noch etwa 200 Seeleute auf den [illegible] abrzeugen und Schiffen der Kolonie.

Diese drei Klassen von Einwohnern bildeten auf Neu-Wales, eine Volksmenge von 23,939 Seelen, und auf Van Diemens-Eiland von 5,468 Seelen.

Was die wilden Urbewohner des Landes betrifft, hat man seit dem Jahre 1816 kein Beispiel mehr, daß sie die Ruhe der Kolonien gestört hätten. Doch bringt man auch nur wenige dazu, feste Wohnplätze zu wählen. Doch wird ein solcher im Bezirk Windsor angeführt, dessen Bewohner mit den Europäern in standhaft freundlichem, treuem Einverständniß leben. In Van Diemens-Insel sind diese Wilden weit kräftiger gebaut, aber auch bösartiger, als auf dem Festlande; unterscheiden sich auch von diesen dadurch, daß ihr Haupthaar dichtkraus ist, was ihnen mit den Negern Afrika's viel Aehnlichkeit gibt.

Der Verfasser aller dieser Angaben (im Juni- und Julihest des Asiat. Journ. von 1823) bemerkt übrigens noch zwei für diese Kolonien nachtheilige Anzeichen: die Verminderung der Ehen-Zahl, und die Vermehrung des Branntwein-Verbrauchs.

Digitized by Google

Die Sorge der edlern Menschheit für ihre Würde in unsern Tagen.

(Ein Beitrag zur Geschichte geselliger Vereine in verschiedenen Ländern.)

1.

Von der Bedeutsamkeit der geselligen Vereine unter den Völkern.

Ich muß der gegenwärtigen Abhandlung ein Vorwort an die Spitze stellen, wenn zuletzt auch nur, um ihre Ueberschrift zu rechtfertigen, die vielleicht Manchem etwas gesucht und geziert scheinen könnte, während sie in der That nur den Hauptinhalt des Ganzen sehr einfach ausspricht.

Man wird sich vielleicht fragen: was denn die edlere Menschheit sei? Und gerade diese Frage, wie gutmüthig oder spöttisch sie gethan werden möge, beweiset die Nothwendigkeit einer Erklärung zwischen dem Verfasser und den Lesern dieser kleinen geschichtlichen Darstellungen.

Je weniger ein Mensch allein für sein thierisches Bedürfniß, und je mehr er hingegen für irgend eine Idee lebt, die ihn beseelt, je höher steht er auf der Stufenleiter der Menschheit. Das Thier lebt für keine Idee. Es sucht Futter und Genuß und lässet sich damit begnügen. Je größer, je göttlicher der Gedanke ist, dem der Mensch sich weiht, dem er Zeit, Kräfte, Vermögen und Lebensbequemlichkeiten hinopfert, desto edler ist der Mensch. Und die Idee, welche ihn begeistert, ist um so größer und göttlicher, je weniger dieselbe durch irgend einen geheimen Faden mit der feinern Selbstsucht des Menschen zusammenhängt, je minder er von ihrer Erfüllung irgend einen Nutzen für sich oder seine eigene Nachkommenschaft erwarten darf, je reiner er für sie nur ihrer eigenen Wahrheit, Rechtlichkeit und Liebenswürdigkeit willen entzündet ist.

Wie mit einzelnen Menschen, so ist es mit ganzen Nationen. Hier finden wir einen Maasstab für die Grade ihrer Gesittung.

Am tiefsten unstreitig steht der Wilde in den Indien, und mit ihm auch häufig der bildungslose europäische Bauer, ja selbst mancher aus dem vornehmern Pöbelstande in Palästen, trotz seines Vermögens oder seiner christlichen Religion, der durchaus für nichts zu leben weiß, als für leibliches Bedürfniß, für nichts sorgt, als eben nur für Erhaltung, Nahrung, Sicherheit und Bequemlichkeit seiner und der Seinigen. Denn andern Zweck, andere Arbeit und Sorge hat auch das Vieh nicht. Die erlernte Sprache und Religion und der erworbene oder ererbte Reichthum sind für die europäischen Wilden, was Pfeil und Bogen, oder die Furcht vor dem großen Geist bei Erdbeben und Gewittern, für die indianischen Wilden sind. Es sind

Digitized by Google

menſchliche Anlagen und Mittel, wodurch der Menſch ſich eben über die gänzliche Vernunftloſigkeit des Thiers ſtellt.

Der Wilde tritt in den Rang der Barbaren, ſobald er das, was bloß für rohen Sinnengenuß vorhanden iſt, ſchon dem nachſteht, was anmuthsvoll, ſchön, Anſehen bringend, Ruhm bereitend iſt, oder Macht und Gewalt über Andere verſchafft. Völker können in der That noch Barbaren ſein, wenn alle Künſte der Lebensbequemlichkeit, wenn Handel, Gewerbe und Wiſſenſchaften, welche Reichthum, Ehre und feinern Sinnengenuß bereiten, bei ihnen in voller Blüthe ſtehen. Sie ſind in der That nur Barbaren, ſo lange ſie nur dafür arbeiten und leben; ſo lange ſie nichts Höheres, nichts Beſſeres verlangen und wiſſen, als Geld, Ruhm, Gewalt und Kunſtgenuß, jeder für ſich und ſeine Familie. Die aſiatiſchen Barbaren, trotz ihrer Reichthümer, ihrer Pracht, ihrer Ueppigkeit, ihrer Ruhmſucht, ihrer Kriegs- und Heldenthaten, ihrer Künſte, Gewerbe und Handelsverkehre, ſind doch nur Barbaren, und jeder geſittungsreichere Europäer fühlt ſich über ſie erhaben. Denn bei ihnen iſt und hat Jeder, was er iſt und hat, nur für ſich ſelbſt und ſeine Familie. Die übrige Menſchheit und die höhern Intereſſen derſelben ſind ihm gleichgültig. Daher herrſcht in barbariſchen Ländern der Despotismus, welchen eben ſo ſehr die ſtolze Selbſtſucht der Herrſcher, als die feige Selbſtſucht der Beherrſchten feſthält.

Der Barbar betritt die erſte Stufe höherer Geſittung, ſobald in ihm Theilnahme am Glück der übrigen Menſchheit rege wird, und er nicht mehr Alles, was iſt, mit thieriſcher Selbſtſucht auf ſich bezieht. Dann ſcheidet er vom Stande des Thieres (denn das Thier iſt rein ſelbſtſüchtig), und wird erſt menſchlich (human, wie ſie es in den Schulen nennen). Bei Völkern auf dieſer Stufe verſchwindet der wüſte Despotismus, der Alles nur für ſich und nach ſeinem Gefallen will. Eine freundlichere Geſetzgebung räumt auch Andern Recht ein, ſchirmt ſie bei demſelben und beſchränkt die zügelloſe Gewalt des Alleinherrn durch die Freiheiten der Andern. Bei ſolchen Völkern regt ſich ſchon der Gemeingeiſt und bringt dem Gemeinweſen, aus Liebe zu demſelben, freiwillige Opfer dar. Da findet man ſchon Bürger, welche ihr Vermögen, ihre Bequemlichkeit, ſelbſt ihre Sicherheit über die Wohlfahrt ihrer Stadt vergeſſen. Da findet man ſchon eine Liebe zum Vaterlande, welche für den Ruhm deſſelben den eigenen, für die Freiheit deſſelben die eigene vergeſſen, und den Tod für das Heil der Landesgenoſſen ſüß finden kann. Hier iſt ſchon Auflöſung des einzelnen Menſchen in die Intereſſen eines größern Theils der Menſchheit; ein Leben und Leiden, nicht bloß für ſich, ſondern auch für Andere. Je mehr dabei noch die Begierde des eigenen Ruhms oder Vortheils im Spiel iſt, je mehr klebt der ſcheinbar edelſten That noch Barbaren-Schmutz an.

Auf dieſer Ausbildungsſtufe zum Reinmenſchlichen ſtehen ſchon mehrere unſerer heutigen Völker Europens und Amerika's. Was bei dem Barbaren bloß Intereſſe für ſich und ſeine Familie iſt, dehnt ſich hier auf den weitern Kreis einer ganzen Gemeinde oder eines ganzen Vaterlandes aus. Aber auch nicht weiter. Für die Intereſſen und Rechte anderer Nationen, oder

Digitized by Google

der gesammten Menschheit handeln, aufopfern, leiden, — das liegt noch ausser dem Horizont dieser Nationen. Sie können diese Idee noch so wenig fassen, als der Barbar es begreifen mag, wie man aus uneigennütziger, innerer Bewegung, für das Wohl anderer Menschen, einen Tod für das Vaterland sterben kann. Sie nennen das Schwärmerei, sie bespötteln das als Weltbürgerthum. Sie warnen wohl sogar im vollen Ernst davor. Weder die alten Griechen, noch die Römer in ihren schönsten Zeiten standen viel höher, einzelne Herrliche ausgenommen.

Daß aber ein höherer Grad der Völkergesittung möglich sei, wo Nationen sich selbst für das Glück anderer Nationen vergessen, wo sie in allen übrigen ihres Gleichen sehen, wo sie in den bestehenden oder verletzten Rechten der andern ihre eigenen Rechte geehrt oder geschändet finden, wo sie sich verpflichtet fühlen, für die Würde der Menschheit überhaupt thätig zu sein, — daß ein solcher Gesittungsgrad möglich sei für Nationen, welcher gebildete Christ wird es bezweifeln? — Das ist die Höhe, zu welcher empor Jesus Christus die Völker der Erde zuerst gewiesen hat. Er, selber im Licht der Gottheit, winkte die Menschheit zu ihrer Vergöttlichung heran.

Und warum sollte das, was der Barbar oder der Halbzivilisirte nicht begreifen kann, nicht möglich sein? Sind nicht alle Menschen Vernunftwesen? und steigen sie nicht, eben weil sie dies sind, ohne es zu ahnen, fast unwillkührlich, aus der Thierheit ins Wildenleben, vom Wildenleben in die Barbarei, aus der Barbarei in die Zivilisation über? Was möglich ist bei Einzelnen der Sterblichen, ist es nicht endlich bei Vielen, zuletzt bei Völkern möglich? Wissen wir nicht, daß auch der Wilde, auch der Barbar, eben weil sie Vernunftwesen sind, für eine Idee leben und Alles dafür, das Leben selbst, opfern können, wie ungestalt und barbarisch die Idee auch noch sein möge, und wie verwandt das Göttliche in ihr auch noch mit dem Eigennutz und der thierischen Selbstsucht der Individuen sein möge? Wissen wir nicht, daß ganze Völker schon, für solche Ideen entflammt, ihren eigenen Untergang wagten?

Religiöse oder politische Ideen sind es, durch welche die Völker, selbst Barbaren, am leichtesten entzündet werden, weil eben diese Idee mit dem Eigennutz der Individuen am leichtesten zusammengeknüpft werden können, ungeachtet immer Göttliches darin verborgen liegt. Mit welcher Begeisterung und Lebensverachtung kämpften einst die Barbaren Asiens für Behauptung oder Ausbreitung des muhamedanischen Glaubens! Es war eine Ueberzeugung, neben welcher sie alles Irdische vergaßen. Aber ihrer Selbstsucht spiegelte sich damit zugleich, nicht nur die Eroberung von Beute, Wohlleben und Ruhm, sondern auch die Eroberung ewiger Lust im Paradiese vor. Ward nicht auf ähnliche Weise einst ganz Europa zu den Kreuzzügen nach dem gelobten Lande und zur Vertilgung der Ungläubigen entflammt? Ich möchte darum nicht sagen, weder daß die asiatischen noch die europäischen Barbaren dabei die Würde der Menschheit und die Rechte derselben im Auge hatten. Das kann nur bei Nationen von höherer Gesittung der Fall sein, nur da, wo Eigennutz und Selbstsucht der Individuen gar keine Hoffnungen für sich bildet und die Liebe des Reinmenschlichen, des Gottwürdigen vorherrschend wird.

Digitized by Google

Und dieser Fall ist in unsern Tagen nicht mehr ungewöhnlich. Er wird mit der fortschreitenden Aufklärung und Vermenschlichung der Völker immer gewöhnlicher werden. Zwar sind noch nicht ganze Nationen, losgeschält von selbstsüchtigen Interessen, für die Sache und Würde der Menschheit rege und thätig geworden; aber doch schon große, einzelne Theile in Nationen, die sich für Angelegenheiten der gesammten Menschheit, oder einzelner fremder und unbekannter Völker, in gesellschaftliche Vereine zusammenziehen.

Dergleichen Vereine, welche nicht bloß Vortheil und Würde ihres Vaterlandes bezwecken (denn solcher gibt es auch in minder zivilisirten Völkern), sondern welche Vortheil und Würde des menschlichen Geschlechts beziehen, sind die wahren Blüthen der höhern Weltgesittung, die ehrwürdigsten Zeugen von dem Fortschreiten der Menschheit in ihrer Entwickelung. Ihre Erscheinung verdient in der Geschichte unsers Zeitalters beachtet zu werden; frühere Zeitalter kannten solche nicht, oder nicht in solcher Reinheit der Zwecke. Zwar man könnte die langbestandenen Missionsanstalten zur Verbreitung der einen oder der andern kirchlichen Lehre anführen. Auch sie bewiesen eine Theilnahme gesittungsreicherer Nationen an der Veredlung und Vergöttlichung unseres Geschlechts in fernen Weltgegenden. Und allerdings sind sie ehrwürdig. Sie bestehen noch und in weit größerer Ausdehnung und zweckmäßigerer Thätigkeit, denn ehemals. Aber schwer ist's bei ihnen auszumitteln gewesen, ob sie in ihrer Frömmigkeit mehr „zur Ehre Gottes", oder auch nur zur Ehre und Verherrlichung einer Kirchpartei, oder einer Sekte, oder zuletzt nur eines Ordens — oder absichtlich und mehr zur Ehre der Menschheit und ihrer Würde vorhanden waren. — Eben so könnte der weltbürgerliche, reinmenschliche Zweck des Maurerthums angeführt werden, in welchem sich Menschen mit Menschen ohne Rücksicht auf Stand, Religion und Vaterland vereinten, wenn das heilige Ziel selbst nicht schon früh, in den meisten Logen, mit Geheimnißkrämerei, gewöhnlicher Wohlthätigkeit, oder gar mit religiösen und politischen Nebendingen u. s. w. verwechselt worden wäre. Und doch bemerkt man auch erst in neuern Zeiten, wie die Freimaurerei sich wieder von dem, was ihr ursprünglich ganz fremd, ja ihrem Wesen widersprechend ist, zu reinigen anstrebt.

Die Selbstthätigkeit der Nationen im Gefühl des ewigen Rechts und der unverletzbaren Würde der Menschheit offenbart sich in unsern Tagen aber auf eine weit mannigfaltigere und unzweideutigere Weise. Ich darf nur an die Opfer der über drei Welttheile verbreiteten zahllosen Bibelgesellschaften erinnern, welche wilden und barbarischen Völkern entfernter Himmelsstriche, in deren Sprache noch nie geschrieben worden, das heilige Buch vom Leben und Lehren Jesu zum ersten Geschenk machen, und, damit sie es lesen können, ihnen Schulen gründen. Ich darf nur an die zahlreichen Vereine in Amerika, Asien, England, Frankreich u. s. w. erinnern, deren Ziel die Verbesserung des Jugendunterrichts in den ärmern Volksklassen, vermittelst der Bell-Lancasterschen Einrichtungen, ist. Ich darf nur an das rührende Erbarmen erinnern, mit welchem in Süddeutschland, in der Schweiz, in England eine Menge von Vereine zusammenstand, um den Griechen in ihrem

Digitized by Google

Kampf für Religion, gesetzliche Ordnung und Zivilisation Hilfe oder Ermunterung gegen den orientalischen Despotismus zu geben. Völker, die einander vormals unbekannt oder fremd waren — Völker, die mit einander kein gemeinsames Verhältniß haben, als daß sie beiderseits Genossen des menschlichen Geschlechts und seiner Würde sind — Völker, die schwerlich oder nie mit einander in nähere Berührung kommen — empfinden für sich gegenseitige Theilnahme, äussern sie auf die uneigennützigste, thätigste Weise, bringen einander mit nicht geringem Aufwande von Zeit, Arbeit und Vermögen Geschenke, welche nur die Veredlung der menschlichen Natur durch Aufklärung, Religiosität, Sittlichkeit und Freiheit zu befördern bestimmt sind. Die Darbringer dieser Geschenke haben davon für sich selbst keinen Gewinn, zählen auf keinen Gewinn. Ihrem höhern Sinne erscheint das menschliche Geschlecht als eine einzige Gottesfamilie; sie erfüllen gegen diese Familie eine Pflicht, zu der sie Niemand zwingt, als ihr Bewußtsein, göttlichen Geschlechts zu sein.

Es ist aber zu bemerken, daß weitaus die meisten solcher Vereine für reinmenschliche Zwecke nur bei den zivilisirten Nationen heutiger Zeit entstanden sind oder bestehen; und noch mehr, daß nur in Staaten, welche verfassungsmäßige Freiheit geniessen, wie England, Nordamerika, Frankreich, die Schweiz und Süddeutschland, hier besonders Würtemberg, ihre wahren Heimathen und Vaterlande sind, weil sich der menschliche Geist nur da in seiner ganzen Würdigkeit offenbaren kann, wo er frei sein darf.

Die Sorge der edlern und bessern Menschheit für ihre Würde in unsern Tagen wird immer regsamer. Die Vereine in den Nationen für Beförderung der Weltgesittung erscheinen in ihrer Zahl immer größer, in ihren besondern Bildungen und Bestimmungen immer mannigfaltiger. In nachfolgenden Darstellungen will ich versuchen, mehrere zu schildern, die bis jetzt minder bekannt waren.

2.

Die Friedensgesellschaft von Massachusett. Ihr Zweck. Ihr Schreiben an den Kaiser Alexander von Rußland und dessen Antwort. Ihre Verbreitung in England. Art ihrer Wirksamkeit. — Erinnerung an Kant.

Zu derselben Zeit, als die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen, nach ihren entscheidenden Siegen über Napoleons Macht, in frommer und dankbarer Stimmung den heiligen Bund schlossen, und die Nachricht von diesem Vereine und seinem Zwecke in die vereinigten Freistaaten Nordamerika's gelangte, verbanden sich in der Provinz Massachusett, zu Boston, mehrere einsichtsvolle und tugendhafte Männer zu einem Zweck, der allen Europäern zwar sehr löblich, vielen oder den meisten aber ungeheuer, abentheuerlich und sogar lächerlich scheinen dürfte.

Es war ihnen um nichts Geringeres zu thun, als dahin zu wirken, daß die empörendste

Digitized by Google

Schmach und die furchtbarste Geißel des menschlichen Geschlechts, der Krieg, von der Erde verschwinde und ein allgemeiner und ewiger Friede unter den Staaten herrschend werde. Darum nannten sie ihre Verbindung die Massachusetter Friedensgesellschaft (The Massachusetts Peace Society).

Ein Unternehmen dieser Art muß dem Europäer allerdings um so mehr auffallen, da es von einigen Privatleuten ausging, welche keinen Einfluß auf Staatenverhältnisse hatten oder ansprachen, und in einem Lande, welches das Weltmeer von demjenigen Welttheil getrennt hat, in dem der Krieg seit Jahrtausenden einheimischer und kunstreicher getrieben ist, als irgendwo auf dem Erdball. Allein die Sache wird weniger befremdend, wenn man bedenkt, daß jene Männer Genossen eines Landes sind, in welchem die einfachen Grundsätze des gesunden Menschenverstandes mehr zu Hause und in Uebung sind, als in Europa, wo sich die Völker zu einander in altherkömmlichen Verhältnissen, Verfassungen, Formen und Vorurtheilen bewegen, die in Amerika kaum gekannt werden; wenn man bedenkt, daß diese Männer Genossen eines großen und friedlichen Staatenvereins sind, der noch nie den innern Krieg erlebt hat, wie verschieden auch oft die Interessen der Staaten einander begegneten. Die Idee von der Verabscheuungswürdigkeit des Krieges an sich ist ausserdem in den amerikanischen Provinzen durch mehrere religiöse Sekten, die sehr verbreitet sind, wie die Quäker, die mährischen Brüder u. s. w., weit allgemeiner, als in Europa. Ja, man hat in Pennsylvanien die Erfahrung gemacht, daß die ernste Festhaltung des Friedens mit der Politik einer Regierung allerdings, selbst gegen die kriegslustigen Stämme der wilden Indianer, vereinbar gewesen sei. Als der edle Wilhelm Penn den Zügel der pennsylvanischen Regierung übernahm, fing er damit an, den Indianern seine Grundsätze in Bezug auf Krieg und seinen unwiderruflichen Willen zu erklären, ununterbrochenen Frieden zu handhaben. Und in der That, so lange die Regierung unter seiner und nachmals unter Leitung der Quäker stand, das heißt, in einem Zeitraum von mehr denn siebenzig Jahren, wurde das gute Einverständniß mit den Wilden nicht ein einzigesmal unterbrochen.

Die Stiftung einer Gesellschaft zur Beförderung des allgemeinen Friedens konnte daher in Amerika nichts Auffallendes haben. Die Löblichkeit der Absicht und die Unschuld der dazu bestimmten Mittel erwarb ihr bald nicht nur viele Mitglieder, sondern auch in andern Gegenden der vereinigten Staaten Schwester-Gesellschaften. Eine derselben bildete sich zu New-York.

Die von Boston wandte sich in einem Schreiben (vom 9 April 1817) an den Kaiser aller Reußen, lediglich um ihn von ihrem Dasein und Wirken zu unterrichten, welches ihm, als dem Urheber des heiligen Bundes, nicht gleichgültig sein könne. Der Kaiser bezeugte ihr in seiner Antwort (vom 4 Juli 1817) diejenige Theilnahme und Ermunterung, welche eine Gesellschaft von so frommen Zielen allerdings verdiente. Eben so schrieb sie dem Fürsten Alexander

Digitized by Google

Gallitzin, Präsidenten der russischen Bibelgesellschaft, und bat ihn um Erlaubniß, seinen Namen denen der Friedensfreunde beigesellen zu dürfen *).

*) Wir fügen diesen kurzen Briefwechsel, der vielleicht für manchen Leser nicht ohne Interesse ist, hier bei. Folgendes ist das Schreiben des korrespondirenden Sekretärs der Gesellschaft an den russischen Kaiser:

Brighton, near Boston, April 9, 1817.

Sir! The friendly disposition which you have manifested in favour of the Christian religion, and the peace of the world, has encouraged this address. The very week in which the Holy League of the three Sovereigns was officially announced in Russia, a Society was formed in Boston by the name of the *Massachusetts Peace Society;* the object of which is to disseminate the very principles avowad in the wonderful alliance, and tho do whatever may lawfully be done to prevent the recurrence of war, and to promote peace on earth, and goodwill among men.

I take the liberty to present a copy of all the Publications which have been circulated by the Society. From these you may obtain information of the state of the society, the number of its members, at the close of the first year, and its prospects. The first Annual Report, and the list of officers and members, are contained in the 7th Number of the Friend of Peace. Many members have since been added. A new society has been formed in the state of New York. At least four Peace Societies have been organised in the United States: others are about forming. Besides these, we have in our country nearly one thousand congregations of Friends or Quakers, which we regard as so many peace societies in profession and practice.

The pamphlets your Majesty will be pleased to accept, as a token of the veneration and esteem in wich your character is held by the friends of peace in this country.

In behalf of the Massachusetts peace Society,

NOAH WORCESTER, Cor. Sec.

Die Antwort des Kaisers lautet:

Sir! Your letter in behalf of the Massachusetts Peace Society, with the books accompanying it, were received. The object wich this philantropic institution has in view, the dissemination of the principles of peace and amity among men, meets my cordial approbation. My endeavours to procure peace and good-will among nations are already known; and the power and influence which Almighty God has committed to me, shall ever be employed, I trust, in striving to secure to the nations the blessings of that peace wich they now enjoy.

Considering the object of your Society, the promotion of peace among mankind, as one so eminently congenial to the spirit of the Gospel of Jesus Christ, I have judged it proper to express these my sentiments respecting your labours, in answer to your communication to me on this subject.

St. Petersburgh, July 4, 1817. ALEXANDER.

To Rev. Noah Worcester, Secretary of Mass. Peace Society.

Schreiben an den Fürsten Gallitzin.

Brighton, near Boston, April 9, 1817.

Sir! Your name is known and revered in America, as President of the Russian Bible Society. The confidence which your excellent official letters have inspired, induces me to send for your perusal all the Publications which have been circulated by the Massachusetts Peace Society. Similar copies will accompany these, for your worthy Emperor. The noble ground which he has taken in the Holy League, has greatly encouraged the hearts of the friends of

Digitized by Google

Mehr iſt bis jetzt von ihren Verhandlungen mit europäiſchen Fürſten und Staatsmännern nicht bekannt. Auch liegt wirklich unmittelbares Einwirken auf Höfe oder auf Leitungen der öffentlichen Angelegenheiten ganz auſſer ihrem Plan. Sie will ihren Zweck durch bloßes Allgemeinmachen des Abſcheues gegen den Krieg, durch möglichſte Verbreitung vernünftiger und chriſtlich-religiöſer Grundſätze, erreichen. In der Zuverſicht, daß die Welt nur durch Ueberzeugungen beherrſcht wird, zweifelt ſie nicht, daß das, was Religion und Vernunft als unauflösliche Wahrheit billigen, endlich die allgemeinſte und lebendigſte Ueberzeugung der geſammten Menſchheit werden könne und müſſe, und daß in Folge dieſer Ueberzeugungen endlich das Recht an die Stelle des Bajonetts, der geſunde Menſchenverſtand an die Stelle des barbariſchen Wahnſinns und der bleibende Friede an die Stelle jener kunſtmäßig getriebenen Menſchenmörderei treten werde, die man Krieg nennt.

Dieſe Ideen zum Gedanken alles Volks zu machen, ſtreute ſie dieſelben in allerlei kleinen Flugſchriften aus, und es erſchien daneben in Boſton noch ihre Zeitſchrift „der Friedensfreund“ (Friend of peace) in gleicher Abſicht. Sie bemühte ſich, in den nordamerikaniſchen Staaten ähnlichgeſinnte Geſellſchaften zu vervielfältigen und dieſelben auch in Europa zu gründen, alle

---

peace in this country. As the pamphlets will give you information of the prospects of the Peace Society, I shall only express the hope which is entertained, that your name will be enrolled among the avowed friends of peace, and there shine with as great lustre as it has done among the Presidents of National Bible Societies.

NOAH WORCESTER, Cor. Sec. M. P. S.

His Excellency Prince Alexander Gallitzin.

Folgendes iſt die Antwort des Fürſten:

Sir! I received your letter of the 9th of April, with the Numbers of the Friend of Peace accompanying it, by the hands of Mr. Parsons; for which I return you my hearty thanks. The object which your Society has in view is of great importance to the well being and happiness of the human race. Indeed, it seems to me to be almost the same as that of Bible Societies; for it is only in proportion as the divine and peaceable principles of the Gospel of Jesus Christ prevail in the hearts of men, that lasting and universal peace can be expected. A blessed period is promised in the word of God, when men shall learn the art of war no more. This period I understand to be the same as that in which it is prophesied, that all men shall know the Lord, even from the least unto the greatest, and that the earth shall be full of the knowledge of the Lord. These latter promises seem to be daily fulfilling in every quarter of the world, by the exertion of Bible and other Christian Societies, to disseminate among men the saving and pacific principles of Jesus Christ. They are preparing the why for your Society's gaining its object — peace — universal peace, when men shall learn the art of war no more. Most earnestly praying for every blessing to accompany your labour, in promoting peace on earth and good-will among men, I shall reckon it a peculiar honour to be among the members of such a humane Society.

I remain, Sir, your most obedient Servant,

PRINCE ALEX. GALLITZIN.

Digitized by Google

mit dem Ziel, die Grundsätze der Vernunft und des Christenthums gegen den Krieg geltender zu machen.

In England, und zwar zu London zuerst, trat im Jahre 1820 und 1821, nach dem Vorbilde der amerikanischen, eine „Gesellschaft zur Beförderung immerwährenden und allgemeinen Friedens“ (Society for the Promotion of Permanent and Universal Peace), unter dem Vorsitze des Sir Robert Marsden, in Thätigkeit. Auch sie stiftete in verschiedenen Theilen Großbritanniens mit ihr verwandte Vereine, und ließ zur Erreichung ihrer Zwecke Flugschriften in englischer Sprache ausgehen, die sie nachher, ins Französische übersetzt und 1822 zu London gedruckt, in Frankreich verbreiten ließ *).

Man sollte fast allerdings mit jenen wohlwollenden Friedensfreunden glauben, daß nur ein gewisser Grad von Verstandesmächtigkeit bei den Nationen, ein lebendigeres Christenthum walten sollte, um den Krieg unter ihnen auszurotten, weil Keiner das wollen könnte, was die göttliche Würde unserer Natur so scheuslich entweiht und den Menschen in Reih und Glied mit den wilden Bestien setzt. Es ist auch keineswegs zu läugnen, daß die Bestrebung jener Gesellschaften Achtung verdient, weil sie mehr oder weniger mitwirken werden, die Menschen menschlicher zu machen. Dennoch aber dürfte die Hauptsache schwerlich erreicht werden, und man könnte ihnen ohngefähr bemerken, was der Kardinal Fleury dem weisen und tugendhaften Abbé de St. Pierre bei Zusendung von dessen Projet de paix universelle entre les potentats de l'Europe antwortete: „Sie haben, als Präliminar-Artikel, vergessen, damit anzufangen, man müsse den Fürsten eine Heerschaar Missionäre schicken, um sie zur Friedensliebe zu stimmen.“

Die Gesellschaften zur Beförderung eines allgemeinen Friedens scheinen sich bloß auf die Verbreitung von Grundsätzen christlicher Moral und Religion beschränken zu wollen, um den Krieg aus der Welt zu verbannen. Aber sie scheinen daneben die Macht der Leidenschaften vergessen zu haben, die im menschlichen Geschlecht nie ganz aussterben, nie ganz unterjocht werden wird; vergessen zu haben, daß Staaten zu Staaten, in ihrem gegenseitigen Verhältniß, als gedankenbildliche Personen erscheinen, die zum Schutz ihrer natürlichen oder erworbenen Rechte selbst Zwangsmittel zu wählen Pflicht haben; daß es Verletzung des Allerheiligsten, Verbrechen gegen Majestät und Würde der Menschheit sei, das ewige Recht der Menschheit unvertheidigt unter der Tücke wilder Gewalthaber zerreissen zu lassen.

Die Friedensgesellschaften gehen zum Theil so weit, daß sie, aus lauter Liebe zum Frieden,

*) Die vier ersten ersten erschienenen Flugschriften sind: A Solemn Review of the Custom of war (vermuthlich von Noé Worcester). — War inconsistent with the Doctrine and Example of Jesus Christ, by *John Scott*, Esqu. — An Essay on the Doctrines and Practice of the early Christians as they relate to war, by *Thos. Clarkson*, Esqu. M. A. — Extracts from *Erasmus*. Diese Auszüge aus den Werken des Erasmus enthalten eine Stelle, worin das Vernunftwidrige und Religionverletzende alles Krieges dargethan wird; und der Auszug eines von Erasmus im Jahre 1523 an König Franz I. gerichteten Briefes von ohngefähr nämlichem Inhalte.

Digitized by Google

alle Barbareien der Neronen und Robespierres, den Triumph jedes Unrechts über das Recht, gestatten würden. „Wenn", sagt eine der obenerwähnten Flugschriften, „wenn eine gewaltthätige Regierung tyrannisch die Rechte und Freiheiten eines ganzen Volks vernichtet, dann erhebe sich der wahre Christ, betrauere mit großsinnigem Muthe sein Recht gegen das Verbrechen der Tyrannei, und dann — strecke er seine Hand den Ketten und Banden hin. Das ist das Betragen des Kämpfers Jesu Christi!" — Diesemnach wäre es ganz im Geiste des Christenthums, wenn ein neuer Attila und Muhammed vom Orient, oder sonst woher, mit seinen Horden Europa überzöge, alle bürgerliche Ordnungen, alle Kunst und Wissenschaft, alle Gesittung, ja das Christenthum selber, unvertheidigt ausrotten und Finsterniß und Barbarei wieder herrschen zu lassen.

Der Krieg wird nie aus dem menschlichen Geschlecht verbannt, wohl aber zwischen gesittungsreichen Nationen seltener werden können. Und schon würde zur Ehre der Menschheit viel erreicht sein, wäre dies erreicht. Dazu aber müssen sich die christlichen Mächte notwendig vorher über die Präliminar- und Definitiv-Artikel einverstehen, welche der Weltweise von Königsberg im Jahre 1795 zum Behuf eines ewigen Friedens vorschlug. Vielleicht hätte Kant, was er damals schrieb, heut, aus Furcht, Demagog, Ultraliberaler oder Carbonaro zu heißen, ungeschrieben gelassen. Und doch sind die Grundsätze, die er aussprach, nur die Grundsätze des gesunden Menschenverstandes, welche freilich mit den Erscheinungen und Grundsätzen des Tages zuweilen in merkwürdigem Widerspruche stehen.

Kant wird in unserer Zeit mehr genannt und gepriesen, als gelesen. Es mag also erlaubt sein, die Idee dieses großen Denkers hier in ihren Hauptsätzen zusammenzustellen, da sie manchem unserer Leser unbekannt sein mögen.

Als Präliminarartikel zum ewigen Frieden schlägt er den Staaten folgende vor: Es soll kein Friedensschluß für solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden; denn sonst wäre er nur Waffenstillstand. — Es soll kein für sich bestehender Staat, klein oder groß, von einem andern Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können. Denn ein Staat ist keine Habe; Menschen sind keine vererbliche oder verkaufbare Sachen. — Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören, und es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äussere Staatshändel gemacht werden. Denn die Leichtigkeit, Kriege anzufangen, befördert diese, und nöthigt alle Staaten, immerdar im Harnisch zu stehen. — Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staates gewaltthätig einmischen. — Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem andern solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Vertrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind: Meuchelmord, Giftmischerei, Brechung der Kapitulation, Anstiftung des Verrathes in dem bisherigen Lande u. s. w.

Seine Definitivartikel zum ewigen Frieden sind: Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein. Republikanisch ist aber jede Verfassung, in welcher die vollziehende

Digitized by Google

Gewalt (die Regierung) nicht zugleich auch die gesetzgebende, sondern von dieser abgesondert ist. Alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Unform, weil der Gesetzgeber in einer und derselben Person zugleich Vollstrecker seines Willens sein kann. (Es sind dies, wie Alles droben, Kants eigene Worte.) — Das Völkerrecht soll auf einen Föderalism freier Staaten gegründet sein. — Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität oder Gastfreundschaft eingeschränkt sein.

3.

Die britische Gesellschaft zur Versittlichung der Gefangenen. — Frau Elisabeth Fry. — Verbreitung ihrer menschenfreundlichen Grundsätze in andern Staaten.

Das Motto, welches der Verfasser eines neulich zu Paris erschienenen Werkes über die Gefängnisse an die Spitze desselben stellte: „Als Verirrter geht man hinein, als Schuldiger wieder heraus!“ ließe sich noch über zahllose Gefängnisse, Zuchthäuser und Strafanstalten setzen.

Seit der edelsinnige John Howard durch seine Reisen und Schriften die Regierungen der Europäer auf den gewöhnlichen schauderhaften, Gesundheit und Sittlichkeit mordenden Zustand der Kerker, der Gefangenschafts- und Zuchtanstalten aufmerksam gemacht hat, ist wenigstens zur menschlichern Behandlung der Sträflinge, und besonders rücksichtlich der Gesundheitspflege derselben, viel Löbliches gethan worden. Es ist nur zu bedauern, daß erst ein menschenfreundlicher Privatmann aus England kommen und Regierungen zivilisirter Nationen auf eine ihrer Pflichten hindeuten mußte, die sie, bei ihrem Anspruch auf Weisheit, Menschlichkeit und Religiosität, ohne fremde Mahnung hätten kennen und üben sollen.

Mit der physischen Verbesserung der Gefangenen, Züchtlinge und Sträflinge hat aber die moralische nicht gleichen Schritt gehalten, sogar in England nicht; und gerade der Zweck aller Strafe, die Besserung der Fehlbaren, wird meistens nirgends mehr als in den Strafanstalten selbst zu Grunde gerichtet. So widersinnig sind noch immerdar viele Einrichtungen in unsern Staaten, die sich mit ihrer Zivilisation brüsten.

Es war abermals eine Person britischer Herkunft, und wiederum eine Person aus dem religiösen Vereine der Quäker, dessen fromme Grundsätze verhältnißmäßig mehr, denn die aller andern Kirchen, zur thätigen, opferreichen Tugend im bürgerlichen Leben zu begeistern scheinen — es war ein Frauenzimmer, welches in unsern Tagen die allgemeinere Aufmerksamkeit auf moralische Verbesserung der Gefangenen hinleitete.

Frau Elisabeth Fry ließ es schon seit mehrern Jahren ihre liebste Beschäftigung sein, die weiblichen Gefangenen in dem großen Londner Gefängniß Newgate zu besuchen und die

Digitized by Google

ſittliche Verdorbenheit derſelben durch religiöſe Belehrungen zu heilen*). Sie benahm ſich bei dieſer Arbeit mit ungemeiner Menſchenkenntniß und Vorſicht, und brachte in den verwilderten Gemüthern ſo auſſerordentliche Sinnesänderungen hervor, daß die Art ihres Verfahrens und Lebens unter den Gefangenen endlich ein Gegenſtand allgemeinerer Aufmerkſamkeit und Bewunderung werden mußte. Sie erſchien unter den weiblichen Gefangenen, wie eine liebende, harmvolle, doch nicht hoffnungsloſe Mutter unter fehlbaren Kindern, und zog durch ihre Liebe die Herzen dieſer Unglücklichen und deren Vertrauen ſo innig an ſich, daß ſie über die Gemüther eine wunderbare Gewalt üben konnte.

Die Menſchenfreundin blieb nicht lange allein. Sie nahm Gehülfinnen zu ſich, und vertheilte die Arbeit unter dieſelben, um den Wirkungskreis ihrer Liebe erweitern zu können. Sie ließ es nicht bei den Gefangenen, während des Aufenthalts derſelben in Newgate, bewenden, ſondern ſetzte die Verbindung mit denſelben, wenn ſie nach Botany-Bay gebracht, oder der bürgerlichen Welt zurückgegeben wurden, liebreich fort. Sie machte mit ihrem Bruder Joſeph Gurney eine Reiſe durch England und Schottland, einzig um die Gefängniſſe und Strafanſtalten zu beſichtigen. Sie ſtiftete in jeder Stadt, wohin ſie kam, Frauenvereine, um die weiblichen Gefangenen zu beſuchen und zu beſſern. Dieſe Vereine dauern noch fort und leiſten ſehr viel Gutes.

Als ſich im Februar 1818 das Unterhaus des Parlamentes mit dem Zuſtande der Gefängniſſe beſchäftigte, fand man es nöthig, nicht nur ſich über das Streben der Frau Fry zu unterrichten, ſondern ſie ſelber vor einen Ausſchuß des Unterhauſes zu berufen, um ihre Meinung über die Beſchaffenheit von Newgate zu vernehmen. — In Irland haben ſich, nach dem Muſter der engliſchen, ähnliche Vereine zur Verſittlichung der Gefangenen gebildet. Eben ſo in Rußland, wo zu dieſem Zwecke der erſte Frauenverein in Petersburg zuſammengetreten iſt, und Frauen vom erſten Range, wie die thätige Fürſtin Meſtchersky, ſich's zur Ehre rechnen, Mitglieder zu ſein, und die Gefangenen ihres Geſchlechts perſönlich zu beſuchen. Derſelbe Fall findet in Turin ſtatt.

Am vierten Juni 1821 ward in London die erſte allgemeine Verſammlung der dort befindlichen Mitglieder des Frauenvereins gehalten. Die Geſellſchaft gab ſich hier die Benennung British Society, eine feſte innere Ordnung und Geſtalt, ſowohl zu ihrem Zwecke, Verſittlichung weiblicher Gefangenen, als zu ihrer Verbindung mit den inländiſchen und ausländiſchen Vereinen gleichen Zweckes. Die zweite allgemeine Verſammlung wurde am 21 Mai 1822 in der „Kapelle der Freunde", Biſhopsgate Street, Nachmittags um 4 Uhr gehalten.

Es iſt nicht ganz gleichgültig, im Allgemeinen den Gang zu kennen, welchen jene wohl-

*) Umſtändlichere Nachrichten von dieſer edeln Frau findet man in der „Histoire de la Secte des Amis (der Quäker) suivie d'une notice sur Mad. Fry et la prison de Newgate à Londres, Par Mad. Adèle du Thon. A Londres, Paris et Strasbourg, chez Treuttel et Würz.

Digitized by Google

thätigen Verbindungen zu wählen pflegen, um ihre Absicht zu erreichen. Nachdem sie sich mit den betreffenden Behörden darüber in Einverständniß gesetzt haben, schaffen sie, durch gesammelte Beiträge, Stoff und Werkzeuge zur Verarbeitung desselben an, um den weiblichen Gefangenen anhaltende und nützliche Beschäftigung zu geben. Sie unterrichten dieselben in der Arbeit, und führen eine strenge Tagesordnung ein. „Eine solche Ordnung, bei unordentlichen Weibern und Mädchen dieser Art, einzuführen," schrieb die Marquise Colbert de Barol aus Turin an die britische Gesellschaft im Jahre 1822, „war hier und ist wohl überall das Schwierigste, und für dergleichen Personen einer harten Strafe gleich. Doch jetzt führen sie sich schon gut auf; sie sehen mich schon gern kommen, und bezeigen mir eine Art Zuneigung."

Die Arbeitsstunden sind festgestellt. Es wird bei den Arbeiten Todtenstille beobachtet. Täglich, Morgens, Mittags und Abends, werden, wo nicht gleich anfangs mit Andacht, doch mit Beobachtung äussern Anstandes, auserwählte rührende Gebete und Betrachtungen über religiöse Wahrheiten vorgelesen, oder frei, und auf die Verhältnisse oder Begebenheiten unter den Gefangenen Bezug habend, vorgetragen. Die Bessern empfangen kleine Vorzüge und Vortheile; die Schlechtern, bei jedem Vergehen, eine zweckmäßige Strafe.

Der reine Gewinn von den verarbeiteten Waaren gehört wenigstens zum Drittel, oder zur Hälfte, den Gefangenen; ein Theil des Gewinnes wird ihnen für die Zeit aufbewahrt, da sie das Recht haben, die Anstalt zu verlassen. Es ist aber dabei Grundgesetz, daß die von den Gefangenen gelieferten Arbeiten nicht in einem so niedrigen Preise verkauft werden, der den Gewerbsfleiß der Armen in der Nachbarschaft schädlich werden könnte.

Jede der Gefangenen muß eine Handarbeit erlernen, durch die sie sich dereinst, wenn der Tag der Befreiung erscheint, zur Noth selbst erhalten kann. Ausserdem wird regelmäßig alle Tage eine gewisse Zeit zum Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen geweiht.

Gegenwärtig ist nun auch in Frankreich der Anfang zur Gründung solcher Vereine zur Versittlichung weiblicher Gefangenen gemacht. Frau Adele du Thon wandte sich dafür vor allen an die „barmherzigen Schwestern" (soeurs de charité), deren Bestimmung schon so viel Verwandtschaft mit den Zwecken des britischen Frauenvereins hat. Sie gab auch in Frankreich die ersten nähern Nachrichten über die fromme Thätigkeit der edeln Elisabeth Fry.

Um noch den Geist dieses achtungswürdigen Frauenzimmers zu bezeichnen, theilen wir zum Schluß einen seiner an Frau du Thon gerichteten Briefe mit:

„Plasbethouse, d. 30 Tag des 8 Monats 1321."

„Ich höre, meine liebe Freundin, man will in Paris etwas von unsern Anstalten in Newgate bekannt machen. Wäre es wahr, so würde es mir höchst wichtig sein, weil ich denke, das wäre ein Mittel, die Aufmerksamkeit auf die Gefangenen bei einer so mächtigen und gewandten Nation zu ziehen, die dann den Nachbarvölkern zum Vorbild dienen könnte, damit auch diese endlich die Gefangenschaften und Strafanstalten zu Besserungshäusern der Verbrecher machten, folglich mit Verminderung der Verbrecher selbst die öffentliche Sicherheit vermehrten."

Digitized by Google

„Wir haben nun bei uns die Erfahrung, daß man in dieser Hinsicht mehr leisten kann, als man anfangs glaubt, ja selbst bei den verstocktesten Verbrechern. Wir müssen daher recht lebhaft wünschen, daß man auch in andern Ländern, zumal in dem durch seine Lage so bedeutsamen Frankreich, dieselben Mittel anwende, wie wir. Aber mir wäre doch lieb, daß man mich, in Allem, was man etwa darüber schreiben möchte, nicht zu sehr hervorzöge. Man hat mir schon zu viel Gutes zugeschrieben, das ich nicht gethan. Denn sobald ich in Newgate zugelassen wurde, unterstützte mich sogleich ein Verein von Frauen, die in mehrern Hinsichten weit fähiger zu diesem wichtigen Geschäft waren, als ich."

„Uebrigens rührt mich's tief, den Segen zu sehen, welchen der Herr über unsere Bemühungen hat verbreiten wollen, und ohne welchen wir niemals so viel geleistet haben würden. Ich möchte also, wenn denn etwa Lob gespendet werden soll, daß es nicht uns, die wir es gewiß nicht verdienen, sondern einzig ihm gegeben werde, dem es allein gebührt."

„Grüße herzlich unsere Freunde zu Thornhouse, und halte mich, liebe Adele, für deine dich wahrhaft liebende Freundin Elisabeth Fry."

4.

Gesellschaft zur Vernichtung des Negerhandels. — Gesetzliche Abschaffung bei allen Mächten auf der nördlichen Halbkugel. — Fortdauernder Schleichhandel mit schwarzen Sklaven. — Die Gesellschaft für christliche Moral in Paris. — Die Gesellschaft in Liverpool zur Milderung und allmäligen Aufhebung der Sklaverei.

Wenn der Mensch, auf die heilige Gesetzgebung der Vernunft und des Gewissens verzichtend, nur schlaues Thier sein und die Macht seines Verstandes den regierenden Begierden als Werkzeug unterordnen will: dann wird er die gräßlichste der Bestien, neben welcher Boa-Schlange, Hyäne und Tiger liebenswürdig stehen. Der dreihundertjährige Handel europäischer Christen mit Menschenfleisch, mit verrathenen Afrikanern, die ihren Heimathen, ihren Hütten, ihren Aeltern, ihren Schwestern, ihren Kindern entrissen, in Schiffe über einander geschichtet, unter einander wimmernd, erkrankend, sterbend, faulend, fernen Weltgegenden zugeschleppt, dort, als Vieh, verkauft wurden — dieser Handel findet an Abscheulichkeit nur in den Gräueln ein Gegenstück, welche die Wuth bürgerlicher Partheien in Revolutionen, oder die finstere Raserei des religiösen Fanatismus, oder die Gewaltsamkeit und Tücke der Tirannei zur Schau bieten konnte.

Fast dreihundert Jahre lang währte das ruchlose Gewerbe, fast an sechszig bis siebenzig Millionen ans Gleichgeschaffener ward die Würde der menschlichen Natur von Bekennern Jesu geschändet, ehe der schmutzige Eigennutz vierhundert Procent Gewinn fahren lassen wollte, um das Recht der Menschheit in Seinesgleichen anzuerkennen.

Es war abermals die ehrwürdige Kirchpartei der Quäker, welche zuerst Ermahnung und Beispiel zur Abschaffung der empörenden Menschenverkäuferei gab. Längst thaten es diese Fa-

Digitized by Google

milien „der Freunde“ in ihren pensylvanischen Kolonien freiwillig; dann vernichteten sie den Sklavenhandel in ihren Gebieten (1751) gesetzlich. Und von da an hörten sie, wie in Amerika, so in Europa nicht auf, den Mitchristen anderer Kirchpartheien das Gebot der Menschlichkeit zuzurufen.

Fast ein halbes Jahrhundert dauerte es, daß die Sache zur Sprache gebracht war, ehe sie in der öffentlichen Meinung so weit gedieh, um im wirklichen Leben Erfolg zu haben. Der edle Clarkson stiftete zu diesem Zweck den thätigen Verein der Menschenfreunde, bekannt unter dem Namen der „afrikanischen Anstalt“ (African Institution). Lange kämpften, und vergebens, dafür in den britischen Parlamenten mit ihrer Beredsamkeit die Grandville Sharps, die Foxe, Wilberforce u. a. m. Lange war das Höchste, so zu Gunsten der schwarzen Menschen gewonnen werden konnte, ihre mildere Behandlung in den Kolonien selber.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika waren es endlich, welche die ersten Schritt zum großen Ziel thaten. Am 22 März 1791 verbot der Kongreß allen Einwohnern, am Schwarzenhandel zu Gunsten irgend einer europäischen Kolonie Theil zu nehmen, nur zur Ergänzung der Neger-Bevölkerung in den vereinigten Staaten selbst war die Einfuhr der Afrikaner einstweilen noch gestattet. Die Beschränkung wurde durch spätere Gesetze immer enger gezogen, und am 26 März 1804 die Einfuhr schwarzer Sklaven in die neuen Staaten Mississippi und Louisiana ganz untersagt.

England folgte diesem Beispiele im Jahre 1806, und verbot allen Briten, für Rechnung und Vortheil fremder Mächte, Hand im Sklavenhandel zu haben. Diese Beschränkungen waren nur Vorbereitungen zum letzten Schritt. Auch er ward zur Ehre der Menschheit gethan. Die zwei großen, das Weltmeer beherrschenden Seemächte, Nordamerika und England, hoben die Einfuhr der Schwarzen in ihren Gebieten gänzlich auf. In demselben Jahre, in demselben Monate (März 1807) wurde, wie in London so in Washington, die Abschaffung des Sklavenhandels gesetzlich verkündet.

Von nun an bewies sich Großbritanien, als Königin des Ozeans, thätiger, denn jedes andere Reich, für die der Menschheit heilige Sache. Damals, wo das Napoleonische Kontinentalsystem England in feindselige Stellung gegen das ganze Festland brachte, durfte keine Seemacht Schifffahrt wagen, als Portugal, Englands Bundesgenoß; folglich konnte auch nur dieses den Negerhandel fortsetzen. Doch die britische Regierung führte auch hier, vermittelst des Vertrages, vom 19 Februar 1810, mit dem Prinz-Regenten von Portugal die Beschränkung ein, daß die Portugiesen sich nur auf ihren selbstgebauten Schiffen und aus ihren eigenen afrikanischen Pflanzstätten mit Negern für ihre amerikanischen Kolonien versehen könnten. Das geschah fast zu derselben Zeit, als, in der Nachbarschaft dieser Kolonien, die Junta des neuen Freistaates Caraccas die vollkommene Aufhebung des Sklavenhandels erklärte, wie solches bald darauf (3 Mai 1812) auch die republikanische Regierung vom La Plata zu Buenos-Ayres that. — Dann folgte Schweden den rühmlichen Vorgängern. Als es von Groß-

Digitized by Google

britannien die Insel Guadeloupe empfing, machte es sich durch den Vertrag vom 3 Mai 1813 verbindlich, die Einfuhr von Sklaven, sowohl in dieser neuen, als in allen seinen andern westindischen Besitzungen, ganz und gar abzustellen.

Schon war viel gethan. Als aber Napoleons Macht gebrochen, und mit dem Jahre 1814 allen Seemächten der Ozean wieder geöffnet war, drohte von allen Seiten die Wiederkehr des verruchten Menschenhandels. Darum schritt England mit Nachdruck ein.

Schon im Jahre 1794 hatte König Christian VII von Dänemark verordnet, der Sklavenhandel solle mit dem Schlusse des Jahres 1803 in seinen Kolonien enden. Aber im Kieler Frieden vom 14 Februar 1814 machte sich Dänemark gegen Großbritannien feierlich anheischig, keinem seiner Unterthanen irgend einen Antheil an dem ehrlosen Gewerbe zu gestatten. Auf Englands Einwirken erließ auch der neue König der Niederlande das Verbot (vom 15 Juni 1814) des Neger-Kaufs und Verkaufs. Nicht so rasch folgten Frankreich und Spanien. Jenes (im Vertrag vom 30 Mai 1814 mit England) verpflichtete sich, den Sklavenhandel erst nach fünf Jahren, und dieses (15 Juli 1814), ihn erst nach acht Jahren völlig abzuthun; bis dahin aber sich bloß auf Einfuhr der Schwarzen nur in ihren Kolonien zu beschränken. Endlich erschien noch die Erklärung des Wiener Kongresses, in welcher sich (8 Februar 1815) die vereinigten Mächte Europens auf die kräftigste und feierlichste Weise gegen den Negerhandel aussprachen. Schon hatte Portugal (22 Januar 1815) durch einen neuen Vertrag mit Großbritannien diesem Gewerbe nordwärts dem Aequator gänzlich entsagt, und ihn für die Gegenden der südlichen Halbkugel abzuthun verheißen lassen.

Das Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich bewirkte auch in dieser Angelegenheit des menschlichen Geschlechts Entschiedenes. Eine der ersten Verordnungen des Kaisers war die vollkommene Abschaffung des Sklavenhandels, und König Ludwig XVIII, bei seiner Rückkehr nach Paris, blieb dem Beschluß des Kaisers getreu, und bestätigte denselben förmlich im Vertrag mit England vom 20 Novbr. 1815. Auch der König von Spanien machte sich darauf gegen Großbritannnien (23 Sept. 1817) verbindlich, den Sklavenhandel nordwärts dem Aequator sogleich, und südwärts vom 30 Mai 1820 an, abzustellen.

So ist demnach gegenwärtig Wegschleppung und Verkauf der Schwarzen aus ihrem Vaterlande nicht nur auf der nördlichen, sondern (seit dem jetzigen Jahre 1823, als bis dahin die Portugiesen noch aus ihren afrikanikanischen Besitzungen sich Sklaven holen konnten) auch auf der südlichen Halbkugel gesetzlich untersagt.

Allein die rohe Habgier der Menschenhändler entwöhnt sich nicht so leicht von dem Gewinn, der ihr entrissen werden soll. Nur zu gewiß ist es, daß der Menschenraub an den afrikanischen Küsten noch immer fortdauert, wenn gleich verstohlen, unter spanischer, holländischer und portugiesischer Flagge, noch mehr unter französischer. Denn die Strafen, welche England, die vereinigten Staaten Nordamerika's, Portugal, Spanien und Niederland gegen die Uebertreter des Gesetzes verhängt haben, sind ungleich strenger, als diejenigen Frankreichs.

Digitized by Google

Britiſche Unterthanen, die am Negerhandel Theil genommen, mit Ausnahme der Unteroffiziere und Matroſen, werden zu ein- bis fünfjähriger öffentlicher Strafarbeit, oder zu ein- bis vierzehnjähriger Deportation, die Unteroffiziere und Matroſen auf einem Negerer-Schiffe zu ein- bis zweijähriger Gefangenſchaft verdammt.

Der Kongreß zu Waſhington hingegen hat jeden amerikaniſchen Bürger, der zur Bemannung eines für den Negerhandel beſtimmten Schiffes gehört, oder für deſſen Rechnung ein ſolches Schiff ging, mit Todesſtrafe belegt.

Der König von Portugal läßt den Kapitän, Subrecargo und Piloten jedes ſtraffälligen portugieſiſchen Schiffes auf fünf Jahre lang nach der Küſte von Mazambique deportiren, und die Verſicherer eines ſolchen Schiffes den dreifachen Werth vom Betrage der Verſicherungsſumme zahlen.

Kraft eines Beſchluſſes vom König von Spanien wird jeder Ausrüſter, Kapitän, Hochbootsmann und Steuermann eines ſpaniſchen Negerer-Schiffes zu zehnjähriger Deportation nach den philippiniſchen Inſeln verurtheilt.

Laut königlich niederländiſchen Verordnungen wird ohne Ausnahme Jedermann, der an einem Negerhandel, unter welchem Namen es ſei, irgend Antheil nimmt, nicht nur zehn Jahre lang eingeſperrt, ſondern muß, nach Umſtänden, auch noch fünftauſend Gulden Buße zahlen.

Nordamerika, Großbritannien und Portugal geben auſſerdem noch dem Entdecker und Anzeiger eines Negerer-Schiffes beträchtliche Belohnungen, entweder nach der Anzahl der dadurch befreiten Neger, oder überhaupt die Hälfte vom ganzen Betrag der Konfiskation. Noch zweckmäßiger verfährt die britiſche Regierung, um das Einbringen eines neuen Sklaven in ſeine Kolonien unmöglich zu machen. Sie läßt nämlich in ihren Pflanzſtätten jährlich die genaueſten Aufzeichnungen der darin vorhandenen Neger, deren Geburten, Todesfälle u. ſ. w. machen, ſie amtlich einregiſtriren, und eben ſo jede Veränderung, die in den Zwiſchenzeiten durch Geburt, Tod, Kauf, Tauſch u. ſ. w. bei den zu jedem Hauſe gehörenden Negern eintritt, obrigkeitlich beſcheinigt, in die Regiſter eintragen. In London ſelbſt befindet ſich ein Zentral-Bureau aller einzelnen Einſchreibungen, die hier ein Ganzes von geſammten Kolonien bilden. Durch dieſe Maasregel wird mit der vollſtändigſten Ueberſicht der Schwarzen-Bevölkerung zugleich die genaueſte Kontrolle jeder indiſchen Haushaltung, ihre Neger betreffend, geführt.

Aber alle dieſe Verfügungen reichten beiweitem noch nicht aus, der habſüchtigen und gewiſſenloſen Barbarei der Menſchenhändler ein Ende zu machen. Sämmtliche Seemächte, die wir oben benannten, auch Frankreich dazu, hielten auf verſchiedenen Punkten eigene Schiffe mit der Beſtimmung, auf Negerer-Fahrzeuge Jagd zu machen. Und weil in Friedenszeiten keine Macht eigentlich das Recht hat, andere, als ihre eigenen Schiffe der Unterſuchung zu unterwerfen, die Negerer aber, ſobald ſie ſich irgendwo auf dem Meere verfolgt ſehen, ſogleich fremde Flagge aufziehen und unter derſelben ſicher mit ihrer Beute entkommen konnten:

Digitized by Google

gestanden sich England, Portugal, Spanien und Niederland das Recht gegenseitiger Schiffsuntersuchung unter gewissen Breiten und in bestimmten Gewässern zu, und zwar also, daß der auf Schleichhandel betroffene Schifffahrer dann von einem Gericht aus Personen beider Nationen beurtheilt werden sollte. Diese Uebereinkunft der vier Seemächte war schon in den Jahren 1817 und 1818 getroffen.

Wenn die vereinigten Staaten Nordamerika's dieser Maasregel nicht sogleich beitraten, geschah es, weil der Präsident der vereinigten Staaten fand, daß sie mit den Verhältnissen und Gesetzen Nordamerika's ausser Einklang war. Denn die vereinigten Staaten besitzen weder an den afrikanischen Küsten, noch in Westindien Kolonien, wohin ein strafbares Schiff geführt werden könnte, um dessen Konfiskation zu begehren. Andererseits hielt sich die amerikanische Regierung, in Gemäßheit ihrer Verfassung, nicht befugt, ihre vaterländischen Strafgesetze ausser dem Gebiet der vereinigten Staaten, und von einem gemischten Gericht vollziehen zu lassen, worin die fremden Beisitzer, sobald sie sich des Vertrauens unwürdig machen, nicht abgesetzt werden können. — Demungeachtet bevollmächtigte (im J. 1821) der Kongreß den Präsidenten, mit England über diesen Gegenstand zu unterhandeln, und Uebereinkunft auszumitteln.

Die französische Regierung scheint bisher von allen diejenige gewesen zu sein, welche zur Vernichtung des menschenräuberischen Gewerbes den wenigsten Ernst bewies und beweisen wollte. Unter andern politischen Verhältnissen, als denjenigen, die im Jahre 1815 eintraten, hätte Frankreich vielleicht kaum eine so baldige Abschaffung des Negerhandels bewilligt. So fremd ist noch europäische Politik und Staatsverwaltung zuweilen den ewigen Grundsätzen des Menschenrechts, der Religion und einfachen Sittenlehre. Auch wird jenes abscheuliche Gewerbe, wie man hört, noch am meisten von französischen Schleichhändlern getrieben. Wenigstens ist bekannt, daß, sobald England im Jänner 1817 die französischen Kolonien an der afrikanischen Küste an Frankreich zurückgestellt hatte, sogleich der verruchte Verkehr wieder vorgenommen wurde. Sowohl die britische, als die französische Regierung erhielten bestimmte Kenntniß davon, daß mehrere Schiffe, la Reine Karoline, Elisa, Astrie, Sylphe, eine andere Elisa und la Marie, am Senegal vom 25 Jänner 1817 bis zum 15 Juli 1818 schwarze Sklaven weggeführt haben, und daß man besonders in der französischen Kolonie Gorea den Negerhandel ohne Scheu und mit verdoppeltem Eifer treibe.

Zwar, als späterhin einige auf der That ergriffene französische Negerhändler von ihren Obrigkeiten abgestraft waren, bewirkte die Furcht, wie es scheint, einen kurzen Stillstand in diesem gräßlichen Verkehr, aber endete ihn nicht. Man gebrauchte nur größere Vorsicht, um der Entdeckung auszuweichen. Trotz dem wurden wieder mehrere solcher Menschenraube nachher bekannt; mehrere noch blieben vielleicht ganz verborgen. Und die schauderhafte Geschichte des französischen Schiffes Le Rodeur wäre vielleicht nie, ohne ein wunderliches Zusammentreffen der Umstände, zur öffentlichen Kunde gelangt. Drei französische Aerzte führten sie nämlich sehr beiläufig in einem von ihnen herausgegebenen reinwissenschaftlichen Werke an, (Biblio-

Digitized by Google

thèque ophtalmologique ou Recueil d'observations sur les maladies des yeux, faites à la clinique de l'institution royale des jeunes aveugles), wo man ſie am wenigſten geſucht hätte. Man machte aber von irgend einer Seite her die Herausgeber ſogleich darauf aufmerkſam, zog die erſte Ausgabe ſogleich zurück und veranſtaltete eine zweite, in welcher jene ſchreckliche Thatſache weggelaſſen war. Zufällig aber kam ein Exemplar der erſten Ausgabe in die Hände des Herzogs von Broglie, und dieſer flocht die unterdrückte Erzählung des grauſamen Vorfalls in ſeine treffliche Rede ein, die er am 28 März 1822 vor der Pairskammer wegen des Negerhandels hielt.

Die Geſchichte iſt folgende: Das Schiff, der Rodeur, von zweihundert Tonnen, ſegelte den 24 Jänner 1819 von Havre nach der afrikaniſchen Küſte, und erreichte den 14 März dort ſeinen Beſtimmungsort. Das Schiff legte vor Bonny, im Fluß Kalabar, an, um Negerhandel zu treiben. Die Mannſchaft des Schiffes beſtand aus zweiundzwanzig Perſonen, die unterwegs und während ihres Aufenthaltes zu Bonny, der bis zum 6 April dauerte, die beſte Geſundheit genoß. Man bemerkte unter den Küſtenbewohnern keine Spur von Augenkrankheit. Erſt als das Schiff auf der Rückkehr ſchon fünfzehn Tage unterwegs und beinahe unter der Linie war, empfand man die erſten Anfälle jenes böſen Uebels.

Man bemerkte zuerſt, daß die Neger, welche an der Zahl einhundert und ſechszig, im unterſten Schiffsraum und im Zwiſchendeck liegend, über einander geſchichtet waren, eine bedeutende Entzündung und Röthe der Augen bekommen hatten, die ſich mit großer Geſchwindigkeit von einem dem andern mittheilte. Man widmete der Krankheit ſogleich alle Aufmerkſamkeit. Man meinte, ſie rühre durch Mangel friſcher Luft im vollgepfropften Schiffsraum, und durch Mangel an friſchem Waſſer her. Denn letzterer ward ſo groß, daß man zuletzt täglich nur ein halbes Glas voll austheilen konnte.

Dem Rath des Schiffswundarztes Maignian zufolge, ließ man die Neger partheienweiſe aus dem Schiffsraum heraufſteigen, um reine Luft zu athmen. Allein man mußte davon bald wieder abſtehen, denn der Schiffskapitän fand dabei ſchlechten Vortheil. Die unglückſeligen Schwarzen nämlich, wenn ſie über das weite Meer umherblickten, und vergebens nach ihrem Vaterlande ſuchten, geriethen häufig in ſchmerzvolle Verzweiflung, umarmten ſich und ſtürzten ſich über Bord ins Meer, um nur ſterben zu können. Die Krankheit riß aber bei den Afrikanern immer furchtbarer ein, ward für alle anſteckend, und bedrohte endlich ſelbſt die Schiffsmannſchaft. Die Gefahr der Seuche wurde noch durch einen heftigen Durchfall vermehrt, den man dem Gebrauch des Regenwaſſers zuſchrieb. Erſt ward davon ein Matroſe angegriffen, der unterm Verdeck, dicht bei einem Gitter lag, welches mit dem untern Schiffsraum Verbindung gab. In den drei folgenden Tagen wurden der Kapitän und der größte Theil der Mannſchaft von der Seuche angefallen.

Die Leiden und Schmerzen ſtiegen von Tag zu Tage, ſo wie die Zahl der Erblindenden zunahm. Die Bemannung des Schiffes gerieth in Furcht, daß ſich die Neger empören könnten,

Digitized by Google

oder daß noch der letzte Matrose, welcher nicht angegriffen war, und auf dessen Gesundheit die letzten Hoffnungen beruhten, auch aufhören möchte zu sehen. Dann wäre Niemand mehr gewesen, um dem Schiffe die Richtung nach den Antillen zu geben. Ein ähnliches Mißgeschick war am Bord eines spanischen Schiffes, Leon, begegnet, welches vor dem Rodeur umherkreuzte. Die gesammte Mannschaft des Leon war blind geworden, konnte das Schiff nicht mehr leiten und flehte das Mitleiden des Rodeurs an, der fast eben so elend war. Allein die Seeleute auf diesem Schiffe konnten natürlich, wegen ihrer Negerladung, weder ihr Fahrzeug verlassen und auf das spanische steigen, noch die Spanier bei sich aufnehmen.

Der Rodeur kam endlich den 21 Juni in Guadeloupe an, die Mannschaft im erbärmlichsten Zustande. Von den Negern waren neununddreißig Personen vollkommen blind geworden, und die warf man, als unverkäufliche Waare, ins Meer; zwölf konnten noch mit einem Auge sehen; vierzehn hatten mehr oder weniger beträchtliche Flecken auf der Hornhaut u. s. w.

Fast noch empörender ist nachfolgende Begebenheit, welche nach England amtlich einberichtet und dort der Kammer der Gemeinen vorgetragen wurde. Sie betrifft das französische Fahrzeug La jeune Estelle, welches von Engländern aufgefangen, untersucht und nach der Sierra Leona geführt wurde.

Nämlich die Schalnppen des englischen Schiffes, der Tartar, hatten nach langem Verfolgen endlich am 4 März 1820 ein verdächtiges Schiff eingeholt. Es war die durch Sklavenhandel berüchtigte jeune Estelle von Martinique, unter Befehl des Olympe Sanguines. Sobald die Engländer zu diesem aufs Schiff kamen, erklärte er ohne Umstände, daß er schon einmal angehalten, und aller Neger beraubt worden sei, die er am Bord gehabt hätte. Man möge ihn also gehen lassen. Indessen erregte doch die Bewegung und Aengstlichkeit, die man an den Schiffleuten bemerkte, Verdacht, und man schritt zur Untersuchung. Während derselben klopfte einer von den britischen Matrosen sehr zufällig an ein Faß, das sehr sorgfältig verschlossen zu sein schien, und es kam ihm ein Ton entgegen, der wie das Stöhnen eines Sterbenden klang. Auf der Stelle ward das Faß geöffnet, und siehe, man fand darinnen zwei junge Negerinnen, von ungefähr zwölf bis vierzehn Jahren, zusammengedrückt, und im äussersten Augenblick des Erstickens. So wurde das Paar noch zur rechten Zeit von der entsetzlichsten Todesart gerettet.

Sobald die beiden Unglücklichen an Bord des Tartar gebracht worden waren, wurden sie von einer Person erkannt, die auf einem andern Negerschiff gefangen gewesen. Sie hatten einem Kapitän Richards, Kommandant des Schooners the Swift von Neu-York angehört. Bei näherm Nachforschen kam nun heraus, daß dieser Richards, ein amerikanischer Schleichhändler, an einem Orte, Namens Trade-Town, an der Küste Afrika's, gestorben sei, und vierzehn Sklaven hinterlassen habe, unter denen sich auch die beiden jungen Negerinnen befunden hatten. Nach dem Tode des Richards war Sanguines mit seinen Leuten ans Land gestiegen,

Digitized by Google

mit Säbeln und Piſtolen bewaffnet, hatte ſich der vierzehn Sklaven bemächtigt, und ſie auf ſein Schiff La jeune Eſtelle gebracht.

Dieſe Nachrichten blieben dem britiſchen Befehlshaber des Tartar, Herrn Georges Collier, nicht gleichgültig. Er ließ auf der Stelle das Schiff des Schleichhändlers Sanguines noch einmal durchſuchen, um zu wiſſen, ob die zwölf andern Sklaven nicht noch ebenfalls darauf verſteckt wären, die ſich dieſer Böſewicht auf Seeräuberart verſchafft hatte. Die zweite Unterſuchung hatte zur Folge, daß wirklich noch ein Schwarzer entdeckt und dem gewiſſen Tode entriſſen wurde. Indeſſen gehörte dieſer Unglückliche nicht zu jenen Zwölfen. Man hatte ihn in der traurigſten Lage gefunden. Ueber den Waſſerfäſſern im Schiff hatte man nämlich einen Raum gelaſſen, etwa drei und zwanzig Zoll hoch, wie ein Zwiſchendeck. In dieſem Raum hätten die beklagenswürdigen Schlachtopfer der Habſucht eingepreßt werden ſollen, die Sanguines ſich von der afrikaniſchen Küſte zu verſchaffen gedacht hatte. Hier nun ward auch der arme Neger gefunden, den Leib bedeckt von einer der Dielen, und übrigens zwiſchen zwei Tonnen eingeklemmt, ſo daß man ihn kaum bemerken konnte. Man erſchrak, als man da ſeiner gewahr ward, und erſtaunte, ihn noch lebend zu finden. — Sanguines wieß ſich nun förmlich aus, daß er dieſen armen Schwarzen wirklich für acht Dollars, die er in Eiſen und Branntewein gezahlt, angekauft habe.

Es blieb noch immer die Frage: wo die von Trade-Town weggeſchleppten Sklaven hingekommen wären? Man empfing darüber durchaus keine beſtimmte Auskunft. Sanguines beharrte darauf und betheuerte, ſie wären ihm alle von einem ſpaniſchen Kreuzer weggenommen worden. Aber da erinnerten ſich nun die Offiziere vom Tartar mit einer Art Grauſen, daß, als ſie auf die Eſtelle angefangen hatten Jagd zu machen, ſie hinter ſich auf dem Waſſer mehrere Fäſſer von der Art ſchwimmen geſehen, wie das war, worin die zwei Negerinnen gefunden worden waren. Ihr ſchrecklicher Argwohn mag wohl nicht ganz grundlos geweſen ſein, daß jedes der dem Meere preisgegebenen Fäſſer einen oder einige der Unglücklichen, die man ſuchte, enthalten haben könne, und deren ſich Sanguines vielleicht entledigt hatte, um keine Beweiſe der begangenen Seeräuberei vorfinden zu laſſen. Unglücklicherweiſe hatten ſich die Schaluppen, beim Nachſetzen der Eſtelle, ſo weit unter den Wind entfernt, daß es nicht mehr möglich war, die Fäſſer aufzuſuchen. Schwer würde es geweſen ſein, gegen den Wind zurückkehrend, die Fäſſer, und wenn Menſchen darin geweſen wären, ſie noch lebendig zu finden. Sanguines gab freilich vor, man hätte, um das Schiff leichter zu machen, nur Waſſertonnen ins Meer geworfen. Aber wenn er ſich hatte von jenen zwölf Sklaven los machen wollen, mußte er ſie nothwendig auch in Fäſſer packen, weil ſonſt auf den Wellen ſchwimmende Leichname nicht nur leicht den Seeräuber, ſondern auch den unbarmherzigen Mörder verrathen haben würden.

Als der britiſche Befehlshaber des Tartar dem ſchändlichen Sanguines vorwarf: er habe die Geſetze ſeines Landes ſchwer verletzt, erwiederte der Nichtswürdige trocken: „Wenn ich

Digitized by Google

ſtrafbar bin, ſo ſind es mehr als vierzig Schiffshauptleute unter franzöſiſcher Flagge eben ſo gut als ich, und mit mir in gleichem Falle."

Der menſchenfreundliche und geiſtvolle Herzog von Broglie führt in ſeiner Rede über dieſen Gegenſtand eine ganze Reihe von Thatſachen an, welche die Fortſetzung des Menſchenhandels durch die Franzoſen beweiſen, und zeigt, daß nur die gelinden Strafen, die man den hartherzigen Schleichhändlern diktirt, falls man ſie etwa noch ertappt, das Verbrechen gegen die Würde der Menſchheit am meiſten begünſtigen. „Was will der Inhalt aller unſerer Strafgeſetze ſagen?" rief er in der Pairskammer mit Unwillen: „Nichts anderes, als: Ihr Handelsleute von Frankreich, es iſt euch verboten, bei 500 Fr. Buße, Spekulationen zu machen, die euch 20,000 Fr. Gewinn eintragen!"

Ein Korreſpondent „der afrikaniſchen Geſellſchaft zu London" thut dar, daß an der Küſte von Afrika ein Neger, den man nach dem Handwerksausdruck bloß une pièce d'Inde nennt, 300 bis 370 Fr. koſtet, und in den franzöſiſchen Kolonien wieder um 1500 bis 1800 Fr. verkauft wird. In einer Subſkriptionsliſte zur Ausrüſtung eines Schiffes von Havre de Grace, worin man den Namen Neger unter dem Wort mulet verbirgt, beträgt der Ankaufspreis von einem mulet ohngefähr 500 Fr.; der nachherige Verkaufspreis ohngefähr 2700 Fr. Ein ähnlicher Proſpektus, der noch unlängſt in franzöſiſchen Handelsſtädten herumgeboten ward, ſchlägt die Ankaufskoſten für zweihundert und fünfzig Neger auf 35,000 Fr. an, alſo im Durchſchnitt 140 Fr. für eine Perſon, und den Preis einer jeden beim Verkauf im Durchſchnitt auf 2000 Fr. Dieſe Ungleichheit der Preiſe beim Kauf und Verkauf hängt von der Unſicherheit des Handels ſelbſt, vom größern oder geringern Vorrath verkaufbarer Neger an der afrikaniſchen Küſte, und von der mehrern oder mindern Nachfrage in den Kolonien ab.

Inzwiſchen iſt zu hoffen, daß durch die ſtrenge Wachſamkeit der übrigen Mächte, und beſondees Englands und Nordamerika's, den Gräueln der Menſchenhändler, die jetzt ſchon ungemein beſchränkt ſind, ein gänzliches Ende gemacht werde.

Das Loos der den Negern entriſſenen Schwarzen iſt, nach ihrer Erlöſung aus den Händen des Räubers, ſehr verſchieden. England erklärt ſie auf der Stelle frei. Da es manchmal faſt unmöglich iſt, ihre Herkunft und Heimath zu wiſſen, und ihnen ſelbſt oft unmöglich, ihre väterlichen Hütten im Innern Afrika's wieder zu finden, nimmt man ſie im Kriegs- oder Seedienſt auf, wenn ſie fähig dazu ſind. Hier erhalten ſie ohngefähr den nämlichen Sold, wie geborene Engländer. Taugen ſie noch nichts dafür, gibt man ſie auf kürzere oder längere Zeit bei Handwerkern und Kaufleuten in die Lehre, oder ſchickt ſie in die Schulanſtalten der Sierra Leona, beſtimmt, die Geſittung Afrika's zu befördern.

Ein anderes Verfahren beobachten die vereinigten Staaten Nordamerika's. Die den Schiffen der Schleichhändler entriſſenen Neger ſind vom Kongreß dem Präſidenten zur Verfügung gegeben; er iſt beauftragt, für ſie zu ſorgen und ſie wieder nach Afrika bringen zu laſſen, wo die vereinigten Staaten zu dem Ende einen Strich Landes erworben haben. Von da aus

Digitized by Google

werden sie, wenn es immer möglich ist, denjenigen Gegenden wieder zugesendet, in welchen ihre Völkerstämme wohnen.

Die Niederlande, Portugal und Spanien haben in ihren Verträgen mit England festgesetzt, daß die durch Urtheil der zusammengesetzten Gerichtsbehörden den Schleichhändlern entzogenen Neger eine Zeitlang auf Kosten der Regierung, in deren Gebiet das Urtheil gefällt ward, in Lehre und Unterricht ausgegeben werden sollen, damit sie der bürgerlichen Gesellschaft nützen und sich selber erhalten lernen. Nach Verfluß der bestimmten Lehrzeit genießen sie das volle Recht der Freiheit.

So ward von Allen für das Loos der von ihren Räubern und Tyrannen befreiten Schwarzen menschenfreundlich Bedacht genommen. Nur Frankreich blieb auch hier zurück. Man darf kaum seinen Augen trauen, wenn man das lieset, was der freimüthige Herzog von Broglie in seiner Rede vor der Pairskammer gesprochen hat, oder was er aus August Belliards Zeugnissen (Voyages aux colonies orientales) anführt: „Die königliche Ordonnanz vom 8 Nov. 1819 verfügt, daß die Regierung die von den Schleichhändlern losgemachten Neger in Beßh nimmt, und sie zu Zwangsarbeiten in den Kolonien gebraucht.“ Ferner, was Belliard meldet: „Um zu verhüten, daß jene Unglücklichen nicht wieder, als gewöhnliche Sklaven, in den Handel kommen, werden sie mit einem glühenden Eisen durch ein Brandmal gezeichnet.“ — Jede Bemerkung über ein solches Verfahren würde überflüssig sein.

Was der thätigen und endlichen Vernichtung des Negerhandels noch hin und wieder am meisten widerstrebt, ist nicht bloß die Gewinnsucht der Menschenhändler, sondern ein Vorurtheil sowohl der Kolonisten als der Staatsmänner. Diese nämlich stehen in dem Wahne, und verhehlen ihn gar nicht, daß Pflanzungen, ohne von Sklaven bearbeitet zu werden, zu Grunde gehen müssen, oder doch schlechten Vortheil bringen; daß England, indem es die Abschaffung des Negerhandels mit so großem Ernst will und betreibt, nur damit die Kolonien anderer Mächte verderben wolle; daß es durch Verbot der Negereinfuhr sich selber weniger benachtheilige, weil es früher darauf vorbereitet gewesen sei.

Hingegen ist in den englischen Niederlassungen nun schon seit fünfzehn Jahren thatsächlich erwiesen: daß die Hand der Freien mehr und besser arbeitet, als die Hand des mißhandelten, gleich dem Vieh gehaltenen Sklaven; daß der Vortheil von den Pflanzungen größer ist, wenn man, statt der vielen Menschenhände zum Anbau der Erde, sich des Pfluges, der Säemaschinen und anderer Arbeit sparenden Werkzeuge bedient. Diese Wahrheit, auch schon in der europäischen Landwirthschaft und da bestätigt, wo der Leibeigene und der Frohnbauer dienen müssen, hat sich nun auch in den britischen Niederlassungen von Jahr zu Jahr heller erwiesen.

Es kömmt nun darauf an, solche Vorurtheile zu zerstreuen, ferner die den bestehenden Gesetzen und Verträgen entgegenhandelnden Negerer zu beobachten, ihre Verbrechen sogleich an das Licht des Tages zu ziehen, und endlich einmal die Grundsätze des ewigen Rechts und der Menschlichkeit zur öffentlichen Meinung zu machen. Dies kann weniger durch Regierungen

Digitized by Google

selbst, leichter durch wohlwollende Vereine von Privatleuten geschehen, denen die Würde der Menschheit heilig gilt.

Und auch an diesen Vereinen mangelt es nicht. Die Gesellschaft für christliche Moral in Paris bildete im April 1822 in ihrer Mitte einen besondern Ausschuß für Vernichtung des Negerhandels. Kaum war dies und der Zweck der Gesellschaft bekannt, erfolgten von allen Seiten freiwillige, zahlreiche Unterschriften und Beiträge zur Beförderung der edeln Sache. Es blieb nicht nur bei dem ersten oben erwähnten Zweck; die Gesellschaft ging weiter. Sie beschloß auch, auf alle Weise an der afrikanischen Küste menschenfreundliche Anstalten zur Zivilisation der Neger begründen oder unterstützen zu helfen, so wie zur Verbesserung des Schicksals der Sklaven in den Kolonien, und des Unterrichts der Negerkinder, mitzuwirken. Sie setzte sich zu dem Ende mit der afrikanischen Gesellschaft in London, so wie mit andern Vereinen und Personen in Europa und andern Welttheilen, für ihr Unternehmen durch Briefwechsel in Verbindung. An der Spitze des erwähnten Ausschusses stehen der Baron von Türkheim, Mitglied der Deputirtenkammer, und der Graf Lasteyrie. Jährlich gibt der Ausschuß von seinen Leistungen öffentliche Rechenschaft. Eine der jüngsten öffentlichen Handlungen dieser Gesellschaft (August 1823) besteht in der Aussetzung eines Preises von tausend Franes für die gelungenste Denkschrift zu Gunsten der Vernichtung des Negerhandels, mit besonderer Rücksicht auf Frankreichs Interessen und Verhältnisse.

In demselben Jahre, als dieser Verein zu Paris sich die menschenfreundliche Aufgabe wählte, trat ein anderer in England und zwar in Liverpool zusammen, zur Beförderung einer stufenweisen Milderung und endlichen Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien. Denn darin stimmen jetzt, nach den gemachten Erfahrungen, auch die redlichsten und eifrigsten Freunde der Menschheit überein, daß die Befreiung der Sklaven nicht plötzlich geschehen dürfe, sondern stufenweise und durch Unterricht dieser bisher dem Vieh gleich gehaltenen Menschenklassen vorbereitet. Eines der edelsten und menschenfreundlichsten Gesetze, dessen Wirksamkeit entscheidend ist, erließ unlängst die junge Republik Columbia. Sie erklärte: daß alle auf dem Boden des Freistaates geborne Kinder der Sklaven Freie sein sollen.

Man hätte erwarten sollen, daß im Zeitraum von fünfzehn Jahren, seitdem England den Negerhandel abgeschafft hatte, die Eigenthümer von Sklaven in den Kolonien selber die ersten Schritte gethan haben würden, ihre angehörigen Schwarzen menschlicher und zu allerlei Geschäften brauchbarer zu bilden. Allein übelrechnender Eigennutz, Gleichgültigkeit und Abgestumpftheit des Gefühls durch hundertjähriges Herkommen verhinderten es. Das Loos der Sklaven ward darum nicht besser, daß ihre Anzahl nach und nach kleiner wurde. Selbst von Seiten der Gesetzgebungen ward nicht nachgeholfen. Und eine bei diesem Anlaß gemachte auffallende Bemerkung verdient ausgehoben zu werden, daß nämlich im Allgemeinen die Banden der Sklaverei in gleichem Verhältniß enger und fester geschmiedet sind, einer je größern politischen Freiheit die Herrn der Kolonien genießen; und umgekehrt, daß der Zustand der Sklaverei

Digitized by Google

in Kolonien erträglicher ist, die absoluten Monarchen, als in denen, die Freistaaten gehören. Während zum Beispiel in den holländischen und britischen Pflanzungen sich das Gesetz fast gar nicht des Negersklaven annahm, bewilligte das spanische Gesetz ihm einen gewissen Theil der Zeit zu seinem eigenen Vortheil und das Recht, sich durch den Gewinn seiner Arbeit allmälig die Freilassung zu erkaufen. — Fast jedes Jahr erlebt man jetzt das traurige Schauspiel von Verschwörungen und Aufständen der Sklaven, die mit wilder Grausamkeit gegen eine barbarische Gesetzgebung ankämpfen, durch welche sie gewissermaßen aus dem Rang der Menschheit verstoßen waren; und dennoch vermochten alle diese Warnungen nichts, um eine allmälige Verbesserung des Sklavenloofes herbeizuführen.

Darum ist der Zusammentritt und Vorsatz jener Gesellschaft von Liverpool um so beifallswürdiger. Daß sie eben in Liverpool ihr Entstehen nahm, ist allerdings für Viele ein Gegenstand der Verwunderung geworden. Denn gerade diese Stadt war früherhin die wahre Hauptstadt aller im Negerhandel gemachten Geschäfte; hier waren es die Kaufleute und die Eigenthümer und Ausrüster der Negererschiffe, welche am hartnäckigsten und bis auf den letzten Augenblick gegen die Abschaffung des Negerhandels kämpften. Hörte man damals ihre Bittschriften, mit denen sie das britische Parlament bestürmten, so hätte man glauben sollen, ihre ganze Marine würde zu Grunde gerichtet, ihr gesammter Wohlstand vernichtet, Liverpool eine öde verlassene Stadt werden. — Was ist nun erfolgt? Ein ehrlicher, rechtlicher Handelsverkehr trat, ohne gewaltsame Erschütterung, an die Stelle eines schändlichen Gewerbes; die Kapitalien haben sich seitdem verdoppelt, die Bevölkerung ist in der Stadt rasch angewachsen, alle Arten Reichthums haben sich hier angehäuft, und Liverpool gibt der Welt heute einen neuen Beweis für die herrliche Wahrheit, daß die Grundsätze des ewigen Rechts durchaus nicht so sehr mit der Glückseligkeit und dem Wohlstand der Länder im Widerspruch leben, als es ehemals und noch immer die Lobredner des Herkommens und Schlendrians glauben machen wollen.

Die Gesellschaft von Liverpool, welche erst gegen Ende des Jahres 1822 entstanden ist, konnte, in den wenigen Monden ihres Daseins, wenig Anderes leisten, als sich selber erst für ihren Zweck gestalten, und Erkundigungen über die verschiedenen Zustände der Sklaverei in den Kolonien sammeln. Das, was sie bezielt, ist vielleicht schwieriger zu erreichen, als es das allgemeine Abschaffen des Negerhandels selbst war. Noch ist in vielen Kolonien die Freilassung der Sklaven mit einer beläſtigenden Abgabe verbunden. Noch ist in allen Kolonien das Zeugniß keines Sklaven vor Gericht in Zivil- oder Kriminalfällen rechtsgültig, sobald es Personen von freier Herkunft betrifft. Selbst in Streitfällen über die Freiheit eines Losgelassenen und seiner ganzen Nachkommenschaft muß der Schwarze den Beweis leisten, daß er wirklich frei sei; nicht der Weiße, der es läugnet, ist gehalten, Beweise für seine Behauptung zu bringen. Nirgends sind die Ehen der Sklaven durch eine gesetzliche Sanktion gewährleistet, und ihr Unterricht, selbst in religiösen Dingen, ist, mit wenigen Ausnahmen, noch sehr dem bloßen Zufall überlassen. Noch werden diese unglückseligen Menschen, wie es ihrem Herrn gefällt, verkauft; ohne Rücksicht

Digitized by Google

auf ihre Gesundheit, ihre Familienverhältnisse u. s. w. weggenommen von Weib und Kind, und in andere entlegene Kolonien versetzt. Noch führt man sie in Haufen, mit der Peitsche, wie eine Heerde Vieh dahin. In den vereinigten Staaten von Nordamerika ist es noch weit schlimmer. Da scheinen mehrere jener Grausamkeiten hin verpflanzt worden zu sein, die ehemals den Kauf und Verkauf der Afrikaner an der Sklavenküste zu begleiten pflegten; die Barbareien werden bis unter den Mauern des Senates verübt, inner welchen die Stellvertreter eines freien Volkes rathschlagen. Tausende von Sklaven werden alljährlich von den virginischen Tabakspflanzungen zu den Ufern des Mississippi geschleppt, um sie zum gewinnreichern Anbau des Zuckerrohres zu verwenden. *)

5.

Die Gesellschaft für christliche Moral in Paris. Zweck und Mittel derselben.

Eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung ist die seit einigen Jahren zu Paris gegründete Gesellschaft für christliche Moral (la société de la morale chrétienne). Sie besteht größtentheils aus Mitgliedern der evangelischen Kirche. Ihrem Namen nach sollte man sie fast für einen Verein frommer Geistlicher halten. Aber sie ist nichts weniger, als das, sondern aus Männern aller Stände zusammengesetzt. Man findet darin evangelische und katholische Geistliche, Kaufleute, Gelehrte, Kriegsmänner, Staatsmänner, Herzoge, Grafen u. s. w., in bunter Vermischung; unter andern den Grafen de Lasteyrie, den Grafen Löwenhielm, bevollmächtigten schwedischen Minister in Paris, August und Karl de Staël, Degerando, Baron von Türkheim, Albrecht Stapfer, ehemaligen helvetischen Minister in Frankreich, den Herzog von Broglie u. s. w. Es ist eben so wenig auch eine eigentliche gelehrte Gesellschaft, deren Zweck die Läuterung oder Bearbeitung der christlichen Moral wäre, sondern eine Verbindung, um die Grundsätze ächtchristlicher Gesittung nicht nur auf alle Weise verbreiten zu helfen, durch Lehre und Schrift, sondern sie auch, soviel als möglich, in der bürgerlichen Gesellschaft, und soviel es Privatleuten zusteht, in öffentlichen Verhältnissen geltend zu machen. Im Allgemeinsten ist also ihre Aufgabe, mitzuwirken, um die Würde des menschlichen Geschlechts, wo sie irgend verkannt und entweiht ist, durch Belehrung, Ueberzeugung und Verbreitung eines tugendhaften Sinnes emporzuheben. Daher begnügt sie sich nicht bloß mit Abfassung oder Unterstützung solcher Druckschriften, welche ihrem Zweck entsprechen: sondern sie bietet thätige Hand zur Abschaffung des Negerhandels (wie wir schon erwähnt haben), zur Milderung der Sklaverei, zur Verbesserung des Jugendunterrichts in den Volksschulen, zur Versittlichung gefangener Verbrecher u dgl. m.

Es scheint, daß der Zweck der Gesellschaft nicht ganz ohne Mißdeutung geblieben sei; daß

---

*) Prospectus de la société formée à Liverpool pour l'adoucissement et l'abolition graduelle de l'esclavage.

Digitized by Google

man wenigstens — wie dies wohl der Fall bei manchen Theologen sein kann — Bedenken getragen, ob man die christlichen oder vielmehr kirchlichen Glaubenslehren absondern könne, ohne einerseits den Vorwurf des Deismus zu verdienen, oder anderseits Gefahr zu laufen, gegen die Dogmen einer oder der andern Kirchpartei zu fehlen.

Mit Geist und Klarheit begegnete der ehrwürdige Albrecht Stapfer diesen Bedenklichkeiten in einer kleinen Abhandlung, die er der Gesellschaft vorlas, und welche sie des Druckes mit Recht würdig fand *). Die Dogmen des Christenthums, sagte er, dienen, um den Gesetzen der Moral ihre heilsame Wirkung auf die Gemüther zu bereiten. Die Gesellschaft muß sich auf den Wunsch beschränken, daß der Unterricht der Religionsdiener in den verschiedenen Verzweigungen der großen christlichen Familie diese Wirkung hervorbringe, ohne daß sie sich erlauben kann, selber an diesem Unterricht thätig mitzuwirken. Die christliche Moral, getrennt gedacht von allen kirchlichen Dogmen, ist darum nicht minder christliche Moral, und keineswegs auf bloße sogenannte natürliche Religion oder Deismus begründet. Freilich sie steht mit den Gesetzen der Natur und Vernunft im allerreinsten Einklang; ihre Grundlage war immerdar tief im Gemüth der Sterblichen; aber der Mensch hatte nöthig, über seine eigenen Mysterien erleuchtet zu werden, und eine mächtige Hülfe zu empfangen, um die Tiefen seines Wesen zu ergründen. Christus brachte diese Offenbarung. Er stellte uns das ewige Gesetz Gottes authentisch, in göttlicher Klarheit, in einer erhabenen, nothwendigen Allgemeinheit für jede Zeit und Zone, dar, unangreifbar durch die Zweifel der Vernunft, in vollständiger Anwendbarkeit auf jedes Verhältniß des Menschen zum Schöpfer und Geschöpf, wie sein eigenes Leben beurkundete. Die Moral hat eben durch die Offenbarung erst ihr wahres Sein und Leben empfangen; sie ist dadurch eine ächte Verkündung des Gottesgesetzes, ohne menschlichen oder nationalen Zusatz, ohne alle Lücke geworden, und eine wahre Erhebung durch Christum zum Vater. Sie ist nicht mehr jenes irre Schwanken, jenes dunkle, unsichere Tasten des Alterthums. Sie ist eine helle, unvernichtbare Gewißheit.

„Will man", sagt Stapfer sehr schön, „will man den Abstand recht lebendig fühlen, der zwischen den Grundsätzen des Christenthums und jenem Moralsystem besteht, welches der Menschenvernunft das Edelste schien: so werfe man den Blick auf das Schauspiel, welches fast in gleicher Zeit die Ebenen von Philippi und der Hügel von Golgatha darbieten. Dort auf dem Schlachtfelde gibt sich ein Mann, den uns seine Mitbürger und die Schüler Zeno's als Muster der reinsten Tugend und sittlichen Hoheit darstellen, an menschlichen Dingen verzweifelnd, selber den Tod, weil die politische Parthei, von der er das Bessere der Zukunft erwartete, im Kampf gegen die feindliche Faktion unterlegen war. — Hinwieder, auf Golgatha, verlassen von seinen Freunden, unter den Schaudern einer schmachvollen Hinrichtung, bereit ein Leben fahren

*) Quelques réflexions sur les devoirs que la société de la morale chrétienne s'est imposés, à l'égard des discussions de dogme.

Digitized by Google

zu lassen, das, wie es schien, ganz vergebens aufgeopfert war, um die Menschen mit sich selber und mit der Gottheit zu versöhnen, und durch wechselseitige Liebe diese Welt in einen Himmel zu verwandeln, verkündet der Stifter des Christenthums, er sei vom Erfolg seiner Sendung überzeugt, und erklärt er, den Willen seines Vaters nun vollbracht zu haben."

Christus offenbarte ein von der Sittenlehre der Schulen oder Nationen wesentlich Verschiedenes. Ist es gleich mit der Vernunft durchaus Eins, scheint es doch, als habe sich, ohne höhere Hilfe, die menschliche Vernunft nicht zurecht finden können. Es hatte daher von jeher nicht nur Nationalreligionen, sondern auch Nationalmoralen. Und man muß erstaunen, bis zu welchem Grade vernünftige Wesen, ich möchte sagen, von sich selber abfallen und fremdgöttisch werden können. Fast nirgends erscheint diese Abtrünnigkeit der Menschheit von sich selber heutiges Tages auffallender, als bei den Hindu's.

Alexander Fraser Tytler in seinen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Indiens (London 1816), führt aus den heiligen Büchern von dort Stellen an, die überall, nur bei den frommen Hindu's nicht, Entsetzen erregen; z. B. „Derjenige Bramine, welcher die Rig-Veda's auswendig weiß, ist unsträflich, wenn er auch die Bewohner der drei Welttheile tödtet. — Er kann sogar die Götter verfluchen, wenn er sie nur in vorgeschriebener Form verwünscht." Ein Hindu von den untern Kasten, der einen Braminen bestiehlt, wird lebendig verbrannt; hingegen ist's nur ein geringer Fehler, wenn der Bramine einen Sudder bestiehlt.

Nach den Berechnungen des Missionärs Schröter, der zu Titalya an den Gränzen Tibets wohnt, betrug im Jahre 1820 die Anzahl der indischen Witwen, welche auf Scheiterhaufen verbrannt wurden — und gewöhnlich ist's der Erstgeborne des unglücklichen Schlachtopfers, welcher anzündet — über dreissigtausend auf der gesammten Halbinsel *). Schröter nahm zur Grundlage seiner Berechnung die mäßigsten Angaben. Neuntausend Kinder waren jährlich ausgesetzt und den Krallen der Raubvögel hingeliefert; viele Kranke lebendig begraben, viele Menschenopfer dem Ganges gebracht.

Wir kehren aber zur Schilderung des Strebens und Lebens der Gesellschaft für christliche Moral zurück. Von ihren Verhandlungen gibt sie selber in einer eigenen Zeitschrift (Journal de la société de la morale chrétienne. Paris, Straßburg und London bei Treuttel und Würz) Rechenschaft. Da es ihr darum zu thun sein muß, viele Hilfsmittel und einen ausgedehnten Wirkungskreis zu erhalten, erleichtert sie die Bedingungen sehr, um zu ihr als Mitglied Zutritt zu empfangen. Jedee wird es, der von zwei Gliedern des Vereins vorgeschlagen ist, und einen jährlichen Beitrag von wenigstens 25 Francs zahlt. Sie zählt nicht nur korrespondirende Mit-

*) Aus den auf Befehl des englischen Unterhauses gedruckten Listen geht hervor, daß sich im Jahr 1818 in Bengalen 839, im J. 1819 630, und im J. 1820 597 Frauen mit ihren verstorbenen Ehemännern haben lebendig verbrennen lassen. Unter dieser Anzahl waren im Jahr 1819 112 von 60—70, 69 von 70—80, und 2 von 90—100.

Digitized by Google

glieder in Frankreich, Deutschland, Schweiz, England u. s. w., sondern es ist auch Hoffnung, daß sich nächstens in London eine Schwestergesellschaft nach ähnlichen Grundsätzen bilden werde.

Und betrachten wir den sittlichen Zustand des heutigen Europa's, so sollte man recht innig allen Ländern ähnliche Vereine wünschen, um den Sieg der christlichen Moral zu befördern, die beiweitem noch nicht die gesammten politischen, kirchlichen, bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse, in denen wir leben müssen, durchdrungen hat. Gibt es nicht sogar noch viele Geistliche in allerlei Kirchen, deren Begriffe von der Lehre Jesu so verworren sind, daß sie die Moralität mit einer bloß äussern Ehrbarkeit verwechseln, und den Glauben höher, als alles sittliche Leben stellen; oder daß sie der Erfüllung kirchlicher Vorschriften höhern Werth, als der Beobachtung des ewigen Sittengesetzes beilegen?

6.

Die Protestanten in Frankreich. Regsamkeit derselben in religiöser Hinsicht. — Die Traktatengesellschaft zu Paris. — Gesellschaft evangelischer Missionen zu nichtchristlichen Völkern.

Sehr bequem machen wir hier den Uebergang zur Schilderung einiger religiöser Gesellschaften, die sich seit mehrern Jahren in Frankreich gebildet haben. Dieselben sind lediglich von Bekennern des evangelischen Glaubens zusammengesetzt. Theils bezielen sie eine gegenseitige Bestärkung in ihren Glaubenslehren, theils die Erweckung zu einem frommen Leben überhaupt, theils die Verbreitung des Christenthums unter nichtchristlichen Völkern.

Ehe ich von denjenigen merkwürdigen Eigenthümlichkeiten rede, wodurch sie sich von ähnlichen Vereinen unterscheiden, die in England, Deutschland und Schweiz bestehen, oder schon längst bestanden, kann ich mich nicht erwehren, auf die wahrscheinliche Veranlassung ihres Ursprunges zu deuten.

Eine dergleichen wahrscheinliche und zwar sehr natürliche Veranlassung ist ohne Zweifel wohl auch der fromm-thätige Sinn derer gewesen, welche jene Verbindungen gründeten. Es befinden sich darunter, wenigstens unter denen, welche die Verwaltungsausschüsse dieser Gesellschaften, mithin die leitende Behörde derselben zusammensetzen, viele evangelische Geistliche, denen pflichtmäßig mehr, als allen andern daran gelegen sein muß, die Worte des Lebens und der Wahrheit, welche sie von geheiligter Stätte verkünden, in den bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen ihrer Glaubensgenossen wirksam und fruchtbringend zu sehen. Man würde sich aber sehr irren, wenn man glaubte, daß diese Männer irgend einer jener Kirchenpartheien angehören, die sich durch eine Auswahl strengerer Gründsätze, und eine rücksichtlosere oder schwärmerische Anwendung derselben in der wirklichen Welt auszeichnen. Sie sind weder Quäker, noch Pietisten, noch Herrnhuther, sondern Männer von Welt, wissenschaftlich gebildete Köpfe, geistvolle und aufgeklärte, darum aber nicht minder begeisterte Freunde des Christenthums.

Digitized by Google

So auffallend dies Vielen sein mag, muß es fast noch mehr auffallen, daß ihnen das protestantische Frankreich so willig entgegenkömmt, und sich ihnen anschließt, da man vorher, seit einem Jahrhundert und länger, selten oder nie von dergleichen höhern religiösen Stimmung unter den Franzosen vernahm. Pietisten, Herrnhuther, Quäker, Mennoniten u. s. w. konnten überall in der Welt, nur nicht in Frankreich gedeihen, wo der weit über das Gefühl vorherrschende Verstand und Witz, leichter Sinn und Lebenslust dem religiösen Schwärmen eine unempfängliche Denk- und Gemüthsart entgegenstellte.

Es hat oft mit der frommen Stimmung der Nationen dasselbe Bewandtniß, wie mit der Stimmung einzelner Personen. Man kann sich nicht immer darüber Rechenschaft geben. Indessen am geneigtesten wird der Mensch gewöhnlich göttlichen Dingen, je weniger ihm die irdischen zusagen. Der Blick der Greise oder der Unglücklichen wendet sich am liebsten dem Himmel zu.

In Frankreich scheint bei den Bekennern der evangelischen Kirche ein ähnlicher Fall einzutreten. Die königliche Charte gab ihnen allerdings volles Glaubensrecht. Aber sie waren schon Zeugen, wie man unter eintretenden Umständen die Worte der Charte verschieden auslegen konnte. Sie mußten im südlichen Frankreich die Wirkungen des Pöbelfanatismus, den Priester und Missionarien weckten, lange ungestraft empfinden. Dem Argwohn der politischen Ultra's schien politischer Liberalismus und kirchlicher Protestantismus ziemlich einerlei und untrennbar. Es gab auch in andern Provinzen Verschwörungen gegen den politischen Zustand der Dinge seit Herstellung des Thrones der Bourbonen, aber in schwerere Versuchungen wurde keine der Provinzen geführt, als das protestantische Elsaß. Und wiewohl in keiner der Verschwörungen und theilweisen Aufstände Protestanten zum Vorschein kamen, wiewohl diese jederzeit den gesetzlichen Weg mit Festigkeit gingen, wickelten sie sich darum doch nicht von dem Verdacht der Ultra's los.

Dies Alles mag mehr oder weniger in den französischen Protestanten das Gefühl erzeugt haben, als wäre ihre Kirche wieder die bedrohte, die gedrückte, wiewohl die Staatsverfassung sie in ihren bürgerlichen und politischen Rechten den katholischen Mitunterthanen gleichstellt. Die Ahnung gemeinsamer Gefahr zog sie enger zusammen, und machte sie für Behauptung oder Emporhaltung ihres Glaubens entschlossener und thätiger. Einige neuere Beispiele des unbesonnenen Bekehrungseifers katholischer Priester trugen mehr, als zu jeder andern Zeit, bei, daß sie ihre bisherige Gleichgültigkeit fahren liessen, und nach Mitteln griffen, die das Gesetz erlaubte, um ihre Kirche zu verwahren. Alle diese öffentlichen oder peinlichen Besorgnisse scheinen die Bildung mehrerer jener Gesellschaften begünstigt zu haben, deren Zwecke religiöser Art sind.

Vom Lebendigerwerden des religiösen Sinnes im protestantischen Frankreich offenbarten sich schon seit geraumer Zeit unverwerfliche Zeugnisse. Es wurden mehrere neue Kirchen gebaut, und neue Kirchgemeinden traten zusammen. Es wurde wiederholt eine größere Anzahl von

Digitized by Google

Pfarrern in verschiedenen Gegenden begehrt; der öffentliche Gottesdienst ward in Städten und Dörfern ämsiger als jemals besucht, und mit wärmerer Andacht gefeiert. Wie in andern europäischen Ländern traten auch in Frankreich Bibelgesellschaften zusammen, und die erste Erkenntnißquelle des christlichen Glaubens wurde, wie nie zuvor, im protestantischen Frankreich beim Volke verbreitet.

Die Einwürfe, welche man den Bibelgesellschaften gewöhnlich wegen ihrer Thätigkeit macht, mögen nicht ganz ungegründet sein. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß der gemeine Mann, wenn er sich selber zur Bibel setzt, sie oft ganz falsch versteht und widersinnig auslegt. Aber ich möchte darum nicht voreilig folgern, daß die heilige Sache, welche man zu befördern denkt, eher gefährdet werde. Der gemeine Mann, der die schlichte Sprache der Bibel nicht begreift, versteht wohl auch die Worte seines Pfarrers eben so falsch und legt sie nicht minder widersinnig aus. Der Irrthum des Einzelnen schadet im Allgemeinen dem Reich der Wahrheit so wenig, als der ungerechte Urtheilsspruch eines einzelnen Tribunals die Justizpflege in einem ganzen Lande verdächtig oder entbehrlich machen kann. Die allgemeinste Verbreitung der Christenthums-Urkunden hat das mit der Vielen verhaßten Preßfreiheit gemein, daß sie in einzelnen Fällen Nachtheil bringen, und doch ohne sie Wahrheit, Recht, Freiheit und Veredlung der Welt nicht den raschen Gang nehmen können, welchen sie bisher hatten. Ohne das Dasein jener Urkunden hätten wir nur Priestersagen, und kein Christenthum mehr. Die Meinungen und Begriffe der Jahrhunderte wechselten auf mancherlei Weise in religiöser Hinsicht; aber das schriftliche Wort blieb fest und vereinte immerdar wieder die Auseinandergewichenen zum Geist des Urchristenthums. Die Bibel wird in unsern Tagen nichts Anderes wirken, als was sie in Europa seit achtzehnhundert Jahren gewirkt hat; und diese Erfahrung sollte uns mehr als die Warnung gelten, mit der uns die Klugheit eines Einzelnen erschrecken möchte.

Viele haben gerathen gehalten, statt der Bibel, andere zweckmäßige Erbauungsschriften ins Volk zu geben. Ueber das, was die Bibel ist, und seit achtzehn Jahrhunderten leistete, sind Alle einig; über Ton oder Meinung, die in einer Erbauungsschrift neuerer Zeit walten, nicht Alle, ja, die Wenigsten.

Indessen sind viele Versuche gemacht worden, dem Volke größere oder kleinere Andachtsbücher zu liefern. Alle diese tragen aber nur die Farbe einer oder der andern Kirchpartei, während sich um die Urkunden des Christenthums sowohl Griechen als Katholiken und Protestanten mit gleicher Ehrfurcht und Andacht versammeln.

Es haben sich in England, Deutschland und der Schweiz eigene Gesellschaften gegründet, um durch Ausbreitung kleiner Schriften, welche Erbauung und Belehrung bezwecken, auf den religiösen Sinn des Volks zu wirken. Quäker, Pietisten, Herrnhuther u. s. w. waren darin besonders thätig. Sie nannten dergleichen kleine Schriften „Traktätlein“, und sich daher gewöhnlich Traktatengesellschaft. Ich möchte nicht entscheiden, was sie Gutes oder Uebles gewirkt haben. Aber das läßt sich mit Zuverlässigkeit sagen, daß eine große Zahl dieser fromm-

Digitized by Google

gemeinten Flugschriften Erzeugnisse trüber Schwärmerei, verworrener Vorstellungen und abergläubiger Einfalt sind.

Ein ganz anderer Geist scheint diejenige Traktatengesellschaft zu beleben, welche sich (unter dem Namen Societé des traités religieux) seit wenigen Jahren in Paris zusammengethan hat. Auch sie will, gleich ihren ältern Schwestern, kleine religiöse Schriften für Leser aus allen Ständen drucken lassen und verbreiten, bald als kurze Lebensbeschreibungen, bald als Gespräche, oder Abhandlungen, bald als Anekdoten, oder als Auslegungen der heil. Schrift. Aber nie sollen darin andere Grundsätze und Wahrheiten erscheinen, als diejenigen, in welchen alle christlichen Kirchpartheien einmüthig zusammenstimmen, und welche daher der Katholik, wie der Protestant, mit gleicher Erbauung lesen kann. Der Verfasser gegenwärtiger Denkschrift hat zwar noch keine von dieser Gesellschaft ausgegangene Erbauungsschrift erblickt, aber doch verbürgen ihm jene Erklärungen, und noch mehr viele achtbare Namen der Mitglieder, unter denen auch wieder der des ruhmwürdigen, christlichen Philosophen Albrecht Stapfer glänzt, den künftigen Werth der Arbeiten, wenigstens, daß sie nicht Erzeugnisse öder Andächtelei und gemüthlicher oder abergläubiger Frömmelei sein werden.

Eine noch andere Gesellschaft von höherm und ausgedehnterm Entwurf und Ziel, die Würde des menschlichen Geschlechts beachtend, ist die Ende vorigen Jahres (1822) zu Paris gestiftete evangelische Missionsgesellschaft (la société des missions évangéliques chez les peuples non-chrétiens, établie à Paris). An ihrer Spitze steht, als Präsident, der Vize-Admiral Graf Verhuel, Pair von Frankreich. *) Sie ist, von protestantischer Seite, die erste Stiftung dieser Art in Frankreich, während dergleichen schon längst in England, Amerika, Deutschland, Holland, Schweiz, Dänemark u. s. w. bestanden.

Noch ist sie zu jung, als daß von ihr viel mehr als ihr Dasein angezeigt werden könnte. Dennoch hat sie wirklich schon einen Missionär, Namens J. King, ausgerüstet, der auf der Reise nach Palästina ist. Eine ihrer vorzüglichsten Absichten ist, zu Paris eine Anstalt zu begründen, in welcher junge Männer, die zu apostolischen Werken bei den Heiden sich begeistert fühlen, ihre vollständige Bildung empfangen können. Und wie große, wie seltene Hilfsmittel bietet Paris besonders zur Erlernung fremder Sprachen an, vor allen der Mundarten des Orients!

Missionsanstalten können ohne einen höhern Grad religiöser Begeisterung weder gestiftet noch erhalten werden. Selbst bei den reichbegüterten Stiftungen dieser Art in der katholischen Kirche, wo Alles aus trockener Pflicht, ganz amtlich, nach Berechnungen kirchlicher Klugheit, mit Hilfe der dazu vorhandenen Geldsummen und dienstbaren Möchsorden betrieben werden konnte, durfte wenigstens die Begeisterung nicht im Gemüthe derjenigen fehlen, welche zur Fortpflanzung des christlichen Glaubens das Beispiel heldenmüthiger Lebensverachtung geben,

*) Als Vize-Präsident wird Albrecht Stapfer und Pfarrer Goepp, Präsident des Konsistoriums zu Paris, genannt.

Digitized by Google

und in die Wälder und Einöden der Wilden hinaus wollten. Um wie viel mehr mußte dies der Fall in protestantischen Ländern sein, wo das, was geschehen sollte, nicht von der Regierung, oder unmittelbar von der Kirche, als Kirche, sondern von Privatleuten ausgehen mußte! Daher erblicken wir auch die meisten Stiftungen dieser Art immer nur bei solchen evangelischen Kirchpartheien, deren Gefühle mehr in Anspruch genommen, deren Lebensgrundsätze strenger, deren Andachtsübungen häufiger sind, und die man fast die freiwilligen geistlichen Orden der protestantischen Kirche nennen könnte. Wie viel Großes haben die mährischen Brüder, die edeln Nachfolger Zinzendorfs, die frommen Jünger Wilhelm Penns geleistet!

Die Stifter der Pariser Missionsgesellschaft fühlten dies sehr wohl. Das Werk, welches sie unternahmen, war nicht die Frucht einer an Schwärmerei streifenden Religiosität, sondern einer stillen Frömmigkeit mit wahrer Aufklärung verbunden, eines menschenfreundlichen Wohlwollens für die rohen Bewohner entfernter Himmelsstriche, einer allen edeln Gemüthern eigenthümlichen Sehnsucht, Wahrheit und Weltgesittung überall emporgehen zu sehen. Um aber sich und ihre und der Sache Freunde im Eifer für das Heilige anzufrischen, nahmen sie eine der frommen Uebungen auch bei sich an, die bei den evangelichen Send-Anstalten anderer Länder eingeführt sind. Es pflegen sich nämlich die Mitglieder der Missionsgesellschaften in allen fünf Welttheilen regelmäßig, allemal am ersten Montage jedes Monats, Abends um sieben Uhr, zu einer Gottesverehrung und zum Gebet für die Kirchen ihrer Länder, für die Arbeiten ihrer frommen Vereine, und für die auf dem ganzen Erdkreis zerstreut lebenden, ausgesandten Boten des göttlichen Wortes, zu versammeln.

In diesem Sinn ordnete auch die Pariser Gesellschaft dergleichen Versammlungen mit Gesang, Gebet und Predigt an, wo dann, nach Beendigung der Andacht, die Anwesenden eingeladen werden, zum Behuf der Missionen eine Beisteuer zu geben. Die erste Zusammenkunft dieser Art fand zu Paris am 6 Jänner 1823 im Saal der Sonntagsschule statt.

Auch diese Sonntagsschule ist eine Stiftung der zu Paris wohnenden Bekenner des evangelischen Glaubens, und ist auf Verordnung des Konsistoriums schon seit mehrern Jahren im Gange. Sie wird jetzt von ungefähr hundert und achtzig jungen Leuten beiderlei Geschlechts besucht. Doch muß man sie nicht mit den in England zahlreich gewordenen Sonntagsschulen vergleichen, in denen junge Leute Unterricht in mancherlei nützlichen Kenntnissen für das bürgerliche Leben empfangen; wo freiwillige, menschenfreundliche Lehrer die Haufen der Knaben und Jünglinge in jeder Kirche unter sich vertheilen, um sie zu unterrichten, und aufgeklärte, edelsinnige Frauenzimmer sich's zur Pflicht machen, dasselbe für junge Mädchen zu thun. Die Pariser Sonntagsschule beschränkt sich bis jetzt einzig auf Religionsunterricht, und ist mit der sogenannten „Kinderlehre" in andern Ländern ziemlich einerlei.

Digitized by Google

Bericht über den gegenwärtigen Zustand der griechischen Konföderation, und über ihre Ansprüche auf Unterstützung von der Christenwelt.

Vorgelesen dem Griechen-Vereine in London, Sonnabends 13 Sept. 1813, von Edw. Blaquiere, Esq.

Bevor ich den Zustand beschreibe, worin ich bei meiner Ankunft auf Morea die Angelegenheiten der Konföderation fand, mag es nicht undienlich sein, einige Erläuterungen über die Umstände zu geben, welche mich veranlaßten, Griechenland zu besuchen; zumal ein Mißverständniß obzuwalten scheint, welches offenbar dem Interesse Griechenlands höchst nachtheilig gewesen ist, und welches, wenn es fortdauern sollte, noch schädlicher sein würde. Es betrifft dasselbe das Entstehen und die Bildung unsers Vereines.

Es ist erforderlich, der Gründe zu gedenken, welche hinderten, daß die provisorische Regierung von Griechenland nicht direkte Verbindungen mit der britischen suchte, während der frühern Zeiträume des folgereichen Kampfes. Unbekannt mit der Aufnahme, welche ihre Anträge bei uns erfahren möchten, und eben so mit der allgemeinen Stimmung des Publikums, war Alles, was man für einmal wohl versuchen konnte, eine Person nach London in der Absicht zu senden, sich von den Gesinnungen der königlichen Minister, und dem Zustande der öffentlichen Meinung in Bezug auf den Streit, worin die Griechen sich befanden, zu vergewissern. Die zu diesem Zwecke erwählte Person war Andreas Luriottis, dessen rühmlicher Karakter und dessen Eifer in der Sache seines Landes ihm das Zutrauen aller Partheien in Griechenland erworben hatten. Er traf gegen Ende Januars dieses Jahres mit Empfehlungsbriefen ein, aber mit keinerlei Auftrag an die Regierung versehen. Die Person, an welche Hr. Luriottis besonders empfohlen war, hatte allen Grund, zu glauben, daß die allgemeine Stimmung der Nation den kämpfenden Griechen günstig sei, und hielt für das beste Mittel, um die Wahrheit dieser Vermuthung zu bewähren, einen Aufruf an das Publikum für ihre Unterstützung zu erlassen. Bei der Ausführung dieses Vorhabens wandte man sich an Männer, deren Gewicht und Einfluß am meisten geeignet waren, den vorhabenden Zweck zu erleichtern, und es ist eine denjenigen, welche zuerst in den Verein zusammentraten, wohlbekannte Thatsache, daß die größte Sorgfalt darauf verwendet wurde, die Einladungen zur Bildung desselben an Personen von jeder Parthei gelangen zu lassen, ohne die mindeste Rücksicht auf politische Ansichten oder religiösen Glauben, in der Ueberzeugung, daß, so wichtig auch der Einfluß sei, welchen Griechenland einst auf den Zustand von Europa auszuüben bestimmt sein möge, gegenwärtig es eine Sache der Menschheit sei, eine mit Vertilgung bedrohte Christengemeinde zu unterstützen.

Gegen alle Hoffnungen und Erwartungen derjenigen, welche großmüthig den Verein zu bilden unternahmen, war Anfangs die Zahl der Beitretenden äusserst beschränkt. Es ward jedoch als von höchster Wichtigkeit erachtet, daß ein Anfang gemacht werde, und daß Hr. Luriottis,

Digitized by Google

welcher eilig zurückkehren wollte, nicht abreisen möge, ohne den Beweis, daß er der britischen Hauptstadt nicht fruchtlos einen Besuch gemacht habe.

Meine Ueberzeugung, daß die Verleumdungen und Lügen, welche sich über den Ursprung und Fortgang des griechischen Kampfes verbreitet hatten, der Hauptgrund, vielleicht der einzige wäre, warum die Sache in diesem Lande nicht die gebührende Aufmerksamkeit errege, und daß es höchst nöthig sei, ieden übeln Eindruck von dieser Art so schnell als möglich auszulöschen, führte mich zu dem Entschlusse, den Hrn. Luriottis als Repräsentant des Vereins zu begleiten, in der Absicht, solche Erkundigungen mir zu verschaffen, wie sie allein an Ort und Stelle erhalten werden können. Ich vermuthete, daß die Gegenwart eines Agenten dieser Art von dem provisorischen Gouvernement und dem Volke Griechenlands nicht ungünstig möchte angesehen werden, und eine höchst schmeichelhafte Aufnahme belehrte mich nachher, daß ich mich hierin nicht geirrt. Meine Wünsche theilte ich dem Verein in seiner ersten Sitzung, den 28 Februar, mit. Dieselben wurden vollkommen gebilligt, und dem gemäß wurde die Einrichtung zur Korrespondenz mit dem Sekretär getroffen.

Wir verließen London den 4 März und gingen nach Marseille in der Absicht, uns nach Hydra einzuschiffen. Jedoch wegen des Mangels öfterer Verbindungen, und wegen der nahenden Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Spanien, entschlossen wir uns, zu Lande nach Otranto zu gehen. Weil der Marchese Foscaldo, Minister seiner neapolitanischen Majestät in Rom, meinen Paß zu unterzeichnen sich weigerte, mußten wir zurückkehren, und uns in Ankona einschiffen; wir landeten in Korfu am 21 April, und erreichten erst zehn Tage nachher die Küsten von Morea.

Zu Pyrgi, einem kleinen Hafen, der Insel Zante gegenüber, traten wir früh Morgens, den 30 Mai, ans Land. Das erste was ich sah, war eine Anzahl Hausväter und Weiber eifrig mit mancherlei Arbeiten des Ackerbaues beschäftigt; zahlreiche Schaf- und Rinderheerden weideten auf einer Fläche von ungefähr fünfzehn Meilen im Umfang, die mit einer Reihe von mit Oliven- und andern Bäumen bewachsenen Hügeln umzogen war. Als wir nach Pyrgos unsere Reise fortsetzten, einer großen Stadt acht Meilen weiter, mit einer lieblichen Aussicht über die ausgedehnte Ebene und die benachbarte Gegend des gebirgigen Landes von Calavrita und Arkadien auf die Meeresfläche, so schienen die landwirthschaftlichen Arbeiten keine wesentliche Unterbrechung erlitten zu haben, indem wir beständig durch Weinberge, Kornfelder und Gärten von Maulbeerbäumen kamen. Gruppen von Weibern und Kindern waren auch um die Bäume zu sehen, beschäftigt entweder mit Waschen oder mit Wasserziehen, überall der vollkommensten Sicherheit genießend. Diese erfreuenden und unerwarteten Erscheinungen setzten sich fort, während wir dem romantischen und immer sich schlängelnden Laufe des Alpheus folgten, durch die bezauberndste Gegend, welche ich je gesehen, in einer Ausdehnung von sechszehn Meilen, und als wir die Reihe Berge erstiegen, welche Morea mitten durchschneiden. Hier liegt die Straße auf Felsen neben schauerlichen Abgründen, und bildet eine Menge der undurchdringlichsten Pässe in einer beträchtlichen Länge.

Digitized by Google

Nachdem wir eine Waldung von hohen Fichten passirt hatten, welche einen Raum von mehrern Stunden einnimmt, stiegen wir in eine andere gut angebaute, aber von Bäumen entblößte, Ebene hinab, ehe wir in diejenige gelangten, wo Tripolizza steht.

Die völlige Vernichtung des türkischen Heeres, welche auf seinen Versuch, im Herbst des Jahres 1822 in Morea einzudringen, folgte, so wie die verschiedenen wichtigen Ereignisse, welche dieser merkwürdige Feldzug veranlaßte, hatten die provisorische Regierung vermocht, zu Astros einen General-Kongreß zusammenzurufen, und die Glieder der Regierung sowohl als die Deputirten waren eben zu Tripolizza eingetroffen, als wir ankamen. Sei es, daß wir die Wichtigkeit der hier beschlossenenen Maasregeln betrachten, oder die Würde und Mäßigung, womit die Berathungen gehalten wurden, die Versammlung zu Astros muß gewiß als eins der bedeutsamsten und interessantesten Ereignisse des Kampfes angesehen werden.

Ungeachtet der Beschluß zur Einberufung, welcher zugleich das bei den neuen Wahlen zu befolgende Verfahren festsetzte, und die Nothwendigkeit aussprach, nur durch Patriotismus und Tugend ausgezeichnete Männer zu senden, bloß die durch das Gesetz von Epidaurus vorgeschriebene Zahl von Repräsentanten verlangte, war die Begierde des Volkes, zum gemeinsamen Wohl beizutragen, durch die ganze Konföderation so groß, daß über dreihundert Deputirte sich im Anfang des April versammelt hatten. Es war zugleich ein bedeutendes Korps von Truppen zugegen, beinahe alle Militär-Chefs und mehrere Tausend Zuschauer. Die Zusammenkünfte des Kongresses wurden in einem Orangen- und Zitronenhain gehalten, zwischen Sonnenaufgang und Mittag, während Alle, welche die Debatten zu hören oder Zeugen der Verhandlungen zu sein wünschten, den Raum ringsum, dichtbeschattet von Olivenbäumen, einnahmen.

Die erste Sorge des auf diese Art versammelten Kongresses war, diejenigen Artikel der sechszehn Monate vorher zu Epidaurus beschlossenen Verfassung einer Revision und Korrektion zu unterwerfen, welche die Erfahrung als einer Verbesserung bedürftig gezeigt hatte. Die freisinnigsten Institutionen Europa's ins Auge fassend, wurde keine einzige Bestimmung zugesetzt oder weggenommen, ohne daß dafür Beispiele aufgestellt waren, entweder aus der britischen Konstitution oder aus derjenigen der vereinigten Staaten, welche die griechischen Gesetzgeber, als ausgegangen vom Buchstaben und Geist der britischen Gesetzgebung, zu Rathe zogen. Ich darf nicht übergehen, daß, neben diesem Theil der Arbeiten des Kongresses, seine vorzüglichste Aufmerksamkeit auf die beste Art gerichtet war, einen Zivil- und Kriminalkodex zu entwerfen, und bei dem Rechtsgange in Griechenland das Geschwornengericht einzuführen, und eben so ein regelmäßiges Erziehungssystem nach den Grundsätzen von Bell und Lancaster. Nachdem die nöthigen Beschlüsse über die genannten, zur Vervollkommnung ihrer bürgerlichen Organisation so wesentlichen Punkte gefaßt waren, war die Exekutivgewalt bemüht, solche Schritte thun, welche am meisten geeignet wären, den so tief gefühlten Bedürfnissen ohne Zeitverlust zu entsprechen. Der zweite Gegenstand der Berathung betraf den Zustand der Finanzen, die Aus-

Digitized by Google

gaben des Staates und die Hilfsquellen der Nation. Diese wurden einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und verschiedene neue Anordnungen zum schnellern Bezug der Einkünfte und zur Vorbeugung fiskalischer Misbräuche in das politische Gesetzbuch aufgenommen. Der dritte und letzte Gegenstand der Berathung war eine Untersuchung über die Ausdehnung der Land- und Seemacht der Konföderation, so wie über die wirksamsten Mittel zur Abtreibung jedes künftigen Angriffes des Feindes.

Nachdem beschlossen worden, daß der Sitz der Regierung nach Tripolizza verlegt werde, vor seiner endlichen Festsetzung in Athen, so war der letzte Akt des Kongresses eine Addresse an das Volk, worin der Zweck der Versammlung und eine bündige Nachricht von den Verhandlungen enthalten war. Diese energische Schrift verkündete ebenfalls die Unabhängigkeit der Nation, rief nochmals die Christenwelt zum Mitleid und zur Unterstützung auf; nachdem alsdann denjenigen, welche es durch ihren Patriotismus und Gemeingeist verdient hatten, Dank bezeugt ward, schloß die Kundmachung mit dem Gebet — „an den allvermögenden Gott — seinen allmächtigen Schutz dem griechischen Volke zu ertheilen, und deren Anstrengungen mit Erfolg zu krönen."

Viele von denen, welche in Astros gegenwärtig waren, bezeugten mir, daß das Resultat der Berathung jedes Tages mit der höchsten Ungeduld von allen Klassen erwartet werde, und das Ganze ward als ein Vorgang des größten Enthusiasmus und Einigkeit dargestellt, mit Ausnahme eines einzigen Punktes — die Zeitgemäßheit einer Vertheilung von einem Theile der National-Domänen unter die Chefs und Soldaten. In Betrachtung, daß neunzehn Zwanzigtheile des von den Tyrannen befreiten Gebietes türkischen Eigenthümern gehört hatten, war ganz natürlich, daß diejenigen, welche ihr Leben in Bebauung des Landes als Sklaven hingebracht hatten, mit Ungeduld den Besitz eines, wenn auch noch so kleinen, Grundstückes verlangten, das sie eigen nennen könnten, und es fand hinwieder auch alle Geneigtheit von Seite der Regierung und des Kongresses statt, ihren Wünschen zu entsprechen. Folgendes waren jedoch die Schwierigkeiten, welche sich jederzeit bei der Diskussion über den Vorschlag, einen Theil der Domänen zu veräußern, darboten: die Wahrscheinlichkeit, daß es dem Gehorsam der Armen Eintrag thue, die Hindernisse einer billigen Vertheilung bei dem gegenwärtigen Kriegszustand, und über alles dies der Einfluß, welchen es auf den öffentlichen Kredit hervorbringen müßte, wofern die Regierung bevollmächtigt würde, ein fremdes Anleihen einzugehen; so daß die Sache mit einmüthiger Beistimmung auf eine Zeit verschoben wurde, wo sie, ohne die Nation einem der genannten bedeutenden Nachtheile auszusetzen, in Ausführung gebracht werden könnte.

Der Grund, warum ich die Aufmerksamkeit so sehr für die Verhandlungen in Astros in Anspruch genommen und mit einigem Detail dabei verweilt habe, ist, weil sie bei meiner Ankunft in Tripolizza beinahe der ausschließende Gegenstand der Unterhaltung waren, und weil sie auch wohl mehr geeignet sind, den wahren Geist der Sache, wofür Griechenland im Kampfe ist, ins Licht zu setzen, als irgend etwas Anderes, das ich hätte anführen können.

Digitized by Google

Es gibt indeß allerdings noch manche andere Umstände, die mit dem Ursprung und Fortgang dieses ausserordentlichen Kampfes verbunden, und nicht weniger der Aufmerksamkeit werth sind.

Da ich vor Allem nur begierig war, in sichere Erfahrung zu bringen, in wie fern das Benehmen der provisorischen Regierung und des griechischen Volkes dieselben der Hilfe der Christenheit würdig mache, abgesehen von den unläugbaren Ansprüchen, die sie als Opfer der Unterdrückung und Bekenner eines gemeinsamen Glaubens haben, so ließ ich nichts unversucht, um genaue Data über die Umstände zu erhalten, welche von Anfang an zu dem Kampfe führten; und zweitens, um zu entdecken, wie weit jene Vorwürfe von Grausamkeiten in der That gegründet seien, welche so geflissentlich verbreitet wurden, und so häufig als Entschuldigung für diejenigen galten, an welche man sich zum Behuf der unglücklichen Griechen vergeblich gewendet hatte.

In Bezug auf den Ursprung des griechischen Streites ist es hier nicht der Ort, in einen kleinlichen Detail des Geschehenen einzutreten: aber es kann nicht zu laut ausgesprochen, noch zu schnell verbreitet werden, daß — und ich setze mein Leben für die genaue Wahrheit der Behauptung zum Pfande — daß nicht die geringste Verbindung, sei es direkt oder indirekt, zwischen dem Aufstand in Griechenland und den Ereignissen im übrigen Europa statt gefunden hat. Nachdem diese bestimmte und feierliche Erklärung gethan ist, über deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit für das griechische Volk es überflussig wäre, sich einzulassen, so ist es kaum nöthig, zu sagen, daß der Kampf zuerst in der Moldau durch einen General in Diensten einer großen nordischen Macht begonnen wurde, und ungeachtet sein Unternehmen in der Folge mißbilligt wurde, und er selbst in Ungnade fiel, so waren doch der vorwurfsfreie Karakter von Alexander Ypsilanti, seine Tapferkeit während der Dienste in den russischen Feldzügen, und noch besonders seine Stellung als Adjutant bei seiner kaiserlichen Majestät, im höchsten Grade geeignet, den Glauben zu erzeugen, daß die Insurrektion von dem Kabinet zu St. Petersburg stillschweigend gebilligt würde. Dies allein war gewiß mehr als hinreichend, die Hoffnung des griechischen Volkes in den westlichen Provinzen zu erregen, wenn es sie nicht vollends bestimmte, zu den Waffen zu greifen. Aber so unwiderstehlich der Aufruf von Ypsilanti in der That war, so waren dennoch die Ereignisse in der Moldau, Wallachei und in Morea so wenig vorher bekannt gewesen, daß keine Vorbereitungen, von was für einer Art sie seien, zu einem Aufstand gemacht waren; und so blieb es bis zur Ermordung des ehrwürdigen und tugendhaften Patriarchen Gregor, nicht zu gedenken der tausend unschuldigen Griechen zu Konstantinopel und in andern Orten, so wie der Einkerkerung aller Primaten zu Tripolizza als Geißeln, und dem Befehle, diejenigen des Volkes zu entwaffnen, welchen bis dahin gestattet gewesen, zum eigenen Vergnügen eine Flinte zu tragen: da sahen die Griechen keine Wahl mehr, als zwischen Widerstand und Untergang. Wenn ich hinzufüge, daß selbst der gegenwärtige Präsident, Mauromichale, einer der reichsten Männer Griechenlands, nicht ein einziges Faß Schießpulver besaß beim Ausbruch der Insurrektion, und daß mehr als zwei Drittheile der männlichen, waffen

fähigen Bevölkerung in Morea und andern Orten genöthigt waren, ohne andere Waffen als mit Stöcken auszuziehen, so bin ich sicher, daß es ganz unnöthig ist, mehr zu sagen, um zu beweisen, daß der Versuch, den griechischen Kampf mit den Ereignissen, welche immer noch den Süden von Europa beunruhigen, in Verbindung zu setzen, eben so ungegründet als grausam ist.

Rücksichtlich der den griechischen Soldaten zugeschriebenen Exzesse scheint es, daß die Menge von geschickten und beredten Schriftstellern, welche für die Sache der Griechen gesprochen, solche Thaten und Beweise angeführt haben, die jedem unpartheiischen Beobachter hinreichend zeigen müssen, daß diese Exzesse auf die muthwilligste Weise übertrieben wurden, wie Alles, was darauf berechnet war, gegen die Sache einzunehmen. Der Gang meiner eigenen Untersuchungen setzte mich in den Stand, diese Ansicht zu behaupten, und indem ich wiederhole, daß die gegen den Feind ausgeübten harten Maßregeln unabwendbar und unausweichlich waren, setze ich noch als meine innigste Ueberzeugung hinzu, daß, wenn alle begleitende Umstände, welche zu den Exzessen bei Tripolizza führten, bekannt gemacht wären, diese mild erscheinen müßten, in Vergleichung mit denjenigen, welche von den disziplinirtesten und zivilisirtesten Truppen Europa's bei manchen Gelegenheiten in den letzten fünfzig Jahren verübt wurden.

Uebereinstimmend mit allen Freunden der griechischen Sache, beklage ich und beklage tief die Exzesse, welche die ersten Auftritte des griechischen Kampfes bezeichneten. Aber ich möchte diejenigen, welche darüber richten wollen, bitten, nicht eher zu entscheiden, bis sie mit allen den unzähligen Anreizungen, welche, im Kriege wenigstens, noch größere Exzesse völlig rechtfertigen würden, durchaus bekannt sind; ohne daß ich sie auf die hundert Bedrückungen und Plakereien, welche das griechische Volk zu rächen hatte, verweisen will.

Es ist kaum möglich, die Art, wie die Grausamkeiten der Griechen besprochen und vergrößert wurden, zu berühren, ohne auf die Leiden zurückzukommen, welchen das unglückliche Volk bis zum Anfang seines Kampfes ausgesetzt war. Aber wer könnte sie malen? welche Zunge sie beschreiben? So viel man auch gehört hat von den Gräueln, verübt durch ein Geschlecht, dem die Tugenden des Mitleids und Wohlwollens gänzlich unbekannt sind, und dessen Glaubenslehre es ist, die Bekenner des Christenthums auszurotten, so kann ich doch fest behaupten, daß das europäische Publikum sich zur Zeit noch höchst unvollkommen davon unterrichtet befindet. Es ist wahr, die öffentlichen Blätter waren seit den letzten drei Jahren mit Erzählungen von Metzeleien und Ermordungen unter jeder möglichen Gestalt und Häufung, welche die Einbildungskraft nur erdenken kann, angefüllt; Metzeleien, welche in diesem kurzen Zeitraume nicht weniger als 60,000 unserer Mitchristen jedes Alters und Geschlechtes dem Tode weihten, unter Qualen, wie die Geschichte kein Beispiel davon aufweiset, und wovon weit der größte Theil die unschuldigen Schlachtopfer unbarmherziger Soldaten waren. Aber haben sie ans Licht gezogen die nicht zu beschreibenden Schrecknisse, selbst schlimmer als der Tod, welchen Griechenlands hülflose Weiber und Kinder vor dem Augenblick der Hinrichtung, oder nachdem sie in die Hände ihrer Unterdrücker fielen, ausgesetzt waren? Hat unser Land das Geschrei der Kinder vernom-

Digitized by Google

men, die von ihrer Mutter Bruſt geriſſen, und in die See geſchleudert oder an die Felſen geſchmettert, wie auf Scio und mehrern andern Plätzen geſchah, oder jenes der Väter, Gatten und Brüder, geſchlachtet vor den Augen der Mütter, Weiber und Schweſtern, welche entweder das gleiche Loos zu theilen beſtimmt waren, oder in hoffnungsloſe Sklaverei geſchleppt wurden, worin noch Tauſende ſchmachten? — Mit Freuden wende ich mich von den Leiden der Griechen zu ihren Siegen: Siege, errungen unter Drangſalen, Gefahren und Entbehrungen, welche auch das tapferſte Herz geſchreckt hätten. Die wunderbare Befreiung von Morea zu einer Zeit, wo ſelbſt die am meiſten ſanguiniſchen Freunde Griechenlands ihre Sache beinahe verloren gegeben hatten, muß als eine ganz neue und glänzende Epoche in dem Kampfe gefeiert werden.

In allen von der proviſoriſchen Regierung ausgegangenen Proklamationen fand ſich ein Aufruf an die Chriſtenbrüder in Europa. Nichts kann gerechter und gegründeter ſein. Es gibt kaum Einen Griechen, wenn er auch ſo unwiſſend und ungelehrt iſt, welcher nicht weiß, daß das Licht, einſtweilen dort ausgelöſcht durch die Wirkung der Tyrannei und Barbarei, hingegen den größten Theil unſerer Hemiſphäre erleuchtend, zuerſt in Griechenland aufging. Aber nicht nur die Wohlthaten, welche der Vorväter Weisheit und Tugend der Menſchheit erwies, geben den Griechen Anſprüche auf die Hilfe der Chriſtenheit. Es iſt nicht meine Abſicht, ohne Unterſchied ein Lobpreiſer der Griechen zu werden, oder das Vorhandenſein von Fehlern unter ihnen zu läugnen, Fehler, welche zum Theil unzertrennlich von unſerer Natur ſind, aber im Ganzen mehr Folgen der eigenthümlichen Verhältniſſe ihres ſklaviſchen und erniedrigten Zuſtandes waren. Ich will einzig nur aufmerkſam machen auf die Tugenden, welche den häuslichen Kreis in den niedrigen und mittlern Klaſſen der Griechen ſo ſehr auszeichnen: die zum Sprichwort gewordene Anhänglichkeit zwiſchen Aeltern und Kindern, Verwandten und Freunden; ihre Nüchternheit, Betriebſamkeit, von keiner andern Nation Europa's erreicht; ihre ſtrenge Beobachtung religiöſer Pflichten, und vor Allem ihre Neigung zum Lernen und ſich Kenntniſſe zu erwerben, welche ſelbſt dem oberflächlichſten Beobachter nicht entgehen kann. Eine ſchlichte Hinweiſung auf die unausgeſetzten und ausharrenden Beſtrebungen in Griechenland und Kleinaſien, während der letzten dreißig Jahre, neue Schulen und Kollegien zu errichten, wie auch die Fortſchritte derjenigen, welche für ihre Studien nach Frankreich, Italien und Deutſchland geſandt wurden, beweiſen vollends den letzten Theil meiner Behauptung, während die Ereigniſſe des noch fortdauernden Kampfes unzählige Belege für die erſtern geben. Die Art, wie Griechen jeder Klaſſe den Bedürfniſſen ihrer Landsleute und Brüder in dieſer Stunde der Leiden und Drangſale abhelfen, iſt wahrlich bewundernswürdig; während die Leichtigkeit, womit Tauſende von Hausvätern zum Anbau der von den Türken verlaſſenen Ländereien, nachdem ſie zur Abwehr des Feindes geholfen, zurückkehrten, einen Grad von Biegſamkeit mitten im Unglück entwickelt, welcher dem Nationalkarakter dieſes auſſerordentlichen Volkes Ehre macht.

Da kein Streben ſo tief im griechiſchen Karakter eingewurzelt iſt, als dasjenige nach Belehrung, ſo darf man ſich über ſein Vorherrſchen nicht wundern, jetzt, da eine Ausſicht ſtatt

Digitized by Google

findet, die Wünsche, welche die ganze Nation hegt, zu verwirklichen. Nichts als der Entschluß, dieser so löblichen Neigung zu entsprechen, konnte die provisorische Regierung vermögen, einen Theil ihrer Aufmerksamkeit und beschränkten Fonds der Errichtung Lancaster'scher Schulen zu widmen, während der Feind noch so nahe war, und die Mittel auch zum Unterhalt der Truppen oft mangelten. Die Regierung hatte kaum noch drei Wochen ihren Sitz in Tripolizza aufgeschlagen, als ich die Freude hatte, in Erfahrung zu bringen, daß die größte Moschee in der Stadt zu einer Schule nach Lancasters Grundsätzen eingeräumt werde, worin bei meiner Abreise über siebenzig Kinder beiderlei Geschlechts, unter zehn Jahren alt, Unterricht erhielten. Der Prinz Maurokordato hatte bereits zwei Schulen beinahe im Angesicht der ungläubigen Schaaren zu Missolunghi und Gastuni errichtet, ohne erst die Berathungen zu Astros abzuwarten.

Nachträgliche Notizen zu dem vorstehenden Berichte, dem Griechenvereine in London am 20. September 1823 durch Hr. Blaquiere vorgelesen.

Die für dies Jahr fließenden Staatseinkünfte sind nothwendig sehr beschränkt, und beruhen hauptsächlich auf der Verpachtung der Aernten von Nationaldomänen, wovon aber nur ein kleiner Theil angesäet wurde. Die Aernten der Ebene von Gastuni in Morea, eine der schönsten in der Welt, welche selbst dies Jahr fünf Millionen Franken werth waren, lieferten bloß die Summe von 800,000 Franken. Diejenige von Argos, eben so reich, aber nicht so ausgedehnt, lag seit dem letzten Einfall der Türken in Morea brach. Doch ist kein Zweifel, daß sie nicht in der kommenden Jahreszeit angepflanzt werde. Das Erzeugniß von Kandia steigt allein in Oel auf 400,000 Tonnen des Jahres, und jede davon erträgt auf den Märkten von Frankreich und Italien acht spanische Thaler.

Die Land- und Seemacht ist natürlich sehr unvollkommen organisirt, was einzig von dem Mangel an Geldmitteln herrührt. Denn bis dahin war es ganz unmöglich, von einem Volke irgend beträchtliche Abgaben zu beziehen, welches durch seine Unterdrücker in der größten Armuth gehalten worden, und eben so wenig konnte von einem der fruchtbarsten Boden Europa's Nutzen gezogen werden.

Zwar ist die ganze männliche, waffenfähige Bevölkerung von Morea mit Pistolen und Seitengewehren versehen; aber die Zahl, welche ins Feld ziehen kann, ist verhältnißmäßig sehr beschränkt, und hängt ganz von den Mitteln ihrer Führer ab, welche bis dahin keine zahlreichere Schaaren um sich haben konnten, als sie im Stande waren, aus eigenen Hilfsquellen oder aus der spärlichen und precären Unterstützung der Regierung zu erhalten. Diese Truppen waren mit Flinten versehen, und von mehreren Chefs oder Capitani angeführt. Der Mangel und die Entbehrungen eines griechischen Heeres sind äusserst entmuthigend. Kaum der dritte aus der Zahl derer, welche ein ganzes Volk von der Vertilgung retten sollen, ist hinreichend mit Kleidern versehen, um sich vor den Unbillen der Witterung zu schützen. Sie legen oft im Tage vierzig

Digitized by Google

(engl.) Meilen (8—9 deutsche) zurück, schlafen meistens unter freiem Himmel, und bringen häufig zwei oder drei Tage ohne andere Nahrung zu, als die Kräuter des Feldes.

Ungeachtet die Zahl der Pferde, welche den Türken abgenommen wurden, und jetzt in Morea sind, hinreichend ist, 5000—8000 Mann Kavallerie beritten zu machen, so ist der Regierung doch unmöglich, jene zu benutzen, so lange ihr die nöthigen Fonds mangeln.

Ich kann authentisch versichern, daß die griechische Armee keinen Sold empfängt. Die allgemein von den Chefs angenommene Sitte ist, jedem Soldaten eine kleine Summe auszuzahlen, bevor sie ins Feld rücken. Aus dieser versieht er sich selbst mit Brod, Tabak und allen andern Bedurfnissen, so weit der Vorschuß reicht; denn sehr selten übersteigt er zwei spanische Thaler.

Die Anstrengungen der Konföderation zur See sind, wenn nicht gänzlich, doch hauptsächlich, so wie diejenigen der Landtruppen, durch den Patriotismus und Gemeingeist weniger Personen auf Hydra, Spezzia, Ipsara und Samos zu Stande gekommen. Nicht weniger als hundert Schiffe und Fahrzeuge von verschiedener Größe sind auf Kosten von ohngefähr sechsunddreißig Schiffseigenthümern unterhalten, und diese Zahl mehr als einmal auf hundert und achtzig ausgedehnt worden. Da die griechischen Kauffahrteischiffe immer bis auf einen gewissen Punkt bewaffnet waren, so bedurfte es nichts mehr als einer Verstärkung der Mannschaft, um die Flotte zu den errungenen Siegen geschickt zu machen, wodurch der Feind drei Linien-Kriegsschiffe, eine große Fregatte und mehrere kleinere Fahrzeuge verloren hat; nicht zu gedenken der verschiedenen Expeditionen, welche an die Küsten von Kleinasien, Kandien und andere Punkte unternommen wurden.

Die griechischen Seeleute, welche gegen 20,000 ansteigen, und zu den erfahrensten Europa's gehören, erhalten keine regelmäßige Bezahlung. Alles, was sie für ihre Dienste verlangen, sind die Mittel zur Erhaltung ihrer Familien. Ich kann versichern, daß die Stockung, welche unglücklicher Weise in den See-Operationen des gegenwärtigen Feldzuges eingetreten ist, gänzlich durch den Mangel an Fonds, um den Seeleuten die nöthigen Vorschüsse zu machen, veranlaßt wurde. Doch ist jetzt hinreichender Grund zu glauben, daß die patriotisch gesinnten Männer der oben genannten Inseln, wenn schon durch frühere Opfer erschöpft, sich wieder erholt haben, und daß jetzt eine furchtbare Flotte in der See sei.

Mit so schwachen Mitteln, wie ich kürzlich aus einander gesetzt habe, geschah es, daß über 100,000 der Ungläubigen, deren Schritte mit Blut und Verheerung bezeichnet waren, während der zwei ersten Jahre des Kampfes vernichtet, und daß ganz Morea, Livadien, Negropont, ein großer Theil von Nomelien und Epirus, nebst den Inseln Kandia, Milo, Naxia, Tino, Mykonos, Skyro, Samos, Andro, Zea, Patmos, Serpho, Hydra, Spezzia und Ipsara erobert wurden. Einige wenige isolirte Punkte sind allein noch in der Gewalt der Feinde, z. B. Akra, Korinth, Patras, Modon, Koron, Karysta auf dem festen Lande, und Kanea und Retymo auf Kandia. Alle diese Plätze befinden sich jedoch entweder im Belagerungszustand oder enge blokirt. Die Zahl der innerhalb der Wälle eingeschlossenen Türken, welche die Thore nicht verlassen können,

Digitized by Google

ohne in die Hände der Griechen zu fallen, übersteigt nicht 10,000 Mann, wovon zwei Drittheile die Besatzung von Patras bilden. In Ermangelung von Batterien und Feldgeräth, sind die Hauptmittel, welche die griechische Macht zu Bezwingung der genannten Plätze besitzt, auf ein strenges Blokadesystem und gelegentliche Erstürmung beschränkt. Bis sie indeß mit ausgedehntern Mitteln, besonders Belagerungsgeräthen, versehen sein werden, ist zu befürchten, daß de größte Theil der erwähnten Festungen in der Gewalt der Feinde bleiben wird. Es ist daher einleuchtend, daß nächst Geldzuschüssen für Bezahlung der Truppen, leichte und Feldartillerie, kongrevische Raketen, Kartätschen, Werkzeuge zu Schanzarbeiten und Sturmleitern unter die erfreulichsten Geschenke gehören, welche man den kämpfenden Griechen senden kann.

Ich habe bei mehr als einer Gelegenheit erklärt, wie unnütz es sei, Truppen nach Griechenland zu schicken, da diejenigen, welche bereits dort sind, nur unzulängliche Mittel zur Existenz haben. Man darf sich darum nicht wundern, wenn die hergesandten deutschen Hilfstruppen in großen Mangel gerathen sind. Indem ich es mißrathe, Soldaten zu schicken, so empfehle ich hingegen einige wenige erfahrene Handwerker unter einer zuverlässigen und angemessenen Aufsicht hinzusenden. Ich wiederhole nochmals, Niemand versuche es, nach Griechenland als freiwilliger Zuzüger zu gehen, der nicht mit hinlänglichem Geld versehen ist, um seine Bedürfnisse wenigstens für ein Jahr zu bestreiten.

Betreffend die Hilfsquellen des Bundes, so habe ich schon bemerkt, daß nicht weniger als neunzehn Zwanzigtheile des Gebietes, welches jetzt in den Händen der Griechen ist, ihren türkischen Herren gehörte. Fügt man nun noch hinzu, daß dem Volke wenig mehr als die gebirgigen und dürren Gegenden überlassen waren, so kann man sich einigermaßen einen Begriff machen, welchen Reichthum sie erlangen werden, wenn es einst zu Vertheilung der Nationalgüter kommt. Diese sind einstweilen von der Regierung als Garantie für ein fremdes Anlehen aufbehalten. Ohne hier weiter in statistische Erörterungen einzugehen, mag es wichtig sein, darauf zu achten, daß die Handelserzeugnisse, wodurch die Griechen eine der reichsten Nationen Europa's zu werden sicher rechnen können, in Korn, Olivenöl, Wein, Seide, Wolle und Früchten bestehen. Die andern Quellen des Nationalwohlstandes in Griechenland entspringen aus den Talenten, der Betriebsamkeit und dem Unternehmungsgeist seiner Söhne, unterstützt durch freisinnige Institutionen und eine einträchtige Regierung.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus England.

Irlands verglichener Bevölkerungszustand vom Jahre 1813 und 1821.

Nachfolgende Uebersicht wurde durch den französischen Vize-Konsul, Herrn Moreau (im Bulletin de la soc. de géographie No. VI 1823) mitgetheilt:

Provinzen oder Grafschaften.	Häuserzahl im J. 1813.	Häuserzahl im J. 1821.	Einwohnerzahl im J. 1813.	Einwohnerzahl im J. 1821.		Zuwachs seit 1813.
Leinster.						
1. Carlow	12,090	13,851	69,566	81,287	p	11,721
2. Drogheda (Stadt)	3,086	3,463	16,123	18,118	p	1,995
3. Dublin	16,633	21,987	110,437	160,274	p	49,837
4. Dublin (Stadt)	15,104	16,005	176,610	186,276	p	9,666
5. Kildare	14,564	15,875	85,133	101,715	m	16,582
6. Kilkenny	23,414	26,479	134,664	157,096	m	22,432
7. Kilkenny (Stadt)	mangelt	4,321	mangelt	23,230	m	
8. Kings County	19,705	23,032	113,226	132,319	m	19 093
9. Longford	16,348	17,320	95,917	107,702	m	11,785
10. Louth	mangelt	17,428	mangelt	101,070	m	
11. Meath	25,921	30,432	142,479	174,716	m	32,237
12. Queens County	19,932	23,067	113,857	129,391	p	15,534
13. Wehmeath	mangelt	23,478	mangelt	126,042	p	
14. Wexford	mangelt	29,513	mangelt	169,304	p	
15. Wicklow	13,445	18,419	83,109	115,162	p	32,053
		284,673		1,785,702		
Munster.						
16. Clare	29,301	36,312	160,603	209,595	m	48,992
17. Cork	91,417		523,986	702,000	p	
18. Cork (Stadt)	7,652	12,175	64,394	100,535	m	36,141
19. Kerry	31,749	34,612	178,622	205,037	p	26,415
20. Limerick	17,897	36,089	103,865	214,286	p	110,421
21. Limerick (Stadt)	mangelt	8,268	mangelt	66,042	p	
22. Tipperary	50,224	60,200	290,531	353,402	m	62,871
23. Waterford	19,312	21,493	119,457	127,679	m	8,222
24. Waterford (Stadt)	3,581	4,952	25,467	26,787	p	1,320
				2,005,363		

Digitized by Google

Provinzen oder Grafschaften.	Häuserzahl im J. 1813.	Häuserzahl im J. 1821.	Einwohnerzahl im J. 1813.	Einwohnerzahl im J. 1821.	Zuwachs seit 1813.
Ulster.					
25. Antrim	42,258		231,548	261,601 m	30,053
26. Armagh	21,944	37,714	121,449	196,577 p	75,128
27. Carrickfergus (Stadt) .	1,166	1,144	6,136	8,255 p	2,119
28. Cavan	mangelt	34,744	mangelt	194,330 m	
29. Donegal . . .	mangelt	46,000	mangelt	249,483 m	
30. Down	53,310	62,425	287,290	329,348 p	42,058
31. Fermanagh . . .	19,291	22,912	111,250	130,399 p	19,149
32. Londonderry . . .	31,287	33,913	186,181	194,099 p	7,918
33. Monaghan . . .	27,066	33,197	140,433	178,183 p	37,750
34. Tyrone	46,213		250,746	259,691 m	8,945
				2,001,966	
Connaught.					
35. Galway	21,122	51,484	140,995	286,921 p	145,926
36. Galway (Stadt) . .	3,353	4,185	24,684	27,827 p	3,143
37. Leitrim	17,889	19,123	94,095	105,976 p	11,882
38. Mayo	43,702	53,940	237,371	297,538 m	60,167
39. Roscommon . . .	30,254	38,289	158,110	207,777 p	49,667
40. Sligo	mangelt	24,346	mangelt	127,879 p	
		191,267		1,303,918	

Zusammenzug für 1821.

	Häuserzahl.	Menschenzahl.
Leinster . .	284,673	1,785,702
Munster		2,005,363
Ulster		2,001,966
Connaught . .	191,267	1,053,918
Gesammtbevölkerung		6,846,949

Bemerkung. Der Buchstabe p bei den Bevölkerungsangaben von 1821 bedeutet, daß die Gesammtzahl der Häuser und Einwohner auf den Zählungen beruht, welche von den Enumerators bei ihren vierzehntägigen Umgängen gemacht werden. Der Buchstabe m bedeutet, daß die nebenstehenden Zahlen aus den Berichten der Magistrate gezogen sind, die auf den sorgfältig geprüften Verzeichnissen der Enumerators beruhen.

Digitized by Google

Aus Nordamerika.

Bevölkerung der vereinigten Staaten von Nordamerika und einiger ihrer Hauptstädte. — Bestimmung der Ausmündung des Kupferminenflusses. — Entdeckung der Insel Elisabeth. — Die Gallapagos-Inseln.

Die wachsende Macht und Kraft der nordamerikanischen vereinigten Staaten, und ihres innern Reichthums, steht im Verhältniß mit ihrer fort und fort steigenden Bevölkerung. Es bleibt immerdar lehrreich, diese zu beobachten. Sie ist die Frucht weiser Verfassung und Gesetzgebung. Unlängst (im Juli 1823) gab das Edinburger Quarterly Journal eine Uebersicht von der Größe und Bevölkerung dieser freien Länder. Die Schätzung aber selbst ist vom Jahre 1820, und zwar folgende, von sämmtlichen neunundzwanzig Staaten:

Staaten.	Bevölkerung.	Quadratmeilen.	Einwohn. auf eine Quadratmeile.
1. Maine	298 335	32,628	7. 10
2. New-Hampshire	244,161	9,491	22. 60
3. Massachusetts	523,287	6,250	75. 53
4. Rhode-Island	83,059	1,580	48. 69
5. Connecticut	275,248	4,674	56. 04
6. Vermont	235,764	10,237	21. 29
7. New-York	1,372,812	46,000	20. 81
8. New-Jersey	277,575	8,320	29. 51
9. Pensylvania	1,049,458	46,800	17. 31
10. Delaware	72,749	2,120	34. 28
11. Maryland	407,350	14,000	27. 18
12. Virginia	1,065,366	70,000	13. 92
13. North-Carolina	638,829	48,000	11. 57
14. South-Carolina	502,741	24,080	17. 24
15. Georgia	340,989	62,000	4. 07
16. Alabama	127,901	46,000	0. 72
17. Missisippi	75,440	45,500	0. 98
18. Louisiana	113,407	48,220	1. 80
19. Tenneſſee	422,613	40,000	6. 54
20. Kentucky	564,317	89,000	10. 42
21. Ohio	581,434	40,000	5. 77
22. Indiana	147,178	84,000	1. 99
23. Illinois	55,211	56,122	0. 62
24. Missouri	66,586	445,334	0. 11
25. Michigan Territory	8,896	164,000	0. 07
26. Arkansas Territory	14,246	76,961	0. 12
27. Territory of Columbia	180,114	240,230	
28. Columbia. Distrikt des Regierungssitzes	33,039		
29. Floridas	4,000	35,000	
	9,637,999	1,637,424	

Digitized by Google

Diese Bevölkerung besteht aus weißen	Männern	3,995,053	7,861,710
	Weibern	3,866,657	
Farbigen Leuten	Männern	112,770	238,161
	Weibern	125,391	
Sklaven	Männern	788,028	1,538,128
	Weibern	750,100	
			9,637,999

Der amerikanische Geograph, Herr J. Melish, hat seitdem (1822) zu Philadelphia eine neue Ausgabe seiner geographical Description of the United States erscheinen lassen, worin er ebenfalls die im Jahre 1820 veranstaltete Volkszählung benutzt, aber in einzelnen Theilen von derjenigen Angabe bedeutend abweicht, welche das Edinburger Journal lieferte.

Ihm zufolge beträgt die Anzahl

Der Weißen . .	7,866,551
Der Farbigen, Freien	233,557
Der Sklaven . .	1,538,118
Der Indianer . .	398,969
Zusammen also:	10,037,195 Einwohner.

In diese Zahl aber ist die Bevölkerung von den Florida's noch nicht begriffen. Nach einem von G. Darby (im J. 1821 zu Philadelphia) bekannt gemachten Memoir of the geography etc. of the Floridas beträgt der Flächenraum dieser neuen Erwerbung der vereinigten Staaten bei 54,000 englische Geviertmeilen, davon 39,000 im Süden des 39 Parallelkreises liegen. Die bisherige Bevölkerung war gering, doch steigt sie auf 12,000 Seelen, ungerechnet die Zahl der eingebornen Indianer, die jedoch gering sein soll.

Um das Wachsthum der Gesammtbevölkerung der vereinigten Staaten in einem Zeitraume von siebenundsechszig Jahren recht zu ermessen, muß man sich nur erinnern, daß diese Bevölkerung im Jahre 1753 bloß 1,051,000 Seelen betrug; — im Jahre 1800 aber schon 5,306,932 Seelen. Sie hat sich mithin binnen siebenundsechszig Jahren beinahe verzehnfacht.

Die Anzahl der Männer verhält sich da wie 26 zu 25; — die der Ehen wie 1 zu 30; — die der Geburten wie 1 zu 20; — die der Sterbefälle ungefähr wie 1 zu 40.

Nach der Zählung von 1820 lebten

in der	Stadt	Philadelphia	114,410	Einwohner;
—	—	New-York	123,706	—
—	—	Baltimore	62,738	—
—	—	Boston	43,490	—
—	—	New-Orleans	27,175	—
—	—	Charlestown	24,780	—

Digitized by Google

Sowohl der Norden als der Süden Amerika's bieten noch immerdar Gelegenheit zu neuen Entdeckungen. Die jüngste Unternehmung zur Untersuchung der Nordküsten dieses Welttheiles, welche der Kapitän Franklin im Jahr 1821 anführte, erstreckte sich mehr denn 500 englische Meilen ostwärts dem Kupferminenfluß. Bei dem Anlasse empfing man auch Sicherheit, daß die Mündung des Kupfermineflusses unter 67° 48′ der Breite ist, und daß ostwärts kein Theil der Küste über den 68 Breitengrad hinausgeht.

Im unermeßlichen Umfang des Südmeers werden fast noch jährlich unbekannte Inseln entdeckt. So fand Kapitän H. Ring dergleichen eine, an der er am 1 März 1819 landete. Sie mochte einen Umfang von sechs engl. Meilen haben, zeigte aber keine Spur von Einwohnern, nicht einmal von vierfüßigen Thieren. Er nahm sie, als herrnlose Sache, im Namen des Königs von England in Besitz, und nannte sie Elisabeth. Sie liegt unterm 24° 26′ südl. Breite, und unterm 127° 30′ westl. Länge des Meridians von Greenwich.

Der amerikanische Fregatten-Kapitän David Porter, welcher in den Jahren 1812 bis 1814 im Südmeer kreuzte, fand nicht minder Gelegenheit, die Erdkunde durch Entdeckungen zu bereichern. Nachdem er das Kap Horn umschifft, längs den wilden Felsenküsten Chili's hingesegelt, Valparaiso und Callao (den Hafen von Lima, Mittelpunkt des peruvischen Handels) erreicht hatte, besuchte er die Gallapagos-Inseln, von denen man noch überhaupt wenig, von einigen gar nichts weiß. Sie werden meistens nur von englischen Fischern besucht, denn der Fischfang, besonders der Wallfische, ist hier beträchtlich.

Die Spanier nennen diese Inseln die Verzauberten, vermuthlich wegen der Schwierigkeiten für ihre Schiffe, sich wieder aus dem Labyrinth von Riffen und Klippen herauszufinden. Es ist ein ganzer Archipel, von ohngefähr zwanzig Eilanden. Die vornehmsten heißen Albemarle, Narborough, Charles, Hoods, Chatam, Barrington, Downes, Philipps, James, Binloes, Abington, Wenams, Culpepers und Porter.

Die erst neu entdeckte Insel Porter trägt von selbst Baumwolle; auch eine Baumart von sehr gewürzhaftem Geruch. Sie, wie alle übrigen, scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein, wie selbst ihre Küsten verrathen. Ein solcher Vulkan brach, eben als Porter hier war, auf der Insel Albemarle aus. Alle Inseln sind unbewohnt. Obgleich ein armer irländischer Matrose auf einem der Eilande mehrere Jahre hatte leben müssen, konnte er sein Dasein doch nur mühsam fristen. Blos die Schildkröte findet sich häufig, und zwar von einer so außerordentlichen Gestaltung, daß Porter sie die Elephanten-Schildkröte geheißen hat.

Digitized by Google

Ueberſicht der in den Jahren 1816 bis 1822 von dem franzöſiſchen Naturforſcher, Hrn. Auguſte de Saint-Hilaire, im Innern von Braſilien durch die ciſplatiniſche Provinz *), und die ſogenannten Miſſionen von Paraguay, gemachten Reiſen.

(Im Auszuge ſeiner der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris erſtatteten und in den Mémoires du museum d'histoire naturelle (1823) abgedruckten Berichte.)

Meine Abreiſe aus Frankreich geſchah am 1 April 1816, mit der Fregatte Hermione, und in Begleit des Herzogs von Luxembourg, welcher als franzöſiſcher Botſchafter nach Rio-de-Janeiro ging. Der ſehr kurze Aufenthalt, den wir unterwegs in Liſſabon, auf Madera und Teneriffa machten, geſtattete keine Beobachtungen, und reichte eben nur hin, die Unterſchiede wahrzunehmen, welche die Breiteänderungen in der Entwickelung der nämlichen Pflanzen darſtellen. In Breſt hatten wir die Pfirſichbäume noch ohne Blätter und Blüthen zurückgelaſſen; am 8 April ſtanden dieſelben zu Liſſabon in völliger Blüthe; auf Madera hatten ſie am 25 Früchte angeſetzt, und das Getreide ſtand in Aehren; auf Teneriffa war am 29 Getreideärnte, und die Pfirſiche fanden ſich völlig reif.

In Rio-de-Janeiro verweilte ich ſo lange, als der Botſchafter dort blieb, und ich benutzte dieſe Zeit zu genauer Bekanntſchaft mit den Umgebungen. Der in dieſem Theile von Braſilien herrſchende ungemein hohe Grad von Feuchte erhält die Vegetation in ununterbrochener Wirkſamkeit, und das ganze Jahr hindurch ſtehen eine Menge Pflanzen in Blüthe; Sommer und Winter unterſcheiden ſich kaum durch einen geringen Unterſchied des grünen Kolorits der Wälder, und, mit Ausnahme der hohen Berge in der Kapitanſchaft der Minas-Geraes, iſt wohl der Bezirk von Rio-de-Janeiro unter allen Landſchaften des ſüdlichen Braſiliens diejenige, welche auf gleich großer Bodenfläche die mannigfaltigſte Flora darbietet.

Mein erſter Ausflug ging an die Geſtade des Parahyba, 25 bis 30 Meilen von Rio-de-Janeiro, wo ich in dem, mitten im Urwald gelegenen prächtigen Landſitze (Uba) des Commandeurs Joao' Rodrigues Pereira de Almeida, einen monatlichen Aufenthalt machte. Die

---

*) Die ciſplatiniſche Provinz iſt derjenige Theil des alten Paraguay, welcher zwiſchen dem Meere, dem Rio de la Plata, dem Uruguay, den Miſſionen und der Kapitanſchaft von Rio Grande liegt. Es iſt derſelbe durch Beſchluß der am 15 Junius 1822 verſammelten Abgeordneten dem Königreiche Braſilien einverleibt worden.

Digitized by Google

Wälder, welche in geringer Entfernung von Uba ſich gegen Rio-Bonito ausdehnen, dienen als Zufluchtſtätte für etliche hundert Indianer, die von den Portugieſen Corsados genannt werden, ein Name, welcher die ſchwachen Ueberreſte verſchiedener Völkerſtämme vereinbart. Wenn gewiſſe Geſammtzüge allen amerikaniſchen Nationen gemeinſam angehören, ſo unterſcheiden dieſe ſich jedoch durch eigenthümlichen phyſiognomiſchen Ausdruck nicht minder, als dies bei den verſchiedenen europäiſchen Nationen der Fall iſt. Die Coroados vom Rio-Bonito ſind, glaub' ich, die häßlichſten und widrigſten unter allen Indianern, die mir auf meinen Reiſen vorkamen. Ihre Hautfarbe iſt ein ſehr dunkles Nußbraun; von beinahe durchaus kleiner Statur, tragen ſie einen ſehr großen Kopf mit frecher Stirne, tief in die Schultern verſteckt, und ihr ganzer Geſichtsausdruck hat etwas ſo Gemeines und Niedriges, wie ich bei andern Landes-Eingebornen nie ſah. Dabei ſind ſie im höchſten Grade nachläßig, traurig, gleichgültig und ſelbſt auch dumm. Wer ſie liebkoſen oder ihnen Geſchenke machen will, den ſchauen ſie kaum an. Bald legen ſie eine alberne Schüchternheit zu Tage, und bücken ſich tief wie Kinder, wenn man zu ihnen ſpricht; bald aber lachen ſie wieder laut auf, ohne daß ſich errathen läßt, warum. Bei dreißig Meilen Entfernung von der Hauptſtadt ziehen dieſe Indianer in den Wäldern umher, nicht ſelten mit ſchändlichen Krankheiten behaftet, in trauriger Abhängigkeit von Mulatten und der niedrigſten Volksklaſſe, mit der ſie in Berührung kommen; Niemand denkt daran, ihnen irgend einen moraliſchen Begriff beizubringen, oder auch nur den ſchwächſten Grad von Geſittung ihnen zu Theil werden zu laſſen. Als Hr. Delalande ſeine Rückreiſe nach Europa angetreten hatte, nahm ich ernſtlich Bedacht, meine bisherigen botaniſchen Arbeiten nun auch auf Zoologie auszudehnen, und während des Aufenthalts in Uba fing ich demnach an, Mammalien, Vögel und Inſekten zu ſammeln.

Am 7 Dezember 1816 unternahm ich, von Rio-de-Janeiro aus, die Reiſe in die Kapitanſchaft der Bergwerke (des mines), und fünfzehn Monate wurden auf die Beaugenſcheinung des größten Theils dieſer ausgedehnten Landſchaft verwandt. Die bei Rio-de-Janeiro anfangenden Urwälder dehnen ſich in einer Breite von mehr denn 50 Meilen aus, ohne ſehr bedeutſame Verſchiedenheiten; doch, weil der Boden ſich allmälig höher hebt, und die Feuchtigkeit ungefähr in gleichem Verhältniß abnimmt, ſo nehmen auch Reichthum und Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchſes allmälig ab.

Bis über den Ort hin, welcher Mantiqueira genannt wird, beſteht die Landſchaft aus einer Reihe ſteiler und durch tiefe Thalgründe getrennter Berge; aber etliche Meilen weiter hin, in der Nähe der Stadt Barbacene, wird das Land ebener, ſtatt der Berge finden ſich nun abgerundete Hügel, und der Wanderer überſieht ſehr ausgedehnte Viehweiden; mit der allmälig veränderten Vegetation kommen jetzt auch andere Vögel und Inſekten zum Vorſchein. Neben den Gräſern ſind es krautartige Gewächſe und Sträucher, aus denen dieſe Viehweiden beſtehen; es wachſen hier viele Pflanzen mit zuſammengeſetzten Blüthen, vorzüglich Vernonien; Myrteen und Melaſtomeen ſind ſehr gemein; hingegen trifft man nun weiter keine Acantheen mehr an,

Digitized by Google

die im Urwalde so häufig waren. Diese Viehweiden heißen campos (man wird späterhin sehen, daß es verschiedene Arten campos gibt), und sie werden überall in den höhern, wenig bergigen südlichen Landschaften der Kapitanschaft der Bergwerke angetroffen; sie bilden einen ansehnlichen Theil der Comarca vom Rio-das-Mortes, und hier werden die großen Viehheerden für den Bedarf der Bewohner von Rio-de-Janeiro gezogen; wo jedoch auf dem offenen, nur wellenförmigen Boden ein feuchter und tiefer Thalgrund oder eine Vertiefung am Abhange eines Hügels vorkommt, da kann man versichert sein, auch eins jener Wäldchen anzutreffen, die von den Einwohnern capoés genannt werden, wo sie ihre Pflanzungen anlegen, und deren Vegetation von jener der Urwälder völlig verschieden ist.

Während die Gegend um Rio-de-Janeiro durch Pracht und Mannigfaltigkeit den Reisenden in Bewunderung setzt, stellt sich hingegen die Gegend von Villa-Rica, der Hauptstadt der Kapitanschaft der Bergwerke, durch ihr wildes und dürres Aussehen ungemein traurig dar. Ein zerspaltenes, zerrissenes und in allen Richtungen durchwühltes Erdreich bezeichnet die Arbeiten der Bergleute; die alten Wälder sind abgebrannt; statt des grünen Rasens erblickt man nur dürre Kieselgründe; die Bäche und Flüsse, durch die Arbeiten der Bergwerke verunreinigt, führen röthliche und schlammige Gewässer.

Obgleich ohne alle hydraulischen Kenntnisse, verstehen die Bewohner der Kapitanschaft von Minas-Geraes es doch recht gut, die Wasser dahin zu leiten, wo sie ihrer bedürfen. Uebrigens ist die Kunst des Bergbaues bei ihnen noch in der Kindheit; beim Waschen des Goldes geht vieles Metall verloren, und bei den Grubenarbeiten gehen sie so ungeschickt zu Werk, daß viele Sklaven unter einstürzendem Erdreich ihr Grab finden.

Die hohen Berge um Villa-Rica her sind gar viel reicher an Pflanzen, als die campos der Comarca des Rio-das-Mortes, und es wären wohl mehrere Jahre erforderlich, um die Flora von den Serras d'Itacolumi, von Caraca, von Deos-Livre u. s. w. zu erschöpfen. Hier wachsen vorzüglich eine Menge kleinblättriger Melastomeen, einige hübsche Sauvagesien, viele Eriocaulon, Xiris und eine große Anzahl Composeen, Apocineen u. s. w. Unter den eigenthümlichen Pflanzen der hohen Berge dieser Kapitanschaft kann ich die Gattung Velosia (Vandeli's) nicht unbemerkt lassen. Sie gehört zur Familie der Amarillideen; mehrere ihrer gesellig lebender Arten, bilden mittelst der ausgebreiteten, kurzen, dichten und schuppigen Zerästungen niedrige Sträucher, deren Aeste in einen Büschel grasartiger Blätter endigen, aus dessen Mitte sich blaue, violette, mitunter auch weiße Blumen, so groß wie unsere Lilien, entwickeln.

Das Dasein des in dieser Landschaft häufig vorkommenden Eisens wird durch verschiedene eigenthümliche Pflanzen angezeigt, unter andern durch einen Rubiaceen-Strauch, mit wohlriechenden Blüthen, welchen die Einwohner Quina da serra oder do Remijo nennen (Cinchona sanguinea), und die für gleiche Zwecke wie die peruanische China gebraucht wird.

Die ausgedehnte Waldung, welche sich von Villa-Rica bis Villa-do-Prineipe erstreckte, ist jetzt gutentheils in Viehweide verwandelt. Wenn hier zu Lande ein Urwald gefällt und

Digitized by Google

durch Feuer zerstört wird, so sieht man an der Stelle seiner Riesenbäume alsdann ganz andere und viel schwächere Holzarten nachwachsen. Wird dies neue Holz (capueiras genannt) wiederholt abgebrannt, um in dem mit seiner Asche gedüngten Boden einige Pflanzungen zu veranstalten, wie anfänglich auch im abgebrannten Urwalde geschehen war *), so kommt nun alsbald eine große Farrnkrautart zum Vorschein, die der Pteris aquilina sehr gleicht; in kurzer Zeit dann endlich sind Bäume und Sträucher völlig verschwunden, und eine graulichte, behaarte, einblumige Grasart überdeckt nun den Boden also, daß nur noch wenig andere einzelne Pflanzen zwischen ihren dichten Stengeln Platz finden mögen. Sie führt den Namen capim melado oder capim gordura **), weil sie einen klebrigen Saft in Menge ausschwitzt. Mit Recht werden von manchen Einwohnern die Viehweiden, von denen so eben die Rede war, campos artificiaes genannt, und dadurch von denen des Rio-das-Mortes unterschieden, welche campos naturaes heißen.

Vormals war Ueberfluß des Goldes in den Umgebungen von Villa-Rica; das Land war reich und blühend, und es wurden viele hübsche Dörfer angelegt; seither aber ist das Metall, dem die Kapitanschaft der Bergwerke ihre Bevölkerung verdankt, selten oder schwer zu erbeuten geworden; die Sklaven sind gestorben, und sie konnten aus Mangel an Fonds nicht ersetzt werden; die Bergleute hatten den Boden weit umher aufgewühlt, und der Landwirthschaft entzogen; ihre mit capim gordura bewachsenen Felder sind ihnen unnütz, weil sie weder Pflug noch Dünger gebrauchen wollen; dies zwingt sie dann, ihre frühern Wohnsitze zu verlassen; sie verbreiten sich auf den Grenzen ihres weiten Landes, zerstören da andere Wälder, und mißgönnen den umherziehenden Horden der Botocudos ***) die ihnen noch übrigen Fluchtstätten.

Eine durch erlittene Beschwerden herbeigeführte Krankheit hielt mich in Villa-do-Principe zurück. Nach Abfluß eines Monats erst konnte ich mich wieder auf den Weg machen; aber statt diesen jetzt nordwärts fortzusetzen, drang ich in den dichten Wäldern vor, welche auf der Ostseite der Kapitanschaft der Bergwerke stehen, und gelangte nach Palanha, wo eine jener Milizabtheilungen verlegt ist, welche die Grenzen der Kapitanschaft gegen die Einfälle der Wilden schützen sollen. †)

Ich hatte über Uba hinaus keinen Indianer mehr gesehen; aber in Passanha fand ich die

---

*) Hierauf beruht das landwirthschaftliche System der Brasilianer in den Kapitanschaften Rio-de-Janeiro, Minas-Geraes, Goyaz u. s. w., wo weder Pflug noch Dünger gebraucht werden.

**) Nicht selten folgt das capim gordura auch unmittelbar auf die capueiras, oder zeigt sich mitten darunter nach Abschlagung des Urwaldes.

***) Der Name ist, wie der Prinz von Neuwied sehr richtig bemerkt hat, portugiesischer Herkunft, und es darf derselbe nicht, wie einige Reisende gethan haben, Borecudis geschrieben werden.

†) Diese Milizposten, die aus wenigen Soldaten bestehen, sind sieben aufgestellt; sie führen sehr uneigentlich den pomposen Namen von Divisionen, und sie wurden unter dem Ministerium des Grafen von Linhares errichtet.

Digitized by Google

Ueberreste mehrerer eingeborner Völkerschaften, die sich, aus Furcht vor den gegen alle übrigen indianischen Stämme feindseligen Botocudos, den Portugiesen genähert haben. In den Wäldern von Passanha gedeiht der Weizen recht gut, und sein Ertrag ist gewöhnlich der vierzigfache. Weil über diesen Ort hinaus nur unwegsame und von den mit den Portugiesen in Krieg lebenden Botucudos bewohnte Wälder vorhanden sind, so mußte ich den Rückweg einschlagen, und ich besuchte nun den Bezirk von Minas-Novas, woher Europa so viele Amethysten, Chrysolithen, weiße Topase und Aquamarine erhielt.

Die breiten, in diesem Bezirk häufig vorkommenden Ebenen sind mit einer Art von Zwergwäldern besetzt, die aus drei bis fünf Fuß hohen, dichtverwachsenen Sträuchern bestehen, welche je nach den Oertlichkeiten aus sehr verschiedenen Gattungen und Arten gebildet sind, worunter jedoch weitaus am meisten und häufigsten eine flachlichte Mimose, mit feinem zierlichem Blattwuchse und ährenförmigen Blüthen. Dieses Zwergholz, dem der Name carascos gegeben wird, ist mir ausser dem Bezirk der Minas-Novas nur selten vorgekommen.

Nachdem ich auf sehr schlimmen Wegen dieses öde, den Einfällen der Botocudos häufig ausgesetzte Land durchwandert hatte, traf ich bei Alto-dos-Bois (Luhberg) ein, wo die Dorfschaft der Maconis gelegen ist.

Beinahe der ganzen Länge von Brasilien nach sprechen die Küsten-Indianer verschiedene Mundarten von derjenigen Sprache, welche die Jesuiten lingoa geral heißen, und welcher auch die in den Missionen und dem ganzen eigentlichen Paraguay gebräuchliche Guarani-Mundart angehört; aber auffallend merkwürdig ist der Umstand, daß die Sprachen der Eingebornen des Binnenlandes, der Maconis, Coroados, Malalis, Monoxos, Machacunis oder Machacares, Bororos, Coyapos u. s. w., der Guarani-Sprache überall nicht gleichen, und beinahe wieder eben so sehr unter sich selbst verschieden sind.

Meine Ankunft in Villa-do-Fanados, der Hauptstadt vom Bezirk der Minas-Novas*), traf in den Monat Mai, wo Insekten und blühende Pflanzen bereits selten zu werden anfingen. In Rio-de-Janeiro fällt durch alle Monate des Jahres fast gleichmäßiger Regen; anders verhält sich's in den Kapitanschaften von Minas, von Goyaz und in einem Theil derjenigen von St. Paul. Hier regnet es im Februar und März, in den darauf folgenden Monaten hingegen wird die Erde kaum anders als durch nächtlichen Thau erfrischt.

Ueber Villa-do-Fanado hinaus senkt sich der Boden und wird eben; die Vegetation ändert nochmals, und man trifft einen Holzwuchs an, der zwischen dem Urwald und den carascos das Mittel hält. Die Cattingas, so heißen sie, stellen meist ein sehr dichtes Buschwerk von Sträuchern und Schlingpflanzen dar, aus denen Bäume mittlerer Größe emporragen. Zu Ende der Regenzeit fangen die Cattingas an ihre Blätter zu verlieren, und im Junius sind sie völlig

*) Sie führt auch den Namen Villa-do-Bom-Successo. Tocayes oder Tocaya, die häufig als Hauptstadt der Minas-Novas genannt wird, ist ein erdichteter Ort. Vielleicht meinte man den Wohnsitz der Tocaios.

Digitized by Google

entblättert; alsdann trifft man auch keine Insekten mehr an, und die meisten Vögel sogar ziehen gegen die Ufer der Flüsse und in die Nähe der Wohnungen. Lange vor der Rückkehr des Sommers jedoch beginnt die Knospenentwickelung vieler Bäume; die Bombax stehen in Blüthe, ehe sie noch Blätter erhalten; und wenn endlich der Regen wieder anfängt, dann kehrt auch der grüne Rasen wieder, Bäume und Sträucher schmücken sich mit neuer Pracht, und mit ihnen kommen die Insekten zurück. Der Beweis, daß die Cattingas wegen Trockne ihre Blätter verlieren, liegt übrigens darin, daß sie am Flußgestade und um die Brunnen her grün bleiben, so daß der Reisende, der diese Wälder durchzieht, öfters gleichzeitig das lachende Bild des Frühlings neben dem des Winters vor Augen hat.

Nach einer langen Wanderung durch die Cattingas stellte sich mir plötzlich ein neuer Wechsel der Vegetation dar. Herrliche Wälder, vom schönsten Grün, folgten ohne Uebergang dem entlaubten Holze. Das Erdreich der Cattingas ist ein Gemisch von feinem Sand und einer schwärzlich-lockern Pflanzenerde; wogegen dasjenige des wieder eintretenden Urwaldes ungleich minder sandig und viel substanzieller ist: hierauf einzig, glaube ich, beruht der eben bezeichnete so auffallende Unterschied.

Als ich den Urwald erreicht hatte, befand ich mich ungefähr 50 Meilen von Villa-do-Fanado, in der Nähe von St. Miguel-da-Jiquitinhonha. *) Zahlreiche Botocudosstämme besuchen die benachbarten Wälder dieses Weilers, und leben mit den Portugiesen in gutem Verständnisse. Ich habe vierzehn Tage unter diesen Indianern gewohnt, welche von allen eingebornen Brasilianern ohne Zweifel die rachsüchtigsten und unvorsichtigsten, zugleich aber die munterſten, geselligsten, tapfersten, vielleicht auch geistreichsten sind. Ich gab mir Mühe, diesen seltsamen Völkerstamm näher kennen zu lernen, und als ich die Ufer des Jiquitinhonha verließ, folgte mir ein junger Botocudo, der seither mein steter Reisegesellschafter gewesen ist, und den ich bei meiner Rückkehr nach Europa, mit allerlei Nothbedarf versehen, in sein Vaterland zurücksandte. **)

---

*) Man schreibt auch Giquitinhonha oder Jequitinhonha, niemals aber, wie ein neuerer Reisender gethan hat, Jiaitinhonha.

**) Die unter des Marquis von Pombal ruhmwerthem Ministerium vom Könige Joseph erlassenen Gesetze haben die Freiheit der Indianer verkündigt. Dessen unerachtet ward, während Johanns VI Aufenthalt in Rio-de-Janeiro, ein Dekret erlassen, welches den Pflanzern diejenigen Botocudos, die sie zum Unterricht bei sich aufnehmen, für zehn Jahre als Leibeigene zuspricht. Dies Dekret hat, wie leicht zu denken, die schrecklichsten Mißbräuche veranlaßt. Mulatten, und selbst auch Weiße, kaufen entweder für Kleinigkeiten Kinder von ihren Aeltern, oder rauben dieselben auch wohl, und verkaufen sie hernach in den verschiedenen Dörfern vom Bezirke Minas-Novas. Zur Zeit meines Aufenthalts an den Ufern des Jiquitinhonha fanden sich bereits keine Kinder mehr in den am meisten mit den Portugiesen in Verkehr lebenden Stämmen (lotes), und um deren weiterhin verkaufen zu können, hatten diese Stämme mit den entfernter liegenden Krieg zu führen angefangen. Die sehr verständigen Instruktionen welche die Kapitanschaft von St. Paul ihren Deputirten ertheilt hat, lassen mich hoffen, die neue brasilianische Regierung werde sich mit dem Schicksal der Indianer beschäftigen, und das erwähnte Dekret beförderlich zurücknehmen.

Digitized by Google

Die Botocudos bringen ihr Leben in Wäldern zu, ohne bleibende Wohnsitze, ohne eine Spur von gottesdienstlichem Kultus, ohne andere Ordnung, als die auf wenigen von den Aeltern an die Kinder überlieferten Uebungen beruht. Sie bauen die Erde nicht an, und ihr Kunstfleiß beschränkt sich auf etwas grobe Töpferwaaren, auf die Verfertigung von kleinen Garnsäcken, Bogen und Pfeilen. Die Jagd ist ihre einzige Beschäftigung; aber derjenige, welcher ein Stück Gewild erlegt hat, überläßt dasselbe seinen Gefährten und genießt selbst nichts davon. Sie schmieren sich den Leib mit schwarzer und rother Farbe, sind übrigens völlig unbekleidet, und gibt man einem Weib ein Stück Zeug, so gebraucht sie es nicht anders, als zum Kopfputz. Den acht- bis zwölfjährigen Kindern werden Ohren und Unterlippen durchstochen, und Stücke Bambusrohr in die Oeffnung gebracht, die man bald nachher mit Scheiben aus leichtem Holz und allmälig mit größern, bis zu anderhalb und zwei Zoll im Durchmesser, vertauscht. Die Botocudos leben in einfacher Ehe, die jedoch aufgelöst werden mag; der Gatte, welcher den andern Theil im Ehebruch antrifft, ist befugt, ihm lange Einschnitte auf die Arme zu machen; eine Strafe, die der schuldige Theil sich ohne Einwendung gefallen läßt. Wenn diese Indianer durch irgend etwas leidenschaftlich bewegt sind, wenn sie Mißfallen oder Dankbarkeit ausdrücken wollen, so schwingen sie ihre Pfeile, ihr Gesichtsausdruck wird belebt, statt zu reden, singen sie, und die eintönig näselnde Stimme wird mit Ausbrüchen von heftigem Geschrei unterbrochen. Die öfters beinahe weißfarbigen Botocudos scheinen der mongolischen Race noch näher verwandt zu sein, als die übrigen Indianer. Der junge Botocudos, welcher mein Reisebegleiter war, als er zum erstenmal Chinesen in Rio-de-Janeiro sah, nannte dieselben seine Oheime, und der Gesang dieses letztern Volkes ist zwar ungleich milder, sonst aber völlig derjenige der Botocudos.

Die Rückkehr nach Villa-do-Fanado machte ich auf einem andern Wege, welcher durch verschiedene Dörfer des Bezirks Minas-Novas führt, deren Einwohner wohlhabend geworden sind, seit sie, statt des abentheuerlichen Gold- und Edelsteinsuchens, sich mit dem Anbau der Baumwollpflanze beschäftigen, die zumal in dem leichten Boden der Cattingas vortrefflich gedeiht.

Unter der Kolonialherrschaft war den Bergleuten streng verboten, von dem in Menge vorhandenen Eisen auch nur das Mindeste zu schmelzen; seit der Versetzung des Hofes von Lissabon nach Rio-Janeiro hingegen wird den Brasilianern die Benutzung dieser reichen Naturgeschenke gestattet. Die Regierung selbst hat Eisenwerke angelegt, und viele Privaten schmelzen das Metall für ihren Hausgebrauch. Das bedeutsamste (durch den Kapitän Manoel Jose Alvez Pereira errichtete) Werk dieser Art haben in Bom-Fim, nahe bei Araſſuahy, im Bezirk Minas-Novas gesehen, und es gewährte mir dies Merkmal von Arbeit und Gewerbsfleiß, nach so vielfachen Zeugnissen von Unthätigkeit und Trägheit, ein lebhaftes Vergnügen.

In Araſſuahy befand ich mich zum zweitenmal in der Nähe des Demantenbezirks; ehe ich denselben aber besuchte, wollte ich annoch denjenigen Theil der Kapitanschaft der Bergwerke besehen, welcher die Wüste (Certao) genannt wird. Es ist dies eine weite, wellenför-

Digitized by Google

mige, von einigen Bergen durchschnittene Landschaft, die, auf der Weſtſeite der Kapitanſchaft gelegen, zum Waſſerbecken des Rio-de-San-Franciſco gehört. Hier wachſen in den Niederungen ohngefähr ähnliche Cattingas, wie jene der Minas-Novas ſind; der nutzbare und prachtvolle Buriti-Palmbaum erhebt ſich mitten aus den Sümpfen; und die Plattformen endlich ſind mit Viehweiden bedeckt, worauf verſchiedene Arten krummer und niedriger Bäume wachſen, die eine korkartige Rinde, meiſt harte und ſpröde Blätter haben, und deren Ausſehen ſo ziemlich demjenigen der Apfelbäume auf unſern Wieſengründen gleicht.

Abgeſehen von den Urwäldern zeigt ſich in den verſchiedenen Vegetationen der Kapitanſchaft der Bergwerke eine Art Stufenleiter, indem die Pflanzen nach Maasgabe des ſich hebenden Bodens kleiner werden. Das Hornvieh und die Pferde machen den Hauptreichthum der Certao oder der Wüſte aus, und die darin häufig vorkommende ſalpeterhaltige Erde erſetzt dem Hornvieh das Salz, welches in den übrigen Theilen der Kapitanſchaft der Bergwerke, ſo wie in jener von St. Paul, für ſeine Erhaltung und Geſundheit ganz unentbehrlich iſt.

In nordweſtlicher Fortſetzung meiner Reiſe gelangte ich endlich zum Rio-de-San-Franciſco, einem herrlichen Fluſſe, der jedoch, als eine Urſache häufiger Krankheiten, in der Kapitanſchaft faſt nur mit Schrecken genannt wird. Seine in der Regenzeit nach und nach anſteigenden Gewäſſer treten eine Meile weit, und noch mehr ſich verbreitend, über ihr Bett aus. Im Dezember hat die Ueberſchwemmung ihre größte Höhe erreicht; nach und nach aber verdünſten die Gewäſſer und flieſſen ab, ſo daß im April der Boden überall mit Schlamm bedeckt iſt. Die faulenden animaliſchen und vegetabiliſchen Stoffe verderben die Luft, und es nehmen alsdann die Krankheiten ihren Anfang, welche alljährlich an den Ufern des Rio-de-San-Franciſco herrſchen. Ein hitziges Fieber wütet mörderiſch unter den Einwohnern, und ſchwächere oder noch nicht acclimatiſirte Körper unterliegen ihm vielfältig.

Das überſchwemmte Land des Rio-de-San-Franciſco *) führt den Namen lagudissos, und es iſt daſſelbe mit zwei ſtachligen Schottengewächſen bedeckt (einer kleinblätterigen Banhinie und einer wohlriechenden Mimoſe), die ein faſt undurchdringliches Gebüſch bilden. Obgleich im Auguſt und September, wo ich die Wüſte des Rio-de-San-Franciſco durchzog, von Krankheiten nichts zu beſorgen war, ſo gehörte dennoch dieſer Theil meiner braſilianiſchen Reiſe zu den beſchwerlichſten, und um der ausnehmenden Trockene willen auch zu den dürftigſten, hinſichtlich der naturwiſſenſchaftlichen Ausbeute.

Der Demanten-Bezirk, in welchen ich aus der Wüſte überging, mag etwa zwölf portugieſiſche Meilen Umfang haben. Dieſe wahrſcheinlich höchſt gelegene Gegend der ganzen Kapitanſchaft der Bergwerke enthält faſt nur unfruchtbares Erdreich, Sand und nackte Felſen,

*) Es mag dies hinreichend ſein, um die glänzenden Beſchreibungen zu würdigen, welche von den Ufern des Rio-de-San-Franciſco ſind mitgetheilt worden. Freilich muß die Landſchaft zur Regenzeit einen lieblichen Anblick gewähren; ein ewiger Frühling aber wird darin keineswegs angetroffen, zumal faſt alle Bäume in der trockenen Jahreszeit ihre Blätter verlieren.

Digitized by Google

zwiſchen denen jedoch viele ſeltene und merkwürdige Pflanzen wachſen. Ein Unfall, der lebensgefährlich werden konnte, hielt mich einen ganzen Monat in Tijuco, dem Hauptorte des Bezirks, zurück *). Ich benutzte dieſe Muße, um mir über die ſonderbare Verwaltung dieſes Landes nähere Aufſchlüſſe zu verſchaffen, und nachher beſuchte ich die verſchiedenen Stellen, wo noch jetzt durch Auswaſchen Diamanten gewonnen werden. Im Muttergeſtein werden dieſelben nicht mehr gefunden, ſondern nur in Flußbetten, oder an ihren Ufern. So häufig wie vormals gewinnt man ſie lange nicht mehr; obſchon aber ungleich weniger Sklaven als früherhin dazu verwendet werden, ſo hat jedoch die Ausbeute in den zehn Jahren, die dem Jahr 1818 vorangingen, im Durchſchnitte 18000 Karate betragen.

Um nicht auf gleichem Wege nach Villa-Rica zurückzukehren, folgte ich dem Grathe der ſogenannten Serra-da-Lapa-Berge, welche zum Theil die Waſſerſcheide vom Rio-Doce und San-Francisco bilden und zu den höchſten in der Kapitanſchaft der Bergwerke gehören. Beiläufig will ich hier bemerken, daß die Fiſche der Flüſſe von der Weſtſeite dieſer Berge, welche ſich in den Rio-de-San-Francisco ergieſſen, meiſt verſchieden ſind von denen der oſtwärts flieſſenden, die ſich mit den Waſſern des Rio-Doce vereinbaren.

In der Serra-da-Lapa würde ich die reichſte Pflanzenärnte gemacht haben, wenn die ſeit Monatsfriſt fallenden Regen mich nicht gezwungen hätten, die Bergregion wieder zu verlaſſen, wo die kleinſten Bäche in Ströme verwandelt waren. Mit der üppigen Vegetation waren auch die Inſekten wieder eingetroffen; aber man mag ſich kaum eine Vorſtellung von der Zeit und Mühe machen, welche weniger das Einſammeln, als vielmehr das Aufbewahren von Naturkörpern während der Regenzeit erheiſcht.

Ehe ich Villa-Rica erreichte, kam ich durch Sabara, und in der Nähe dieſer Stadt, auf der Serra-da-Piedade, hatte ich Anlaß, einen auſſerordentlichen Fall von Katalepſie zu beobachten, welcher in der ganzen Kapitanſchaft vieles Aufſehen machte. Sabara iſt einer der Punkte dieſer Kapitanſchaft, wo der Weinbau mit dem beſten Erfolge getrieben wird. Wie in Villa-Boa und anderswo, reift die Rebe jährlich zweimal vortreffliche Früchte, das erſtemal während der Regenzeit und das zweitemal in der trockenen Jahreszeit.

Von Villa-Rica aus traf ich durch die Stadt S. Joao-del-Rey, im März 1817, wieder in Rio-de-Janeiro ein, mit dankbaren Gefühlen gegen ein Volk erfüllt, unter welchem ich die liebenswürdigſte Gaſtfreundſchaft gefunden hatte, das einen ſanften und mittheilenden Karakter, Kunſtgefühl, vielen Verſtand und ungemein leichte Faſſungskraft beſitzt, und deſſen etwaige Mängel großentheils derjenigen Landesverwaltung zur Laſt fallen müſſen, welche bis zur Ankunft Johann VI in Rio-de-Janeiro ſtatt gefunden hatte.

Die Ordnung meiner Reiſenoten und Sammlungen, ſo wie einige botaniſche Arbeiten, die

*) Ich wohnte während dieſer Zeit im Hauſe des Demanten-Intendanten, Hrn. Manoel Ferreira da Camara Bethancourt e Sa, und ich bin dieſem eben ſo einſichtsvollen als biedern Verwalter unendlich viel Dank ſchuldig.

Digitized by Google

in den Mémoires du muséum d'hist. nat. sind abgedruckt worden, beschäftigten mich während meines Aufenthalts in der Hauptstadt, die ich bald nachher zum Besuch der nordwärts von Rio-de-Janeiro sich ausdehnenden Küste wieder verließ und mich in die Kapitanschaften von Santo-Spirito und Rio-Doce begab. Die Landschaft, welche, bis man zu diesem Flusse gelangt, durchwandert wird, ist zwischen dem Ozean und derjenigen Kordillere gelegen, die mit dem Meere parallel einen beträchtlichen Theil von Brasilien durchzieht, und sich abwechselnd mehr oder weniger dem Gestade nähert. Eine Reihe von Seen, die sich bis zur Stadt San-Salvador-de-Campos erstreckt, und wovon mehrere mit dem Meere zusammenhängen, scheint darzuthun, daß in einer nicht allzufernen Zeit die Gewässer des Ozeans sich bis zu den Bergen ausdehnten. Die sumpfigen oder völlig sandigen Stellen ausgenommen, ist die Landschaft gegenwärtig mit Urwald oder mit solchen Pflanzen besetzt, die jenen, wenn er durch Menschenhand zerstört wird, ersetzt.

Im Allgemeinen dehnen sich die um Rio-de-Janeiro wachsenden Pflanzen weithin an der Nordküste aus. Inzwischen traf ich eine für mich neue Vegetation auf den ans Meer grenzenden Landschaften, welche Restingas heißen. Vier bis sechs Fuß hohe, vielästige Sträucher stehen vereinzelt, und ihre verschiedenen Arten tragen durch Wuchs und Blätterform eigenthümlichen Karakter; kleine Schlingpflanzen dehnen sich zwischen ihren Aesten aus; der Loranthus rotundifolius überzieht gleichsam die zahlreichen Myrteen, und die steifen nackten Stengel des Cactus kontrastiren mit den Massen gerundeter Blätter, von denen sie umgeben sind: man könnte glauben, einen englischen Garten vor sich zu haben, dessen Sträucher in den gefälligsten Verbindungen oder Abstichen geordnet wurden. Auf trockenem Boden wird zwischen den Sträuchern nur Sand angetroffen; auf feuchtem Erdreiche hingegen wachsen niedrige Pflanzen, die den Gattungen Scirpus, Eriocaulon und Xiris angehören, und auf noch feuchterm endlich dehnt sich ein niedlicher, mit den fleischfarbenen Blüthen einer Hedyotis besetzter Teppich aus. Auch das Jonidium ipecacuanha (aublet's Viola itoubou, oder die Viola ipecacuanha) wächst hier mitten im Sande der Restingas. Mit Ausnahme der Serra-de-Caraca und derjenigen von Penha in der Kapitanschaft der Bergwerke, ist die Restinga in der Nachbarschaft der Cidade *) vom Cap Frio, für die Botanik leicht der bedeutsamste Ort, den ich bisher antraf. Ehe ich diese Cidade erreichte, kam ich durch die Dorfschaft San-Pedro, wo die einzigen annoch auf der Küste zwischen Rio-de-Janeiro und San-Salvador-de-Campos befindlichen Indianer wohnen. Jenseits der Cidade vom Cap Frio besuchte ich das Vorgebirg dieses Namens, die erste Landspitze, welche die aus Europa nach Rio-de-Janeiro kommenden Seefahrer auf der brasilianischen Küste wahrnehmen.

*) Den Namen Cidade führen überhaupt nur jene Städte, die eine bischöfliche Residenz haben. Cap Frio erhielt denselben außerordentlich unter Philipp II., und sie hat ihn seither beibehalten.

Digitized by Google

Im Bezirke Goytacazes*) findet ſich eine ausgedehnte Ebene zwiſchen den Bergen und dem Ozean. Hier gedeihen die Zuckerpflanzungen beſſer, als ſonſt irgendwo in der Kapitanſchaft von Rio-de-Janeiro. Die Umgebungen der Stadt Campos ſind ohngefähr eben ſo lebhaft, wie diejenigen unſerer größern Provinzialſtädte, und ſie erinnern an dieſelben. Wenige Landſchaften mögen an Fruchtbarkeit derjenigen des Bezirks von Goytacazes gleichkommen, wo Grundſtücke ſind, die ſeit hundert Jahren ununterbrochene Aernten liefern, obgleich ſie nie gedüngt und von keinem Fluſſe bewäſſert werden.**) In dieſem Kanton auch einzig nur habe ich einen etwelchen Begriff eines regelmäßigen Syſtems von Wechſelwirthſchaft angetroffen. Wenn der Ertrag des Zuckerrohrs ſich zu vermindern anfängt, ſo wird daſſelbe durch Manioc erſetzt, der Anfangs reiche Aernten liefert; und wenn auch dieſe abnehmen, ſo wird der nämliche Boden unmittelbar wieder mit Zuckerrohr bepflanzt, das nun mit erneuerter Kraft gedeiht.

Wenn ich auf meiner Reiſe durch die Kapitanſchaft der Bergwerke von der Einförmigkeit der Landſchaft öfters ermüdet ward, ſo genoß ich hingegen auf dieſer neuen Reiſe mannigfaltige und höchſt maleriſche Ausſichten. Keineswegs hingegen habe ich, bis nach Campos wenigſtens, bei den Küſtenbewohnern jene Gaſtfreundlichkeit und Verſtändigkeit angetroffen, welche im Bezirk der Bergwerke in ſeltenem Grade vorkommen. Die Nähe einer Hauptſtadt, wie Rio-de-Janeiro, erklärt hinlänglich die mindere Gaſtfreundſchaft der Umgegend; mehrere Urſachen mögen zuſammentreffen, um die Geiſtesentwickelung der Einwohner zu hemmen; ich will nur eine davon hier kürzlich andeuten: auch in der vom Meere entfernt gelegenen Kapitanſchaft der Bergwerke hatte ich die Bemerkung gemacht, daß die Verſtändigkeit der Einwohner mit der Höhe des Wohnorts im Verhältniß ſteht.

Die Kapitanſchaft von S. Spirito nimmt ihren Anfang in kleiner Entfernung von Campos, und dehnt ſich nordwärts bis über Rio-Doce aus; allein, während auf der Seite von Matogroſſo die braſilianiſche Herrſchaft ſich bis an die Grenzen der ſpaniſchen Kolonien ausdehnt, erſtreckt ſich hier hingegen die portugieſiſche nicht über acht Meilen vom Geſtade. Weiterhin finden ſich unermeßliche Wälder, in denen wilde Indianer ſich aufhalten, die zuweilen Streifzüge an die Küſte, und dieſe alsdann für Wanderer gefährlich machen. Die Europäer, die Neger und Mulatten erzählen viele Thatſachen, welche darthun ſollen, daß dieſe Indianer Antropophagen ſind: wer jedoch die feindſelige Stimmung der Ankläger gegen ſie kennt, wird die Behauptung wenigſtens für zweifelhaft halten. ***)

---

*) Es iſt dies der Name einer indianiſchen Völkerſchaft, welche die Portugieſen heutzutage mit mehrern andern unter der gemeinſamen Benennung Coroados (gekrönte) begreifen; der letztere Name iſt von dem Haarſchnitt der Eingebornen entlehnt.

**) Es finden ſich Grundſtücke, die alljährlich vom Parahyba überſchwemmt werden; es ſind dies aber keineswegs die fruchtbarſten.

***) Wenn die Küſtenbewohner allerdings Fremde ſo zuvorkommend nicht behandeln, wie im Binnenland geſchieht, ſo iſt hingegen die Klage über Inhoſpitalität auch übertrieben worden. Und was die ihnen zur

Man trifft in der Kapitanſchaft vom h. Geiſt mehrere Dörfer an, die, vormals volkreich und blühend, durch ziviliſirte Indianer angelegt waren, jetzt aber öde und in ſolchem Zerfall ſind, daß leicht vorauszuſehen iſt, es dürften in wenigen Jahren von ihren Bewohnern nur noch geſchichtliche Erinnerungen und einige Namen der Orte übrig bleiben, die ſie ihren Wohnſitzen ertheilt hatten.

In einem großen Theile von Braſilien beklagen ſich die Landwirthe mit Recht über die Verheerungen der Ameiſen, die vielleicht doch nirgends ſo bedeutend ſind, als in den Umgebungen von Benevente und von Villa-da-Victoria, die Hauptſtadt der Kapitanſchaft vom h. Geiſt. Nicht ſelten werden in einer einzigen Nacht alle Blätter ganzer Orangebaumgruppen oder anſehnlichen Maniocpflanzungen durch dieſe Inſekten völlig aufgezehrt, und bisher ward noch kein wirkſames Mittel gegen ihre Plage gefunden.

Bevor ich in Villa-da-Victoria eintraf, bemerkte ich, nicht ohne einiges Befremden, einen Landſtrich, deſſen Vegetation derjenigen der Carascos in den Minas Novas ähnlich war. Ueberhaupt haben die Pflanzen der Reſtingas öfters große Aehnlichkeit mit denen der Sandebenen in der Kapitanſchaft der Bergwerke, woraus erhellet, daß der Wechſel des Erdreichs eben ſo viel, als die Erhöhung des Bodens, die Verſchiedenheiten begründen hilft, welche in der Vegetation dieſer Kapitanſchaft angetroffen werden.

Der Rio-Doce, welcher das Ziel dieſer Reiſe war, entſpringt in der Kapitanſchaft der Bergwerke, und könnte höchſt nutzbar ſein, um theils das Eiſen überall der braſilianiſchen Küſte, theils den innern Provinzen das für den Viehſtand unentbehrliche Salz zuzuführen. Allein verſchiedene Schwierigkeiten ſetzen ſich leider dieſer Schiffahrt entgegen. Mehrere Waſſerfälle (cachoeiras) unterbrechen den Lauf des Fluſſes, und ſeine ſehr ungeſunden Ufer ſind durch feindſelige Botocudos-Streifzüge gefährlich. Während des Kolonialſyſtems vermied die Regierung planmäßig alle Verbindungen zwiſchen den Provinzen; ſeit der Ankunft des Königs in Braſilien wurden bedeutende Summen auf die Schiffbarmachung des Rio-Doce verwandt; allein die Arbeiten waren nicht verſtändig geleitet, und zur Zeit meines Beſuchs ward der Fluß nur von einigen Mulatten-Abentheurern befahren, die aus Gewinnſucht allen Gefahren dieſer Schiffahrt trotzen. *)

Laſt gelegte Wildheit anbetrifft, ſo wird dieſe hinlänglich durch die Mäßigung widerlegt, welche ſie überhaupt in den Revolutionen, deren Schauplatz ihr Land geweſen iſt, zu Tage legten. Es wäre, glaube ich, beinahe lächerlich, das Ungereimte der Erzählungen von der angeblichen Geſchicklichkeit der Einwohner von Rio-de-Janeiro, im Werfen ihrer Meſſer gegen Perſonen, von denen ſie ſich beleidigt glauben, darthun zu wollen.

*) Es war von Bildung einer Kompagnie die Rede, für die Schiffbarmachung des Rio-Doce; es iſt jedoch zu beſorgen, ſie werde das Schickſal aller ähnlichen bisher in Braſilien verſuchten haben.

Digitized by Google

Um die Dorfſchaft Linhare's und den herrlichen Juparanaſee *) beſuchen zu können, verweilte ich fünf Tage an den Ufern des Rio-Doce, und von meinen fünf Begleitern erkrankten drei. In Folge der ſo häufigen Regen, die in der Kapitanſchaft der Bergwerke vom November bis zum März niederſchlagen, tritt der Fluß aus ſeinen Ufern, und in den Niederungen bilden ſich unter den hohen Bäumen der Urwälder Pfützen, worin Blätter und andere Pflanzentheile faulen. Die während der Trockene daraus ſich entwickelnden Gasarten verderben die Luft, und beim neuen Uebertritt des Fluſſes führt dieſer die Sumpfwaſſer mit ſich fort, welche ſeine eigenen Gewäſſer verderben und ihren Genuß ſchädlich machen. Während demnach die Geſtade des Rio-de-San-Franciſco nur eine Jahreszeit hindurch ungeſund ſind, findet dieſes bei denen vom Rio-Doce das ganze Jahr durch ſtatt. Die dadurch veranlaßten Fieber befallen aber doch die gleichen Perſonen gewöhnlich nur einmal, und ſie weichen auch meiſt einigen Brechmitteln.

Als ich wieder in Villa-da-Victoria eintraf, war die Regenzeit bereits vorhanden, und die Landreiſe dadurch ſchwieriger geworden. Um nach Rio-de-Janeiro zurückzukehren, hätte ich den mir ſchon bekannten Weg einſchlagen müſſen, und ich entſchloß mich darum zur Ueberfahrt Die noch übrigen Tage benutzte ich, um neue Berichte über die Kapitanſchaft vom h. Geiſt einzuziehen, welche mehrere Seehafen beſitzt **), vortreffliches Bau- und Tiſchlerholz liefern kann, und eine blühende Provinz ſein würde, wenn ſie durch tüchtigere Männer verwaltet worden wäre, und wenn die gehörigen Verbindungen zwiſchen ihr und der Provinz der Bergwerke beſtänden ***).

Nach viertägiger Ueberfahrt in Rio-de-Janeiro eingetroffen, war ich nun mit Einpacken und Verſendung meiner Sammlungen zunächſt beſchäftigt. Ich hatte während der zwei bisherigen Landreiſen, ſo viel mir möglich war, Angaben über die ſtatiſtiſchen Verhältniſſe des von mir beſuchten Landes, über den Zuſtand ſeines Handels, ſeiner Landwirthſchaft, der Sitten und Gewohnheiten ſeiner Bewohner geſammelt, und ich habe dieſes Geſchäft bis zu meiner Rückkehr nach Europa fortgeſetzt.

Bei Sammlung und Unterſuchung der Pflanzen habe ich vorzügliche Rückſicht auf die den Eingebornen nutzbaren Gewächſe genommen. In einem Lande, wo die Aerzte noch ſelten ſind, ſucht jeder Landbauer in den in der Nähe ſeiner Wohnung wachſenden Pflanzen Arzneiſtoffe; und wenn unter den von den Braſilianern als ſolche benutzten Pflanzen manche unwirkſame, mit bloß angeblichen Kräften begabte ſich finden, ſo gibt es hinwieder auch andere ſehr wirkſame. Die portugieſiſche Regierung hatte den Plan gefaßt, alle nutzbaren braſilianiſchen Pflan-

*) Aus den indianiſchen Worten ju und parana, Dornenſee. Die von den Indianern entlehnten Namen ſind bedeutſam.

**) Es iſt dieſer Theil von Braſilien in der Reiſe des Prinzen von Neuwied mit vieler Treue beſchrieben worden.

***) Während der König ſich in Braſilien aufhielt, ward eine Straßenanlage von Villa-da-Victoria nach den Bergwerken begonnen; bis ſie vollendet iſt, dürften aber noch viele Jahre vorbeigehen.

Digitized by Google

zen durch sachkundige Männer untersuchen, prüfen und ihre Namenskonkordanz bestimmen zu lassen. Der Entwurf ward aber auch bald wieder aufgegeben. Im ganzen Umfang könnte seine Ausführung nicht das Werk eines einzelnen Mannes, zumal eines anderweitig beschäftigten Reisenden sein. Doch habe ich, nach Möglichkeit, die Materialien für den ersten Versuch einer Geschichte der nutzbaren brasilianischen Pflanzen gesammelt, um, wenn die Umstände es gestatten, dieselben, auch als Zeichen meiner Erkenntlichkeit für das Land, künftig auszuarbeiten.

Meine dritte Reise von Rio-de-Janeiro aus ward am 26 Jänner 1819 angetreten. Um nicht wieder auf dem mir schon bekannten Wege die Kapitanschaft der Bergwerke zu betreten, schlug ich die gerade Straße nach S. Joao-del-Rey ein und besuchte unterwegs die Serra Negra, eine der pflanzenreichsten Gegenden im südlichen Brasilien.

Schlägt man den Weg von Villa-Rica ein, so ist, beim Uebergang aus den Wäldern in die campos, der Wechsel der Vegetation schon einige Zeit vorher spürbar oder es geht derselbe nur allmälig vor sich. Hier hingegen erfolgt die Aenderung ohne irgend eine Abstufung. Am Ausgang des engen Pfades, worauf ich häufig noch die mich von allen Seiten umgebenden prachtvollen Bäume mit der Hand erreichen konnte, stellte sich plötzlich, nicht ohne Ueberraschung und Erstaunen, eine unermeßliche Landschaft, aus gerundeten Hügeln gebildet, dar, welche gleichförmig mit einem graulichten Gras überdeckt waren, und zwischen denen hin und wieder kleine Wäldchen von dunkelgrüner Farbe (capoes) zerstreut lagen.

Der Verlust eines guten und treuen Dieners hielt mich einen Monat in S. Joao-del-Rey zurück. Vereinzelt unter Menschen, denen ich unmöglich Zutrauen schenken konnte, stand ich auf dem Punkt, zurückzukehren. Doch faßte ich wieder Muth, und schlug nun durch den mir noch unbekannt gebliebenen westlichen Theil der Kapitanschaft der Bergwerke den Weg nach jener von Goyaz ein.

Die Gegend von S. Joao, so wie überhaupt die ganze Comarca vom Rio-das-Mortes, lieferte vormals vieles Gold; nun hat man aber die Betreibung der Gruben beinahe ganz aufgegeben, um sich der Landwirthschaft zu widmen, und vielleicht versteht man sich nirgends anderswo in Brasilien besser auf die durch die guten Viehweiden ohnedies überaus begünstigte Viehzucht.

Auf einem selten besuchten Umwege erreichte ich die Serra-da-Canastra *), und bewunderte den allzuwenig bekannten herrlichen Wasserfall Cachoeira-da-Casca-d'Anta, welchem der prächtige Rio-de-San-Francisco seinen Ursprung verdankt.

Araxa **), das erste Dorf, in welches man von der Serra-da-Canastra aus gelangt, ist

---

*) Montagne de la malle, Felseisenberg; der Name rührt von der Gestalt des Berges her.

**) Die Etymologie dieses Namens hat mancherlei Fabeln veranlaßt; vielleicht rührt er von den indianischen Worten ara echa, ein der Sonne zugewandtes Ding, her.

Digitized by Google

durch die schwefelhaltigen Mineralwasser seiner Umgebungen merkwürdig. Dieselben werden von den Einwohnern nicht zu Heilung von Krankheiten, hingegen aber statt des sehr theuern Salzes für ihr Vieh gebraucht. Monatlich treiben die Landleute von zehn Meilen in der Runde her ihre Heerden nach Araxa, wo sie an einem durch den Ortsvorsteher bestimmten Tag in den Umfang, der die Quellen befaßt, eingelassen, die Nacht über da verweilen, und am folgenden Morgen wieder weggeführt werden. Es scheinen alle Thiere eine besondere Neigung für diese widrig schmeckenden Wasser zu haben; in ihrer Umgegend sind so viele Hirschen, Wildschweine und andere Vierfüßer getödtet worden, daß diese nun beinahe vertilgt sind; hingegen habe ich noch große Schwärme Vögel, fürnus Papageien und Tauben, gesehen.

Bei ungefähr zwölf Meilen westwärts von San-Joao fand ich bereits einige jener hie und da mit krummen, niedrigen Bäumen besetzten campos (tabuleiros cubertos), wie ich sie im Jahre 1817 auf meiner Reise im nordwestlichen Theile der Kapitanschaft der Bergwerke gesehen hatte. Bis nach Paracatu*) stellte sich ein auffallender Wechsel solcher mit niedrigen Bäumen besetzter campos, und anderer völlig nackter campos dar.

Ich hatte auf eine reiche Pflanzenärnte in einer Ebene gehofft, an deren einem Ende der Rio-dos-Tucantins, am andern der Rio-de-San-Francisco entspringt, und welche die Gewässer dieses Flusses von denjenigen des Parana trennt; diese Hoffnung ward jedoch unangenehm getäuscht, indem ich meist nur wieder eben jene Pflanzen antraf, die ich bereits vor ungefähr zwei Jahren am Rio-de-San-Francisco gesammelt hatte; auch die niedrigen Baumgewächse auf den tabuleiros cubertos boten mir wieder die nämlichen Schotengewächse, Malpighien, gelddlumigen Bignoneen, Salicarieen, Apocineen, Vochitieen, und auch jene unter dem Namen quina de campo oder mendanha bekannte Baumart dar, deren Rinde mit dem besten Erfolge statt der peruanischen China gebraucht wird, und die ich, mit einigem Befremden, als eine zur Gattung Strychnos gehörende Art (Strychnos, pseudo-quina) erkannt habe.

Paracates, einer Oasis gleich, mitten in der Wüste gelegen, verdankt sein Dasein den in der Nähe befindlichen Bergwerken, und seine noch neue Gründung einem jener unternehmenden Paulisten**), welche einen sehr großen Theil von Brasilien entdeckt haben. Die Stadt war eine kurze Zeit über glänzend; damals ward ohne viele Mühe eine große Menge Gold im Corrego-Rico***) und andern benachbarten Flüssen gesammelt; aber so wie man dies Metall erhielt, ward es auch alsbald verschwendet; Weine und andere europäische Waaren wurden mit großen Kosten durch die Wüste eingeführt; es wurden Musikanten angestellt, und ein kleines Theater errichtet; auf Kirchenfeste wurden ungeheure Summen verwandt, und auch die Neger sogar ließen ihren Tänzerinnen die Haare mit Goldstaub einpudern. Die Ausbeute der Berg-

*) Aus den zwei indianischen Worten pira und catu, guter Fisch.

**) Jose Rodrigues Joe, dessen Familie in den Bergwerken und in St. Paul noch fortbesteht.

***) Der reiche Bach.

Digitized by Google

werke nahm inzwiſchen fortgehend ab; viele Sklaven wurden aus Liebe und Dankbarkeit freigelaſſen, andere ſtarben und konnten nicht wieder erſetzt werden. Kaum zwei oder drei Perſonen mögen ſich gegenwärtig in Paracatos noch mit der Ausbeute des Goldes im Großen beſchäftigen, und die ſehr geſunkene Bevölkerung dieſer Stadt beſteht jetzt großentheils aus freien Negern, die in Müßiggang und Armuth leben. *)

Ueber theils nackte, theils mit niedrigen Bäumen beſetzte Viehweiden gelangte ich nach Os-Arependidos, wo die Kapitanſchaften der Bergwerke und von Goyaz aneinander ſtoßen. Es war zu Ende Mais, und zum Beweiſe der ſeltenen Verbindungen, die in dieſen entlegenen Gegenden ſtatt finden, mag der Umſtand dienen, daß ich aus den Regiſtern des Poſten-Kommandanten erſah, ſeit dem 19 Hornung ſei ich der erſte Reiſende, welcher vorbei kam.

Durch mehrere Dorfſchaften, die ein ungleich beſſeres Ausſehen haben, als die gewöhnlichen unſerer Provinzen, deren Bevölkerung aber auch fortgehend abnimmt, gelangte ich in eine Waldung, die von denen der Küſte ſehr verſchieden, und nicht über neun Meilen lang iſt, deſſen unerachtet aber den Namen Matogroſſo **) erhielt, weil keine größere hier zu Lande bekannt iſt.

Das Vorkommen von Gold war faſt überall der einzige Beſtimmungsgrund für die Wahl der Oertlichkeiten bei Gründung der Städte im Innern von Braſilien, und jede andere Rückſicht ward dabei gänzlich vernachläſſigt. Villa-Rica, Villa-do-Prineipe, Villa-Boa, die Hauptſtadt der Kapitanſchaft von Goyaz, liefern davon merkwürdige Beiſpiele; deſſen unerachtet würde die Hauptſtadt der letztern, als Maasſtab angewandt, noch eine viel zu günſtige Meinung von der Kapitanſchaft überhaupt gewähren. Zur Zeit, wo das Gold hier in Menge gewonnen ward, wurden ein General-Kapitain, ein Ouvidor und zahlreiche Bedienſtete aufgeſtellt, auch ein Gebäude zum Goldſchmelzen errichtet. Nachdem nun die Bergwerke erſchöpft ſind, oder nur noch durch allzuviele Arbeiter bebaut werden könnten, und da hinwieder die große Küſtenentfernung den Einwohnern nicht wie im Bezirke der Minen geſtattet, in der Landwirthſchaft eine neue Quelle des Wohlſtandes zu finden, ſo verlaſſen ſie, auſſer Stand die Abgaben zu bezahlen, ihre Wohnungen, kehren in die Wüſten zurück, und verlieren nun wieder auch die empfangenen Elemente der Geſittung, die religiöſen Begriffe, die Gewöhnung an geſetzliche Verbindungen, die Kenntniß der Münzen und den Gebrauch des Salzes; — ein Land, größer als Frankreich, erſchöpft ſich zum Vortheil weniger träger Beamteter, und die Umgegend von Villa-Boa ***) bietet faſt nur noch Trümmer und Erinnerungen dar.

---

*) Man ſieht hieraus, daß diejenigen Schriftſteller irrig berichtet waren, welche behaupten, die Braſilianer ſchenken ihren Sklaven die Freiheit niemals. Es ſind dieſe Freilaſſungen vielmehr in dieſem Theile von Amerika ſehr häufig, und einige Dörfer ſind faſt einzig nur mit freigelaſſenen Negern und Mulatten, oder ihren Nachkommen bevölkert.

**) Großer Wald.

***) Sie erhielt kürzlich den Namen Cidade de Goyaz; der alte Name aber iſt im Lande vorherrſchend geblieben.

Digitized by Google

Von dieſer Stadt machte ich einen Ausflug in die Serra-Dorado, wo ich eine Melaſtomee fand, welche arvore do papel heißt, weil ihr Baſt ſich in dünnen Blättchen löſet, welche allerdings Farbe und Dichtheit des chineſiſchen Papiers haben. Aus der Serra-Dorado kam ich nach San-Joze, wo einer der Statthalter von Goyaz für die Coyapos-Indianer ein prächtiges Dorf angelegt hat, das ihnen beinahe unbrauchbar ward, weil ihre Neigungen und Gewohnheiten dabei völlig unbeachtet gelaſſen wurden. Diejenigen, welche zuerſt ſich um die Geſittung der Küſten-Indianer verdient gemacht haben, gebrauchten dieſe auch ſelbſt zur Erbauung der Dörfer, die von ihnen bewohnt werden ſollten, und es gelang ihnen, ſie mit geringem Aufwande glücklich zu machen. Seither hat die portugieſiſche Regierung zwar bedeutende Summen für die Landeseingebornen angewieſen; aber die mit Verwendung derſelben Beauftragten bezeigten keine wahre Theilnahme für die Indianer, ſo daß der Untergang dieſer Unglücklichen täglich näher rückt. *)

Der Rio-Claro, welcher das Ziel meiner Reiſe war, konnte mir einen Begriff vom Zuſtande des innern Landes von Braſilien, zur Zeit der Entdeckung der Goldminen, gewähren. In der trockenen Jahrszeit kommen Leute aus Villa-Boa, Meia-Ponte und oft noch viel weiter her, um Gold und Demanten im Bette des Rio-Claro zu ſuchen; ſie bringen den nöthigſten Mundvorrath mit, erbauen ſich Hütten am Flußgeſtade, und wenn jener ausgeht, ſo helfen ſie ſich mit der Jagd.

Meine Abſicht war, durchs Innere von Braſilien ins eigentliche Paraguay und von da nach Montevideo zu gelangen. Das portugieſiſche Miniſterium aber, gegen welches ich übrigens die größte Verpflichtung fühle, hatte allen Ausländern den Eintritt in die Kapitanſchaft von Matogroſſo unterſagt, ſo daß ich zur Rückkehr gezwungen ward. Dieſe nahm ich, durch Villa-Boa und Meia-Ponte auf der Straße von St. Paul.

In Bom-Fim machte ich einen Abſprung zum Beſuch der zweiundzwanzig Meilen von dieſem Dorf entfernt liegenden Thermalquellen. An der Stelle, wo ich über den Ribeirao-d'Agoaguente ſetzte, einem Fluſſe, dem etliche dieſer Quellen ſeinen Urſprung geben, war jener ſchon vierunddreißig Schritte breit und dritthalb Palmen tief, und dennoch zeigten ſeine Waſſer die Temperatur von 28 Grad Reaumur.

Nach dem Wiedereintritt in die Kapitanſchaft der Bergwerke kam ich durch Rio-das-Pedras, Eſtiva und Boa-Viſta, drei Dörfer, die von Indianern bewohnt ſind, welche von einer Seite afrikaniſche Abſtammung haben. Es ſind dies die glücklichſten Indianer, die ich während meines ganzen Aufenthalts in Amerika geſehen habe, und ihr Glück beruht, ich geſtehe es,

*) Ich kann nicht umhin, zweier Männer zu gedenken, deren menſchenfreundlicher Eifer den Indianern nützlich ward: des Abbé Chagas, welchem die Geſittung derer von Garapuava übertragen ward, und eines Franzoſen, des Major Marlier, der Stifter von Manoelburgo, wo er mehrere Tauſende vom Puriſtamme vereinbart hat.

Digitized by Google

darauf, daß ſie abgeſondert, gleichſam vergeſſen leben, und daß kein Europäer ſich unter ihnen angeſiedelt hat. Ihr Land iſt vortrefflich, und eine leichte Arbeit mag für ihren Lebensbedarf ausreichen. Bei geringen Bedürfniſſen haben ſie noch weniger Verſuchungen; ſie leben in tiefem Frieden und in vollkommener Einigkeit unter ſich; ſie genieſſen die wichtigſten Vortheile der Geſittung, ohne die Nachtheile derſelben; ihnen ſind Luxus, Habſucht und Ehrgeiz fremd, ſo wie jene Vorſicht, welche die Gegenwart um einer ungewiſſen Zukunft willen vergiftet.

Ich beſuchte die ſchöne Kaskade das Fornas und kam durch das Dorf Santa-Anna, welches von Chiriabas-Indianern bewohnt iſt, deren Sprache, dem Wenigen nach, was ich davon kennen lernte, ſehr ſyſtematiſch ſein muß, indem die Worte, welche gleichartige Vorſtellungen bezeichnen, mit gleicher Sylbe anfangen und enden.

Bis zum Monat Oktober, wo ich die Kapitanſchaft S. Paul betrat, war die Trockene auſſerordentlich groß, ſo daß ich öfters ganze Tage lang nicht über zwei bis drei blühende Pflanzen von bekannten Arten antraf; die Koleopteren waren verſchwunden und die Vögel ſelten geworden. Von Wolken ſtechender Inſekten verfolgt und öfters genöthigt, an den Ufern eines ungeſunden Fluſſes, wie der Rio-Grande iſt, Halt zu machen, mußte ich hinwieder auch am Schluſſe eines ermüdenden Tages die Erholung der Unterhaltung mit einem gaſtfreundlichen Wirthe entbehren; denn es ſind meiſt ſehr rohe Leute, die an dieſer Straße wohnen, öfters auch Verbrecher, die der Gerechtigkeit entflohen und wegen der jährlich von S. Paul nach Matogroſſo gehenden Karavanen mißtrauiſch gegen Reiſende ſind.

Im Oktober kehrte mit dem Regen auch die Vegetation zurück, die jedoch hier ſo mannigfaltig nicht mehr iſt, als in der Kapitanſchaft der Bergwerke. Nahe bei der Stadt Mugy wird das Land minder öde, und auf die campos folgen Wälder, deren Boden dem Anbau des Zuckerrohrs überaus günſtig iſt. Endlich traf ich in S. Paul, einem durch die Schönheit und Vortheile ſeiner Lage, wie durch ſein mildes Klima und geſunde Luft berühmten Ort, ein.

Vielleicht werden mehr höfliche Manieren bei den Bewohnern der Stadt S. Paul angetroffen, als bei denen von Villa-Rica; allein abgeſehen hievon, ſtehe ich nicht an, denjenigen der letztern Stadt den Vorzug zu geben. Wenn dieſe ſich mit einer fremden Race vermiſcht haben, geſchah es meiſt nur mit der afrikaniſchen, wogegen die Pauliſten ſich mit den Indianern kreuzten, welches hinſichtlich der Geiſtesentwickelung, meines Erachtens, das nachtheiligſte Verhältniß gewährt.

Meine bisher geſammelten Naturſchätze ließ ich bei dem ſehr gefälligen Statthalter der Kapitanſchaft von S. Paul (Hr. Joh. Karl Auguſt von Oyenhauſen) zurück und ſetzte meine Reiſe, weſtwärts der großen mit dem Ozean parallel laufenden Kordillere, weiter fort. Ich kam durch die hübſche Stadt Hytu *), in deren Nähe eine ſehr ſchöne Kaskade zu ſehen iſt; ich beſuchte Porto-Felix, von wo aus Karavanen die Waſſerreiſe auf Flüſſen nach Mato-

*) Der Name kömmt von ita, welches in der indiſchen Sprache Waſſerfall bedeutet.

Digitized by Google

grosso machen, und ich gelangte in die Stadt Sorocaba *), in deren Nähe Eisenwerke liegen, die unter einer verständigen und haushälterischen Verwaltung einst ohne Zweifel den besten europäischen zur Seite stehen mögen.

Von Sorocaba bis zu dem durch merkwürdige Verhältnisse ausgezeichneten Tarere-Flusse **), ist das Land wellenförmig und besteht aus Viehweiden, die hin und wieder mit Baumgruppen besetzt sind. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Viehzucht; aber die bedeutsamsten Eigenthümer wohnen in S. Paul, und was im Lande zurückbleibt, lebt meist in einer Dürftigkeit, wie ich sie selten in andern Theilen von Brasilien angetroffen habe.

Eine Viertelmeile von Tarere fand ich einen wenig tiefen Fluß (Rio-do-Funil, Trichterfluß), welcher über einem flachen Felsenbette in heftigem Wirbel versinkt und gänzlich verschwindet. Unter Anführung meines Wegweisers stieg ich in eine tiefe Schlucht hinunter und gelangte an den Eingang einer ansehnlichen, beinahe dreieckigen Grotte, in deren Hintergrund sich eine Oeffnung befindet, die in einen kleinen gerundeten Raum führt, wo eine weiß schäumende Wassersäule sich von der Decke niederstürzt, die anders nichts ist, als eben jener Fluß, dessen Gewässer sich in der Schlucht verlieren. Das schwache durch den Trichter auf die Wassersäule und in die Grottenhöh'e fallende Licht bringt eine sehr malerische Beleuchtung hervor.

Jenseits des Tarere nehmen jene campos ihren Anfang, die um ihrer weiten Ausdehnung willen geraes heissen. Diese Landschaft ist unstreitig der schönsten eine, die ich noch in Brasilien gesehen habe. Sie ist so einförmig nicht, wie ein völlig flaches Land, aber ihr wellenförmiges Erdreich hemmt den Blick nirgends, und so weit das Auge reicht, stellen sich unermeßliche Viehweiden dar, in deren Vertiefungen kleine Wäldchen zerstreut liegen, worin der nützliche und prächtige arancaria (Fichtenbaum) vorherrschend, und durch sein dunkles Kolorit gegen das frische Grün des Rasenbodens abstechend erscheint; an Hügelabhängen ergiessen sich zuweilen über die zu Tage liegenden Felsen breite Wasserfälle; zahlreich weidende Heerden von Pferden und Hornvieh beleben die Landschaft; Häuser trifft man nur wenige, sie sind aber ziemlich wohl unterhalten, mit Ziegeldachung versehen, und kleine Obstgärten stehen ihnen zur Seite.

Dem Getreidebau sind die campos geraes sehr günstig; die Milch setzt so guten Rahm an, wie auf unsern Bergen, und die Quitten-, Apfel- und Pfirsichbäume sowohl als die Weinreben tragen reichliche Früchte. Eine ausnehmend reine Luft athmend, mit der Besichtigung und dem Einfangen der Heerden viel beschäftigt und über die weitläufigen Weiden auf ihren Pferden gleichsam fliegend, geniessen die Bewohner der campos geraes einer sehr festen Gesundheit; sie haben kastanienbraune Haare, eine blühende Gesichtsfarbe und sind überhaupt groß und wohlgebaut. Ich habe sie so verständig nicht gefunden, wie die Bewohner der Bergwerke, hingegen eben so freigebig und gastfreundlich.

---

*) Statt des indischen Sorocaa, zerbrochenes Holz.

**) Statt des indischen Itarere, schnell drehender Stein.

Digitized by Google

Die Pflanzen der campos geraes sind denjenigen der Kapitanschaft vom Rio-Grande einigermaaßen verwandt; mehr noch jedoch denen der nördlichern Theile von Brasilien. Zwischen S. Paul und Curitiba *) konnte ich allmälig die Grenze der verschiedenen Kolonial-Kulturen wahrnehmen, welche hier das gemeinsame Ergebniß der eigenthümlichen Natur der Gewächse, der Erhöhung des Bodens und der Entfernung vom Aequator ist. Sorocaba bildet, achtzehn Meilen von S. Paul entfernt, die Grenze des Kaffeestrauchs; Itapitininga **), zwölf Meilen weiter südlich, diejenige des Zuckerrohrs; fünfzehn Meilen weiter, in der Nähe von Itapeva ***), wird der Pisang nicht mehr angetroffen; vierzig Meilen entfernter endlich, bei Serra-das-Fornas, findet sich die Grenzlinie der Baumwollpflanzen und der Ananas.

Die Abtheilung der Kapitanschaft von S. Paul, welche ich zwischen dieser Stadt und Curitiba durchwandert hatte, ist eine schmale Erdzunge, westlich durch die von den wilden Indianern bewohnte Wüste und östlich durch die große dem Ozean parallel laufende Kordillere begrenzt. Mit der Küste, von der sie doch nicht über zwanzig Meilen entfernt ist, hat diese bei einhundert und dreißig Meilen lange Erdzunge keine Verbindung. †) In Ermanglung aller Mittel zur Ausfuhr, ziehen die Bewohner der campos geraes nur geringen Nutzen von ihrem fruchtbaren Lande, und sie geben sich fast alle mit dem unsichern Maulthierhandel ab, dessen Waare sie unter mannigfachen Gefahren in der Kapitanschaft vom Rio-Grande holen.

Die Curitibanen rühmen sich des Besitzes der peruanischen China, und wirklich gebrauchen sie in Fällen, wo bei uns diese Pflanze angewandt wird, mit gutem Erfolg eine durch ihre ausnehmende Bitterkeit merkwürdige Rinde. Daß die wahre Cinchona so weit vom tropischen Himmel entfernt nicht wachsen könne, war einleuchtend; ich untersuchte die Quina von Curitiba und fand eine Nachtschattenart (Solanum).

Eine nicht weniger merkwürdige Pflanze wächst sehr häufig in den Wäldern um Curitiba; es ist der unter dem Namen arvore do mate oder da congonha bekannte Baum, welcher das berühmte Paraguaykraut (herbo du Paragnay) liefert. Weil die politischen Verhältnisse damals beinahe alle Verbindung des eigentlichen Paraguay mit Buenos-Ayres und Montevideo unterbrochen hatten, so ward aus diesen zwei Städten der Mate in Parannagua ††), einem nahe bei Curitiba gelegenen Hafen, geholt. Die spanischen Amerikaner fanden einen großen Unterschied zwischen dem in Paraguay und dem in Brasilien zubereiteten Kraut, und sie behaupteten, das letztere rühre von einer andern Pflanze her. Muster, die ich aus Paraguay erhalten hatte,

---

*) Der Name dieser Stadt kömmt von den in ihrer Nähe wachsenden Araucaria's her und ist aus den zwei indischen Worten curü und tiba, beisammenstehende Fichten, gebildet.

**) Statt itapetiny, indisch, klingender Stein.

***) Das will sagen, steinigter Weg.

†) Ein Verbindungspunkt findet zwar durch Apraby statt, aber die Straße ist allzuschlimm, um öfters gebraucht zu werden.

††) Große abgerundete Wasserfläche oder Bucht.

Digitized by Google

ſetzten mich in den Stand, den braſilianiſchen Behörden die gänzliche Uebereinſtimmung des Baumes von Curitiba mit demjenigen von Paraguay darzuthun; und von dieſer Identität konnte ich mich auch vollends noch überzeugen, als ich die von den Jeſuiten in ihren vormaligen Miſſionen gepflanzten Matebäume ſelbſt zu ſehen bekam. Wenn demnach der Mate von Paraguay beſſern Gehalts, als der von Braſilien iſt, ſo kann dies einzig nur von dem ungleichen Verfahren in der Zurüſtung des Krautes herrühren. Da ich die Blüthe und Frucht des Baumes unterſuchen konnte, ſo überzeugte ich mich auch leicht, daß er der Gattung Ilex angehört, und ich habe ihn in einer der Akademie der Wiſſenſchaften einzureichenden Abhandlung unter dem Namen Ilex paraguariensis beſchrieben.

Ueber Curitiba hinaus iſt Braſilien gewiſſermaßen abgeſchnitten, indem auf der Seeſeite ſich die faſt unzugänglichen Serra-de-Parannagua-Berge befinden, und anderſeits die Kapitanſchaft von Rio-Grande einzig nur über eine ſcheußliche, mehr denn ſechszig Meilen ausgedehnte und von wilden Indianern *) beſetzte Wüſte zugänglich iſt. Dem vormaligen Kolonialſyſtem entſprach allerdings die Abſonderung der Provinzen, um ſie deſto leichter unter dem Drucke zu halten.

Nach langer Unentſchloſſenheit über den weiter einzuſchlagenden Weg entſchloß ich mich zum Niederſteigen von der Serra-de-Parannagua. Einige Meilen oſtwärts erreichte ich das Ufer und traf hier wieder Pflanzen an, die ich weſtwärts der großen Kordillere längſt nicht mehr geſehen hatte, den Piſang, den Baumwollſtrauch, das Zuckerrohr, den Kaffeebaum, die Cecropien und eine Menge der Flora von Rio-Janeiro zugehörige Arten.

Der Vortheil dieſer nutzbaren Erzeugniſſe kommt jedoch den Bewohnern von Parannagua theuer zu ſtehen, indem ihr zugleich warmes und ſumpfiges Land höchſt ungeſund iſt. Die Kinder und die untern Volksklaſſen haben allgemein ein gelbes, ſchwächliches Ausſehen, und ſelbſt diejenigen, welche ſich am ſorgfältigſten nähren, ermangeln doch bei weitem der kräftigen Geſundheit, deren die rüſtigen Landbauer der campos geraes genieſſen.

Der kleine Seehafen von Guaratuba **), welchen ich von Parannagua aus beſuchte, erhielt ſeinen Namen von der ungeheuern Menge Ibis rubra, die ſich in ſeiner Nähe aufhalten. Es wird dieſer ſchöne Vogel von Santos aus auf mehrern Stellen der Küſte angetroffen; er ſoll hingegen, wie man überall ſagt, einzig nur auf der in der Bucht von Guaratuba gelegenen Guaras-Inſel niſten.

In Parannagua, Guaratuba und ſüdlicher in der Provinz Santa-Catharina gibt es eine Menge Leute beider Geſchlechter, welche den ſeltſamen Appetit des Erdeſſens haben. Sie

*) Man hat ſehr unrichtig dieſe Indianer Antropophagen genannt; die Portugieſen ſelbſt auch haben ſie deſſen nie beſchuldigt. Ueberhaupt kann man nur mit Bedauern wahrnehmen, daß von achtungswerthen Schriftſtellern den Indianern von heutzutage barbariſche Züge zugerechnet werden, die ſich, vermuthlich auch ſehr übertrieben, bei den früheſten Geſchichtſchreibern Braſiliens finden.

**) Aus den indiſchen Worten tuba, Verſammlung, und guara, Seevogel.

ziehen eine aus der Landschaft der warmen Quellen kommende Erde vor, auch verschlucken sie eben so begierig die Stücke einer zerbrochenen Töpferwaare. Junge Leute insonderheit sind sehr begierig nach einer Art parfümirter Töpfe, die von Bahia kommen, und zerbröckelt als Leckerbissen genossen werden. Diese Neigung steigert sich dermaßen zur Leidenschaft, daß man Sklaven, denen Maulkörbe angelegt wurden, auf dem Boden kriechen sah, um dadurch zu etwelcher Befriedigung zu gelangen; aber die von dieser eigenthümlichen Krankheit behafteten Personen magern ab, zehren aus und sterben.

Unweit von Guaratuba setzte ich über den kleinen Fluß Sahy-Mirim *) und gelangte in die Provinz von S. Catharina. Dem Ufer entlang erreichte ich die Höhe der Insel S. Francisco, auf der ich zehn Tage verweilt habe. Die Bewohner dieses Eilandes leben meist in großer Dürftigkeit. Ihre Nahrung besteht aus Maniokmehl und im Wasser gesottenen Fischen; an diese gewöhnt, suchen sie sich keine kräftigere Nahrung durch Arbeit zu verschaffen, und die daher rührende Schwächlichkeit vermehrt hinwieder ihre Lässigkeit. Sie sind alle ohne Unterschied Fischer, jeder besitzt eine Piroge, und weiß dieselbe mit Gewandtheit zu gebrauchen. Unerschrocken lenken selbst Weiber, auch bei stürmischer See, diese schwachen Fahrzeuge. Das Meer ist das Element der Bewohner der S. Franciscus-Insel. Das Kind, wenn es kaum erst zu sprechen anfängt, weiß schon die Winde zu unterscheiden, und ist mit den Stunden der Ebbe und Fluth bekannt. Wie man in den campos geraes, um eine große Menge von irgend etwas anzudeuten, sich des Ausdrucks bedient, man könnte ein Maulthier damit belasten, so wird auf dieser Insel gesagt, man könnte eine Piroge damit füllen.

Während meines Aufenthalts unter den Malalis in der Kapitanschaft der Bergwerke, hatte ich viel von einem Wurme reden gehört, der ein großer Leckerbissen wäre, und den Namen bicho de tacuara **) erhalten hat, weil er in den Bambusrohren, jedoch nur zur Blüthezeit, angetroffen wird. Einige Portugiesen, die unter den Indianern gelebt hatten, priesen mir diese Leibspeise nicht minder als die Eingebornen selbst; der Wurm wird über dem Feuer zu einer fetten Masse geschmolzen, und in dieser Gestalt als ein Zusatz verschiedener Speisen gebraucht. Die Malalis halten den Kopf des bicho de tacuara für ein gefährliches Gift, und sie behaupten hinwieder, das gedörrte und in Pulver zerriebene Thier sei ein kräftiges Wundmittel. Den Aussagen der Indianer und selbst auch der Portugiesen zufolge, sollte der bicho de tacuara inzwischen noch ganz andere Kräfte mehr haben. Wenn, sagen sie, eine heftige Leidenschaft ihnen den Schlaf raubt, so verschlucken sie einen jener getrockneten Würmer, ohne den Kopf, aber mit dem Speisekanal; sie gerathen dadurch in einen extatischen Schlaf, der zuweilen über einen Tag andauert, und demjenigen der Opiumfresser im Orient gleicht. Beim Erwachen erzählen sie von wunderbaren Träumen: sie haben prachtvolle Wälder gesehen, herrliche Früchte gespeiset, und das vortrefflichste Wild ohne Mühe erlegt. Die Malalis setzen aber hinzu, man

*) Statt sai miri, indisch, kleine Augen.

**) Bambus-Wurm.

Digitized by Google

müsse sich wohl in Acht nehmen, diesen sehr entnervenden Genuß sich nicht häufig zu gestatten. Ich hatte die bichos de tacuara nur getrocknet und mit abgerissenem Kopfe bei ihnen gesehen. Aber auf den Herborisationen, die ich in S. Francisco mit meinem Botocudo anstellte, fand der junge Mensch in den blühenden Bambusrohren viele solcher Würmer, die er in meiner Gegenwart aß; er öffnete das Thier, trennte Kopf und Speisekanal sorgsam ab, und sog nun das weiße weichliche Fett ein, welches in der Haut zurückblieb. Nicht ohne Ueberwindung einigen Ekels folgte ich seinem Beispiele, und fand nun in der That ein sehr schmackhaftes Gericht, das dem besten Rahm glich.

Wofern die Erzählung der Malalis wahrhaft ist, und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln, so müßte die narkotische Eigenschaft des bicho de tacuara ausschließlich im Speisekanal zu suchen sein, indem das umliegende Fett unwirksam bleibt. Der gelehrte Entomologe, Herr Latreille, dem ich die Beschreibung des Thieres vorlegte, glaubte darin die Raupe eines Cossus oder Hepialus zu erkennen.

Von der Insel S. Francisco wanderte ich weiter, dem Gestade entlang, bis zum Armasao d'Itapocoroia, einer der Niederlassungen für den Wallfischfang. Seit vielen Jahren schon benutzt die portugiesische Regierung diesen Fischfang, den sie in Pacht gibt. Die ganze Fischerei besteht gegenwärtig aus acht Niederlassungen (armacoes), *) deren zwei in die Kapitanschaft von S. Paul, und die sechs andern in der Provinz S. Catharina gelegen sind. Allein, wie ein berühmter Zoologe bemerkt hat, die großen Cetaceen werden nach und nach seltener. Seit 1777, dem Zeitpunkt, wo die Niederlassung von Itapocoroia ihren Anfang nahm, wurden in ihrer Umgebung noch bei dreihundert Wallfische in einem Jahre erbeutet; im Jahre 1819 aber stieg der Gesammtertrag aller Niederlassungen nicht über neunundfünfzig Thiere.

Von Itapocoroia machte ich die Ueberfahrt nach der Insel S. Catharina; während meines Aufenthalts in Brasilien hatte ich noch keine so liebliche Landschaft gesehen, wie die der Umgebungen der Stadt S. Catharina ist. Ihr gegenüber scheint der Kanal, welcher die Insel vom Festlande trennt, eine fast kreisförmige Bucht zu bilden. Von allen Seiten her ist derselbe mit mannigfach geformten Hügeln und kleinen Bergen eingefaßt, die auf verschiedentlich erhöhten Flächen einen lieblichen Wechsel von glänzendem und duftigem Kolorit darstellen. Die Bläue des Himmels ist hier so dunkel und glanzreich nicht mehr, wie in Rio-de-Janeiro, aber eben so rein und sich in der Ferne mit der grauen Farbe der den Horizont begrenzenden Hügel schattirend. Die Berge sind nicht hinlänglich hoch, und der Kanal ist nicht ausgedehnt genug, um der Landschaft ein majestätisches Aussehen zu ertheilen; die Natur legt jene Pracht nicht zur Schau, welche sie zuweilen unter dem Tropenhimmel darbietet; sie ist schön und lieblich, wie im südlichen Europa, wie in Lissabon und auf Madera.

*) Armasao ist ein portugiesischer Gattungsname, welcher unrichtig zu dem eines einzelnen Dorfs gemacht, oder auch in armasas verwandelt war.

Digitized by Google

Weil unter gleichem Mittagskreiſe ſich die nämliche Temperatur am Meeresufer ungleich viel weiter ausdehnt, als in der Entfernung vom Geſtade, ſo erſcheint auch die Vegetation des Küſtenlandes gar viel einförmiger als im Binnenlande; auf S. Catharina bekräftigt ſich dieſe Erfahrung. Bei meiner Ankunft in Curitiba hatte ich längſt ſchon keine Pflanzen von Rio-de-Janeiro mehr zu Geſicht bekommen; aber zwei Drittheile der Gewächſe, die ich auf der Inſel S. Catharina blühend antraf, gehörten zur Flora der Hauptſtadt Braſiliens. Eine Menge Inſekten gehören beiden Ländern gemeinſam, und viele Vögel, fürnus die kleinern Arten, werden gleichmäßig auf S. Catharina und in Rio-de-Janeiro angetroffen.

Ich ſchiffte mich zur Ueberfahrt nach Garupava ein, einer dreizehn Meilen ſüdwärts von der Stadt S. Catharina gelegenen Niederlaſſung für den Wallfiſchfang. Es war dies der erſte Küſtenpunkt, wo ich bedeutende Veränderungen in der Vegetation wahrzunehmen anfing; unter dieſem Breitegrad ſtellt ſich aber auch der Unterſchied von Sommer und Winter ſchon merklich dar: es war im Maimonat, und es fanden ſich faſt keine blühenden Pflanzen mehr. In Laguna, einer Küſtenſtadt bei eilf Meilen ſüdwärts von Garupava, traf ich viele bisher in Braſilien nicht geſehene Vögel an, die ſich dann aber meiſt auch weiterhin zeigten.

In den Kapitanſchaften von Rio-de-Janeiro, Minas-Geraes, St. Paul und Goyaz geſtattet das allzubergigte Land anders nicht als auf Maulthieren zu reiſen. Von Parannagua bis Laguna hatte ich für den Transport meiner Sammlungen undenkbare Schwierigkeiten zu überwinden; über dieſe Stadt hinaus hingegen wird das Land ebener, ſo daß man anfangen kann, ſich jener übergroßen von Azzara beſchriebenen Fuhrwerke zu bedienen.

Um nach Torres zu gelangen, etwas jenſeits des Ararangua-Fluſſes gelegen, welcher die Grenze der Provinz S. Catharina bildet, wandert man über eine öde und einförmige Küſte, auf deren weißlichtem Sande eine Amarantacee, ein Senecio mit langen, kriechenden Stengeln, und hie und da Büſchel von Cyperaceen einzig nur wachſen, während ſieben bis acht Arten Waſſervögel einigen Wechſel und Leben in die traurige Landſchaft bringen.

Unzählige Möven mit aſchfarbenem Kopfe (Larus poliocephalus, gaivota) ſtehen reihenweiſe am Ufer, faſt unbeweglich, den Kopf dem Meere zugekehrt, und den Augenblick abwartend, wo die Fluth ihre Füße beſpülen und ihnen Nahrung bringen wird. Die großen Möven (Larus vetula, Maria velha oder gaivota grande), in Minderzahl unter jenen, lauern auf kleine Fiſche. Die Regenpfeifer (charadrius larvatus, manoelsinhos oder massaricos) mit vorgeſtrecktem Hals und den Kopf auf gleicher Linie mit dem Rücken, laufen äuſſerſt ſchnell am Ufer hin, und haben von weitem das Ausſehen kleiner Vierfüßer. Verſchiedene Arten Meerſchwalben (trinta reis), die sterna speculifera, cayana, hirundinacea ſetzen ſich zwiſchen die Möven nieder, um alsbald wieder aufzufliegen, und der Baiacu (Haematopus palliatus) endlich, meiſt paarweiſe gehend, hält ſich einige hundert Schritte vom Ufer entfernt. Die Schaalthiere ſind nicht ſehr häufig in Braſilien, und Fucusarten habe ich nur an wenigen Stellen zwiſchen Rio de-Janeiro und Villa-de-Victoria angetroffen.

Digitized by Google

Jenseits von Torres und dem Araranguaflusse *) entfernte ich mich allmälig vom Gestade, um Porto-Allegre, die Hauptstadt der südlichen Kapitanschaft Rio-Grande, zu erreichen. Diese von 27° 51′ bis 33° ausgedehnte Kapitanschaft gehört zu den von der Natur vorzüglich begünstigten. Ihr fruchtbarer Boden erzeugt im nördlichen Theile Zucker, Baumwolle und Manioc, im südlichen Korn und alle europäischen Früchte **); die ausnehmend reine Luft gewährt den Einwohnern eine feste Gesundheit; vortreffliche Viehweiden ernähren die zahlreichen Heerden, ein See von fünfundsiebenzig Meilen und viele Flüsse erleichtern die Verbindungen und gewähren Transportmittel.

Beim Eintritt in die Kapitanschaft Rio-Grande fällt dem Reisenden zunächst die Schönheit seiner Bewohner auf, ihre frische Farbe, die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, die Leichtigkeit und Freiheit, welche sich in ihrem ganzen Benehmen ausdrückt. Das auf Absonderung der Provinzen zielende Kolonialsystem hat ungleich bedeutsamere Verschiedenheiten zwischen ihren Bewohnern erzeugt, als solche in Europa zwischen angrenzenden Staaten meist nicht wahrgenommen werden. Dieser Unterschied ist bei dem Volke von Rio-Grande noch auffallender, weil es unter verschiedenen klimatischen Verhältnissen, durch andere Nahrung, Lebensart und Oertlichkeiten, abweichende Sitten und Gewöhnungen angenommen hat, so, zum Beispiele, sind die Bewohner vom Bezirk der Bergwerke durch ihre unthätige Lebensweise und ein etwas hypochondrisches Temperament zu kontemplativen Ideen geneigt; die Bewohner der Kapitanschaft vom Rio-Grande hingegen sind durch ein thätigeres, und so zu sagen, fast nur animalisches Leben, den religiösen Gefühlen gutentheils entfremdet. In der Kapitanschaft der Bergwerke sind die Ehen seltener, und die im Innern der Häuser verschlossenen Frauen sind nicht viel anders denn die ersten Sklaven ihrer Männer; in derjenigen von Rio-Grande werden die Frauen nicht verborgen gehalten, die Ehen sind häufiger und die Sitten reiner. Im Bezirk der Bergwerke werden zuweilen Verbrechen aus Arglist und Tücke begangen; im zweiten aus unbesonnener Leidenschaft Die ersten sind in ihrem Betragen mild, höflich, gefällig und theilnehmend, die zweiten barsch und ungestüm. Den Bewohnern der Bergwerke wird das Lernen durch seltene Fassungskraft leicht, und ihre Wißbegierde ist sattsam bekannt. Auf meiner Reise durch ihr Land ward ich überall von Fragen bestürmt; Jeder wollte den Zweck meiner Arbeiten kennen, und wechselnd sollte ich über unsere Künste, unsere Gesetzgebung und Geschichte Auskunft geben. Wer in der Kapitanschaft vom Rio-Grande ein ungezähmtes Pferd zu reiten, mit Schlinge und Wurfkugel umzugehen, einen Stier zu bändigen, einen Ochsen zu erlegen und zu zerhauen versteht, der ist ein vollendeter Mann und weiß Alles. Die Bewohner der Bergwerke sind nicht erfinderisch, aber zum Nachahmen geschickt, und in Erlernung aller Künste und Handwerke sehr

*) Statt araraeruguay, indisch, schwarzer Sandfluß

**) Damit ist nicht gemeint, daß das Korn nicht auch in den nördlichen Theilen der Kapitanschaft von Rio-Grande gedeiht.

Digitized by Google

fähig; in der Kapitanschaft vom Rio-Grande hingegen werden die Künste verachtet, und die Handwerker sind meist Fremde. Wenn gleich auf ihr Vaterland stolz, mögen die Bewohner der Bergwerke dasselbe doch unschwierig verlassen; diejenigen vom Rio-Grande hingegen verlassen die Heimath nicht, weil sie wissen, daß sie bisweilen zu Fuß gehen müßten, und daß sie anderswo nirgends so reichliche Fleischnahrung fänden, an die sie fast ausschließlich gewöhnt sind. In den Bergwerken thun die Leute mit ihrem Gelde groß, und mögen es gerne ausgeben; im Bezirk von Rio-Grande gibt es viele wohlhabende Einwohner, die ihren Wohnungen und Lebensart nach für dürftig gehalten würden. Die Kapitanschaft der Bergwerke verarmt, während die vom Rio-Grande sich bereichert. Die Leute der Bergwerke sind durch besondern Muth keineswegs ausgezeichnet; die vom Rio-Grande hingegen besitzen große Tapferkeit, und von einem kühnen Häuptling angeführt, wären sie für Eroberungen allenthalben geschickt, wo ihre Neigungen und Gewöhnungen sich nicht allzugehemmt finden. Durch Einen Zug jedoch sind beide Völker einander verwandt, und ihre Gastfreundlichkeit hat mich beiden gleichmäßig verpflichtet.

Porto-Allegre, die Hauptstadt der Kapitanschaft vom Rio-Grande, steht auf einer Halbinsel, die aus einem von Nordost gen Südwest in den dos Patos-See *) vorgerückten Hügel gebildet ist. Dieser sammelt die Gewässer von vier schiffbaren Flüssen **), die der Stadt gegenüber zusammenfliessen, um sich wieder in zahlreiche, ein Labyrinth von Eilanden bildende Arme zu zertheilen. Die Schönheit dieser Lage beschreiben zu wollen, wäre allzukühn; es ist nicht mehr der heiße Erdgürtel mit seinen prachtvollen Landschaften, und viel weniger noch die Einförmigkeit seiner Wüsten: es ist der Süden von Europa, mit allen ihm zustehenden Reizen.

Im Junius hatte ich die Kapitanschaft vom Rio-Grande betreten; die Kälte war bedeutsam; Blumen und Insekten waren verschwunden, und ich konnte dafür nur in den zahlreichen Vögeln Entschädigung finden, die an den Gestaden der Seen, Sümpfe und Flüsse leben. Das Wasser gefror öfters während meines Aufenthalts in Porto-Allegre, und bei minderer Kälte fiel häufiger Regen. In den Kapitanschaften von Goyaz und der Bergwerke bildet eine anhaltende Trockne den Karakter des Winters; hier hingegen sind es fast ununterbrochene Regenniederschläge, die ihn begleiten. Der Süd-West-Wind, minuano genannt, über die große Kordillere von Chile und über die Pampas kommend, erkältet die Atmosphäre. Er ist, der Meinung der Landeseinwohner zufolge, an dem Starrkrampfe (tetanos) schuld, der sich so häufig in Folge auch nur geringer Verwundungen einstellt, und gegen welchen in Rio-Grande und Porto-Allegre das Opium in großen Dosen und vorzüglich Reibungen mit rauhen Bürsten angewandt werden.

Wo ich oben die Grenze der verschiedenen Kolonial-Erzeugnisse in diesem westlich der großen brasilianischen Kordillere gelegenen Theile der Kapitanschaft von St. Paul angegeben

*) Der Name dieses Sees rührt von einer gegenwärtig nicht mehr vorhandenen Völkerschaft her.

**) Es sind der Guahibo, der weiter oben Jacuy heißt, der Cahy, der Rio-dos-Sinos und der Gravataby.

Digitized by Google

habe, bemerkte ich zugleich, daß der Küste nach ihre Kultur sich bedeutsam weiter südlich erstreckte. Pflanzungen von Manioc und Zuckerrohr finden sich bis nahe an Porto-Allegre; diese unter 30° 2′ gelegene Stadt muß dann aber als die wahre Grenze dieser Pflanzen im östlichen Theile von Südamerika gelten. Die Baumwollenpflanze dehnt sich noch ungefähr anderthalb Grade südlicher aus.

Um von Porto-Allegre nach der Stadt Rio-Grande-de-S.-Pedro-do-Sud zu gelangen, folgte ich der schmalen Erdzunge, welche den dos Pathos-See vom Ozean trennt; sie besteht aus sandigen Weiden, die hin und wieder von kleinen Wäldern und Seen unterbrochen werden.

Rio-Grande-de-San-Pedro ist ungefähr drei Viertelmeilen vom Meer, am Ufer des Kanals erbaut, welcher die Verbindung des letztern mit dem Pathos-See bildet. Man kann sich nichts Traurigeres denken, als die Lage dieser Stadt, die von allen Seiten her mit Wasser, Sümpfen und Sand umgeben ist. Der letztere wird in der kalten Jahreszeit von den stürmischen West- und Südwestwinden wirbelnd umhergetrieben; es bilden sich davon Hügel, er dringt in die best verschlossenen Häuser ein, und verschüttet diese am Ende vollends. Rio-Grande war vorhin weiter westwärts ausgedehnt; der Sand hat ganze Straßen verschüttet; dagegen hat die Bevölkerung sich etwas nach Osten ausgedehnt, wo Seeanschwemmungen benutzt wurden, und Häuser, welche vor dreißig Jahren in Mitte der Stadt standen, liegen jetzt nahe an ihrem westlichen Ende.

Meinen Aufenthalt in S. Pedro benutzte ich, um in dem hübschen Dorfe S. Francisco-de-Paula die großen Fabriken von gedörrtem Fleische (charguendas) zu besuchen, welche jährlich ansehnliche Geldsummen in die Kapitanschaft vom Rio-Grande bringen, besonders seit der Viehstand an den Ufern des Rio-de-la-Plata beinahe vernichtet ist.

Gegen Ende August's war die Kälte verschwunden; die Pfirsichbäume standen in Blüthe, der Rasen fing zu grünen an, und auf Grasplätzen zeigten sich hin und wieder blühende Pflanzen. Diese gehörten meist europäischen Gattungen und zwar solchen an, die auch bei uns im Frühling zuerst blühen. Es waren Arten der Carex, Anemone, Ranunculus, Cerastium, Arenaria, Centunculus, Linaria u. s. w.

In den Umgebungen von Rio-Grande bekam ich die merkwürdigen Hunde zu sehen, welche ovelheros heißen.*) Hier, wie in ganz Brasilien, werden den Schafheerden keine Hunde zugegeben, und eben so wenig werden sie in Pferchen verschlossen; in der Kapitanschaft von Rio-Grande aber sind sie von zahlreichern Feinden bedroht, als vielleicht irgendwo; von den wilden Hunden unter anderm, welche die Schafe fressen, und von den caracaras, die ihnen die Augen ausreißen. Um der Heerde einen Beschützer zu geben, wird ein junger Hund von kräftigem Stamme gewählt; dieser wird von der Mutter alsbald und noch ehe er sehend geworden ist, getrennt, man läßt ihn von einem Mutterschafe säugen, er wird verschnitten, und man errich-

*) Von dem portugiesischen Wort ovelha, Schaf.

Digitized by Google

tet ihm eine kleine Hütte in Mitte der Heerde. Die erſten lebenden Geſchöpfe welche er zu Geſicht bekommt, ſind Schafe; er gewöhnt ſich an dieſelben, iſt ihnen zärtlich zugethan, wird ihr Beſchützer, und leiſtet ihren Feinden kräftigen Widerſtand. Er gewöhnt ſich, des Morgens und Abends im Hauſe ſeines Herrn zu freſſen; zwiſchenein aber verläßt er die Heerde nicht, und wenn dieſe ſich zuweilen von der Wohnung entfernt, hungert er eher, als daß er von ihr wiche.

Am 19 September reiſete ich von Rio-Grande ab, und um die Grenze der ſpaniſchen Beſitzungen zu erreichen, folgte ich der Erdzunge, die den Ozean vom Merim-See trennt, welcher eine Fortſetzung vom See dos Pathos iſt. Der Boden beſteht aus magerer Viehweide, hie und da mit Baumgebüſchen beſetzt, welche ſeltener werden, je weiter man ſüdwärts kommt.

Im Verhältniß der Entfernung vom Rio-Grande zeigte ſich die Vegetation weniger vorgerückt, und der klimatiſche Einfluß ſpürbar. So fanden ſich einen Grad nordwärts von Porto-Allegre, noch in der kälteſten Jahreszeit, nur wenige Bäume entblättert; in S Francisco-de-Paula, in der Nähe vom Rio-Grande, hatte ein Drittheil ungefähr der holzigen Gewächſe die Blätter abgeworfen; endlich etwa zwei Grade ſüdlicher, gegen Jerebatuba *) und Chuy **), hatte nur noch ein Zehntheil der Bäume ihr Laub behalten, und es waren dies die niedrigſten, Myrteen, Myrſineen, eine Onagraire und eine Rhetaginee, welche mitten im Winter blüht, wie bei uns der Helleborus hiemalis.

Gegen die Erhöhung von Chuy, der vormaligen Südgrenze der neutralen Landſchaft (campos neutraes), endigt der Merim-See. Ich verließ hier die Straße, um auf dem Cerro-de-S.-Miguel zu herboriſiren, welcher aus einer kleinen Hügelkette beſteht, die in einem übrigens ſo flachen Lande nicht unbemerkt bleiben mag. Die Palmgewächſe ſcheinen in dieſem Theil von Amerika zwiſchen dem 34 und 35 Grad ſüdlicher Breite ihre Grenze erreicht zu haben, was mit der in Neu-Holland wahrgenommenen ziemlich zuſammentrifft.

Ich betrat nun bald die ſpaniſchen Beſitzungen, und durchwanderte die herrlichen Landſchaften, welche vor dem Kriege ſo reich und blühend waren, daß ſie das Paradies der Oſtküſte von Amerika hießen. Nirgends wohl gibt es beſſere Viehweiden, die Erde iſt überall ungemein fruchtbar, und der Viehſtand gar viel ſchöner als in den portugieſiſchen Beſitzungen.

Ich beſuchte die Städte Rocha, S. Carlos und Maldonado, herboriſirte auf den kleinen Bergen von Cerro-Aſpro, Pao-de-Aſſucar, Cerro-de-las-Animas, und gelangte alsdann nach Montevideo. Die Beſitznahme dieſer Stadt und ihrer Umgebungen durch die portugieſiſchen Truppen hatte den Frieden auf dem rechten Ufer vom Rio-de-la-Plata hergeſtellt. Der portugieſiſchen Verwaltung und ihrem ehrwürdigen Vorſtande (dem General Lecor, Baron da

*) Aus den indiſchen Worten jyriba und tiba, Vereinbarung von Palmgewächſen.

**) Statt juyy, Froſchbach.

Digitized by Google

Laguna), war es durch Mäßigung und Klugheit gelungen, einen eingewurzelten Nationalhaß zu beſiegen.

Die liebliche Gegend, welche ſich von Monte-Video bis zur Mündung des Rio-Negro ausdehnt, ſtellt eine weitläufige, etwas wellenförmige Landſchaft dar, die, ſo weit das Auge reicht, aus Viehweiden beſteht. Das Gras erreicht die Höhe desjenigen der trockenen Wieſengründe mitten in Frankreich; es iſt jedoch zarter als dasjenige unſerer Wieſen, indem es faſt nur aus Gramineen, worunter die Stipas vorherrſchen, beſteht; auch wachſen hier nicht zwiſchenein, wie im Innern von Braſilien, niedrige Bäume und Sträucher. Einzig nur die größern Flüſſe ſind mit baumbekleideten Ufern eingefaßt, die aus wenigen Baumarten beſtehen, unter denen ſich eine Weidenart von zierlicher und maleriſcher Geſtaltung auszeichnet. Dieſe Bäume beſitzen nicht jenes dunkle Kolorit der Wälder des heißen Erdgürtels; das Grün ihrer Blätter iſt noch zarter und lieblicher als dasjenige unſerer Wälder im Frühlinge; ein weiches Gras wächſt in ihrem Schatten, und der friedſame capivara *) verweilt ſpielend faſt zu den Füßen des Wanderers, während der Kardinal **) ſeinen Geſang, über den Gebüſchen flatternd, ertönen läßt.

In der Gegend von Rio-de-Janeiro, wie in vielen andern Landſchaften Braſiliens, finden ſich das ganze Jahr hindurch blühende Pflanzen, nie aber eine große Menge auf einmal. In Monte-Video hingegen, an den Ufern des Rio-de-la-Plata und des Uruguay, iſt die Blüthezeit, wie bei uns, auf kurze Zeit beſchränkt, und die Menge der gleichzeitig blühenden Gewächſe um ſo größer. Die Monate Oktober und November ſind in dieſer Hinſicht die meiſt begünſtigten; im Winter wird die Vegetation unterbrochen, und im Sommer iſt der Boden durch die Sonnenhitze ausgetrocknet. Zu Ende Novembers hatte die Friſche der Pflanzen um Monte-Video ber ſchon merklich abgenommen; acht bis zehn Tage ſpäter zeigten die Weiden die gelbe Farbe unſerer Wieſen zur Zeit der beginnenden Heuärnte, und am 25 Dezember endlich, als ich in Rio-Negro eintraf, war das Gras völlig verdorrt, und blühende Pflanzen wurden nur noch an den Flußufern gefunden.

Von dem unterm 34 Grade ſüdlicher Breite gelegenen St. Thereſien-Fort bis Monte-Video, und von dieſer Stadt bis zur Ausmündung des Rio-Negro, unter 33 Grad und einigen Minuten, habe ich ungefähr fünfhundert Pflanzenarten geſammelt, anfänglich der Küſte nach, und hernach längs dem Rio-de-la-Plata und dem Uruguay: es befinden ſich darunter nur fünfzehn, die keinen in der Flora Frankreichs vorkommenden Familien angehören.

Etliche unſerer europäiſchen Pflanzen, eine unſerer Anagallis-Arten, der Leonurus cardiacus, eines unſerer Chenopodien, ſind in der Gegend von Rio-de-Janeiro beinahe eingebürgert. Die Menge der aus Europa herſtammenden Arten iſt ſchon viel beträchtlicher um die

---

*) Das Wort wird ausgeſprochen, wie es hier geſchrieben iſt; einige Verfaſſer ſchreiben jedoch capibara; Markgrafs Rechtſchreibung nähert ſich den Etymologien am meiſten.

**) Loxia cucullata, Lin. Zugleich mit dieſer Art findet ſich eine andere, die auch den Namen Kardinal erhielt, Temminks Emberiza gubernatrix.

höher gelegenen Städte der Kapitanschaft der Bergwerke her; so, zum Beispiel, finden sich in Villa-Rica unser Eisenkraut, eine unserer Münzen, die einjährige Poa u. s. w.; und in Tijuca das Verbascum blattaria, die gemeine Brennessel, eines unserer Xanthium u. s. w. Noch größer ist die Zahl der europäischen Pflanzen in der Nähe von S. Paul; das Marrubium commune und das Conium maculatum wachsen in den Straßen dieser Stadt selbst; das Polycarpon blüht auf den Gartenmauern der Umgegend u. s. w. Weiter südwärts hat Porto-Allegre viele von unsern Pflanzen erhalten; so trifft man in einigen seiner wenig betretenen Straßen, Alsine media, Rumex pulcher, Geranium robertianum, Conium maculatum, Urtica dioica u. s. w. Nirgends aber haben die europäischen Pflanzen sich so vervielfältigt, wie in der Gegend zwischen S. Theresia und Montevideo und von dieser Stadt bis zum Rio-Negro. Bereits sind das Veilchen, der Borretsch, einige Geranien, der Fenchel u. s. w. um S. Theresia eingebürgert. Pflanzen, die in ihrer Heimath nur einzeln vorkommen, wachsen in der Nähe von Montevideo gesellig; sie folgen, so zu sagen, dem Pfade des Menschen, umzingeln seine Wohnungen und bemächtigen sich der von ihm am meisten besuchten Viehweiden. Die Straßen sind von zwei breiten Reihen purpurblauer Blüthen des Echium vulgare eingefaßt; der Hafer (avena sativa) wächst auf einigen Weiden so häufig, als wäre er ausgesäet worden; überall trifft man unsere Malven und Anthemis, eines unserer Erysimum, unser Marrubium commune u. s. w. Eines unserer Myagrum, wovon die erste Pflanze vor zehn Jahren am Fuße der Mauern von Montevideo gesehen ward, überdeckt jetzt fast ausschließlich den Bodenraum zwischen dieser Stadt und seiner Vorstadt. Ich hatte gehofft, auf dem Cerro-de-Montevideo, dem einzigen nahe bei der Stadt befindlichen Hügel, eine reiche Pflanzenbeute zu machen. Allein auf seiner Höhe ist ein Fort erbaut. Soldaten ziehen beständig hin und her, und seine jetzt beinahe nur künstliche Vegetation gehört meist der europäischen Flora an. Aber von allen Pflanzenarten ist keine, die sich über die Landschaft vom Rio-de-la-Plata und vom Uruguay, weit über den Rio-Negro hinaus, so allgemein verbreitet hat, wie die Mariendistel (carduus marianus) und noch mehr die Cynara cardunculus. Weil diese Landschaft vor dem Krieg sich mit zahllosem Vieh besetzt fand, dem die junge Distel ein großer Leckerbissen war, so blühte die Pflanze damals seltener und sie vervielfältigte sich langsamer; seit der Vertilgung der Heerden hat sich dieselbe nun aber furchtbar schnell ausgedehnt, so daß sie jetzt ein unermeßliches Land bedeckt, und dasselbe auch unbrauchbar macht, weil ihre stachlichen Blätter das Hornvieh und die Pferde abhalten; sie dürfte, wie es den Anschein hat, ein unzerstörbares Denkmal der Bürgerkriege dieses schönen Landes bleiben.

Jenseits des Rio-Negro ist das Land viel geringer bevölkert, als zwischen diesem Fluß und Montevideo; seine Bereisung wird ungleich schwieriger, und ich gestehe gern, daß ohne die gefälligen Dienste der Herren Offiziere bei den an den Ufern des Uruguay kantonnirenden portugiesischen und brasilianischen Truppen die Fortsetzung meiner Reise ganz unmöglich geworden wäre.

Mit Ausnahme der von portugiesischen Soldaten bebauten Gärtchen, habe ich auf einem

Digitized by Google

Raume von mehr denn fünfzig Meilen nur ein einziges bebautes Grundstück angetroffen. Einer Sorglosigkeit sich hingebend, von der dem Europäer sich richtigen Begriff zu machen kaum möglich ist, kennen die von Azzara treffend gezeichneten Bewohner dieser Gegenden keine andere Beschäftigung, als ihre Pferde zu besteigen und im Galopeitte die Spuren ihres Hornviehs zu verfolgen; so wie sie keinen andern Genuß kennen, als durch einen Strohhalm den Mate-Aufguß einzuschlürfen, oder sich, oft ohne Salz und Brod, mit halbrohem Fleische zu sättigen. Das Volk von Montevideo steht vielleicht auf höherer Stufe der Bildung, als das von Rio-Grande und von Porto-Allegre; aber die Landleute des von mir durchreiseten Theils vom spanischen Amerika befinden sich unstreitig auf einer niedrigern Stufe, als diejenigen der Kapitanschaft vom Rio-Grande, obgleich die Sitten beider viele Aehnlichkeit haben. Der Unterschied beruht, wie ich glaube, darauf, daß in der Kapitanschaft vom Rio-Grande die Landleute Söhne oder Enkel von Landbauern der Azoren-Eilande sind, Weiße von reiner Abstammung; wogegen die spanischen Landleute großentheils von Europäern und Landeseingebornen erzeugte Metis sind, und was von ungemischter Herkunft unter ihnen sich findet, die Sitten der großen Mehrzahl nachgeahmt hat.

Ich besah die Wasserfälle des Uruguay, welche die Namen Salto-Grande und Salto-Chico führen, und erreichte Belem. Zwischen diesem Ort und den Missionen ward meine Reise schwieriger, als je zuvor. Dreizehn Tage zog ich durch eine Wüste, worin weder eine Wohnung, noch die Spur eines Weges zu finden war, die von zahlreichen Jaguaren, großen Hirschheerden, Straußvögeln und wilden Pferden allein nur belebt ist, und worin die einzigen Menschen, welche ich von ferne am entgegengesetzten Flußufer wahrnahm, insurgirte Spanier und Feinde der Portugiesen waren.

In dieser Wüste, am Ufer des St. Annenflusses, gerieth ich mit zweien meiner Begleiter in die Gefahr, durch etliche Löffelchen Honig von der Wespe, die den Namen Lecheguana führt, vergiftet zu werden.

Im Dezember und Jänner war die Hitze ausserordentlich gewesen; der Thermometer zeigte regelmäßig, zwischen zwei und fünf Uhr Nachmittags, 24 bis 29 Grade, und ich traf keine Pflanzen mehr an. In den letzten Tagen des Jänners dann aber erfolgten wieder reichliche Regenniederschläge; die verbrannten Weiden bekleideten sich auffallend schnell mit frischem Grün, und schon mehrere Tage vor meinem Eintritt in die Missionen boten sich wieder blühende Pflanzen dar.

Im Verhältniß meiner Entfernung vom Rio-Negro hatten die Verwandtschaften zwischen der Landesflora und der europäischen sich vermindert; schon traf ich wieder einen Inga und eine Melastomee bei den Wasserfällen vom Uruguay an; die in der Gegend von Montevideo so häufigen Weidengebüsche waren beim Eintritt in die Provinz der Missionen beinahe ganz verschwunden, und als ich hier ankam, hatte ich bereits einige Zeit keine Pflanzen, welche europäischen Gattungen angehörten, weiter getroffen; hingegen fand ich jetzt mehrere, zuvor

Digitized by Google

bereits auch in den campos geraes und selbst in den höhern Gegenden der Kapitanschaft der Bergwerke gesammelte Pflanzen. Beim Ueberblick der zwischen der Ausmündung des Rio-Negro, unter 33 Graden und etlichen Minuten, und dem Ibicui, der Grenze der Missionen, unter 29 Graden und etlichen Min. gesammelten Pflanzen finde ich von 295 Arten 21, welche keinen, in der Flora Frankreichs vorkommenden Gattungen angehören.

Bekanntlich bestanden die sogenannten Missionen von Paraguay aus dreißig Ortschaften (bourgades), wovon 23 zwischen dem Paranna und dem Uruguay, die sieben andern am linken Ufer des letztern Flusses gelegen waren. Die erstern wurden in dem verheerenden Kriege eingeäschert *), welchen Artigas gegen die Portugiesen und gegen seine eigenen Mitbürger führte; die andern, welche die Brasilianer im Jahr 1801 erobert hatten, sind allein noch übrig geblieben; sie führen jetzt den Namen der Provinz der Missionen, und es sind diejenigen, welche ich besucht habe.

Die noch gegenwärtig in dieser schönen Landschaft vorhandenen Ueberlieferungen und die Ruinen ihres Bodens zeugen sattsam, daß keine Uebertreibung **) in den Schilderungen ihres vormaligen Glückes lag. Es stehen die Indianer zwar nicht an Verstand hinter unserer Race zurück; aber, wie immer ihre Erziehung beschaffen sein mochte, Mangel an Vorsicht ***) bleibt ihnen eigenthümlich, und dieser Mangel bildet die Grundlage ihrer übrigen Gebrechen. Die Herrschaft, welcher die Guaranis bis zum Jahr 1768 gehorchten, wie ungereimt dieselbe allerdings für Menschen unsers Stammes gewesen ist, beruhte hingegen auf gründlicher Kenntniß der Indianer. Menschen, welche, wie die Kinder, sich um den folgenden Tag nicht kümmern, mögen ohne einen Führer auf der Bahn der Zivilisation nicht vorrücken, weil diese gänzlich auf dem Begriff der Zukunft beruht. Die Guaranis lebten früherhin unter einer Vormundschaft, deren Bedürfniß die Erfahrung dargethan hat, und die eine väterliche sein mußte, weil der Vortheil der Vormünder, in Uebereinstimmung mit ihrer Ehre und Pflicht, von dem Vortheile der Pflegekinder unzertrennlich war. Seit 1768 fanden sich die Guaranis an Menschen überliefert, von denen sie nur als ein Mittel, zu schnellem Reichthum zu gelangen, behandelt wurden; das Land verarmte bald und gerieth zuletzt in gänzlichen Verfall. Von den Portugiesen wurden die Guaranis noch ärger, als von den Spaniern mißhandelt. Der Hof von Lissabon und von Rio-de-Janeiro schien vergessen zu haben, daß die Provinz der Missionen zur portugiesischen Monarchie gehört, und es ward untergeordneten Beamten gestattet, sie zu Grunde zu richten. Im Jahr 1768 hatte die Bevölkerung der sieben jetzt portugiesischen Ortschaften 30,000 Einwohner betragen; als im Jahr 1801 die Spanier abzogen, ließen sie noch

*) Einige ließ der portugiesische Marschall Chagas Santos verbrennen, die übrigen wurden durch die Bewohner vom eigentlichen Paraguay und durch die Indianer selbst eingeäschert.

**) Man vergleiche Montesquieu, Raynal, Chateaubriand u. s. w.

***) Kaum fände man einzelne wenige Ausnahmen.

Digitized by Google

14,000 Seelen zurück; im Jahr 1814 waren nur noch 6395 übrig geblieben *); und endlich dann wohnte ich selbst der im Jahr 1821 vorgenommenen Zählung bei, und die gesammte indianische Bevölkerung stieg nun nicht mehr über 3000 Individuen. Man hat den Guaranis ihre besten Weiden geraubt; ihr Vieh ward erschlagen oder in die portugiesischen Besitzungen abgeführt; die Gebäude zerfallen; die Tempel, welche den Reisenden in Erstaunen setzten, sind ihres Schmuckes beraubt und werden nicht unterhalten; von Künsten und Handwerken ist fast nur noch die Erinnerung bei einigen Greisen übrig, und ich traf Unglückliche, die der Hunger quälte, auf einem Boden an, welcher ihr Eigenthum ist, und jährlich doppelte Aernten liefert. Mit einem Wort, die vormals so blühende Provinz der Missionen stellt gegenwärtig ein Bild alles menschlichen Jammers dar, und bald wird man überall gar keine Indianer weiter auf ihrem Gebiete finden. **)

Der südlichste Theil der zwischen dem Ybicui, dem Urugnay und dem Camaenan gelegenen Missionen gewährt vortreffliche Viehweiden; so wie man sich aber von S. Francisco-de-Borja (oder einfach S. Borja) entfernt, nehmen die Waldungen überhand, das Futter wird unkräftiger, und zu S. Joao wie zu S. Anjo, ist man zum Unterhalt des Viehs, voraus der Kühe, genöthigt, ihnen Salz zu geben, wie im Bezirk der Bergwerke geschieht. Dagegen sind die Ländereien im nördlichen Theil der Provinz zum Anbau wohl geeignet. Ohne jemals gedüngt zu werden, liefern sie, wie ich schon bemerkt habe, zwei Aernten im Jahr, und ihre Fruchtbarkeit erprobt sich gleichmäßig in Korn, Baumwolle, Mais, Reis, Bohnen, Maniok, Melonen und überhaupt in allerlei europäischen Gemüsarten und Früchten. An sorgsam gewählten Stellen kann selbst das Zuckerrohr mit einigem Erfolg angebaut werden.

Im nördlichen Theile vorzüglich steht das Gesammtverhältniß der Vegetation in naher Verwandtschaft mit derjenigen des Bezirks von Curitiba, welcher nur zwei Grade nördlich von den Missionen liegt. Dabei findet sich jedoch der Unterschied, daß in der letztern Provinz kein Araucariaholz angetroffen wird.

Ich nahm meinen Weg über die Serra-de-S. Xaverio, die anders nichts als eine Fortsetzung und beinahe das äusserste Ende der großen Kordillere ist, und bald befand ich mich wieder in der Kapitanschaft vom Rio-Grande. Es war im Monat April; ich fand weiter keine Insekten noch blühende Pflanzen, und heftige Regengüsse sowohl als der Uebergang von Flüssen machten die Reise beschwerlich. Seit ich die Provinz S. Catharina verließ, hatte ich einen

*) Man vergleiche das vorzügliche Werk Annaes da Provincia de S. Pedro, von Jose Feliziano Fernandes Pinheiro.

**) Was ich hier von den Missionen sage, stimmt nicht völlig mit den Ansichten des D. Felix d'Azaera überein. Allein dieser als Beobachter und Sittenmaler sehr ruhmwerthe Schriftsteller war von einigen jener Vorurtheile befangen, welche die Spanier nur allzuoft nach Amerika brachten, und er ist in seinen Aeusserungen über die Guaranis mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Nebenbei ward er auch siegreich widerlegt durch einen patriotischen Geschichtschreiber, D. Funes, in dessen Ensaijo de la Historia civil del Paraguay etc.

Digitized by Google

Weg von ungefähr sechshundert Meilen zurückgelegt, und ein von zahlreichen Flüssen bewässertes Land durchwandert; ein Theil desselben ist reich und blühend, und doch habe ich auch nicht eine einzige Brücke, oft nicht einmal ein Boot zur Ueberfahrt der Flüsse angetroffen. In diesem Fall nehmen die Landeseinwohner eine rohe Thierhaut, knüpfen ihre vier Enden zusammen, und bilden daraus eine Art gerundeter Barke (pelota), an die sie ein Seil befestigen. Der, welcher die Ueberfahrt machen will, setzt sich in diese Gattung Piroge und bleibt unbeweglich, während ein Schwimmer das Seil zwischen den Zähnen hält und dasselbe nachzieht, bis er ans jenseitige Ufer gelangt. Ich habe auf diese Weise mein oft schweres Gepäck fortgebracht; man begreift jedoch wohl, daß der Naturforscher nicht ohne Kummer die Früchte seiner langen und mühsamen Arbeiten so gefährlichen Fahrzeugen anvertraut.

Nach der Ankunft in Rio-Pardo schiffte ich mich auf dem Jacuy *) ein, und in etlichen Tagen befand ich mich, nach fast einjähriger Reise, wieder in Porto-Allegre. **) Beim Mangel der Erfordernisse zur Landreise entschloß ich mich, die Ueberfahrt zur See nach Rio-Grande und von da nach Rio-de-Janeiro zu machen.

Die Dreimaster mögen bis Porto-Allegre auffahren, und es verweilen allzeit bei fünfzig Fahrzeuge verschiedener Größe im Hafen dieser Stadt. Dessen unerachtet ist die Schiffahrt auf dem dos Pathos-See nicht ungefährlich. Er ist furchtbaren Windstößen ausgesetzt; nur zwei Stellen bieten eine sichere Fluchtstätte dar, und endlich findet sich, bei großer Ausbreitung der Wasserfläche, iedoch nur ein schmaler Kanal für die Durchfahrt der Schiffe, und dieser ist nicht einmal durch Barken ausgezeichnet. Noch gefährlicher aber ist die bewegliche Sandbank bei Rio-Grande, und ungeachtet aller getroffenen Vorsichtsmaasnahmen ergeben sich da noch öftere Schiffbrüche.

Ich traf wohlbehalten in Rio-de-Janeiro ein, mußte nun aber annoch meine in S. Paul zurückgelassenen Sammlungen abholen. Um diese letzte Reise so fruchtbar wie möglich zu machen, entschloß ich mich, den Weg durch die Kapitanschaft zu machen. Ich verließ Rio-de-Janeiro zu Ende Jänners 18.2; nochmals erstieg ich die Serra-Negra, besuchte wiederholt Barbacena und S. Joao-del-Rey; zwei mir noch unbekannt gebliebene hohe Berge wurden erklommen; und der kurzen Zeit unerachtet, die ich diesen Ausflügen widmen konnte, erhielt ich noch einen bedeutenden Zuwachs meiner Sammlungen, woraus sich ergibt, daß meine achtzehnmonatlichen ***) Forschungen in der Kapitanschaft der Bergwerke ihre Reichthümer noch lange nicht erschöpft haben. Ich sah die um ihrer Tabake willen berühmte Stadt S. Maria-de-Vacpendy †)

---

*) Der Jacuy-Fluß (Penelope).

**) Ohne die vom Gouverneur der Kapitanschaft Rio-Grande, dem Grafen Figuera, erhaltenen Empfehlungen und Gefälligkeiten aller Art wäre mir unmöglich gewesen, diese Reise zu vollenden.

***) Funfzehn Monate auf meiner ersten Reise und drei Monate auf der Reise nach Goyaz.

†) Oder blos Vacpendy.

Digitized by Google

und gelangte nach mühſamem Ueberſteigen der Serra-da-Mantiqueira, welche ein hoher Arm der großen Kordillere iſt, in die Kapitanſchaft von S. Paul.

Im Umfang von etwa fünfzig Meilen beſteht die Gegend an der Straße von Rio-de-Janeiro nach S. Paul aus Bergland. Nahe bei Lorena iſt der Eingang eines Beckens, das von der Serra-da-Mantiqueira und von der großen Küſten-Kordillere gebildet wird, und wo das Land ebener iſt, als vielleicht irgendwo im mittlern Braſilien. Die Vegetation von Rio-de-Janeiro wird, mit geringer Abweichung, auf dem ganzen bergigten Theil des Weges angetroffen, und ſie dehnt ſich noch zwölf Meilen weiter aus. Gegen Pindamonhongaba aber verändert ſich dieſelbe plötzlich, und ſie bietet nun zugleich auch merkliche Verſchiedenheiten von denjenigen der Bergwerke und der campos geraes dar. Eine reiche Pflanzenärnte dürfen ſich vorzüglich diejenigen verſprechen, welche zu allen Jahrszeiten die Sümpfe in der Nähe von Thaubate und Mugy-das-Cruzes beſuchen werden.

In den erſten Tagen des Brachmonats 1822 ſchiffte ich mich zur Rückreiſe nach Europa ein, und ich war ſo glücklich, die botaniſchen ſowohl als zoologiſchen Sammlungen, dieſe Früchte meiner Reiſe, völlig unverſehrt nach Hauſe zu bringen. Die Zahl der Pflanzen insbeſondere beträgt beiläufig ſiebentauſend. *) Ich habe dieſelben alle friſch unterſucht, und bei ihrer Zergliederung vorzüglich die ihre natürlichen Verwandtſchaften beleuchtenden Theile in Acht genommen. Ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn ich damit die Grundlage der Flora des ſüdlichen Braſiliens legen und einen Beitrag zur Vervollkommnung der Wiſſenſchaft liefern kann, deren Studium mir einen ſo vielfachen und köſtlichen Genuß verſchafft hat.

*) Der geſammelten Vögel ſind 2005, der Inſekten 16000, der Vierfüßer 129, der Reptilien 35 u. ſ. w.

Digitized by Google

Erklärung des Herausgebers dieser Zeitschrift, die Beendigung derselben betreffend.

Schon gegen das Ende des Jahres 1822 war der Herausgeber dieser Blätter gesonnen, sie nicht ferner fortzusetzen, und zwar im Allgemeinen aus denselben Ursachen, die ihn gegenwärtig bestimmen, die Herausgabe der Zeitschrift wirklich abzubrechen. Damals konnten ihn noch die Vorstellungen mehrerer achtungswürdigen Männer, denen er seinen Entschluß mitgetheilt hatte, bewegen, von demselben abzustehen, indem nach ihren Ansichten eine Zeitschrift, wie diese, und in Tagen, wie wir sie erlebt haben, nicht ganz ohne Nutzen bleiben dürfte. Nun aber der Irrthum dieser Ansicht und vielmehr das Gegentheil derselben immer klarer wird, ist es Zeit, zu enden.

Obgleich die „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit“ schon seit Jahr und Tag, laut öffentlichen Nachrichten, in den französischen, russischen und österreichischen Staaten verboten gewesen sein sollen, und zwar, wie man sagt, wegen darin herrschender Grundsätze, welche der Parteigeist mit dem Namen der „liberalen“ oder gar der „ultraliberalen“ bezeichnen oder beschimpfen will, blieb dennoch um sie ein sehr zahlreicher und in vieler Hinsicht edel zu nennender Kreis von Lesern und Mitarbeitern versammelt, der sich vielmehr von Jahr zu Jahr erweiterte. Von diesem nun glaubt der Herausgeber, nicht ohne ein letztes Wort scheiden zu sollen.

Vor allen Dingen hält er sich verpflichtet, um jedem falschen Verdacht oder auch nur Argwohn vorzubeugen, die Erklärung zu geben, daß, ungeachtet jener oben erwähnten Verbote, ihm weder mittelbar noch unmittelbar, weder von ausländischen noch vaterländischen Regierungen, in Rücksicht dieser Zeitschrift, zu irgend einer Zeit Mißbeliebigkeiten erwachsen sind. Zwar wurde von den Gesandten auswärtiger Mächte mehrmals den Regierungen der Eidsgenossenschaft eine engere Beschränkung der Preßfreiheit empfohlen; jedoch geschah dies immer nur in sehr allgemeinen Ausdrücken, und ohne daß eine besondere Angabe von einem oder dem andern Fall gemacht worden wäre, der auf einen Mißbrauch der Preßfreiheit hingedeutet hätte. Die Beschwerden, welche ehemals von einigen fremden Ministern gegen Artikel der „Aarauer Zeitung“ geführt worden sind (an welcher, beiläufig gesagt, der Herausgeber gegenwärtiger Zeitschrift nie An theil gehabt), gehören nicht hieher, weil sie schon vor mehrern Jahren geführt worden sind, und meistens aus Gründen, welche kaum allgemeinen Glauben finden würden, wenn sie bekannt werden sollten.

Die Gauen der schweizerischen Eidsgenossenschaft geniessen ihres freien und selbstständigen Daseins in den mannigfaltigsten Staatsformen. Nachdem ihre äussere Unabhängigkeit einmal

Digitized by Google

errungen war, blieben sie den Händeln der übrigen europäischen Staaten aus Grundsatz fremd. Eben so wenig sie einen Theil ihres Gebiets und ihrer Bundesfamilie verlieren wollten, eben so abgeneigt bezeugten sie sich, ihr Gebiet auf der einen oder andern Seite erweitert zu sehen. Obgleich ohne Fürsten, nur ihren selbstgegebenen Gesetzen unterthan, waren sie den Fürsten gern befreundet, und viele ihrer Söhne vergossen ihr Blut für die erschütterten oder bedrohten Throne derselben. So auf keine Weise, selbst nicht einmal durch das Beispiel, als Republiken mitten unter europäischen Monarchien, gefährlich, strebten sie der Achtung des Welttheils nach.

Anderseits versagten ihnen auswärtige Höfe diese Achtung nicht, sei es aus sittlichem Zartgefühl und aus Scheu vor roher Gewaltthat gegen den Schuldlosen, oder aus kluger Besonnenheit und in Würdigung der Bedeutsamkeit dieses friedlichen Landes immitten stets kriegerisch bewegter, eifersüchtiger Reiche. Selbst die rohe Wuth der ehemaligen französischen Republikaner, welche mit ihren Waffen, wie den Großtheil des übrigen Europa's, auch dies mehr von ihnen überraschte, als überwundene Gebirgsland überschwemmten, tastete doch das selbstständige Dasein der Schweiz nicht an. Selbst die Klugheit Napoleons, der nicht nur große Monarchien stürzte, sondern alle freien Staaten Europens vernichtete, fand das Dasein der freien Bundesgenossenschaft in den Alpen für den Welttheil nothwendig. Wer läugnet, daß es in seiner Gewalt stand, die Schweiz zu verschlingen und für einige Zeit mit Frankreich eins zu machen, wie er mit andern Staaten gethan? Er vermied es vorsichtig. Er glich vielmehr die innern Zerwürfnisse dieses Landes, so gut er konnte, aus; er zog aus demselben sein Kriegsvolk hinweg, gewiß nicht aus Furcht vor andern Mächten; er schonte des Landes, während er größere Reiche mißhandelte; er ließ es demselben nicht einmal empfinden, wenn ihm ein Widerspruch geschah, den er größern Mächten kaum gestattete; er leitete zuletzt sogar wieder ein, daß die Schweiz ihre unpartheisame Stellung zurückempfangen sollte. Er hatte nichts dawider, daß die Thäler dieser Landschaften denen ein friedliches Asyl wurden, deren politische Grundsätze nicht die seinigen waren; er sandte keine Spionen, und übte gegen die Preßfreiheit in der Schweiz keine andern Mittel, als daß er durch seine Präfekten, nur in den von ihm beherrschten Staaten, Schweizer-Blätter verbieten ließ, die den Grundsätzen seines Systems widersprachen.

Nach dem Sturze Napoleons sprachen sich die wider Frankreich verbündet gewesenen Mächte Europens für die unabhängige Selbstständigkeit der Schweiz, und deren unpartheisame Stellung in den Welthändeln, noch kräftiger und feierlicher aus, als jemals vorher geschehen war. Die berühmte Wiener Kongreß-Erklärung bleibt in der Geschichte unsers Zeitalters ein ehrwürdiges Denkmal des Geistes, der damals die ersten Monarchen und ihre Räthe belebte. Sie handelten größer, als Napoleon. Auch sie vermittelten die innern Zwiste der Eidsgenossen, ohne sich aber, gleich jenem, einen Vermittlertitel aneignen zu wollen. Sie mischten sich nicht weiter in die innern Angelegenheiten der schweizerischen Staaten, oder in deren Gesetzgebungen und Uebungen.

Digitized by Google

Inzwischen begab sich in Europa, was vorauszusehen war. Mit dem Untergang des französischen Weltgebieters, mit dem Schluß von Frankreichs Staatsumwälzung, trat die Herrschaft gewaltiger Rückwirkungen ein. Während Preußen, Rußland, Oesterreich, die Niederlande, viele deutsche Staaten und die schweizerischen, ruhig ihre Hauswesen ordneten, das gute Alte bewahrten, und dem Geist des Jahrhunderts, das heißt, den Fortschritten der bürgerlichen Gesellschaft gemäß, das unhaltbar gewordene Ehemalige durch edlere Stiftungen ersetzten: trieben andere Regierungen das Alte und Vergessene, wie gut oder schlecht es sein mochte, wieder ins Leben herein, und das bisher Geschehene traf der rächende Bannfluch. — Im Grunde ward eine solche Art Wiederherstellung der Dinge eine wahre Zurückstellung derselben, eine neue Umwälzung. Man achtete nicht im mindesten darauf, daß die Völker um drei Jahrzehende älter geworden waren, in denen sie mehr erfahren und gelernt hatten, als ehemals in eben so vielen Jahrhunderten. — Die Folgen des politischen Versuchs solcher Art Restauration konnten nicht fehlen.

Während Preußen, Rußland, Oesterreich, Deutschland, Niederland und die schweizerische Eidsgenossenschaft im tiefsten Frieden lebten, brachen in Italien, Spanien und Portugal Empörungen und neue Umwälzungen aus. Die diesen Ländern von ihren alten, wiedergekehrten Regierungen plötzlich zurückgegebenen Formen konnten nicht ohne Zwang angepaßt werden. Am meisten litt dabei der edlere, das heißt, der gebildetere Theil der Nation, denn er nur kannte edlere Bedürfnisse. Die rohe, unverständige Masse des Volks folgte jedesmal dem Sieger, oder dem eigenen Hang zur Rache und Beute. Es schreit heute so gut, als das Volk von Jerusalem, sein „Kreuzige!“ wie es gestern sein „Hosiannah!“ sang.

Der Partheikampf, welcher sich gleichzeitig in Frankreich zwischen Ultra und Liberalen erneute oder vielmehr fortsetzte — dann ein vorlautes, stürmisches Pochen und Treiben junger Leute in einigen Gegenden Deutschlands (nur Nachklang dessen, was zuvor absichtlich für Deutschlands Befreiung begünstigt gewesen war), erweckten an mehrern Höfen neue Besorgnisse um Aufrechthaltung des kaum eroberten Weltfriedens. Oesterreich übernahm es, das empörte Italien, Frankreich das empörte Spanien mit Waffengewalt dem Machtgebot der von ihren Völkern beschränkten Regierungen zu unterwerfen. In Frankreich selbst ward versucht, das königliche Freiheitsgesetz, die Charte, in dem zu beengen, was darin dem Volke an Rechten gewährt worden war. Unter den Deutschen wurden besonders die Hochschulen, die öffentlichen Lehrer und Schriftsteller strengerer Aufsicht untergeordnet.

Sei es, daß die Furcht vor einer obwaltenden allgemeinen Gefahr der Staaten sich selber, wie oft geschieht, durch ihre Dauer höher steigerte, als die vermuthete Gefahr verdiente; sei es, daß einzelne Partheien, Stände und Menschen ihren Vortheil dabei fanden, die Stimmung der Fürsten und deren Räthe zu benutzen, Spannungen zu vergrößern, Besorgnisse zu übertreiben: genug, es wurden Ansichten endlich und Meinungen ausgesprochen, und Maasregeln gehandhabt, wie man sie kaum im neunzehnten Jahrhundert erwartet hätte,

Digitized by Google

nachdem sie schon von frühern Jahrhunderten verworfen worden waren. Die Furcht sprach von einer durch den Welttheil sich verbreitenden Verkettung staatsumwälzerischer Verschwörungen; sie sah in dem unbefangenen Manne, welchen seine Ueberzeugungen und Erfahrungen hinderten, den Ton zu ergreifen, der herrschend gemacht werden sollte, nur einen unruhigen Geist, einen Feind der Thronen, wo nicht einen heimlichen Carbonaro; sie besoldete hin und wieder nichtswürdige Abentheurer zum Ausborchen und Ausspähen, indem diese die Miene der Unzufriedenen und Aufwiegler annehmen mußten; ja, es war oft genug, den Redlichsten mit dem Namen eines Liberalen zu bezeichnen, um ihn Machthabenden zu verdächtigen.

Dieser Geist wirkte auch auf die friedliche Schweiz zurück, wo die Regierungen, stark durch Vertrauen, durch Ordnungsliebe und Gesetzlichkeit ihrer Völkerschaften, ohne Leibwachten sicher wohnten, und wo die Völkerschaften sich harmlos, im Schutz des Gesetzes, ihren Gewohnheiten und Uebungen, ihren Bestrebungen im Gewerbsfleiß, in Kunst und Wissenschaften überliessen. Nicht daß jener Geist der Besorgniß auch hier eingezogen wäre, — er war und blieb ein Fremdling! — aber er wirkte von aussen ein; er verdächtigte das schuldlose und unbefangene Leben der Eidsgenossen; er stellte in den Blättern des Auslandes die freundschaftlichen Zusammenkünfte von Jünglingen oder Männern für gemeinnützige Zwecke, für Kunst, für Wissenschaft u. s. w. als gefährliche Verbindungen für die Weltruhe dar; er warf den Schatten finstern Argwohns auf die Menschenliebe und Gastfreundschaft der Schweizer, mit der sie in ihren Thälern Griechen aufnahmen, welche, um ihr Vaterland zu finden, Wanderungen durch den Welttheil machen mußten, — oder mit der die Schweizer in ihren Hütten Flüchtlinge des Auslandes beherbergten, welche, wie ehemals Adeliche, Priester und Fürsten, wegen staatsthümlicher Meinungen und Schritte Verborgenheit oder Sicherheit suchen mußten; er verunglimpfte Regierungen, die, in der allgemeinen Ruhe und Zufriedenheit der eidsgenössischen Völkerschaften, Grundsätze und Handlungsweisen übten, wie sie in Friedenstagen auch die Weisheit eines unumschränkten Monarchen sich selber und den Unterthanen gern gestattet; er klagte sogar die freiern Staatseinrichtungen dieser Gebirgsvölker an, als wären sie dem Heil Europa's schädlich, sie, die seit einem halben Jahrtausend unklaghaft bestanden, und kaum zehn Jahre zuvor die öffentlichste, feierlichste Gewährleistung der ersten Mächte des Welttheils empfangen hatten.

Bald wurde der Eidsgenossenschaft von Seiten auswärtiger Höfe die Entfernung aller derer zur Pflicht gemacht, welche wegen politischer Verhältnisse und Meinungen ihr Vaterland hatten meiden müssen, und in den Schweizerthälern Obdach gefunden hatten. Es mußten selbst Männer hinweggewiesen werden, welche hier schon manches Jahr eingebürgert, oder in Lehrämtern angestellt gewesen waren; die Aufsicht über die Fremden wurde in einem Grade verschärft, wie dergleichen zuvor nie, und selbst nicht unter Napoleons Gewaltreich, in diesen Landen erhört worden war. Die Eidsgenossenschaft aber bewies mit Hinopferung ihres ältesten und ehrwürdigsten Rechtes, Asyl wegen Religion oder Politik verfolgter Europäer zu sein, mit welcher

Digitized by Google

Dankbarkeit sie sich noch den großen Mächten verpflichtet fühle, anderseits, wie sehr ihr daran gelegen sei, das vom Parthelgeist vielleicht angeregte Mißtrauen derselben zu stillen.

Wohl war das Recht, denjenigen eine Zuflucht zu bieten, die wegen politischer oder religiöser Verhältnisse in ihren Landen ausgestoßen oder verfolgt waren, eins der heiligsten und schönsten Rechte, wie jedes Staats, so insbesondere des Schweizerlandes. Und die Könige Europens haben es von jeher geehrt gehabt, selbst in Zeiten, die im Allgemeinen viel roher, viel unduldsamer waren, als die heutigen, nämlich in den Zeiten der Kirchentrennungen und Glaubenshändel. Es mag dies damals noch im frommen Anerkennen der Rechte jedes fremden Staates, groß oder klein, gelegen gewesen sein, und vielleicht in der Ehrfurcht vor einem Völkerrecht, welches mehr in der Brust der Menschen, als in Schriften und Manifesten daheim war; oder es mag in dem Gedanken gelegen gewesen sein an die Möglichkeit, daß der Verfolger früh oder spät die Stelle des Verfolgten einnehmen könne, und wo nicht er selber, doch ein Genosse seines Glaubens; es mag auf dem dunkeln Gefühl beruht haben, daß eben darum jede Universalheerschaft unerträglich sei, weil sie Keinem vor dem Zorn der Machthaberschaft eine Zuflucht gönnt, und einen ganzen Welttheil zum Kerker gestaltet; es mag einen Grund in der Ueberzeugung gehabt haben, daß auch mancher Unschuldige, von dem kein König, kein Minister das Nähere kennt, durch Privathaß der Subalternen angeschwärzt und verfolgt, ein Asyl verdiene — genug, in der Schweiz fanden einst Katholiken und Protestanten, Mennoniten, Waldenser, Hugenotten u. s. w. eine unangefochtene Freistätte, eben so die politisch Verfolgten und Verbannten; nur keine bürgerlichen Verbrecher.

Erst die französische Revolutionsregierung, der nichts auf Erden heilig galt, sprach die Nichtanerkennung dieses völkerrechtlichen Heiligthums aus. Es mußten unglückliche Fürstensöhne, es mußten lebensmüde Greise, es mußten Kranke und Hilflose aus ihrer stillen Verborgenheit fortgewiesen werden, weil die Schweiz allein nicht gegen den Stolz des übermächtigen Frankreichs Kampf eingehen konnte und wollte. Das Heiligthum aber einmal verloren, ist verloren geblieben, und wird es bleiben, bis ein allgemeiner Zustand des Rechtes unter den Nationen, bei höherer Gesittung und tieferer Religiosität, statt findet.

Auch eine strengere Aufsicht über die in der Schweiz erscheinenden Druckschriften ward durch auswärtige Höfe gefordert. Die Regierungen der Eidsgenossenschaft, jeden Anstoß zu meiden, willigten ohne Bedenken in das an sie gestellte Begehren, und beschränkten, nach Maasgabe ihrer Verfassungen und Gesetze, die Freiheit der Presse, auch wo sie nie gemißbraucht worden war.

Es scheint übrigens auch ganz billig, daß ein Staat, als gedankenbildliche Person, von einem andern verlangen könne, man solle in öffentlichen Aeußerungen weder seine Ehre noch seine Geheimnisse verrathen und entweihen, und nichts dem Urtheil der Welt ausstellen, als das, was öffentlich geschehen, oder an öffentlichen Personen als wahrhaft Oeffentliches anzusehen ist. — Indessen wissen wir heutiges Tages aus den Beschränkungen der Preß-

Digitized by Google

freiheit vieler Länder, daß nicht bloß von jenen billigen Rückſichten Rede ſei, ſondern vom gänzlichen Schweigen über gewiſſe Wahrheiten, Grundſätze und Anſichten, die zwar nicht Privatangelegenheit dieſes oder jenes Staates, ſondern Gegenſtand für die ganze menſchliche Geſellſchaft ſind, aber einem gewiſſen Theil der bürgerlichen Geſellſchaft mißfallen. — Es fand ein ähnliches Verhältniß zur Zeit der großen Kirchentrennung ſtatt, nur in religiöſer Hinſicht. Damals muthete jedoch kein Staat dem andern zu, die Preßfreiheit in religiöſen Lehr- und Glaubensſachen bei ſich zu beſchränken.

Es mag dies wohl in jenen Tagen nicht aus höherm Rechtsgefühl allein, ſondern auch aus der Urſache geſchehen ſein, weil ſich Katholiken und Proteſtanten, in gleicher Stärke gegeneinander, wohl hüteten, dem Nachbar ein Geſetz vorzuſchreiben, von dem ſie wußten, es werde von ihm kalt abgelehnt werden. Nun gibt es auch in unſerm Zeitalter, möchte ich ſagen, einen Katholizismus und Proteſtantismus in Glaubensſachen über Völkerrecht, Volksrecht und Staatsrecht. Wo jener der Stärkere iſt, legt er dem Schwächern Schweigen auf; dem politiſchen Proteſtantismus Großbritanniens und Nordamerika's hingegen wird kein Verbot angelegt, weil es fruchtlos ſein würde.

Wenn im Gebiet des Gewiſſens und des Geiſtes der Machtſpruch irdiſcher Obrigkeit ſchaltet; wenn eine Art der Anſichten und Vorſtellungen erlaubt und legitim erklärt, eine andere hinwieder geradezu, als Bosheit und Irrthum, verdammt wird: dann iſt es an der Zeit, daß der unbefangene Mann ſchweige, weil er nicht mehr mit Ehre oder Hoffnung wohlthätigen Erfolges reden kann. Denn wenn er auch nur das von obrigkeitswegen geſtattete Wahre und Gute ausſpricht, geht der Werth ſeines Wortes nichts deſto minder im öffentlichen Mißtrauen unter, als ſtamme es aus fremder Eingebung oder feiger Heuchelei.

Der Herausgeber dieſer nun zu beendenden Zeitſchrift maßt ſich nicht den Glauben an, daß die Wahrheit und das Recht einzig auf ſeiner Seite ſtehe. Er erröthet nicht, wenn er geirrt, es zu bekennen, weil er ſich nicht ſchämen kann, ein Menſch zu ſein. Aber doch die unzerſtörbare Ueberzeugung trägt er in ſeiner Bruſt, daß ſeine Abſicht jederzeit lauter und heilig war, daß er im Meinungsſtreit der Partheien, nach ſeiner Anſicht, jeder ihr Recht widerfahren ließ, und nüchterne Mäßigung und Gerechtigkeit, als das Edelſte in ſolchen Kämpfen, empfahl.

Auch muß er zur Ehre der Regierung desjenigen Freiſtaats, in welchem er das Glück hat, Mitbürger zu heißen, hier erklären, daß ſie, weil die Preßfreiheit durch kein Staatsgeſetz eingeengt iſt, in Erfüllung der auswärtigen Anſuchen um ſtrengere Beaufſichtigung der Preſſen mit beachtungswürdiger Schonung gegen die Rechte des Schriftſtellers verfuhr.

Mit je zarterer Schonung aber eine Staatsgewalt den Bürger behandelt, um ſo zarter wird der Sinn deſſelben in Erfüllung ſeiner Pflichten gegen das Land ſein, dem er gehört. Er wird es vor ſich ſelber nicht verantworten wollen, daß früher oder ſpäter eine ſeiner Handlungen, eins

Digitized by Google

seiner Worte zum feindseligen Vorwand denen diene, welche vielleicht einmal Vorwand suchen möchten, um einem schuldlosen Lande Verdächtigung und Nachtheil aufzuladen. Der Herausgeber bekennt es unverhohlen, daß dieses der wesentlichste von allen Gründen sei, die ihn bewogen, die Fortsetzung dieser Zeitschrift abzubrechen, und er glaubte dem zahlreichen und achtungswürdigen Kreise seiner Leser diese Rechenschaft schuldig zu sein.

Aarau, im Wintermonat 1823.

Heinrich Zschokke.

Digitized by Google

Inhalt des Jahrgangs 1823.

I. Zur Geschichte Europa's.

1. Im Allgemeinen.

Seite

Die Wirren des Jahrhunderts und des Jahres . . . . . 53.
Glossen zur Geschichte unserer Zeit. — Friedrich der Große und Napoleon. — Volksverarmung. — Zentral-Untersuchungs-Kommission zu Mainz. — Der Kardinal und der Papst. — Deutsche Volkstreue. — Fanatismus unserer Tage. — Mittelalterischer Jakobinismus. — Wirkungen der Zeitungszensur . . . . . 149.
Die europäischen Protektorate . . . . . 197.
Vergleichende Betrachtungen über die Bevölkerung der britischen Inseln und Frankreichs 357.
Die Madonna degli Angeli . . . . . 363.
Zur Geschichte der Meteorologie und Atmosphäre . . . . . 437.
Die Sorge der edlern Menschheit für ihre Würde in unsern Tagen. — Von Bedeutsamkeit der geselligen Vereine unter den Völkern. — Die Friedensgesellschaft von Massachusett. Ihre Verbreitung in England. — Die britische Gesellschaft zur Versittlichung der Gefangenen. Frau Elisabeth Fry. — Gesellschaft zur Vernichtung des Negerhandels. — Gesellschaft für christliche Moral in Paris. — Gesellschaft in Liverpool zur Milderung und allmäligen Aufhebung der Sklaverei . . . . . 481.

2. Im Besondern.

Deutschland.

Adolf Heinr. Friedr. von Schlichtegroll . . . . . 293.

Frankreich.

Die Jesuiten und ihre Missionen im heutigen Frankreich . . . . . 3.
Die asiatische Gesellschaft zu Paris. — Der Ursprung des Papiergeldes . . . . . 96.
Die geographische Gesellschaft . . . . . 137. 334.
Ferney und Voltaire . . . . . 143.
Das königliche Irrenhaus in Charenton . . . . . 192.
Die Republik Andorre . . . . . 219.

Großbritannien.

Das Unglück Irlands . . . . . 245.
Ueber das ostindische wissenschaftliche Kollegium zu Hertfort . . . . . 338.
Lebensgeschichtliche Angaben über Wilhelm Herrschel . . . . . 472.
Irlands verglichener Bevölkerungszustand von 1813 und 1821 . . . . . 524.

Rußland.

Bevölkerung. Schulden. Kriegswesen. Die kaukasische Provinz. Völkerstämme bei Karaß 432.

Schweiz.

Bilder aus der Schweiz . . . . . 101.
Schweizerische Strafrechtspflege 233

Digitized by Google

Beiträge zu den Geschichten der bisthümlichen Angelegenheiten in der schweizerischen Eidsgenossenschaft . . . . . 311.

Spanien.

Die spanischen Glaubensbanden . . . . . 223.
Der Krieg in Spanien. Ein Ueberblick des letzten, mit Resultaten für den gegenwärtigen im Anfang des April 1823 . . . . . 389.

Türkei und Griechenland.

Hella's Lage vor dem Aufstande. Die nähern und entferntern Ursachen, welche denselben herbeigeführt haben . . . . . 315.
Bericht über den gegenwärtigen Zustand der griechischen Konföderation und über ihre Ansprüche auf Unterstützung von der Christenwelt . . . . . 514.

II. Zur Geschichte Asiens.

Wanderungen durch das steinigte Arabien . . . . . 101.
Der Setacond. — Gunong Benko in Sumatra. — Die Insel Don Garcias. — Höhe des Adamsberges auf Ceylon. — Russischer Handelsweg nach China . . . . . 478.

III. Zur Geschichte Afrika's.

Berichte aus Unter-Aegypten . . . . . 130.

IV. Zur Geschichte Amerika's.

Reise durch Chile und das Andengebirg in den Jahren 1820 und 1821 . . . . 281. 329. 414.
Das Eismeer. — Ostküste von Grönland. — Neu-Caledonien . . . . . 384.
Bevölkerung von Brasilien und Columbia . . . . . 435.
Bevölkerung der vereinigten Staaten Nordamerika's. — Bestimmung der Ausmündung des Kupferminenflusses. — Entdeckung der Insel Elisabeth. — Die Gallapagos-Inseln . 526.
Uebersicht der in den Jahren 1816 bis 1822 von dem französischen Naturforscher, Hrn. Auguste de Saint-Hilaire, im Innern von Brasilien durch die cisplatinische Provinz, und die sogenannten Missionen von Paraguay, gemachten Reisen . . . . . 569.

V. Zur Geschichte Südindiens.

Zustand der Niederlassungen in Neuholland . . . . . 480.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die Wirren des Jahrhunderts und des Jahres.	53.
Aus Frankreich: Die asiatische Gesellschaft in Paris. Der Ursprung des Papiergeldes.	96.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google